

ALFRED WEIDINGER / UTE STREITT † (HG.)

MENSCH – UMWELT – REGION

BEITRÄGE ZUR
OBERÖSTERREICHISCHEN
UMWELTGESCHICHTE

IMPRESSUM

Alfred Weidinger / Ute Streitt † (Hg.)
Mensch – Umwelt – Region. Beiträge zur oberösterreichischen Umweltgeschichte.
Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich Folge 52
ISBN 978-3-85474-384-2
Linz 2023

Medieninhaber
OÖ Landes-Kultur GmbH
Geschäftsführung Alfred Weidinger
Museumstraße 14, 4020 Linz
www.oekultur.at

Redaktion:
Elisabeth Schiller

Schriftleitung:
Bernhard Prokisch

Grafische Gestaltung:
Alexandra Bruckböck

Titelbild: Alexandra Bruckböck



Redaktionelle Hinweise:

Die maskuline Geschlechtsbezeichnung wird geschlechtsneutral verwendet.
Bei direkten oder indirekten Verweisen auf fremde Webseiten (Hyperlinks), die außerhalb des Verantwortungsbereichs der OÖ Landes-Kultur GmbH liegen, wird keinerlei Verantwortung für deren Inhalte übernommen. Die OÖ Landes-Kultur GmbH haftet daher auch nicht für die Verletzung von Urheberrechten, Marken- und Persönlichkeitsrechten, die auf einer mit einem Hyperlink versehenen Site möglicherweise begangen werden.

MENSCH – UMWELT – REGION

BEITRÄGE ZUR OBERÖSTERREICHISCHEN UMWELTGESCHICHTE

Einleitendes und Konzeptionelles

- 5 Elisabeth Schiller: Ute Streitt und das Projekt MUR
- 7 Hans Peter Jeschke: Das Projekt „Mensch, Umwelt, Region“ – Methoden und Ansätze
- 19 Gernot Kocher: Ein Konzept zur Umweltrechtsgeschichte

Klima, Energie und Ressourcen

- 29 Maria Kammerer: 500 Jahre Nutzung der Wasserkraft an den Quellbächen der Waldaist
- 37 Helmut Atteneder: Holzschwemme auf Waldaist und Naarn
- 49 Georg Stöger: Von erneuerbarer zu fossiler Energie – Linz, circa 1700 bis 1900
- 71 Klaus-Dieter Richter: Ein innovatives Bauprojekt zur Schadholzaufarbeitung im Reichraminger Hintergebirge (1922/1923)
- 79 Maria Atteneder: Die erloschenen Glashütten im Mühl- und Waldviertel am Beispiel Liebenau
- 93 Gerhard Tolar: Die Pferdeisenbahn Budweis – Linz – Gmunden
- 111 Klaus-Dieter Richter: Bau und Sanierung des Bosruck-Eisenbahntunnels
- 121 Klaus Bernhard / Reingard Peyrl: Klimaveränderungen in Oberösterreich und Anpassungsmaßnahmen
- 129 Petra Pierecker: Auswirkungen des Klimawandels auf die Ressource Holz

Landschaftsnutzung und -veränderung

- 133 Hans Peter Jeschke: Die „Raumordnung“: Ein Rechtsinstrument schreibt Umweltgeschichte
- 155 Georg Stöger: Zwischen privat und öffentlich – Gärten und Parks in Linz, circa 1700 bis 1900
- 175 Friedrich Idam: Historische Wasserregulierung im Welterbegebiet Hallstatt
- 191 Regine Jungwirth: Veränderungen im Gewässersystem und deren Auswirkungen auf die Berufsfischerei – zwei Fallbeispiele aus dem Eferdinger Becken (16. und 18. Jahrhundert)
- 197 Helmut Atteneder: Die Aufbaugemeinschaft Liebenau – 1939 bis 1945
- 207 Josef Weichenberger: Bemühungen um die Ausrottung von Bär, Luchs und Wolf im südöstlichen Oberösterreich (circa 1600 bis 1900)
- 229 Helmut Atteneder: Die Jagd, ein Indikator für Artenvielfalt und Individuenhäufigkeit am Beispiel Liebenau
- 243 Hans Peter Jeschke: Alfred Sighartners „Salzkammergutplanung“ (1947 bis 1949). Eine ideengeschichtliche Spurensuche als Beitrag zur Geschichte des Lebens- und Wirtschaftsraumes „Salzkammergut“

Bedrohung durch Natur und Umwelt

- 249** Erich Lang: Sterbedaten in Oberösterreich von 1577 bis 1940
- 257** Peter Fussl: Von *Dung Krippen* und *Haimblichen Sizen* bis zur *Vergüftung des Luffts* und der *benommenen Lichten*. Umweltverschmutzung um die Mitte des 17. Jahrhunderts im Markt Ried und ihre gerichtliche Ahndung
- 265** Helga Heist: Die „Magistri Sanitatis“ im Land ob der Enns (circa 1550 bis 1650)
- 283** Helga Heist: Pest- und Seuchenjahre in Oberösterreich im 17. Jahrhundert: Die Rolle der Behörden
- 309** Peter Fußl: Die Pest im Markt Ried und im Hausruckviertel (16. bis 18. Jahrhundert)
- 323** Helga Heist: Von Impfverweigerung bis Impfrevolte: Die Blattern und die Widerstände gegen die Impfung in der Herrschaft Stauff zu Beginn des 19. Jahrhunderts
- 339** Peter Fußl: Abdecker – Schinder – Wasenmeister. Ein Außenseiter im Dienste von Mensch und Umwelt
- 367** Otto Ruhsam: Brandkatastrophen in Freistadt
- 377** Helga Heist: Von Erdbeben, Überschwemmungen, Orkanen und anderen Katastrophen: Hallstatts Kampf mit den Elementen
- 389** Fritz Fellner: Das Hochwasser 1899 im Spiegel der Presse
- 403** Otto Ruhsam: Archäologie und Hochwasser am Trosselsdorfer Bach
- 411** Peter Fußl: Der „Kornregen“ über dem Inn- und Hausruckviertel im Jahr 1570. Güte Gottes oder Vorbote des Weltuntergangs?
- 419** Klaus-Dieter Richter: Notstände in der Landwirtschaft des Bezirkes Steyr-Land zu Beginn des 20. Jahrhunderts
- 433** Fritz Fellner: Bisamratte, Kormoran, Maikäfer. Drei tierische Schädlinge in Zeitungsberichten aus dem Jahr 1918

Geschichte, Gegenwart und Zukunft

- 445** Reingard Peyrl: Geschichte und Zukunft oberösterreichischer Städte. Von der mittelalterlichen Stadt zur Smart City
- 455** Helmut Atteneder: Über die Rettung von Hochmooren. Zwei erfolgreiche Beispiele
- 463** Erika Enzlberger-Heis: Wind – Räder – Windräder
- 469** Reingard Peyrl: Ressource Holz
- 475** Simone Hüttmeir: Holz als Energieträger
- 479** Klaus Bernhard: Papier und Fabriken
- 483** Hans Peter Jeschke: Umwelt – Landschaft – Lebensraum: Objekte des erweiterten ethischen Verantwortungsbereiches. Ein europäischer Paradigmenwechsel
- 491** Reingard Peyrl: Von der Umweltgeschichte zur Zukunftsarbeit
- 495** Abkürzungsverzeichnis
- 499** Kurzbiografien

UTE STREITT UND DAS PROJEKT MUR

Elisabeth Schiller

Dieser Band ist nicht nur ein breit gefächertes Beitrag zur Umwelt- und Regionalgeschichte Oberösterreichs, sondern auch ein Vermächtnis: das Vermächtnis von Ute Streitt, die das Projekt MUR – Mensch, Umwelt, Region – initiiert und vorangetrieben hat. Forschungsprojekte zu führen und Menschen dafür zu begeistern, war Ute Streitt ja nicht fremd; bereits 2011 hatte sie sehr erfolgreich das große Projekt zu Rechtsprechung und Strafvollzug in Oberösterreich mit einem auch international beachteten Forschungsband und einer Ausstellung abgeschlossen.¹ Schon damals setzte sie sehr stark auf die so genannten Heimatforscher – neben wissenschaftlichen Profis arbeiteten viele von ihnen am Projekt Rechtsgeschichte mit. Lange bevor der Begriff der „Citizen Scientists“ in Mode kam, war sie davon überzeugt, dass gerade in der Geschichtswissenschaft die oft mühevollen Kleinarbeit der begeisterten Laienforscher sehr wertvoll, wenn nicht gar unverzichtbar ist.

In diesem Sinne lud sie, kaum war der Rechtsgeschichte-Band erschienen, wieder alle Interessierten zur Mitarbeit an „MUR“ ein. In der Welserstraße 20, dem Arbeitsplatz Ute Streitts als Sammlungsleiterin der Bereiche Technikgeschichte, Rechtsaltertümer, Historische Waffen und Militaria, traf man sich monatlich und stellte seine neuesten Forschungsergebnisse vor. Das Themengebiet ist naturgemäß sehr umfangreich und vielfältig – wie die einzelnen Beiträge dieses Bandes recht anschaulich beweisen.

Leider konnte Ute Streitt seine Fertigstellung nicht mehr miterleben, sie starb im März 2020 im 49. Lebensjahr. Als ihre schwere Erkrankung eine Weiterarbeit unmöglich machte, stand allerdings das grobe Konzept des Bandes schon fest. Ich hatte als Lektorin bereits gemeinsam mit ihr daran gearbeitet, und daher war es nur logisch, dass ich versuchte, das Projekt in ihrem Sinn zu einem positiven Abschluss zu bringen. Ich hoffe, es ist mir einigermaßen gelungen – mit viel Hilfe der Beteiligten; dafür bedanke ich mich sehr!

¹ Folge 30 der Studien zur Kulturgeschichte Oberösterreichs: Streitt, Ute / Kocher, Gernot / Schiller, Elisabeth (Hrsg.): Schande, Folter, Hinrichtung. Forschungen zu Rechtsprechung und Strafvollzug in Oberösterreich. Linz 2011, incl. DVD.

„Mensch – Umwelt – Region: Beiträge zur oberösterreichischen Umweltgeschichte“: So heißt der vorliegende Band, und es war nicht ganz einfach, diese Beiträge, die aus den unterschiedlichsten Forschungsgebieten mit genauso unterschiedlichen Ansätzen stammen, zu einem stimmigen Ganzen zusammenzufassen. Wir haben uns entschieden, mit ein wenig Theorie zu beginnen, um dann das Schwergewicht auf Themen wie Klima, Ressourcen und Energie, Landschaftsnutzung und -veränderung und die besonders in der Vergangenheit als sehr präsent empfundene Bedrohung durch die Natur zu legen; den Abschluss bildet ein Ausblick in die (mögliche) Zukunft.

Mag.^a Dr.ⁱⁿ Ute Streitt (1971 – 2020) hat für das Thema Umwelt/Umweltgeschichte gebrannt. Dieses Buch ist ihr gewidmet.

DAS PROJEKT „MENSCH, UMWELT, REGION“ – METHODEN UND ANSÄTZE

Hans Peter Jeschke

Ute Streitt hat aus den vielfältigen Projekten ihres Wirkens und dem Leitfaden für das Projekt mit dem Titel „Mensch, Umwelt, Region“ einen transdisziplinären Ansatz gewählt, der nicht nur anthropogene Faktoren, sondern auch den Naturraum, die Ökologie und die historische Dimension unserer Lebensraumentwicklung einschließt. Hier ergibt sich nun die Frage, inwieweit vorhandene Materialien bei der Landschaftsgestaltung in Oberösterreich systematisch Verwendung fanden und vorliegende Dokumentationen eine der Grundlagen für die aktuelle Umwelt- und Landschaftsgestaltung sein können. Wie können kulturlandschaftliche Informationen an andere Fachplanungen und diverse Interessengruppen weitergegeben werden? Welche Umsetzungsmaßnahmen waren und/oder sind denkbar? Letztlich geht es um den Umgang mit der Landschaft gestern, heute und morgen. Dieser Beitrag soll daher auch zu einer Spurensuche nach der Aufnahme und Verwendung von Grundlagen-Materialien und Forschungsergebnissen einladen.

Wir können unseren „Lebensraum“, die Landschaft und die Kulturlandschaft als das Ergebnis der Wechselwirkungen zwischen naturräumlichen Gegebenheiten und menschlicher Einflussnahme im Laufe der Geschichte bezeichnen. Er ist ein unter dem Einfluss der Kulturkräfte geschaffener, in Wohn-, Wirtschafts- und Verkehrsraum gegliederter Lebensraum des Menschen. Um die Begriffe Umwelt, Region und Landschaft im gegebenen Zusammenhang als solche zu evaluieren und für das Projekt nutzbar zu machen, ist es notwendig, einen fachlichen und wissenschaftlichen Rahmen weiter abzustecken und hinsichtlich der Quellen zu vertiefen. Innerhalb der vielen Fachgebiete werden Umwelt, Region und Landschaft jeweils anders definiert und die Bewohner einer Region nehmen ihre Umwelt höchst unterschiedlich wahr. Besonders wichtig sind dabei daher auch die Auswahl der Indikatoren, Quellen (Museen, Archive, Eigenerhebungen et cetera), die Konzeption der Grundlagenforschung und das oben angesprochene Ziel der Umsetzung.

DER BEGRIFF REGION

„Region“ wird im alltagssprachlichen Umgang für einen räumlichen Ausschnitt unserer Umwelt, der größer ist als der örtliche Zusammenhang und dessen tatsächliche

Ausdehnung aber nicht unbedingt identifiziert ist, verwendet.¹ Daneben existieren Wahrnehmungs- oder Identitätsregionen auf Grund subjektiver Identifikationen. Besonders häufig wird der Begriff Region im alltagssprachlichen Gebrauch als Synonym für Heimat oder Landschaft verwendet.

Die Forstwirtschaft spricht bei ihren forstlichen Raumplänen von Wuchsbezirken, die Agrarwirtschaft von agrarischen Produktionsgebieten und die Hydrographie von Einzugsgebieten. In der Geographie wird allgemein zum Beispiel mit „Region“ ein Gebiet bezeichnet, das geographisch, politisch, ökonomisch und/oder administrativ eine Einheit bildet.

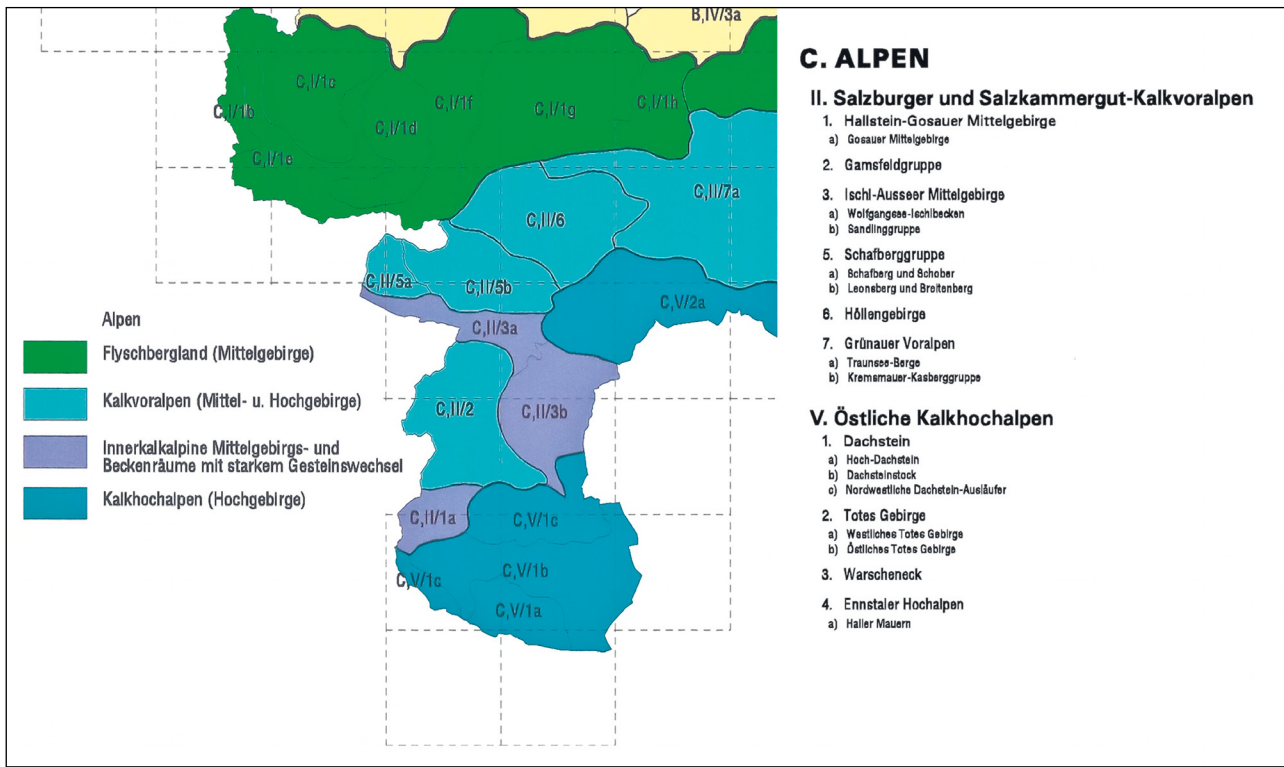
Im Kontext von Wissenschaft und (Raum-)Planung wird der Begriff der Region als zielorientierter räumlicher Ausschnitt mittlerer Ebene verstanden, dessen räumliche Dimension und Abgrenzung sich aus dem oder den definierten Ziel(en) ableitet. Die Gebietseinheiten des jeweiligen Österreichischen Raumordnungskonzeptes (ÖREK) der Österreichischen Raumordnungskonferenz (ÖROK) auf nationaler Ebene zählen dazu. In der Raumordnung der Länder werden auf der Basis analytisch ermittelter Regionen normative Regionen von der Landesplanung und Regionalplanung zur Erreichung bestimmter Ziele festgelegt (Planungsregionen oder -teilregionen beziehungsweise thematisch gebundene Sachprogramme).

Auch die Europäische Union verwendet das Konzept der Regionen und spricht von der „Systematik der Gebietseinheiten für die Statistik“, abgekürzt NUTS². Diese Gliederung bildet die Basis zur regionalen statistischen Auswertung und regionalen Förderung im Rahmen der EU-Gesetzgebung und EU-Initiativen (Regional-, Agrar-, Landschafts- und Umweltpolitik et cetera).

HERMANN KOHL, DAS NALA UND HERBERT MAURERS KULTURLANDSCHAFTSGLIEDERUNG

Die in der weiteren Folge genannten Personen, Publikationen und Dienststellen können direkt neben anderen weiterführenden Materialien grundlegende Hilfestellung und Basismaterial für das Projekt geben, welches unseren Lebensraum, die Landschaft und Kulturlandschaft als das Ergebnis der Wechselwirkungen zwischen naturräumlichen

- 1 Der Begriff „Region“ findet im Alltag für einen durch bestimmte Merkmale (zum Beispiel Tourismus), funktionale Abhängigkeiten (zum Beispiel Verkehr, Pendler-Einzugsbereich) oder Wahrnehmung gekennzeichneten Teilraum mittlerer Dimension innerhalb eines Gesamttraums Verwendung. Er dient auch zur Bezeichnung der verschiedensten räumlichen, oft nicht näher präzisierbaren Phänomene von wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Gegebenheiten und Einschätzungen des so angesprochenen Gebietes.
- 2 NUTS:AT ist der Code der „Nomenclature des unités territoriales statistiques“ (deutsch: „Systematik der Gebietseinheiten für die Statistik“) der amtlichen Statistik der Europäischen Union für Österreich, welches nach der Regionalgliederung in folgende NUTS-Ebenen eingeteilt wird: Grundverwaltungseinheiten Bundesländer (innerstaatliche Verwaltungsgliederung Österreichs), drei NUTS-1-Regionen: Gruppen von Bundesländern (Statistikregionen der Europäischen Gemeinschaften), neun NUTS-2-Regionen: Grundverwaltungseinheiten Bundesländer (innerstaatliche Verwaltungsgliederung Österreichs), 35 NUTS-3-Regionen: Gruppen von Gemeinden, Gruppen von Bezirken (politische Bezirke, vereinzelt nur ein einziger derselben, teils auch Gerichtsbezirke oder reine Statistikregionen der Statistik Austria/Europäische Gemeinschaften) und 2095 LAU-Regionen: Gemeinden. (LAU: lokale Verwaltungseinheiten)



Gegebenheiten und menschlicher Einflussnahme im Laufe der Geschichte in den Blick nimmt.

Hermann Kohl³ hat schon in den 1960er-Jahren – als Geograph und Geologe – die in Abb. 1 gezeigte geomorphologische Gliederung als Bezugssystem für Oberösterreich vorgelegt. Er hatte dabei auch schon Aspekte der Anwendung in der Landesplanung und Raumordnung im Blick – zwölf Jahre vor dem ersten oberösterreichischen Raumordnungsgesetz 1972! Diese Gliederung war nicht nur in Oberösterreich, sondern Jahrzehnte später auch bei Projekten auf Bundesebene richtungweisend.

Auch für die naturschutzfachliche Raumgliederung Oberösterreichs und die „Leitbilder für Natur und Landschaft (NaLa)“ des Amtes der Oberösterreichischen Landesregierung ist sie eine der wichtigsten Grundlagen. Die einzelnen Raumeinheiten stellen im Projekt „NaLa“ jene Bezugsräume dar, in denen die jeweilige Raumcharakteristik sowie die jeweils speziell formulierten naturschutzfachlichen Ziele im Sinne des oberösterreichischen Naturschutzgesetzes dargelegt werden.

Herbert Maurer⁴ hat sich als Geograph, Demograph und Historiker schon von Anfang an mit dem Phänomen „Grenze“ – seinem Dissertationsthema – und der Landschaft Oberösterreichs beschäftigt. 1980 hat er in der Publikation anlässlich des internationalen

3 Hermann Kohl (1920-2010) erstellte für den Oberösterreich-Atlas eine Reihe von Klimakarten, eine geomorphologische Karte und eine Karte der naturräumlichen Gliederung: Vgl. Kohl 1960, S. 7-32, und Kohl 1971, S. 34-59.

4 Herbert Maurer (1922-2007), Studium der Geographie, Geschichte, Philosophie und Deutsch. Arbeitsschwerpunkte: Kartographie für den Atlas von Oberösterreich, Demographie, Wirtschaftsgeographie, Kulturgeographie und Statistik.

Abb. 1: Die geomorphologische Gliederung Oberösterreichs von Hermann Kohl als landschaftliches Bezugssystem zur Identifizierung von Kulturlandschaften auf Landesebene.

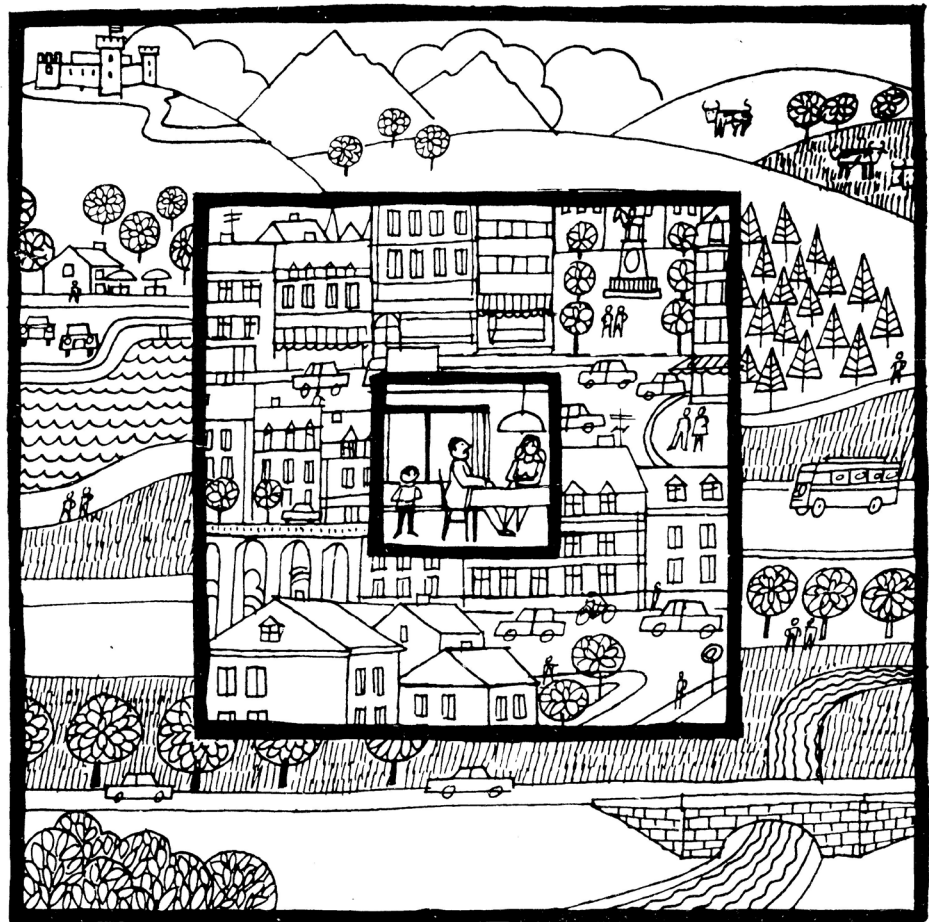


Abb. 2: Wahrnehmung von Lebensraum und Umwelt.

Symposiums „Interpraevent 1980“ in Bad Ischl mit seinem Beitrag „Der Naturraum Oberösterreichs“ eine umfassende kulturgeographische Darstellung von Oberösterreich vorgelegt, wo die dominante naturräumliche Grobgliederung (Morphologie), aber auch historisch-kulturelle Gemeinsamkeiten im vorherrschenden Siedlungstyp und in der Siedlungsverteilung beziehungsweise in der territorialgeschichtlichen Gliederung, Landschaftsfunktion und -nutzung (Land- und Forstwirtschaft, Erholung, Verkehr, Bergbau, Sondernutzungen und so weiter) sowie in der Bebauungsdichte (Verdichtungsräume) Thema waren.⁵ 1993 erarbeitete er über Einladung des Autors die Kulturlandschaftsgliederung Oberösterreichs (Kulturlandschaftseinheiten und Kulturlandschaftsregionen)⁶ und legte in den Jahren 1999 bis 2004 auch im Rahmen eines internationalen EU-Projektes die Kulturlandschaftsgliederung Österreichs vor.⁷

5 Vgl. Maurer 1980.

6 Vgl. Maurer 1993.

7 Vgl. z. B. Maurer 1999, Maurer 2001, Maurer 2004.

DIE „WAHRNEHMUNG“ VON LEBENSRAUM, LANDSCHAFT, KULTURLANDSCHAFT, KULTURELLEM ERBE

Die Mitarbeit bei „Mensch, Umwelt, Region“ hat den Autor veranlasst, auf die in dem Buch „Problem Umweltgestaltung“⁸ genannten Begriffe und Fachgebiete wie Raumordnung, Orts- und Stadtgestaltung, Ortsbild- und Denkmalschutz, Landschaftspflege und natürlich Umweltschutz Bezug zu nehmen und einen Zusammenhang herzustellen. Ideen, Konzepte, Strategien für Instrumentarien und deren Umsetzung wurden entwickelt, mit denen die Lebenswelt – die unmittelbare „Umwelt“ – und die weitere „Umwelt“, die „Region“ angesprochen sind. In Abb. 2 sind „Lebensräume“ und die „Umwelt“ skizziert, wie sie im Allgemeinen wahrgenommen werden: der unmittelbare Wohnraum des Einzelnen, der Bestandteil von bebauten Gebieten mit unterschiedlicher Dichte in Dorf und Stadt ist. Beide „Lebensräume“ sind in der vereinfachenden Graphik in eine Landschaft „eingebettet“, die durch Landwirtschaft und sonstige Freiraumnutzungen besonders und mehrheitlich geprägt ist. Sind all diese Lebensräume Kulturlandschaft? Unsere Lebensräume sind „alltägliche“ Umwelt und werden vielfach erst mit den Themen wie Landschaftserlebnis im Urlaub, Landwirtschaft, Forstwirtschaft, Umweltschutz, Klimawandel, Ressourcenknappheit, Baulandentwicklung, Zersiedlung, Zerstörung des Bodens und so weiter in den Vordergrund unserer Aufmerksamkeit geschoben. Die Graphik weist auch auf Betrachtungsebenen unserer Lebensräume, der Umwelt und der Kulturlandschaft hin und verdeutlicht im Zusammenhang die Notwendigkeit der Betrachtung, Visualisierung und der Inventarisierung der Kulturlandschaft samt ihrer Teilelemente auf verschiedenen Ebenen. Nicht nur Einzelobjekte, Ensembles, historische Dorf- und Stadtgebiete, auch größere Landschaftsteile und Kulturlandschaftseinheiten und -regionen lassen, im geographischen, historischen und naturräumlichen Kontext betrachtet, die Charakteristik – die „Individualität“ – von oberösterreichischen Kulturlandschaften erkennen.

DIE ROLLE VON GEOGRAPHIE, LANDSCHAFT, KULTURLANDSCHAFT UND DES KULTURELLEN ERBES IM PROJEKT „MENSCH, UMWELT, REGION“

In Weiterführung dieses Ansatzes kann auf eine Begriffsbestimmung Trolls zurückgegriffen werden, der eine „geographische“ Landschaft als einen Teil der Erdoberfläche versteht, die nach ihrem äußeren Bild und dem Zusammenwirken ihrer Erscheinungen sowie den inneren und äußeren Lagebezeichnungen eine Raumeinheit von bestimmtem Charakter bildet und an geographischen, natürlichen Grenzen in Landschaften von anderem Charakter übergeht.⁹

Die reale Eigenart des Großteils der Kulturlandschaft ergibt sich aus zwei Faktoren, einerseits der Landschaftsgenese, den natürlichen Standortfaktoren, andererseits aus anthropogenen Einflüssen, aus der planmäßigen Pflege, Bebauung und Nutzung des Vorgefundenen. Die Kulturlandschaft im raumplanerischen beziehungsweise geographischen Sinne ist geschichtlich gewachsen und ist, wie oben erwähnt, einem stetigen Wandel unterworfen. Da dieser Wandel nicht alle Bereiche und Elemente der Landschaft gleichzeitig erfasst, sind in einem Landschaftsausschnitt Elemente aus unterschiedlichen

8 Vgl. Jeschke 1982.

9 Vgl. Troll 1966, S. 8.

Zeiten vorhanden. Zur Feststellung, welche Elemente und Schichten in einer Kulturlandschaft als historisch bezeichnet werden können, wurde der Begriff der Persistenz eingeführt: Historische Elemente der Kulturlandschaft sind solche, „die von einer früheren Gesellschaft für ihre damals herrschenden Verhältnisse als sozial, ökonomisch und stilistisch angemessen geschaffen wurden und die von der jeweiligen gegenwärtigen Gesellschaft mit ihren veränderten Verhältnissen und Vorstellungen so nicht mehr neu geschaffen werden, weil sie ihr nicht mehr entsprechen.“¹⁰ Aus den inzwischen zahlreich vorliegenden Zusammenstellungen der (historischen) Kulturlandschaftselemente sei die an das Konzept der Daseinsgrundfunktionen angelehnte Typologie von Gunzelmann herausgehoben, die historische Kulturlandschaftselemente zeitlich flexibel nach rezenten (bestehenden) und fossilen (abgegangenen) Funktionsbereichen und zur Bewertung für planerische Zwecke ordnete. Folgende Elemente nach punkthaften, linienhaften und flächenhaften Grundformen können unterschieden werden: Elemente der Siedlung, Elemente der Landwirtschaft, Elemente des Gewerbes, Elemente des Verkehrs, Elemente der Freizeit und sonstige Elemente.¹¹

Burggraaff definiert daher auch Kulturlandschaft im geographischen Sinn als einen „von Menschen nach ihren Bedürfnissen eingerichteten und angepassten Naturraum, der im Laufe der Zeit mit einer zunehmenden Dynamik entstanden ist und ständig verändert bzw. umgestaltet wurde und noch wird. Sie stellt heute einen funktionalen und prozessorientierten Systemzusammenhang dar, dessen optisch wahrnehmbarer strukturierter Niederschlag aus Punktelementen, verbindenden Linienelementen und zusammenfassenden sowie zusammengehörigen Flächenelementen besteht“¹² und betont damit auch die Wertneutralität des Begriffes an sich. „Erst die Bewertung eröffnet Ziele und Strategien für den Schutz, die Pflege und Weiterentwicklung. Denn erst der genetische Vergleich der verschiedenen in der Zeit sich ablösenden Kulturlandschaften gibt möglichst vollkommenen Aufschluss über den Formenschatz der heutigen Kulturlandschaft“¹³. Damit sind alle Wirkkräfte angesprochen, die jede Zeit und jede Kultur nach dem Maß ihrer Kräfte auf die Landschaft ausgeübt hat. Die historische Geographie versteht sich als Teil der Gesamtgeographie, die bei ihren landeskundlichen Forschungen kultur- und naturgeographische Aspekte gleichermaßen berücksichtigen will.

DIE NOTWENDIGKEIT EINER MASSSTABS- UND PLANUNGSEBENEN- ABHÄNGIGEN KULTURLANDSCHAFTSINVENTARISIERUNG

Der Begriff „kulturelles Erbe“ umfasst das baukulturelle, archäologische und landschaftskulturelle Erbe. Das landschaftliche Erbe zählt daher auch zu den Kulturgütern, für das sich in Europa der Begriff der Kulturlandschaft etabliert hat. Die Kulturlandschaft umfasst sowohl städtische als auch ländliche Bereiche und setzt ein geschichtliches Verständnis des Raumes voraus. Sie entsteht in einer fortlaufenden Entwicklung, die bis in die Gegenwart andauert und hineinwirkt. Erst das Verständnis für dieses Wirkgefüge ermöglicht es, die eigene Gegenwart zu verstehen und die Zukunft zu gestalten. Damit

10 Nitz 1982, S. 195.

11 Gunzelmann 1987, S. 56.

12 Burggraaff 1996, S. 10-12.

13 Maull 1925, S. 20.

wird auch die historisch-geographische Definition von Kulturlandschaft als einem von Menschen nach ihren Bedürfnissen eingerichteten und angepassten Naturraum, der im Laufe der Zeit mit einer zunehmenden Dynamik entstanden ist und ständiger Veränderung unterliegt, leicht verständlich.

Burggraaff hat daher einen systematischen Stufenbau für die Inventarisierung der Kulturlandschaft vorgeschlagen, der für den Autor und die gegenständliche Darstellung verbindlich ist:

- Großräumige Kulturlandschaften – übergeordnete Kulturlandschaften über die Landesgrenzen hinweg (Bearbeitungsmaßstab 1:500.000 und kleiner),
- Kulturlandschaftseinheiten – überregionale Landschaften der mittleren Ebene, in denen eine oder wenige, meistens untereinander zusammenhängende Nutzungen, funktionelle Aktivitäten verbunden mit der naturräumlichen Beschaffenheit dominieren und dadurch einen Raum prägen (Bearbeitungsmaßstab 1:50.000 bis 1:100.000),
- Kulturlandschaftsbestandteile – nach Nutzung und Funktionsbereichen zusammengehörige Kulturlandschaftselemente, die als solche Strukturen bilden (Bearbeitungsmaßstab 1:10.000 bis 1:25.000) und
- Kulturlandschaftselemente – Punkte, Linien und Flächen als persistente Elemente und Relikte (Bearbeitungsmaßstab 1:10.000 und größer).¹⁴

Die „Historische Kulturlandschaft“ ist „Träger materieller geschichtlicher Überlieferung und kann im Einzelfall eine eigene Wertigkeit im Sinne einer Denkmalbedeutung entfalten. Die Historische Kulturlandschaft ist ein Ausschnitt aus der aktuellen Kulturlandschaft, der durch historische, archäologische, kunsthistorische oder kulturhistorische Elemente und Strukturen geprägt wird. Wesentlich dafür sind ablesbare und substantiell greifbare Elemente und Strukturen in der Landschaft, welchen man geschichtliche Bedeutung zumisst, ohne dass sie selbst denkmalwürdig sein müssen. Die Historische Kulturlandschaft ist zugleich das Umfeld einzelner historischer Kulturlandschaftselemente oder Denkmale. Die Erhaltung einer historischen Kulturlandschaft oder Teilen davon liegt in beiden Fällen im öffentlichen Interesse.“¹⁵

LANDSCHAFT, KULTURLANDSCHAFT UND KULTURELLES ERBE – BEZUGSSYSTEME ZUR IDENTIFIZIERUNG IN EUROPA, ÖSTERREICH UND OBERÖSTERREICH

Das „Kulturlandschaftsinventar Österreich“ auf nationaler Ebene mit seinen Kulturlandschaftseinheiten und -regionen macht die Vielfalt sichtbar. Auf regionaler Ebene erfolgt die Identifizierung der Kulturlandschaft und ihrer historischen Kulturlandschaftselemente zum Beispiel im Rahmen eines Kulturgüter- beziehungsweise Kulturlandschaftsinformationssystems. Die Autoren Wrška, Szerencsits und Reiter etwa verfolgten einen landschaftsökologischen Ansatz zur Identifizierung von Raumtypen, die auf Grund ihrer Gestaltmerkmale mehrfach im österreichischen Bundesgebiet angetroffen werden

¹⁴ Vgl. Burggraaff 1996.

¹⁵ Kultusministerkonferenz 2003, S. 1.

TYPENREIHEN ÖSTERREICHISCHER KULTURLANDSCHAFTEN

Typenreihe

- Alpine Fels- und Eisregionen
- Almen, Bergmähder und Naturrasen der Subalpinen und Alpenen Stufe
- Bandförmig ausgedehnte Waldlandschaften
- Inselförmige Waldlandschaften
- Grünlandprägte Kulturlandschaften des Berglandes
- Grünlandprägte Kulturlandschaften glazial geformter Becken, Talböden und Hügelländer
- Grünlandprägte Kulturlandschaften außeralpiner Becken, Täler und Hügelländer
- Kulturlandschaften mit ausgeprägtem Futterbau
- Kulturlandschaften mit dominantem Getreidebau
- Weinbaudominierte Kulturlandschaften
- Komplexlandschaften mit Obst- und Weinbau
- Siedlungs- und Industriegebiete

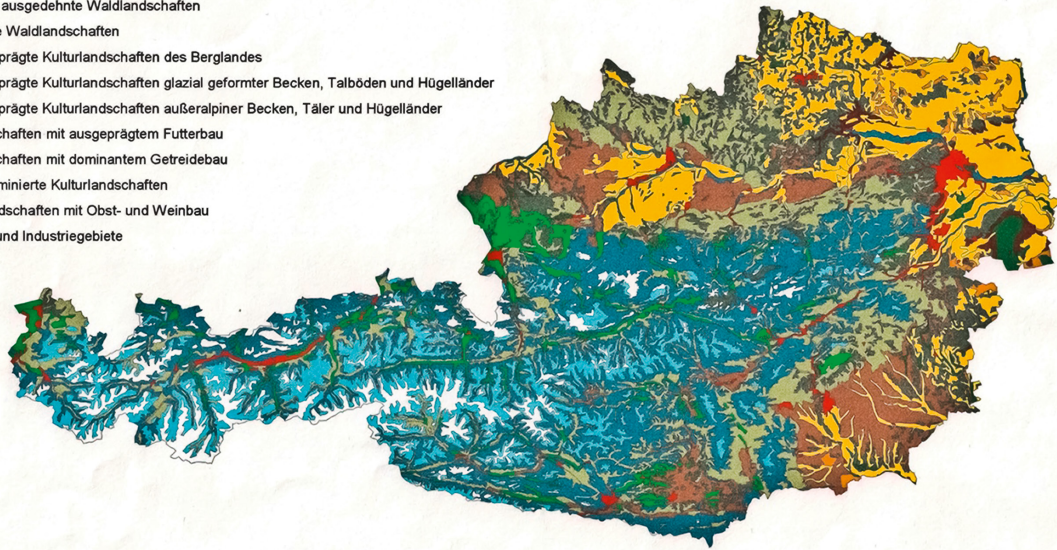


Abb. 3: Typenreihen österreichischer Kulturlandschaften. Der ökologische Ansatz zur Identifizierung von Kulturlandschaften auf nationaler Ebene.

und Grundlage einer ökologischen Nachhaltigkeitsbewertung sein können.¹⁶ (Abb. 3) Den kulturgeographischen Ansatz illustriert Abb. 4: Im Netz der Kulturlandschaftsgliederung Österreichs (Ausschnitt) mit den sieben Kulturlandschaftsregionen und 141 Kulturlandschaftseinheiten Österreichs im Kulturlandschaftsinventar Österreichs (KLIÖ)¹⁷ ist sehr gut das „Salzkammergut“ als „Region“ in „Zusammenfassung“ seiner unterschiedlichen Bereiche dargestellt. Hingewiesen wird auf die Einheiten 014 Oberer Attergau und Mondseeland, 015 Äußeres Salzkammergut, 016 Inneres Salzkammergut sowie ST 1 Ausseer Land. Die Grenzziehung zwischen den Einheiten – eigentlich Landschaftssäumen – sind im Hinblick auf die Gemeindegrenzen Österreichs generalisiert gezeigt. Damit können auch statistische Daten (Bevölkerung, Wirtschaft et cetera) für die Beschreibung und Analyse verwendet werden.¹⁸

KULTURLANDSCHAFTS- UND KULTURGÜTERINVENTARISATION – BEISPIEL EINER HILFESTELLUNG FÜR SCHULEN UND ERWACHSENENBILDUNG

Das ausgewählte Beispiel verwendet vorliegende Dokumentationen als eine der Grundlagen für die aktuelle Umwelt- und Landschaftsgestaltung und lädt zu einer Spurensuche nach der Aufnahme und Verwendung von Grundlagen-Materialien und Forschungsergebnissen ein:

16 Vgl. Wrška 2002 und Wrška / Szerencsits / Reiter 1997.
 17 Vgl. Jeschke 2001a, und Jeschke 2001b; Bundesministerium 2004.
 18 Vgl. Maurer 2001.

KULTURLANDSCHAFTSGLIEDERUNG

KULTURLANDSCHAFTSEINHEITEN UND KULTURLANDSCHAFTSREGIONEN

B1 Kulturlandschaftseinheit (mit Kennziffer)

RI Kulturlandschaftsregion (mit Kennziffer)



A) Kulturlandschaftsregionen

RI Karpatenvorland, Wiener Becken, Alpenostrand, Pannonische Tiefebene
 RII Granit- und Gneishochland
 RIII Nördliches Alpenvorland
 RVII Südöstliches Alpenvorland
 RIV Nordalpen
 RV Zentralalpen
 RVI Südalpen und Klagenfurter Becken

B) Kulturlandschaftseinheiten

Oberösterreich

O1 Obermühlviertler Hochland
 O2 Obermühlviertler Randland
 O3 Untermühlviertler Hochland
 O4 Untermühlviertler Randland
 O5 Innviertler Sauwald
 O6 Hausruckviertler Sauwald
 O7 Innviertler Hügelland
 O8 Oberinnviertel
 O9 Hausruck und Kobernaubewald
 O10 Hausruckviertler Hügelland und Eferdinger Becken
 O11 Donau-Traun-Ager-Niederung
 O12 Unteres Traunviertel
 O13 Unterer Attergau
 O14 Oberer Attergau und Mondseealand
 O15 Äußeres Salzkammergut
 O16 Inneres Salzkammergut
 O17 Krems- und Steyrtal
 O18 Windischgarstener Becken
 O19 Mittleres Ennstal

Bearbeitung und Entwurf: H. Maurer, Wien

© Herausgeber: H. P. Jeschke, Projektgruppe Raumordnung ÖÖ, bzw. ICOMOS (Arbeitsgruppe Kulturlandschaft, Raumordnung, Regionalplanung und Städtebau)

- Im „Handbuch zum umfassenden Kulturgüter- und Ortsbildkataster“¹⁹ sind relevante Inventare, Bilddokumentationen und landeskundliche Unterlagen aus dem Datenbankauszug auffindbar.
- Die Gesellschaft für Landeskunde hat eine umfangreiche Fachpublikation zum Thema Salzkammergut vorgelegt, die zum vertiefenden Studium einlädt.²⁰
- Die Handreichung „Welterbe aktiv“ des Tourismusverbandes Inneres Salzkammergut für Schulen und Lehrer umfasst mehr als 150 Seiten.²¹
- Ein Lehrerbrief verbindet die Sachinformation mit den Lehr- und Lernzielen für den Unterricht an Österreichs Schulen.²²

Abb. 4: Der kulturgeographische Ansatz zur Identifizierung von Kulturlandschaften auf nationaler Ebene.

Unterstützt werden die oben genannten Arbeitsschritte noch durch eine Anleitung zur Inventarisierung mit Bezug zu vorliegenden Dokumentationen. Diese Anleitung kann auch als eine „Schule des Sehens“ verstanden werden, weil die Fachtexte, durch zahlreiche Graphiken unterstützt, eine neue Sicht der Umwelt ermöglichen.²³

19 Vgl. Jeschke 1981.

20 Vgl. Jeschke o.J.

21 Vgl. Jeschke 2006.

22 Vgl. Jeschke 1990.

23 Vgl. Jeschke / Pitschmann 1983.

QUELLEN UND LITERATUR

Bundesministerium 2004 = Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit. Sektion V – Wohnbauforschung: Neue Strategien für die Erhaltung, Pflege und Entwicklung des baukulturellen Erbes in der Kulturlandschaft. KLIÖ („Nationales Kulturlandschaftsinventar“) Wien 2004.

Burggraaff 1996 = Burggraaff, Peter: Der Begriff „Kulturlandschaft“ und die Aufgaben der „Kulturlandschaftspflege“ aus der Sicht der Angewandten Historischen Geographie. In: Natur- und Landschaftskunde 32, S. 10–12.

Gunzelmann 1987 = Gunzelmann, Thomas: Die Erhaltung der historischen Kulturlandschaft. Angewandte Historische Geographie des ländlichen Raumes mit Beispielen aus Franken. Bamberg 1987.

Jeschke 1981 = Handbuch zum „umfassenden Kulturgüter- und Ortsbildkataster“ im öö. Raumordnungskataster. Hrsg. von Hans Peter Jeschke und der Oberösterreichischen Landesregierung. Lfg. 2. Band 1: Oberösterreich, Bezirks- und Gemeindeverzeichnis. Band 2: Autorenverzeichnis, Stichwörterverzeichnis. Linz 1981.

Jeschke 1982 = Jeschke, Hans Peter: Problem Umweltgestaltung. Hrsg. vom Österr. Institut für Agrarpolitik und Agrarsoziologie an der Universität Linz. Linz 1982.

Jeschke 1990 = Jeschke, Hans Peter. Lehrerbrief: Ortsbild und Denkmalpflege, Dorferneuerung, Gemeindeentwicklung, Umweltgestaltung und Raumordnung; ausgewählte Lernziele, Lerninhalte, Grundlagenmaterialien und Fundstellen für die Praxis im Unterricht. Linz 1990.

Jeschke 2001a = Jeschke, Hans Peter: Kulturlandschaftsinventar Österreich. Methode zur Inventarisierung auf nationaler, regionaler und kommunaler Ebene im Hinblick auf das kulturelle Erbe, von Naturraumressourcen sowie methodischer Ansatz zur UVP (EU-Projekt Interreg II C Italien, Österreich, Kroatien, Slowenien und Rumänien). Linz 2001.

Jeschke 2001b = Jeschke, Hans Peter: „Cultural Landscape Inventory for Austria“ – a Component for a European „Concept Cultural Landscape“ Regione Veneto. Venice 2001.

Jeschke 2006 = Jeschke, Hans Peter (Hrsg.): Der Kern des Inneren Salzkammergutes in der „Arche Noah“ der Kulturdenkmäler und Naturparadiese der Welt von Morgen: die historische Kulturlandschaft Hallstatt-Dachstein/Salzkammergut - ein Juwel der UNESCO-Schatzkammer der Menschheit; der umfassende „Welterbe.aktiv-Führer“; Schulprojekt „Welterbe.aktiv“, o.O. 2006.

Jeschke o.J. = Jeschke, Hans Peter: Das Salzkammergut und die Weltkulturerbelandschaft Hallstatt-Dachstein/Salzkammergut: Grundlagenforschung, Kulturlandschaftspflegewerk und Monitoring. (Beiträge zur Landeskunde von Oberösterreich 13). Linz o.J.

Jeschke / Pitschmann 1983 = Jeschke, Hans Peter / Pitschmann, Ernst: Orts- und Stadtbild-Dokumentation. Warum? Womit? Wie? Wozu? Projektgruppe Raumordnung. Linz 1983.

Kohl 1960 = Kohl, Hermann: Naturräumliche Gliederung Oberösterreichs. Karte 1:500.000, I. Großeinheiten, II. Haupteinheiten und Typen, III. Ergänzende Legende. Atlas von Oberösterreich 2. Lfg., Bl. 21, 22 u. 21/22 und Erläuterungen. Hrsg. vom Institut für Landeskunde. Linz 1960.

Kohl 1971 = Kohl, Hermann: Die Oberflächenformen Oberösterreichs. Karte 1:5.000.000. Oberösterreich-Atlas, 4. Lfg., Bl. 56 und Erläuterungen. Hrsg. vom Institut für Landeskunde. Linz 1971.

Kultusministerkonferenz 2003 = Deutsche Kultusministerkonferenz, Unterausschuss Denkmalpflege: Definitionsvorschlag für den Begriff „Historische Kulturlandschaft“. Beschluss der 24. Sitzung am 19. und 20. Mai 2003 in Görlitz.

Mauil 1925 = Mauil, Otto: Zur Geographie der Kulturlandschaft. In: Freie Wege vergleichende Erdkunde. München 1925, S. 18–26.

Maurer 1980 = Maurer, Herbert: Der Naturraum Oberösterreichs. In: Amt der Oberösterreichischen Landesregierung, Abt. Wasserbau (Hrsg.): Hochwasserabwehr. Publikation anlässlich des internationalen Symposions „Interpraevent 1980“ in Bad Ischl. Linz 1980, S. 37–62 und Beilage Blatt „Oberösterreich – Naturraum“.

Maurer 1993 = Maurer, Herbert: Kulturlandschaftsgliederung Oberösterreich. Hrsg.: Projektgruppe Raumordnung, ICOMOS-Austria-AG: Kulturlandschaft, Raumordnung und Städtebau. Linz 1993.

Maurer 1999 = Maurer, Herbert: Die Gliederung Österreichs in Kulturlandschaftseinheiten. In: Agrarische Rundschau: Neue Strategien für die ländlich geprägten Räume Österreichs. Sonderausgabe Juni 1999, S. 101–103.

Maurer 2001 = Maurer, Herbert: „Cultural Landscape Austria“. In: Jeschke, Hans Peter: „Cultural Landscape Inventory for Austria“ – a Component for a European „Concept Cultural Landscape“. Regione Veneto, Venice 2001, S. 53–56.

Maurer 2004 = Maurer, Herbert: Kulturlandschaftsgliederung Österreich. In: Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit. Sektion V – Wohnbauforschung: Neue Strategien für die Erhaltung, Pflege und Entwicklung des baukulturellen Erbes in der Kulturlandschaft. KLIÖ („Nationales Kulturlandschaftsinventar“) Wien 2004, S. 336–339.

Nitz 1982 = Nitz, Hans Jürgen: Historische Strukturen im Industriezeitalter. Beobachtungen, Fragen und Überlegungen zu einem aktuellen Thema. In: Berichte zur deutschen Landeskunde 56, S. 193–217.

Troll 1966 = Troll, Carl: Landschaftsökologie als geographisch-synoptische Naturbetrachtung, Erdkundl. Wissen, H. 11. Wiesbaden 1966, S. 1–13.

Wrbka 2002 = Wrbka, Thomas: Die Kulturlandschaftstypen als räumliche Grundlage der ökologischen Nachhaltigkeitsbewertung. In: Endbericht des Forschungsprojektes SINUS „Landschaftsökologische Strukturmerkmale als Indikatoren der Nachhaltigkeit“. Wien 2002.

Wrbka / Szerencsits / Reiter 1997 = Wrbka, Thomas / Szerencsits, Emil / Reiter, Karl: Classification of Austrian Cultural Landscapes for Nature Conservation and Sustainable Development. Proc. of the II. international Conference on Culture and Environment. UNESCO-Chair for Ecological Awareness. Banska Stiavnica 1997.

BILDNACHWEISE:

Abb. 1: Quelle: Oberösterreichischer Raumordnungskataster / Oberösterreichische Rohstoffkoordinierungsstelle, Amt der öö. Landesregierung

Abb. 2: Quelle: Jeschke 1982, Cover

Abb. 3: Quelle: Jeschke 2001a, S. 70

Abb. 4: ebd., S. 53

EIN KONZEPT ZUR UMWELTRECHTSGESCHICHTE

Rechtsgeschichte und Gegenwart

Gernot Kocher

Die Rechtsgeschichte ist als so genanntes „Grundlagenfach“ oft Zielpunkt kritischer Anmerkungen in die Richtung, nichts „Nutzbares“ beziehungsweise „Messbares“ für die Gegenwartsentwicklung zu leisten. Dahinter steckt der – allerdings unausgesprochene – Vergleich mit den geltendrechtlichen Fächern und mit den naturwissenschaftlichen Disziplinen. Konkret messbar werden diese Vorbehalte gegenüber der Rechtsgeschichte und auch gegenüber anderen Grundlagendisziplinen bei der von verschiedenen Institutionen betriebenen Forschungsförderung. Der Rechtshistoriker träumt manchmal direkt davon, nur einen Bruchteil dessen zu bekommen, was für die Durchführung einer technischen Versuchsreihe bewilligt wird, deren Ergebnis, in die Praxis umgesetzt, möglicherweise (und provokant formuliert) zuvor nicht überlegte Umweltgefährdungen erkennen lässt. Zur Bewältigung dieser Gefahr wird dann ein neuerliches Projekt finanziert ...

Es liegt allerdings auf der Hand, dass die Rechtsgeschichte mit technisch-naturwissenschaftlichen Bereichen auf den ersten Blick nicht konkurrieren kann. Andererseits ist jedoch das unbestrittene Fundament jeder menschlichen Gemeinschaft eine Rechtsordnung und – wiederum etwas provokant formuliert – auch ein Techniker oder Physiker, genauso wie jeder andere Mensch, sollte sich nur im vorgegebenen Rahmen der Rechtsordnung bewegen, ob das nun Alltagsangelegenheiten oder Forschungsprojekte sind.¹ Was liegt also näher, als für Gegenwartsprobleme nach dem Mayer-Maly'schen Prinzip² der „Wiederkehr von Rechtsfiguren“ in der Vergangenheit – ausgehend von Gegenwartsproblemen – nach ähnlichen Fragestellungen und Lösungen zu suchen, eine Aufgabe, bei der auch den historischen Disziplinen – wie der vorliegende Band ja zeigt – bei der Faktenbeschaffung eine wichtige Rolle zukommen kann. Im Falle der Fündigkeit kann der Nutzeffekt nicht nur im Angebot von Lösungen für Ähnliches oder gleich Gelagertes bestehen,³ sondern auch in einer zusätzlichen Untermauerung oder Rechtfertigung moderner Lösungsansätze beziehungsweise Entwicklungstendenzen. Auch Musterreaktionen auf rechtliche Normierungen könnten auf diese Weise zu Ver-

1 Zum Verhältnis von Technik und Recht vgl. etwa den Hinweis auf höchstgerichtliche Aussagen (Deutsches Bundesverfassungsgericht) zur Wertung der Begriffe „Stand der Technik“ oder „anerkannte Regeln der Technik“ bei Novak 1984, S. 18.

2 Mayer-Maly 1971, S. 1–20.

3 Vgl. dazu auch die Überlegungen und Quellenbeispiele bei Kocher 1987, S. 241–248.

gleichszwecken präsentiert werden oder es lassen sich überhaupt die Arten und die Effizienz rechtlicher Instrumentarien darlegen und überblicken.⁴

Der damit angesprochene und angestrebte Gegenwartsbezug der Rechtsgeschichte ist allerdings nicht neu und blieb auch nicht undiskutiert.⁵ Beide Arbeitsmethoden, die retrospektive, die von der modernen Ausgangsposition die Entwicklung zurückgehend aufrollt und die andere, die (zum besseren Verständnis) mit modernen Begriffen direkt im rechtshistorischen Bereich agiert, stehen unter der Gefahr einer Verfälschung von Ergebnissen durch die Übertragung von Begriffsinhalten der modernen Rechts- und Sozialordnung in den historischen Quellenbereich. Dem kann allerdings durch eine genaue inhaltliche Begriffsanalyse und sorgfältiges, „begriffsbewusstes“ Arbeiten entgegengewirkt werden. Ein Hauptanwendungsbereich für derartige Methoden und Hauptfeld der Diskussion darüber war von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg die Verfassungsgeschichte – allerdings sind Wertungen zu diesem Bereich doch sehr unter dem Blickwinkel der damaligen sozialen und politischen Brisanz davon betroffener Sachfragen zu sehen.⁶

UMWELTRECHTSGESCHICHTE

Ein solches modernes, hochaktuelles Rechtsgebiet, bei dem sich der Schritt in die Entwicklungsgeschichte lohnen könnte, ist das Umweltrecht. Als 1980 die Untersuchung von Peter-Christoph Storm mit dem Titel „Umweltrecht“ erschien, konnte er im Untertitel immer noch mit einer gewissen Berechtigung von einem „neuen Wissensgebiet“ sprechen. Das Prädikat „neu“ dürfte hier aber wohl in zweierlei Hinsicht, zeitlich und sachlich, zu spezifizieren sein. Sachlich insoferne, als das Umweltrecht sich als eine transdisziplinäre, also in allen modernen, konventionellen Rechtsgebieten, dem Verfassungsrecht, dem Verwaltungsrecht, dem Privatrecht, dem Strafrecht, aber auch dem Völkerrecht und Europarecht wurzelnde Materie darstellt⁷ und vom gemeinsamen Sachbezug her eine Art Klammer bildet. Zeitlich deshalb, weil sowohl der Begriff als Rechtsinstitut, wie auch die alle Rechtsmaterien überspannende Einheit erst seit den 60er-Jahren des vorigen Jahrhunderts registriert werden kann. Storm stellt – allerdings auf der Basis legislatischer Entwicklungen in Deutschland – drei Entwicklungsphasen fest: Die bis 1970 reichend „Vorphase“, dann die „erste legislative Phase“ bis 1980, woran sich dann die „administrative Phase“ im Sinne der Umsetzung der neuen Rechtsvorschriften anschließt. Für die Vorphase, die er der rechtsgeschichtlichen Forschung zuweist, konstatiert er aber bereits einzelne gesetzgeberische Ansätze. Dieser Zeitablauf stimmt in etwa auch mit den übrigen europäischen Entwicklungen überein.⁸ So lassen sich in

4 Vgl. den Versuch in Richtung eines den Liegenschaftsverkehr steuernden Rechtsinstitutes: Kocher 1979, S. 121–136.

5 Zu diesem Grundsatzthema äußerte sich in der damals „fast“ neuen (1. Jahrgang 1979) rechtshistorischen Zeitschrift Landau 1980, S. 117–131; ein Schwerpunkt dieser Zeitschrift ist der Gegenwartsbezug der Rechtsgeschichte.

6 Vgl. zu diesem Problembereich die Überlegungen von Sutter 1978, S. 6–9. Allgemein dazu Stolleis 2016, Sp. 1475–1483.

7 Auflistung der Fachbezüge bei Storm 1994, Sp. 2351 f.; vgl. auch den Versuch einer konzeptionellen Gliederung für ein geplantes (nicht realisiertes) Forschungsprojekt bei Kocher 1989, S. 112–113.

8 Auch Markwardt 2003, S. 451–604 setzt in seinem monumentalen Werk den Beginnzeitpunkt für modernes Umweltrecht mit 1970 an.

Österreich umweltrechtliche Überlegungen bis zum Wasserrechtsgesetz 1959 zurückverfolgen.⁹ Vielfach wird auch der Umweltbericht des UNO-Generalsekretärs U Thant vom 26. Mai 1969 als Ansatzpunkt gesehen;¹⁰ allerdings hat auch die beratende Versammlung des Europarates im selben Jahr dem Umweltschutz eine gewisse inhaltliche Bestimmung gegeben, er sollte Wohnraum, Lebensmittel, Lärm, Abfall, Luft und Wasser umfassen.¹¹ Dass damals die Situation als noch nicht so ernst eingeschätzt wurde, belegt der § 12 des Österreichischen Schifffahrtspolizeigesetzes von 1971¹², der sich damit begnügt, die Vermeidung von Gewässerverunreinigungen nur „so weit wie möglich“ anzuordnen.

Dass es mit der bloßen Aussage vom „neuen Rechtsgebiet“ allerdings nicht so ohne Weiteres getan ist, haben auch die modernen Vertreter des Umweltrechtes erkannt. Storm selbst stellt die Forderung nach einer eigenen Umweltrechtsgeschichte auf und das große Handbuch von Engelhardt¹³ hat immerhin einen eigenen Abschnitt über entwicklungsgeschichtliche Aspekte. Ähnliche Wege, nur etwas breiter angelegt, geht man dann im Band eins des 1994 in zweiter Auflage erschienenen Handwörterbuches des Umweltrechts¹⁴. Der Rechtshistoriker Friedrich Ebel konzipiert hier Leitlinien einer Umweltrechtsgeschichte, wobei er durchaus die methodischen Probleme rechtshistorischer Forschung zu einem modernen juristischen Begriffsfeld sieht. Allerdings liegt das Problem bei Pauschalbegriffen moderner Prägung, wie sie etwa durch das „Bodenrecht“, „Raumordnung“ oder „Umweltrecht“ repräsentiert werden,¹⁵ nicht nur im Mangel eines entsprechenden Gegenstücks im historischen Bereich, sondern überhaupt in der Begriffsbestimmung selbst. Das beginnt schon bei der Festlegung des Basisterminus „Umwelt“, der keine lange sprachliche Tradition hat. So gibt es in Adelung's Handwörterbuch zur deutschen Sprache 1846¹⁶ das Wort „Umwelt“ noch gar nicht, doch das Grimm'sche Deutsche Wörterbuch¹⁷ verzeichnet für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts bereits die Verwendung des Wortes im Sinne von „die den Menschen umgebende Welt“ – bereits ein Hinweis auf die spätere ökologische Bedeutungsausrichtung. Diese sprachliche Entwicklungslinie wird noch deutlicher, wenn man Auflagen des seit 1880 erscheinenden Wörterbuches von Konrad Duden vergleicht: Die Auflage aus dem Jahr 1937¹⁸ kennt das Wort „Umwelt“ und lässt auch mit der Wortverbindung „Umwelteinfluß“ mit dem Zusatz „usw.“ eine nicht näher umrissene Ausweitung des Bedeutungsrahmens erkennen – eine Ausweitung, die sich auch mit den Forschungen von Jakob von Uexküll¹⁹ („Umwelt und Innenwelt der Tiere“ Berlin 1909 erschienen) und der durch ihn initiierten Gründung des Institutes für Umweltforschung 1924/1925 in Hamburg trifft. Die 17. Auflage des Duden (1973²⁰) bietet dann schon eine ganze Bandbreite an Wortzusammen-

9 Schambeck 1972, S. 619. Die Vorläufer reichen allerdings bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück, vgl. Kocher 1990, S. 194. Vgl. auch den Überblick über die Entwicklung in Österreich bei Marquard 2003, S. 551–566.

10 Pieniasek 1987, S. 2.

11 Zitiert bei Wimmer 1971, S. 646.

12 Bundesgesetzblatt Nr. 51.

13 Buchwald / Engelhardt 1980, I, S. 2.

14 Kimminich / Lersner / Storm 1994.

15 Dazu Kocher 1979a, S. 7–10.

16 Adelung 1846.

17 Grimm / Grimm 1854, Sp. 1259.

18 Duden 1937, S. 597.

19 Über ihn: https://de.wikipedia.org/wiki/Jakob_Johann_von_Uexküll, zuletzt eingesehen am 14.03.2023.

20 Duden 1973, S. 705.

setzungen²¹, ohne allerdings „Umweltrecht“ einzubeziehen – nichtsdestoweniger lassen sich rechtlich Anknüpfungspunkte in den Wortverbindungen von „Umwelt“ mit „...schädlich“, „...schutz“ oder „...verschmutzung“ erkennen.²² Die große achtbändige Ausgabe des Duden-Wörterbuches²³ enthält dann 1995 entwicklungsgemäß eine breite Palette von Wortverbindungen, unter denen aus juristischem Blickwinkel „Umweltgesetz“, „Umweltgesetzgebung“ und „Umweltkriminalität“ hervorstechen, jedoch fehlt wieder das „Umweltrecht“ und damit auch die „Umweltrechtsgeschichte“, obwohl interessanterweise die „Umweltarchäologie“ als Forschungsdisziplin Aufnahme gefunden hat.²⁴ Die wohl am breitesten angelegte Auseinandersetzung mit der sprachlichen Seite von Umwelt und seinen Komposita liefert jedoch eine Publikation aus der Reihe „Schriften des Instituts für deutsche Sprache“²⁵, die sich mit dem öffentlichen Sprachgebrauch intensiv auseinandersetzt und auch den Begriff „Umweltrecht“ mit einbezieht und auch inhaltlich befüllt.²⁶ Ein anderer Weg wäre der bereits von Uexküll²⁷ eingeschlagene Zugang über den weiteren Begriff der „Ökologie“, die in ihrer besonderen Form der Sozialökologie das Verhältnis von Mensch und Umwelt in all seiner Wechselhaftigkeit versteht.²⁸ Danach ist Umwelt ein räumliches Gebilde, das die Position des Menschen nicht nur durch die geographische Bedingtheit, sondern auch durch religiöse, sprachliche und andere Tatbestände determiniert. Diese noch immer sehr weite Formulierung wird durch eine in die 50er-Jahre zurückgehende Definition noch mehr konzentriert: „Umwelt ist die Gesamtheit der äußeren Lebensbedingungen, die auf eine bestimmte Lebenseinheit, ein Individuum oder eine Gemeinschaft an dessen Lebensstätte einwirken“²⁹. Damit wäre ein durchaus praktikabler Forschungsrahmen für die Umweltrechtsgeschichte gewonnen, denn so erscheint das historische Umweltrecht als jener Normenkomplex bestimmt, der sich mit der Reglementierung dieser Lebensbedingungen und ihrer Beziehungsfelder zum Individuum, zur Lebenseinheit oder Gemeinschaft auseinandersetzt. Anknüpfungspunkte zu konkreten historischen umweltrechtlichen Tatbeständen liefern die modernen „Umweltkomposita“ in ausreichender Menge. Als besonders ergiebig bieten sich die Begriffe „Umweltschutz“ und „Umweltpolitik“ an. Umweltschutz³⁰ deshalb, weil hier

21 So etwa „umweltbedingt“, „Umwelteinfluß“, „Umweltforschung“, „umweltfreundlich“, „umweltneutral“, „umweltschädlich“, „Umweltschutz“, „Umweltverschmutzung“.

22 Das Duden-Online-Wörterbuch weitet den rechtlichen Aspekt noch durch „Umweltgesetz“, „Umweltstrafrecht“ und „Umweltschutzgesetz“ aus, vgl. <https://www.duden.de/suchen/dudenonline/umwelt>, zuletzt eingesehen am 14.03.2023.

23 Duden 1995, VII, S. 3538–3539.

24 Dazu fügt sich recht gut, dass eine Publikation über Umweltgeschichte und ihre Forschungsfelder das Umweltrecht nicht einmal im Ansatz berührt, vgl. bei Hahn 2001 das Inhaltsverzeichnis.

25 Strauß / Haß / Harras 1989, S. 399–411.

26 Ebd., S. 400: „Naturschutz und Landschaftspflege, Gewässerschutz und Wasserhaushalt, Abfallbeseitigung, Schutz vor gefährlichen Stoffen, Luftreinhaltung, Lärmbekämpfung, Kernenergie und Strahlenschutz, Energiewirtschaft“.

27 Siehe Anm. 18.

28 Weitere Verweise bei Kocher 1987, S. 242 f.

29 Buchwald / Engelhardt 1980, I, S. 1. Die Definition basiert auf einer Untersuchung von August Friedrich Thienemann, *Leben und Umwelt. Vom Gesamthaushalt der Natur*. Hamburg 1956.

30 Vgl. etwa zur „frühen“ Begriffssituation Leidig 1983, S. 21 f.

auf dem Weg über die so genannten „Gefahrenatbestände“³¹ am besten konkrete Aufschlüsse gewonnen werden können. Wasserverschmutzung, Verschmutzung des Landes, Luftverschmutzung und Bodenausbeutung liefern bereits die Grundelemente der Umwelt: Wasser, Luft, Boden und Bodennutzung.³² Auch „Umweltpolitik“ ist ein ähnlich guter Ansatzpunkt.³³ Schlagworte wären etwa das Vorsorgeprinzip (Schutz der natürlichen Grundlagen), die Verursacherhaftung (speziell Kostentragung) und das Kooperationsprinzip (Zusammenarbeit zwischen Obrigkeit und Gesellschaft). Dazu kommen noch konkretere Anhaltspunkte wie Emissionsbegrenzung, Immissionsschutz oder Sanierung von Umweltbelastungen. Auch die Instrumente der Umweltpolitik,³⁴ wie Umweltplanung, Gebote und Verbote, das marktwirtschaftliche Instrumentarium sowie die Verschreibung von Abgaben sind gute Ansätze. Damit ist das vom historischen Umweltrecht zu reglementierende Beziehungsfeld in der Form von einzelnen Bezugspunkten einigermaßen beispielhaft – also keineswegs erschöpfend – bestimmt.³⁵

Sind mögliche Bezugspunkte eruiert, ist die Quellenfrage anzuschneiden – hier stehen Rechtshistoriker wie Historiker vor einem unendlichen Feld, vor allem was die zeitliche Spannweite betrifft, aber auch im Hinblick auf die unterschiedlichen sozialen Lebens- einheiten und die Hierarchie der Rechtsordnungen. Von der Seite der Umweltgeschichte her hat Verena Winiwarter 2011³⁶ ein Schema von Quellentypen für die umwelthistorische Arbeit entwickelt, das sich vielfach mit der rechtshistorischen Quellenlage trifft. Auf einer solchen breiten, den deutschrechtlichen Raum vom Hochmittelalter bis zum Ende des 19. Jahrhunderts abdeckenden und alle Lebensbereiche berührenden Quellenbasis hat bereits 2003 Bernd Marquard³⁷ das Thema „Umwelt und Recht“ abgehandelt. Dieser globale Blickwinkel, orientiert am Hintergrund von Entwicklungen der Natur, der Gesellschaft und der Wirtschaft, ist eine Möglichkeit, die Sache anzugehen. Will man jedoch einen Brückenschlag zwischen dem modernen Umweltrecht und möglichen historischen rechtlichen Parallelen, so scheint die kleinräumigere Betrachtungsweise anhand eines gut erschlossenen Quellenbereiches ebenfalls eine vernünftige Option zu sein. Für Ober- österreich (oder historisch: Österreich ob der Enns) als Zielregion des in diesem Band vorgestellten Projektes sind die von der Akademie der Wissenschaften edierten bäuerlichen Weistümer ein ideales Demonstrationsfeld für die sich bietenden Möglichkeiten.

31 Es genügt hier wohl diese Vorgangsweise. Eine Rücksichtnahme auf die Aufteilung in biologisch-ökologische Teilgebiete (Naturschutz, Landschaftspflege, Grünplanung sowie Raumordnung und Städtebau) einerseits und das technologisch-hygienische Teilgebiet (Gewässerschutz, Abwasser, Luftreinhaltung, Lärm, Abfall, Chemikalien und Strahlen) liefert nicht mehr Anhaltspunkte. Vgl. dazu Buchwald / Engelhardt 1980, I, S. 1.

32 Auf eine ähnliche fundamentale Gliederung kommt auch der sechsbändige Umweltschutzbericht des Österreichischen Bundesinstitutes für Gesundheitswesen (1981): Luft, Lärm, Abfall, Wasser, Boden und Vegetation. Vgl. auch schon Frey 1972, S. 33 f.

33 Vgl. etwa die übersichtliche Darstellung zur Umweltpolitik bei Schäfer 1984, S. 38 f. sowie bei Storm 1994, S. 17.

34 Schäfer 1984, S. 42 f.

35 Über eine wesentlich weiter gehende systematisch Aufgliederung vgl. Kocher 1989, S. 12 f.

36 Winiwarter 2011, Abb. 1 mit Erläuterungen auf den folgenden Seiten 21–25.

37 Marquardt 2003.

BRÜCKENSCHLAG ZWISCHEN GEGENWART UND RECHTSGESCHICHTE

Mit 27. November 1984 wurde das Bundesverfassungsgesetz über den umfassenden Umweltschutz beschlossen.³⁸ Träger sind laut §1 (1) Bund, Länder und Gemeinden.³⁹ Das sich in dieser Trias spiegelnde hierarchische Prinzip findet sich schon – allerdings in abgeminderter Form – im umwelthistorischen Bereich. Erste Ansätze gibt es bereits im Österreichischen Landrecht des 14. Jahrhunderts⁴⁰ mit allgemein verbindlichen Bestimmungen⁴¹ über den Liegenschaftsverkehr (Art. 33 und 52) und das Baurecht (Art. 58). In der Neuzeit sind es einzelgesetzliche Maßnahmen, die über den Codex Austriacus, das teilweise retrospektive Publikationsorgan landesfürstlicher Gesetzgebung, für die Länder Österreich unter und ob der Enns auf der obersten Ebene zutage treten.⁴² Weiters enthält die Landgerichtsordnung für Österreich ob der Enns von 1559 mit Strafandrohung ausgestattete landesweit gültige Vorschriften, die Umweltschäden im agrarischen Bereich abwenden sollen.⁴³ Sie finden ihren Anwendungsbereich auf der unteren legislativen Ebene, den bäuerlichen Weistümern⁴⁴, jenen Normen, die unter anderem den Einklang zwischen Natur und landwirtschaftlichen Lebensumständen sicherstellen sollen. Mit der Neuorganisation der Verwaltung seit Joseph II. und insbesondere seit 1848 kommt die oben angesprochene Hierarchie immer stärker zum Tragen und an die Stelle der Grundherrschaften sowie der Dorfgemeinschaften tritt dann die Gemeinde⁴⁵ als unterste Trägerebene des Umweltrechtes. Im § 2 dieses Bundesverfassungsgesetzes wird dann der Begriff des „Umfassenden Umweltschutzes“ im Sinne der „Bewahrung der natürlichen Umwelt als Lebensgrundlage des Menschen vor schädlichen Einwirkungen“ definiert. Zielbereiche sind Reinhaltung von Luft, Wasser, Boden und die Vermeidung von Störungen durch Lärm. Diese allgemeinen, nicht nur für den österreichischen Raum relevanten Ansatzpunkte sollen nun im Folgenden beispielhaft an Hand von Weistümern des oberösterreichischen Lebensraumes überprüft werden.

Unter diesen umweltrechtlichen modernen Ansatzpunkten nehmen die Frage der Luftreinhaltung wie auch die Lärmreduktion im historischen Bereich eine untergeordnete Rolle ein. Die Frage der Luftreinhaltung wird nie direkt angesprochen, sie ergibt sich indirekt aus dem Verbot, tierische und menschliche Fäkalien oder Fleischereiabfälle auf die Straße zu leeren oder dort zu lagern.⁴⁶ Bei der Lärmbekämpfung geht es

38 Bundesgesetzblatt Nr. 491.

39 Durch den Beitritt zur Europäischen Union wurde allerdings diese Dreigliederung durch eine zusätzliche übergeordnete Gesetzgebungsebene erweitert.

40 Hasenöhrl 1867.

41 Also umzusetzen auf der unteren Ebene: Stadt, Markt, Dorf (Grundherrschaft).

42 Beispiele: Herrenleben 1748, S. 543 f. Holzordnung (1707), S. 593 f. Ölproduktion aus Weintraubenkernen (1709), S. 996 Fischordnung (1720). Herrenleben 1752, S. 232 Getreideausfuhr (1724) und S. 448–459 Jagdordnung (1727).

43 Fol. 6^r Zaunpflicht („Von Pan und Gmach Zeun“); fol. 7^r Viehschaden („Eröffnung der Felder“); fol. 7^r f. Wasserableitung zum Schaden eines anderen („Abkhörung der Wasserleüff“); fol. 7^r Baumfrevel („Von Abhawung der gezügelten Päumen, Stigeln, Gättern unnd Zeün“).

44 Zum Weistumsbegriff Werkmüller 1998, Sp. 1239–1252.

45 Entgegen der oftmals zu findenden Feststellung, die autonome Gemeinde sei ein Resultat der Ereignisse von 1848, lässt sich an Hand eindeutiger Quellenbefunde die Ortsgemeinde zumindest seit Joseph II. feststellen; rechtsterminologisch ist die „Gemeinde“ seit dem Spätmittelalter vorhanden. Vgl. Kocher 2003, S. 13–22.

46 ÖW XII, S. 130 Art. 27 (Sarleinsbach 1557: Fäkalien); ÖW XIV, S. 18 Art. 26 (Grieskirchen 15./16. Jahrhundert: Abwässer vor die Türe schütten) und S. 232 Art. 70 und 71 (Reichenau 1644: Fäkalien, Fleischabfälle) sowie S. 516 Art. 47 (Wolfsegg 1551: Misthaufen).

lediglich um ausufernde nächtliche Vergnügungen an Feiertagen oder aus Anlass von gemeinsamen Erntearbeiten.⁴⁷ Eine große Bandbreite nimmt hingegen die Sorge um das lebensnotwendige Wasser ein. Ein wichtiger Aspekt dabei ist natürlich die Reinhaltung der Brunnen, Wassertröge⁴⁸ und Bachläufe⁴⁹, manchmal wird sogar für die ganze Gemeinde eine eigene „weschstatt“ eingerichtet, bei der ein Wasserdurchlauf besteht.⁵⁰ Dazu kommen Nutzungs-⁵¹ und Bezugsrechte aus Fließgewässern,⁵² die Nutzung von Teichen,⁵³ die Erhaltung von Wehreinrichtungen⁵⁴ sowie Fischereirechte, wobei hier auch der Bestandserhalt⁵⁵ angesprochen wird. Es kann sich auch um „zuviel“ Wasser handeln, also die widerrechtliche Ableitung von Regenwasser oder Fließgewässern auf den Nachbargrund.⁵⁶

Während das Wasser als Regelungsobjekt einfach erfassbar ist, kommt beim Regelungsobjekt „Boden“ auf Grund der Wirtschaftsstruktur eine Vielfalt von Bezugspunkten in Frage. Es genügt hier, exemplarisch einen reichhaltigen geschlossenen Quellenkomplex⁵⁷ heranzuziehen, der, aus drei Entstehungszeiträumen stammend (Ende 15. Jahrhundert, 1644, 18. Jahrhundert)⁵⁸, die Themenpalette abhandelt, die auch in den anderen Weistumstexten vorkommt. Entsprechend der agrarischen Struktur nimmt die so genannte „Zaunpflicht“⁵⁹ eine hervorragende Stellung ein, die Einzäunung der Felder im Frühjahr zum Schutz der Saat⁶⁰ und die Niederlegung nach der Ernte zwecks Nutzung als Weideland ist genauso ein ständiges Thema wie deren Instandhaltung⁶¹ und das unerlaubte Öffnen⁶², das durch unerlaubtes Befahren oder widerrechtlich weidende Tiere⁶³ zu Flurschäden führen kann.⁶⁴ Mit der Zaunpflicht in engem Zusammenhang stehen Anbau- und Erntezeiten⁶⁵, wobei man im 18. Jahrhundert von der heiligenkalendermäßigen Fixierung abgeht und je nach Lage des Ackerlandes (Sonnen-, Schatten- oder Feuchtlä-

47 ÖW XIII, S. 124 f., Art. 98 (Kremsmünster 1587: „rumorn, poldern, ... schreien und toben“); ÖW XV, S. 103, Zeile 16 (Schärding 1610: „geschrai auf der gassen“).

48 ÖW XII, S. 227 Art. 65 (Reichenau 1495 Waschen im Brunnen oder Trog); ÖW XIV, S. 175 Art. 28 (Waizenkirchen 1593: Waschverbot und regelmäßige Reinigung von Trog und Leitungsrohr).

49 ÖW XII, S. 386 Art. 14 (Scharnstein 1584: Einen verfallenen Bach aktivieren); ÖW XII, S. 240 Art. 52 (Reichenau 18. Jh.: Verunreinigung von Bächen und Fischwasser durch Flachshaar).

50 ÖW XIV, S. 175 Art. 29 (Waizenkirchen 1593).

51 Hier geht es vor allem um Mühlenbetrieb und Fischerei, vgl. ÖW XII, S. 222 Art. 13, 14 und 16 (Reichenau 1495).

52 ÖW XIV, S. 151 Art. 20 (Traun 1. H. 16. Jh.: Jemandem sein Wasser entziehen).

53 ÖW XII, S. 243 Art. 22 (Wilhering Mitte 18. Jh.: Unerlaubtes Fischen, Wasser Ableiten).

54 ÖW XIII, S. 386 Art. 15 (Scharnstein 1584: problematische Wehranlagen in Ordnung bringen).

55 ÖW XIII, 87 Art. 35 (Klaus 1646: Jahreszeitliche Beschränkung der Flößerei zur Schonung der Fischlaich) und Art. 36 (Fischen während der Laichzeit verboten).

56 Wasser Ableiten auf Nachbargrund: ÖW XIV, S. 151 Art. 19 (Traun 1. H. 16. Jh.); ÖW XII, S. 226 Art. 54 (Reichenau 1495) und S. 236 Art. 20 (Reichenau 18. Jh.).

57 Herrschaft Reichenau, ÖW XII, S. 219–242.

58 Wenn ein Tatbestand in zwei oder drei zeitlich unterschiedlichen Quellen der Herrschaft Reichenau vorkommt, wird nur jeweils die älteste Variante als Beleg angegeben.

59 ÖW XII Reichenau 1495, S. 227 Art. 67.

60 ÖW XII Reichenau 18. Jh., S. 234 Art. 7.

61 Ebd., S. 234 Art. 6. Vgl. auch ebd., Art. 8 Strafe bei böswilliger Beschädigung des Zaunes.

62 ÖW XII Reichenau 1495, S. 227 Art. 60.

63 Ein häufiger Tatbestand ist das Weiden bei Nacht auf fremdem Grund und Boden („Nachtätzen“) ÖW XII, S. 226 Art. 51 (Reichenau 1495). Über unerlaubtes Weiden durch entflozene Tiere ebd. Art. 52 bzw. Weiden auf abzuerntenden Feldern ebd. S. 229 Art. 83.

64 ÖW XII Reichenau 1495, S. 227 Art. 66.

65 Ebd., S. 230 f. Art. 92.

ge) unterschiedliche Termine festlegt.⁶⁶ Der Ertragsorientierung der grundherrschaftlichen Wirtschaft entspricht es natürlich, die Bebauungspflicht für Grund und Boden zu dekretieren⁶⁷ sowie Veränderungen der Nutzungsart an die obrigkeitliche Bewilligung zu knüpfen.⁶⁸ Großes Augenmerk wird auch den Bäumen gewidmet, wobei darunter nicht nur der Wald, sondern auch Fruchtbäume und Grenzbäume fallen. Für die Wälder gilt Genehmigungspflicht für Holznutzungen, die über den häuslichen Bedarf hinausgehen; Jungholz soll geschont werden, um den Nachwuchs nicht zu gefährden.⁶⁹ Zum Thema Wald gehört auch die Tierwelt, die in den Reichenauer Quellen nur im Zusammenhang mit dem Vogelfang vorkommt.⁷⁰ Auf böswilliges Umschneiden von Obstbäumen in „Baumgärten“ stehen umfangreiche Schadenersatzbestimmungen,⁷¹ außerdem besteht für die Untertanen Aufzuchtspflicht für Fruchtbäume, mindestens sechs pro Jahr sollten nachgesetzt werden.⁷² Pflegevorschriften – alle drei Jahre schneiden – gibt es für Weiden und Abstandsvorschriften für alle Bäume zu Nachbargrundstücken.⁷³ Im weitesten Sinn zum Umweltschutz zählen auch jene Maßnahmen, die den dörflichen Wohn- und Wirtschaftsbereich (Haus, Stallungen, Scheune, Fuhrpark) vor Katastrophen bewahren sollen. Es geht hier in erster Linie um Vorkehrungen gegen Feuersgefahr: Dazu gehört insbesondere die regelmäßige Pflege des Kamins, unter Umständen mit wöchentlicher Reinigungspflicht⁷⁴ und Lagerung von Holz in Feuernähe ist verboten.⁷⁵ Bei nahe stehenden Häusern hat auch der jeweilige Nachbar ein Kontrollrecht.⁷⁶ Außerdem ist offenes Licht beim Betreten von Stall und Scheune streng untersagt (Laternenpflicht).⁷⁷ Für den Fall der Feuersgefahr wird überdies eine allgemeine Hilfepflicht angeordnet.⁷⁸

Eine abschließende, auch aus gegenwartsrechtlicher Sicht bedeutsame Frage ist die nach dem rechtlichen Instrumentarium, das die Durchsetzung all dieser umweltrechtlichen Aspekte gewährleisten soll. Im Beispielfall, dem Taiding der Herrschaft Reichenau, gibt es insgesamt 49 umweltrechtliche Tatbestände. 20 davon sind im Begehungsfall mit Geldstrafen bedroht, wobei die Betragshöhe sich in 16 Fällen auf der Höhe jener Buße bewegt, die für Bluttaten vorgesehen ist; das heißt, sie werden als schwere Delikte eingestuft. Bei zwölf Tatbeständen liegt es in der Hand der Herrschaft, eine allfällige Strafe zu bestimmen. In vier Fällen ist eine Schadenersatzpflicht vorgesehen, davon in zwei Fällen zusätzlich zu einer Strafe. Einmal wird im Begehungsfall mit dem Entzug des Gutes gedroht und in zwei Fällen begnügt man sich einfach mit einem Gebot ohne Sanktion. Ein Belohnungssystem für umweltpflegerische Maßnahmen findet sich im Quellenkomplex Reichenau nicht, allerdings enthält das Taiding der Herrschaft Scharnstein im Zusam-

66 ÖW XII Reichenau 18. Jh., S. 237 Art. 34.

67 ÖW XII Reichenau 1495, S. 225 Art. 42.

68 Ebd., S. 225 Art. 43 [Acker in Wiese umwandeln].

69 ÖW XII Reichenau 18. Jh., S. 237 Art. 30.

70 ÖW XII Reichenau 1495, S. 223 Art. 31 (Störung der Brut), ebd. 18. Jh., S. 240 Art. 55 (Fang genehmigungspflichtig).

71 ÖW XII Reichenau 1495, S. 227 Art. 70.

72 ÖW XII Reichenau 18. Jh., S. 235 Art. 12.

73 Ebd., S. 235 Art. 11 und 17.

74 Ebd., S. 240 Art. 59.

75 ÖW XII Reichenau 1644, S. 232, Art. 69.

76 ÖW XII Reichenau 1495, S. 228 Art. 18.

77 ÖW XII Reichenau 1644, S. 231 Art. 46.

78 Ebd., S. 232 Art. 92.

menhang mit der Wiederaktivierung eines Baches eine solche jedoch inhaltlich nicht ganz klare Maßnahme.⁷⁹

QUELLEN UND LITERATUR:

Adelung 1846 = Adelung, Joh. Christoph: Neuestes vollständiges Handwörterbuch der deutschen Sprache mit Hinzufügung der üblichsten Fremdwörter Wien 1846.

Buchwald / Engelhardt 1980 = Buchwald, Konrad / Engelhardt, Wolfgang (Hg.): Handbuch für Planung, Gestaltung und Schutz der Umwelt. I–IV, München 1980.

Duden 1937 = Der große Duden. Leipzig 1937.

Duden 1973 = Duden Rechtschreibung der deutschen Sprache und Fremdwörter. Mannheim / Wien / Zürich ¹⁷1973.

Duden 1995 = Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache. VIII, Mannheim / Leipzig / Wien / Zürich ²1995.

Frey 1972 = Frey, Bruno S.: Umweltökonomie. Göttingen 1972.

Grimm / Grimm 1854 = Grimm, Jacob / Grimm, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. XXIII, Leipzig 1854.

Hahn 2001 = Hahn, Sylvia / Reith, Reinhold (Hg.): Umwelt-Geschichte. Arbeitsfelder, Forschungsansätze, Perspektiven. Wien 2001.

Hasenöhr 1867 = Österreichisches Landesrecht im 13. und 14. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Deutschen Rechtsgeschichte. Wien 1867.

Herrenleben 1748 = Herrenleben, Sebastian Gottlieb: Sammlung Oesterreichischer Gesetze und Ordnungen ... bis auf das Jahr 1720, Eisfeld 1748.

Herrenleben 1752 = Herrenleben, Sebastian Gottlieb: Sammlung Oesterreichischer Gesetze und Ordnungen ... vom Jahr 1721 Bis auf Höchst = traurigen Tod = Fall Der Römisch = Kayserlichen Majestät CAROLI VI. Wien 1752.

Kimminich / Lersner / Storm 1994 = Kimminich, Otto / Lersner, Heinrich Freiherr von / Storm, Peter-Christoph (Hg.): Handwörterbuch des Umweltrechts. I, Berlin ²1994.

Kocher 1979 = Kocher, Gernot: Eintrittsrecht, gesetzliches Vorkaufsrecht, Einstandsrecht. Zum Werdegang eines Instrumentes des österreichischen Bodenrechtes. In: Sutter, Berthold (Hg.): Reformen des Rechts. Festschrift zur 200-Jahrfeier der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Graz. Graz 1979, S. 121–136.

Kocher 1979a = Kocher, Gernot: Historische Dimensionen des österreichischen Bodenrechtes. In: Probleme des Bodenrechtes und Raumordnungsrechtes. (Schriftenreihe für Agrarwirtschaft 13) Wien 1979.

Kocher 1987 = Kocher, Gernot: Sozialökologische Aspekte im historischen Normengefüge. In: Köbler, Gerhard (Hg.): Wege europäischer Rechtsgeschichte. Karl Kroeschell zum 60. Geburtstag dargelegt von Freunden, Schülern und Kollegen. (Rechtshistorische Reihe 60) Frankfurt/M. / Bern / New York / Paris 1987, S. 241–248.

Kocher 1989 = Kocher, Gernot: „Umweltrechtsgeschichte“ – Überlegungen zu einem Forschungsprojekt. In: Hasiba, Gernot D. (Hg.): 20 Jahre Institut für Europäische und Vergleichende Rechtsgeschichte. (Kleine Arbeitsreihe zur Europäischen und Vergleichenden Rechtsgeschichte 20) Graz 1989, S. 112–113.

Kocher 1990 = Kocher, Gernot: Wasser und Recht. In: Dienes, Gerhard M. / Leitgeb, Franz (Hg.): Wasser. Ein Versuch. Graz 1990, S. 194–203.

79 ÖW XIII, S. 386 Art. 15 (Scharnstein 1584: „Wer einen verfallnen pach aufthuen will, der soll es vor der kirchen drei suntag beruefen lassen, und wer mit ime auf weg und steg uberlegung thuen will, dieselben sollen drei jar mit irer arbeit gefreit und geschermbt sein.“).

- Kocher 2003** = Kocher, Gernot: Gemeindeautonomie zwischen Gegenwart und Vergangenheit. In: Ebner, Klaus / Polaschek, Martin F. (Hg.): 40 Jahre Gemeindeautonomie. (Arbeiten zu Recht, Geschichte und Politik in Europa 2). Graz 2003.
- Landau 1980** = Landau, Peter: Bemerkungen zur Methode der Rechtsgeschichte. In: Zeitschrift für Neuere Rechtsgeschichte 2 (1980), S. 117–131.
- Leidig 1983** = Leidig, Guido: Raumplanung und Umweltschutz. In: Travaux scientifiques de la Faculté Européenne des Sciences du Foncier 4. Strasbourg 1983.
- Marquardt 2003** = Marquardt, Bernd: Umwelt und Recht in Mitteleuropa. Von den grossen Roudungen des Hochmittelalters bis ins 21. Jahrhundert. (Zürcher Studien zur Rechtsgeschichte 51) Zürich 2003.
- Mayer-Maly 1971** = Mayer-Maly, Theo: Die Wiederkehr von Rechtsfiguren. In: JuristenZeitung 1 (1971), S. 1–20.
- Novak 1984** = Novak, Richard: Umweltschutz als Staatsaufgabe: In: Der Jurist im steirischen Landesdienst I, 1984, S. 15–24.
- ÖW XII** = Nösslböck, Ignaz (Hg.): Österreichische Weistümer. Zwölfter Band. Oberösterreichische Weistümer. I. Teil. Baden bei Wien / Leipzig 1939.
- ÖW XIII** = Eberstaller, Herta / Eheim, Fritz / Feigl, Helmut / Hageneder Othmar (Hg.): Oberösterreichische Weistümer. II. Teil. Graz / Köln 1956.
- ÖW XIV** = Eberstaller, Herta / Eheim, Fritz / Feigl, Helmut / Hageneder Othmar (Hg.): Oberösterreichische Weistümer. III. Teil. Graz / Köln 1958.
- ÖW XV** = Eberstaller, Herta / Eheim, Fritz / Feigl, Helmut / Hageneder Othmar (Hg.): Oberösterreichische Weistümer. IV. Teil. Graz / Köln 1960.
- Pieniasek 1987** = Pieniasek, A.: Rechtssoziologie und die Problematik des Umweltschutzes. Bericht beim IX. Symposium der Europäischen Fakultät für Bodenwesen. Straßburg 1987, masch. Manuskript vervielfältigt, S. 2.
- Schäfer 1984** = Schäfer, F.: Umweltschutz als gesellschaftliche und politische Aufgabe. In: REVIEW 1984, S. 30–55.
- Schambeck 1972** = Schambeck, Herbert: Umweltschutz und Rechtsordnung. In: Österreichische Juristenzeitung (1972), S. 610–630.
- Strauß / Haß / Harras 1989** = Strauß, Gerhard / Haß, Ulrike / Harras, Gisela: Brisante Wörter von Agitation bis Zeitgeist. Ein Lexikon zum öffentlichen Sprachgebrauch. In: Erben, Johannes / Reiffenstein, Ingo / Stickel, Gerhard (Hg.): Schriften des Instituts für deutsche Sprache 2. Berlin / New York 1989.
- Stolleis 2016** = Stolleis, Michael: Methoden der Rechtsgeschichte. In: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. III, Berlin 2016, Sp. 1475–1483.
- Storm 1994** = Storm, Peter-Christoph: Umweltrecht. In: Kimminich, Otto / Lersner, Heinrich Freiherr von / Storm, Peter-Christoph (Hg.): Handwörterbuch des Umweltrechts. Berlin 1994, Sp. 2351 f.
- Sutter 1978** = Sutter, Berthold: Hermann Baltl zum 60. Geburtstag am 2. Februar 1978. Graz 1978.
- Werkmüller 1998** = Werkmüller, Dieter: Weistümer. In: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. V, Berlin 1998, Sp. 1239–1252.
- Wimmer 1971** = Wimmer, Norbert: Umweltschutz als Aufgabe des öffentlichen Rechtes. In: Österreichische Juristenzeitung (1971), S. 635–650.
- Winiwarter 2011** = Winiwarter, Verena: Schrift- und Bildquellen in der Umweltarchäologie. In: Bork, Hans-Rudolf / Meller, Harald / Gerlach, Renate (Hg.): Umweltarchäologie. 3. Mitteldeutscher Archäologentag vom 7. bis 9. Oktober 2010 in Halle (Saale). (Tagungen des Landesmuseums für Vorgeschichte Halle (Saale) 6) Halle (Saale) 2011.

500 JAHRE NUTZUNG DER WASSERKRAFT AN DEN QUELLBÄCHEN DER WALDAIST

Maria Kammerer

MÜHLEN, SÄGEWERKE UND POCHE

Die östlichste Ecke des oberösterreichischen Mühlviertels ist geprägt durch die Quellbäche der Waldaist, die sich zwischen den bis teils über tausend Meter hohen Bergen und ausgedehnten Waldungen dahinschlängeln, ihren Weg nach Süden suchen und durch viele Jahrhunderte für die Bewohner eine große Hilfe waren. Diese Quellbäche, die Schwarze Aist und die Weiße Aist, entspringen in Liebenau. Die Schwarze Aist nimmt die Harbe Aist bei Harrachstal (Gemeinde Weitersfelden) auf und vereinigt sich südlich des Marktes Weitersfelden mit der Weißen Aist. Von hier ab heißt der Bach Waldaist, bis er in die Donau mündet.

Die erste Erwähnung von Mühlen und Hämmern stammt aus 1481 anlässlich einer Besizaufnahme.¹ Es sind fünf Mühlen und zwei Hämmer genannt, insgesamt gab es jedoch wesentlich mehr an den Bachläufen der Aist.

Die Mühle in Windgföll – eine Hausmühle – in windgeschützter Südlage an einem kleinen Bacherl mit gutem Gefälle soll die älteste sein. Dort wurde bei Drainagearbeiten 1936 ein zerbrochenes Steinbeil gefunden, das sich jetzt im Museum Freistadt befindet – Jahrtausende altes Zeugnis für frühe Besiedlung.²

Nahe am Zusammenfluss der beiden Aistbäche liegt die Furthmühle an der Schwarzen Aist. An dieser Stelle querte der Nord-Süd-Handelssteig von der Donau herauf ins Waldviertel und weiter nach Böhmen und Mähren die Aist durch eine Furt, bevor eine Brücke gebaut wurde. Die Furthmühle war etwa sechs Jahrhunderte in Betrieb. Der letzte Müller fiel im Zweiten Weltkrieg, dann wurde die Mühle eingestellt. Später entfernte man das Gebäude.³

Etwa einen halben Kilometer südlich der Furthmühle, bevor der Kasbach in die Waldaist mündet, befindet sich die Spitzmühle. Der Kasbach führte in Trockenzeiten wenig Wasser, darum wurde westlich des Galgenhügels in einer natürlichen Mulde ein Teich angelegt, der bei Bedarf Wasser in den Kasbach lieferte, sodass ein Mahlgang stattfinden konnte.⁴

1 Schober 1954, S. 40. Leider nennt Schober als Quelle nur pauschal das Urbar von Steyregg.

2 Riepl 1997, S. 176 und wie Anm. 1.

3 Schober 1954, S. 40.

4 Wie Anm. 1.



Abb. 1: Jordansmühle
um 1930.

Auch die Ledermühle wird bereits 1481 genannt, sie liegt an der Weißen Aist. Dieser Mühle war auch ein Sägewerk angeschlossen.⁵

Bachaufwärts, bevor der Tiefenbach in die Weiße Aist mündet, befindet sich die Jordansmühle. 1512 wird ein „Jorasmüller“ genannt. Die Wasserzufuhr vom Tiefenbach für Mühle und Säge erfolgte durch einen am Hang angelegten Wehrbach.⁶

An der Weißen Aist aufwärts steht die Bergermühle, eine Hausmühle für acht Bauern. Der Unterschied zwischen Hausmühle und Lohnmühle ist der, dass der Bauer nur sein eigenes Getreide, das auf seinen Feldern geerntet worden war, mahlen durfte.

Den Schildbach (er mündet in die Weiße Aist) aufwärts befand sich die Knauffer Mühle, ebenfalls eine Hausmühle. Alle Hausmühlen wurden 1945 aufgelassen.⁷

Noch weiter aufwärts am Schildbach steht die Pölzmühle, die wie der Hof Eibenberg 15 vor 1400 errichtet worden ist. 1737 geht sie aus herrschaftlichem Besitz an den Pölzhof (Eibenberg 15). Diese Mühle hatte zeitweilig zu wenig Wasser. Das Schildbacherl entspringt in einem Moor am Hang in der Nähe des Koblbergpasses – übrigens mit 1044 Metern der höchste Pass Oberösterreichs.⁸

Über eine kleine Höhe hinüber zur Weißen Aist befindet sich am rechten Bachufer die Wahlmühle, für die es mehrere Schreibweisen gegeben hat: Waldmühle – 1481 genannt⁹ – die Mühle im oder am Wald; Walkmühle – weil dort eine zeitlang der „Mischling“ gestampft und gewalkt wurde. Der „Mischling“ war ein Stoff aus Flachs und Wolle,

5 Wie Anm. 1

6 Riepl 1997, S. 176.

7 Atteneder / Reindl 2016, S. 131.

8 Mitmannsgruber 1961, S. 313–315. Über seine Quellen schreibt Mitmannsgruber leider nur pauschal, dass sie aus der Pfarrchronik, aus den Hausgeschichten des Karl Pree, aus Kirchenbüchern und seinen eigenen Aufzeichnungen stammen.

9 Wie Anm. 1.



Abb. 2: Wahlmühle um 1910.

warm und haltbar für Bauernjanker; Wall- und Wahlmühle – der leichteren Sprechweise angepasst; dieser Name hat sich bis heute erhalten, obwohl das Gebäude längst keine Mühle mehr ist. Neben der Mühle bestand eine Säge, die bis Ende des 20. Jahrhunderts zeitweise noch in Betrieb war.¹⁰

Die Wahlmühle, die Jordansmühle und die Ledermühle wurden in den 1930er-Jahren modernisiert und auf Walzstühle umgebaut, was eine kostspielige Sache war. Trotzdem mussten alle zwischen 1950 und 1960 eingestellt werden.¹¹

Bachaufwärts befindet sich die Glashüttenmühle, oftmals auch Schönebner Mühle genannt, weil sie zur Glashütte Schöneben gehörte.¹²

Weiter nördlich stand am Muckenbach der Kiespocher der Schönebener Glashütte. Mithilfe der Wasserkraft wurden die Quarzsteine zu Schmelzsand und auch Bruchglas zerstampft.¹³

Am linken Ufer der Weißen Aist befindet sich die Steinmühle, die vor 1735 erbaut worden ist und 1746 als selbständige Mühle genannt wird. Hier durften nur die Bauern der Ortschaft Maxldorf das Getreide mahlen. Eine Brettersäge war angeschlossen.¹⁴

Nur etwa 200 Meter bachaufwärts stand noch die Schüppanimühle (oder „Schypani“), die 1920 bis 1939 als Lohnmühle betrieben wurde.¹⁵

10 Ebd.

11 Riepl 1997, S. 178.

12 Atteneder / Reindl 2016, S. 133.

13 Ebd., S.135.

14 Ebd., S. 133 und Mitmannsgruber 1961, S. 126f.

15 Riepl 1997, S. 133.



Abb. 3: Hammer 2013.

Nun geht es hinüber zur Schwarzen Aist. Dort findet man wieder eine Mühle, die Grabenmühle, die zur Glashütte Salaburgstal gehörte. Eine Glashütte war Selbstversorger, darum war eine Mühle wichtig.¹⁶

Am westlichen Fuß des Bauernbergs findet man die Reste des Kiespochers der Bauernberg-Glashütte. Er war von 1787 bis 1806 in Betrieb.¹⁷

Weiter südwärts befindet sich die Gugumühle. Sie wird 1827 auch als Uhrmacherhaus bezeichnet, weil der Müller im Nebenberuf Uhrmacher war.¹⁸

Flussabwärts geht es zur Saghammermühle am Südrand des Freiwaldes. Das Werk wurde oft auch Greisenegger-Mühle genannt, weil es vom Sensenschmied Matthias Greisenegger im Jahr 1858 erbaut wurde.¹⁹

Die Harrachstaler Mühle versorgte den „Industrieort“ Harrachstal.

Die letzte Mühle an der Schwarzen Aist ist Oberhammer. Der Mühlbetrieb wurde schon vor 1706 eingerichtet. Als der Sensenschmied und Müller Carl Greisenegger 1873 starb, wurde die Mühle eingestellt.²⁰

Den meisten Mühlen war ein Sägewerk angeschlossen.

16 Ebd., S. 131 und Mitmannsgruber 1961, S. 78.

17 Riepl 1997, S. 134 und Mitmannsgruber 1952, S. 179–181.

18 Riepl 1997, S. 132 und Mitmannsgruber 1961, S. 148f.

19 Riepl 1997, S. 185–186.

20 Ebd., S. 183–185 und Schober 1954, S. 45–47.



HÄMMER

Nahe am Zusammenfluss der Weißen und der Schwarzen Aist befindet sich der schon 1481 genannte Unterhammer.²¹ Er war eine Werkzeugschmiede. Der lange Wehrbach, der das Wasser der Weißen Aist dem Wasserrad zuführte, war so am Fuß des Hangs angelegt, dass er kaum ins Auge fiel. Am Unterhammer wurden die Geräte geschmiedet, die am Bauernhof gebraucht wurden: Hacken, Rechen, Schaufeln, Krampen, Pflugscharen, Zähne für Eggen und vieles mehr. Diese Erzeugnisse waren auf den Jahrmärkten sehr gefragt. Seit etwa 1970 ruht der Betrieb.²²

Nahezu in der Mitte zwischen Weitersfelden und Harrachstal liegt der Oberhammer, ebenfalls schon 1481 genannt.²³ 1784 kaufte Michael Hillebrand, ein gelernter Sensenschmied, den Hammer und baute ihn mit Erlaubnis der Freistädter Zunft in eine Sensenschmiede um.²⁴ Als Markenzeichen wählte er Halbmond mit Stern. Nach dem Tod des Meisters Hillebrand heiratete der Sensenschmied Matthias Greisenegger aus Waidhofen an der Ybbs die Witwe und brachte den Oberhammer zu großem Wohlstand und hohem Ansehen.²⁵ 1848 wurden beispielsweise 16.000 Sensen, 14.000 Strohmesser und ebenso viele Sichel geschmiedet. Es waren 22 Arbeitskräfte beschäftigt. Die Sensen wurden zu je 100 Stück in Fässer verpackt und nach Deutschland, Böhmen, Polen und vor allem nach Russland und auf den Balkan verkauft. Nach dem Tod des Matthias Greisenegger 1862 übernahm sein Sohn Karl den Betrieb.²⁶ 1873 starb Karl, und die Mühle, die schon 1706 bestanden hatte, wurde stillgelegt, das Sägewerk aber weiter betrieben. Die Witwe

Abb. 4: Oberhammer (ohne Datierung).

21 Schober 1954, S. 43.

22 Schober 1954, S. 43 und Riepl 1997, S. 181.

23 Schober 1954, S. 45.

24 Ebd.

25 Schober 1954, S. 46. Schober nennt hier als Quelle „Heimathaus Freistadt, Hs. 3803/15“.

26 Ebd.

führte den Sensenbetrieb noch zwölf Jahre, 1885 verkaufte sie den ganzen Besitz an die Holzhandelsfirma Löwy und Winterberg aus Prag.²⁷ Der neue Besitzer vergaß, das Firmenzeichen bei der Innung anzumelden, damit war die Sensenerzeugung, die durch ein volles Jahrhundert großen Wohlstand gebracht hatte, beendet.

Sein Bruder wollte eine neue Erwerbsquelle schaffen, so errichtete er an der Schwarzen Aist zwischen Oberhammer und Unterhammer ein kleines Gebäude, in dem Perlen aus Holz und Aluminium erzeugt werden sollten. Sie waren gedacht für Rosenkränze oder Schmuck. Als endlich die Maschinen montiert waren und der Betrieb starten konnte, kam der Schock: Die Maschine lieferte schöne Holzkügelchen, jedoch ohne Loch! Sie waren für den geplanten Zweck nicht geeignet. Aus Enttäuschung nahm sich der Besitzer das Leben.²⁸

Etwa fünf Kilometer flussaufwärts befindet sich wieder ein Sensenhammer – der Saghammer. Am Süden des Freiwalds war schon seit langer Zeit eine Säge gewesen, genannt die „Sagstatt“. An dieser Stelle errichtete Andreas Ignaz Moser aus St. Oswald mit Bewilligung des k. k. Kreisamtes einen Sensenhammer für seinen Sohn.²⁹ Der junge Sensenschmied wählte als Firmenzeichen drei Kronen im Kreis.³⁰ Er war der Freistädter Zunft zugehörig. 1807 waren in Saghammer bereits fünf Feuerstellen und vier Hämmer in Betrieb, 1822 beschäftigte der Hammer neun Sensenschmiedknechte, einen Lehrjungen und neun Lohnjungen.³¹ Um 1824 ließ der Absatz stark nach; 10.000 Sensen und viele Strohmesser und Sichel befanden sich sozusagen auf Halde. Um eine Abwanderung zu verhindern, behielt man jedoch die Arbeiter um Kost und geringen Lohn.³² 1837 starb der Sensenschmied Moser mit 44 Jahren, und 1838 kaufte Matthias Greisenegger den Saghammer.³³ Bereits 1848 war dieser wieder voll ausgelastet. 19 Arbeiter erzeugten pro Jahr 17.000 Sensen und 12.000 Strohmesser. Greisenegger bezog das Eisenerz aus Kärnten und konnte daraus einen hervorragenden Stahl herstellen. 1852 übergab Matthias Greisenegger seinem Sohn Matthias den Hammer.³⁴ Nach dessen frühem Tod musste der Betrieb bis zur Großjährigkeit seines Sohnes Karl im Jahr 1874 verpachtet werden.³⁵ Karl baute großzügig um, und infolge der hohen Schulden fiel der Betrieb, der einen Wert von 13.000 Gulden besaß, um lediglich 5.300 Gulden an die Brüder Wald. Der Sensenbetrieb wurde eingestellt.³⁶ 1937 kaufte die benachbarte Herrschaft Kinsky das Areal und baute ein Sägewerk, welches um 1960 zu einer der modernsten Holzbearbeitungsanlagen umgebaut wurde. Seit 1990 sind alle Betriebsanlagen und Gebäude entfernt, und das Grundstück ist wieder zu Wald geworden.³⁷

27 Ebd., S. 47.

28 Ebd., S. 50.

29 Ebd., S. 47.

30 Ebd., S. 47. Schober zitiert hier nach „I. Zeitlinger, Sensen, Sensenschmiede u. ihre Technik, in Jahrb. d. Musealvereins, 91. Bd. (1944)“.

31 Schober 1954, S. 48.

32 Ebd., S. 48.

33 Ebd., S. 48; als Quelle nennt Schober hier das Stadtarchiv Freistadt, Hs. 953.

34 Ebd., S. 49.

35 Ebd.

36 Ebd., S. 49f.

37 Schober 1954, S. 47–50 und Riepl 1997, S. 185f.

SONDERFALL HARRACHSTAL

Wo die Schwarze Aist von Nordosten kommend nach Südosten abbiegt und die Harbe Aist von Westen her zufließt, war bis circa 1700 nur Wald. Der Besitzer der Gegend (von Reichenstein bei Pregarten bis hinauf nach Böhmen) war zu dieser Zeit Franz Ferdinand Otto von Sprinzenstein, ein äußerst wohlhabender Herr. Und es gehörte damals zum guten Ton, eine Industrie zu gründen, um für Menschen Arbeit zu schaffen und die eigenen Einnahmen zu erhöhen. So ließ er mitten im Wald, wo sich heute Harrachstal befindet, 1711 eine Papiermühle erbauen, fast gleichzeitig daneben die Hofmühle, gegenüber eine Brauerei und Bäckerei, den Meierhof und am Südeinde ein bescheidenes Schloss.³⁸ Es gab auch eine Nagelschmied-Werkstätte, in der hauptsächlich vierkantige Nägel für Schmiede und Schuster, besonders aber Schindelnägel geschmiedet wurden.

Die Papiermühle war damals die leistungsfähigste in ganz Oberösterreich. Noch 1798 produzierte Harrachstal die größte Papiermenge der oberösterreichischen Mühlen. Erzeugt wurde Kanzleipapier, Postpapier, Royalpapier, Fließpapier, Adlerpapier, gefärbtes Papier und Konzeptpapier. Jeder Papiermeister hatte sein eigenes Wasserzeichen, das in jeden Bogen gedruckt wurde.³⁹ 1880 wurde die Papiermühle eingestellt.⁴⁰

Auch die Brauerei schloss 1883;⁴¹ geblieben ist da und dort verwilderter Hopfen.

LEINÖLERZEUGUNG

In der Jordandsmühle am Tiefenbach gab es eine Leinölpresse; im Mühlviertel wurde viel Flachs angebaut, aus den Fasern entstand Leinen und aus den Samen gewann man Leinöl, eine auch heute noch geschätzte Spezialität: Die Samen wurden grob gemahlen, dann mit Wasser angesetzt, zu einem Brei gemischt, leicht angeröstet, damit das Wasser verdunstet, und anschließend gepresst. Leinöl war Nahrungs- und Heilmittel zugleich. Die Leinölpresse wurde vom Jordansmüller bis 1932 betrieben.⁴²

Die Bleichwiese lag gleich unterhalb der Jordansmühle an der Weißen Aist. Das Leinen, das die Leute zur „Bloach“ brachten, legte der „Bloacher“ auf der Wiese auf und besprengte es in regelmäßigen Abständen mit Wasser aus der Weißen Aist. Bei intensivem Sonnenschein bildet sich Ozon, das die Fasern bleichte. Neben der Wiese befand sich das „Bloacherhäusl“, das wegen einer Straßenverbreiterung um 1960 abgetragen wurde.⁴³

DIE ELEKTRIZITÄTSWERKE

Die jüngsten Betriebe, die Wasserkraftwerke, entstanden ab 1920. Da wurde bei der Ledermühle ein E-Werk errichtet, das aber nicht genug Strom für alle Häuser des Marktes Weitersfelden lieferte. Darum baute der Fleischhauer Johann Hietler 1928 an der Stelle der Robischbauer-Säge ein größeres, weil an der Waldaist mehr Wasserkraft

38 Schober 1954, S. 137. Schober nennt hier als Quelle das Herrschaftsarchiv Freistadt, Hs. 215.

39 Ebd., S. 142.

40 Ebd., S. 145.

41 Ebd., S. 146 und Mitmannsgruber 1952, S.199.

42 Riepl 1997, S. 178.

43 Aufzeichnungen von Maria Kammerer.

zur Verfügung stand. Es übernahm die Stromversorgung für alle Markthäuser und die Kirche.⁴⁴

Von 1950 bis 1953 wurden alle Ortschaften in den Gemeinden Weitersfelden, Liebenau, Unterweißenbach, Kaltenberg, Königswiesen und Schönau von der Firma Ebner in Perg elektrifiziert und an das E-Werk Königswiesen angeschlossen. Das erwies sich aber als nicht ausreichend, daher baute die Firma 1954 etwa vier Kilometer südlich von Weitersfelden an der Waldaist ein neues Elektrizitätswerk. In den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts entstand noch ein privates Kleinstkraftwerk in Oberhammer an der Schwarzen Aist; 2012 ging an der Weißen Aist bei der Steinmühle ebenfalls eines in Betrieb.

QUELLEN UND LITERATUR:

Atteneder / Reindl 2016 = Atteneder, Helmut / Reindl, Maximilian: Liebenau V. Wald, Wasser, Feld, Sozialwesen. Liebenau 2016.

Mitmannsgruber 1952 = Mitmannsgruber, Anton: Liebenau. Ein Beitrag zur Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte des unteren Mühlviertels. Band 1. Liebenau 1952.

Mitmannsgruber 1961 = Mitmannsgruber, Anton: Liebenau II – seine Höfe und Häuser. Quellen und Erläuterungen zur Siedlungs-, Wirtschafts- und Familiengeschichte einer bäuerlichen Gemeinde des unteren Mühlviertels. Liebenau 1961.

Riepl 1997 = Riepl, Ludwig (Hg.): Weitersfelden. Weitersfelden 1997.

Schober 1954 = Schober, Friedrich: Weitersfelden. Geschichte des Marktes und seiner Umgebung. Weitersfelden 1954.

BILDNACHWEISE:

Abb. 1, 2, 4: Privatarchiv Maria Kammerer

Abb. 3: Privatarchiv Helmut Atteneder

44 Schober 1954, S. 50.

HOLZSCHWEMME AUF WALDAIST UND NAARN

Helmut Atteneder

WALDAIST¹

Der Holzreichtum der Mühlviertler Wälder wurde intensiv erstmals durch die Glashütten genützt. Im heutigen Gemeindegebiet von Liebenau entstand die älteste Glashütte Oberösterreichs (vor 1400), und es folgten im Lauf der Zeit noch acht weitere. Deren Holzbedarf war zwar ohnehin enorm, doch trotzdem wäre noch Holz zur Verfügung gestanden. Im Großraum Wien benötigte man dagegen immer mehr Holz – um das Jahr 1800 jährlich circa 200.000 Klafter, das sind etwa 682.000 Raummeter² –, in der Umgebung der Stadt gab es aber immer weniger. Daher musste der Rohstoff aus weiter entfernten Gebieten herangeschafft werden. Die Transportkosten bei Pferde- und Ochsenfuhrwerken waren viel zu hoch, und die Eisenbahn gab es noch nicht. Es blieb also nur der Wasserweg.

Fürst Schwarzenberg, ein Bruder des berühmten Feldherrn, setzte sich mit den benachbarten Herrschaftsinhabern von Harrachstal, dem Fürsten Kinsky, und mit dem des Freiwalds (Herrschaft Groß Pertholz und Reichenau), dem Freiherrn Hacklberg-Landau, in Verbindung und es kam ein Liefervertrag von jährlich 14.000 Klaftern zustande. Der Erbauer des Schwarzenbergschen Schwemmkanals, Ingenieur Rosenauer, entwarf das Schwemmprojekt auf der Schwarzen Aist beziehungsweise Waldaist (so der Name nach dem Zusammenfluss mit der Weißen Aist). Es wurden dazu vier Schwemmteiche geplant: zwei beim Schloss Rosenhof (Rosenhoferteiche und später die Neuhofer Schwelle nebst zwei kleinen „Wildteichen“) und zwei bei Karlstift (hier wurden es schließlich vier: Kolmteich, Muckenteich, Stierhübelteich und Höllauteich), sodass schlussendlich insgesamt sieben Schwemmteiche vorhanden waren.

1 Dieser Artikel folgt im Wesentlichen dem Material aus Mitmannsgruber, Ordner 17. Leider gibt es in diesem Ordner keine Paginierung und auch keine genaueren Quellenangaben. Gleiches gilt für Hackl 1995. Für Mitmannsgruber vermutet der Autor, dass er die Materialien zur Naarnschwemme im Archiv der Herrschaft Sachsen-Coburg-Gotha in der Greinburg und jene zur Aistschwemme aus dem Archiv der Herrschaft Czernin-Kinsky in Rosenhof/Sandl bearbeitet hat.

2 Nach Mayrhofer, 1992, S. 127 entsprechen einem Klafter etwa 3,41 Raummeter.

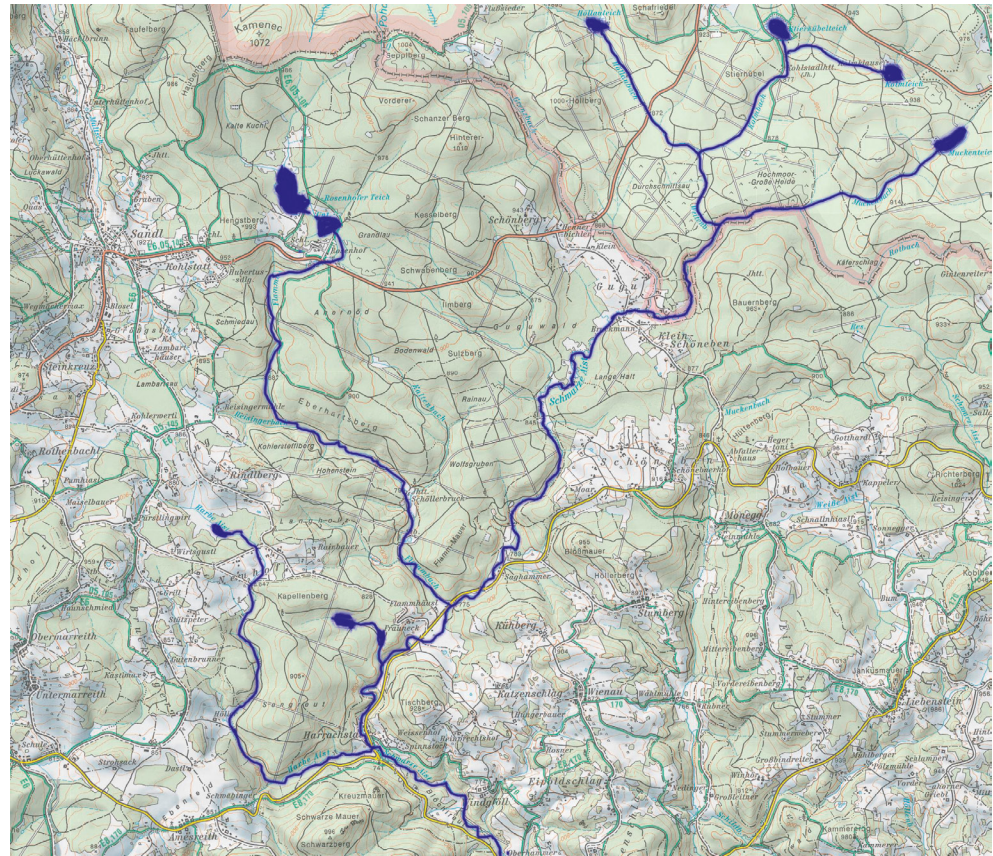


Abb. 1: Triftstrecken auf der Aist. Datenquelle: Land Oberösterreich - data.ooe.gv.at, Bearbeitung: Helmut Atteneder

	Fläche in Hektar	Kubikmeterinhalt
Höllauteich	4,15	77.600
Stierhübelteich	5,26	93.500
Kolmteich	4,21	76.300
Muckenteich	6,70	108.000
Summe	20,32	355.400
Großer Rosenhoferteich (Abb. 2)	13,42	246.000
Kleiner Rosenhoferteich	5,01	93.500
Neuhoferschwelle	1,20	20.000
Summe	19,63	359.500
Gesamtsumme	39,95	714.900³

3 Vgl. Hackl 1995.



Fürst Schwarzenberg brachte am 25. April 1796 ein Majestätsgesuch zur Errichtung einer Holzschwemme auf der Aist bis zur Donau ein. Dieses Anliegen wurde von der Gemeinde Wien sehr unterstützt, weil sich die Stadt davon wesentliche Erleichterungen in der Holzversorgung versprach. Am 6. Jänner 1799 wurde das Privileg auf eine Dauer von 40 Jahren bewilligt. Offensichtlich waren alle nötigen baulichen Arbeiten bereits vorgenommen worden, da im gleichen Jahr die erste Trift probeweise durchgeführt werden konnte.

Schon am 6. August 1801 ging das Privileg an Freiherrn Josef Hacklberg-Landau um den Betrag von 276.000 Gulden über. Der Ausbau der Schwemme erforderte viel Kapital. Eine neue Wehr bei Schwertberg für eine Papiermühle machte große Schwierigkeiten. Die Franzoseneinfälle von 1805/1808 erforderten viele Lieferungen an die Besatzungsmacht. Napoleon „vergaß“ auf die Bezahlung, und so ist die Forderung heute noch unbeglichen. Hochwasser brachte ebenfalls hohe Verluste.

Am 2. Juli 1839 wurde dem Freiherrn Hacklberg-Landau der Vertrag auf weitere 40 Jahre verlängert. Bis 1880 übernahmen die jeweiligen Besitznachfolger die Schwemm-berechtigung und auch die anfallenden Lieferungen der Domäne Rosenhof, obwohl ein langer Rechtsstreit anhängig war, da die Herrschaft Rosenhof selbst die Schwemm-gerechtigkeit erhalten wollte. Am 6. März 1880 wurde dem Ansuchen vom Ministerium stattgegeben, sodass nun auch Rosenhof das Schwemmrecht besaß. Der Besitzer von Rosenhof, Graf Rudolf Ferdinand Kinsky, musste an Hacklberg eine Entschädigung zahlen. In der Bewilligung war festgehalten, dass Hacklberg in geraden Jahren und Kinsky in ungeraden Jahren das Erstrecht zur Schwemme hatten. Nach langen Anfangsschwierigkeiten einigten sich beide Parteien endlich auf eine gemeinsam durchgeführte Schwemme (1901). Somit gab es weniger Holzverluste und geringere Instandhaltungskosten für jeden Partner. Für Kinsky betrug die jährliche Triftmenge 35.000, für Hacklberg 24.000

Abb. 2: Großer Rosenhoferteich.



Abb. 3: Schwemmposten mussten das Verspießen der Scheiter verhindern.

Raummeter. Die Schwemme durfte höchstens 15 Tage dauern. Die Triftberechtigungen wurden 1921 und 1931 verlängert.⁴

Nach dem Tod von Hacklberg-Landau kam die Domäne und damit auch die Schwemmgerechtigkeit an die Heilbronner Großindustriellen Adolf und Paul Pfeleiderer. Erst 1953 wurde das letzte Mal geschwemmt; danach war die Holztrift nicht mehr rentabel.

Die Triftstapel wurden oft in einer Länge von über 100 Metern und einer Höhe von drei bis vier Metern angelegt. In der Schwemmzeit von rund 14 Tagen waren entlang der Schwemmstrecke 280 Schwemmposten beschäftigt, in einer anderen Aufstellung ist von 190 Mann Schwemmmannschaft (meist Holzfäller) sowie 15 Aufsehern und fünf Verrechnungsorganen die Rede.⁵ Die Schwemmposten waren mit langen Stangen ausgerüstet, die an den Spitzen eiserne Schwemmhaken besaßen. Sie mussten die Scheiter in die Triftichtung bringen, Stauungen lösen und Nachzügler vorantreiben. Zur gesamten Schwemme brauchte man an die 1.000 Arbeitskräfte. Die Leute wurden von einem Partieführer in den umliegenden Gemeinden geworben und zu „Schwemmpartien“ (30 bis 40 Personen) zusammengestellt (Abb. 3).

Die Schwemmstrecke bis Au an der Donau, wo die Anlegeverwaltung ihren Sitz hatte, betrug rund 75 Kilometer. Die Scheiter brauchten bis dahin 22 bis 24 Stunden. Das Gefälle von Sandl bis zur Donau beträgt 650 Meter, sodass 9,3 Meter Gefälle im Schnitt auf den Kilometer kommen. Ein geregelter Holzgang erforderte

sieben Kubikmeter Wasser pro Sekunde. Bei günstigem Wasserstand konnten 6.000 bis 7.000 Raummeter Holz abgeschwemmt werden. Die Tagesmenge schwankte je nach Wassermenge zwischen 3.000 und 10.000 Raummetern.

Geschwemmt wurden Fichte, Tanne, Kiefer und Buche als Scheiter und Prügelholz. Die Scheiter mussten auf 36 Zoll, das sind 94,6 Zentimeter, geschnitten werden.

In den Jahren 1860 bis 1900 wurden 2.680.141 Kubikmeter⁶ und von 1901 bis 1916 575.202 Kubikmeter⁷ Holz geschwemmt. 1880 erfolgte die Abfuhr des Holzes durch die beiden Schiffmeister von Sarmingstein.

Rund 15.000 Kubikmeter⁸ wurden von der Firma Merkens in Schwertberg für den Bedarf der Pappfabrik herausgespießt. Ab 1886 erfolgte die Verfrachtung durch Schlepper der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft.

Waren die Holzmassen vorüber, kam das sogenannte „Örtltreiben“: 20 Arbeiter gingen flussabwärts, um alle ausgebliebenen und ausgeworfenen Scheiter wieder einzuwerfen und um zugleich den Lauf des Schwemmbaches zu reinigen.⁹

4 Ebd.

5 Ebd.

6 Mittmannsgruber, Ordner 17. Hier scheint unklar, ob Mittmannsgruber nicht statt Kubikmeter Raummeter gemeint hat; die Stelle ist sehr schwer leserlich. Allgemein erfolgt in seinen Aufzeichnungen die Maßangabe nur in Klaftern oder Raummetern, wobei einem Klafter vermutlich etwa 3,41 Raummeter entsprechen (Quelle: Mayrhofer 1992, S. 127).

7 Vgl. Hackl 1995.

8 Ebd.

9 Ebd.

NAARN¹⁰

Kam die Holzschwemme auf der Waldaist erst um 1800 in Gang, so war die Trift auf der Naarn schon 50 Jahre früher aus denselben Motiven (die Donau als Transportmittel zu den Absatzmärkten zu benutzen) begonnen worden.

1755 wurde ein Schwemmkontrakt zwischen Norbert Graf Anton von Salburg und der Schwemmkompagnie, bestehend aus Anton Angerer, bürgerlicher Schiffmeister in St. Nikola, Ferdinand Angerer, bürgerlicher Schiffmeister in Struden, Anton Angerer, bürgerlicher Schiffmeister und Gastgeb in Niederwallsee, sowie Georg Hofbauer, bürgerlicher Bierbrauer in Perg, abgeschlossen. Der Kontrakt, der auf 40 Jahre lautete, bestimmte, dass zunächst die aus den Salburgischen Waldungen an der Naarn anfallenden Bäume verkauft, zwei oder drei Jahre gelagert und dann abgeschwemmt werden sollten.

1771 brauchte man laut Angebot des Schiffmeisters zur Verladung auf der Donau 32 Kellheimer Plätten, welche zu zweit verbunden (geschnäbelt) wurden. Für die Rückfahrt donauaufwärts mussten 70 Zugpferde eingesetzt werden.

1792 gelangte die Schwemmkompagnie an die Nachkommen der ursprünglichen Inhaber, und zwar an Josef Angerer, Holzversilberer in Wien, Elisabeth Stummer, geborene Angerer in Grein, Anna Maria Dechant, geborene Angerer und Faustin Dietrich, Schiffmeister in St. Nikola. Die „Firma“ nannte sich dann „Angerische Schwemmkompagnie“. Im Vertrag ist der Preis für einen Klafter mit 45 Kreuzer festgelegt. Dabei musste die Schwemmkompagnie das Schlägern, Hacken und Aufklaftern sowie die Zubringung zur Schwemme bezahlen.

Am 26. April 1808 wollte die Kompagnie den Hof Geiersschlag 13 (Groß Rubner) mit 85 Joch Grund um 6.500 Gulden kaufen, der Eigentümer versagte aber die Zustimmung. Das Gehöft war damals im Besitz des Michael Fink, der im Volksmund „Heufink“ genannt wurde. Er hatte in den Napoleonischen Kriegen durch Armeelieferungen ein großes Vermögen erworben und die Herrschaft Rutenstein von 1811 bis 1823 besessen. 1817 nun drehte Fink den Spieß um und erwarb drei Anteile der Schwemmkompagnie um 180.000 Gulden und bis 1823 auch die restlichen Anteile. Er besaß bis zum Verkauf somit auch das Schwemmrecht.

Am 1. Jänner 1823 kaufte Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha die Herrschaft Rutenstein – damit auch das Schwemmrecht – und auch den Hof Geiersschlag 13. Das Haus wurde zum Sitz des Forstamtes Ruben. Unterhalb des Hauses fließt der „Schwemmbach“ oder „Klammleitenbach“, der aus dem Tannermoor kommt und in die Große Naarn mündet. Mit 20. Dezember 1827 bestätigte Kaiser Franz I. das Schwemmrecht für Herzog Ernst.

1827 erfolgte ein neues Schwemmprivileg für die Naarn und ihre Nebenbäche, wie Nussbach, auch Bärnmühlbach genannt, den Schwarzenbach und den Klammleitenbach. (Die drei Bäche bilden ab Königswiesen die Große Naarn.) Nur kurze Zeit später kam das Schwemmprivileg an das Linzer Domkapitel.

10 Der nachstehende folgende Text folgt zur Gänze Mittmannsgruber, Ordner 17.

Die Schwemmteiche an der Naarn

Der Rubenerteich wurde 1838 in Betrieb genommen. Sein Name stammt vom ehemaligen Hof „Groß Rubner“, auf dessen Wiese er sich befand. Schon bald wurde er als zu klein befunden, bedeutend vergrößert und bespannt (mit Wasser gefüllt). Er maß nun 10 Joch und brauchte fünf Tage zum Abfließen.

Der Große und der Kleine Klausteich speisten den Nussbach. Beide Teiche liegen im Gemeindegebiet von St. Georgen am Walde. Während der große Teich sechs Joch maß und zum Abfließen 36 Stunden benötigte, hatte der kleine Teich nur zwei Joch und war in sechs Stunden leer.

Der Grafenteich wurde für die Trift nur in besonderen Fällen verwendet.

Der Pucherteich in Niederösterreich, nördlich des großen Bauerngutes Wessely, lag im Besitz der Güter von Abensberg und Traun. Beim „Eisernen Bild“, einer Wallfahrtskapelle, grenzt der Besitz an die Herrschaft Coburg mit dem Revier Stifting. Dieser Teich speiste den Neuhausbach und war gepachtet.

DIE HOLZAUFARBEITUNG

Die Holzfäller waren das ganze Jahr über beschäftigt. Die gefällten Stämme wurden so zurechtgeschnitten, dass beim Langholz ein gutes Mittelmaß übrig blieb. Wipfel, Windrisse und ungeeignete Stämme aber wurden zu Scheiterholz von einem Meter abgeschnitten, gespalten und mit einem guten Übermaß (= einige Scheiter mehr, als die vereinbarte Stoßhöhe) meterhoch aufgeschichtet und über den Sommer getrocknet. Das Holz wurde mit eigens stark gebauten „Zugschlitten“ bereits im Winter zu den Abfahrtswegen und Forststraßen gezogen. Beladen war der Schlitten je nach Terrain mit ein bis drei Raummetern Holz.

Wenn die Langholzfuhren beendet waren, wurden die „Scheiter vergeben“, das Holz also um einen vereinbarten Lohn mit dem Pferdefuhrwerk nach Ruben befördert. Voll beladen maß ein Scheiterschlitten drei bis vier Raummeter. Der Schlitten hatte vorne und hinten etwas aufgebojene Kufen, um das Abrollen der Scheiter zu verhindern. Obenauf waren diese mit starken Eisenketten, den „Roadlern“, zusammengehalten. Wenn das Frühjahr und damit die Schneeschmelze in Sicht kam, mussten alle Scheiter am Sammelplatz sein.

Neben den Schwemmteichen gab es einen großen Lagerplatz, die „Ablag“. Die Scheiter wurden dort auf große, hohe Reihen, die „Zain“, aufgeschichtet. Am Ende einer solchen Reihe wurde, dem Einlass zugewendet, der „Rollzain“ eingebaut, der bei Triftbeginn im Frühjahr, dem „Anwässern“, das rasche Einrollen in den Wasserkanal ermöglichte.

Die gesamte Triftstrecke betrug 86 Kilometer und die Triftdauer ohne die Arbeit am Holzplatz in Perg zehn bis 14 Tage. Sie war abhängig vom Verlauf der Schneeschmelze.

DIE TRIFT

Darunter versteht man den Transport des Holzes zu Wasser in ungebundenem Zustand. Man unterscheidet Vortrift, Haupttrift und Orttrift („Örtldrift“). Wenn es nötig war, wurden Hölzer des Reviers Haid am Schwarzaubach vorgetriftet.



Abb. 4: Triftstrecke auf der Naarn; eine schwer lesbare Datierung rechts unten lautet 7./IV. 1907, daneben 1960.



Abb. 5: Anlanden/Ausspiefen der Scheiter am Perger Holzlagerplatz.

Die Holzfäller, die jetzt als „Schwemmer“ arbeiteten, brachten als erste Arbeit die hoch aufgeschichteten „Rollzaine“ in Bewegung und füllten den Schwemmkanal. War die Vortrift bereits vorüber, wurden die Teiche gezogen. In Ruben war es immer der Teich-Michl, ein Holzfäller, dessen Familie seit Generationen neben dem Teich wohnte, dem diese oft nicht leichte und gefährliche Arbeit oblag. Langsam traten die vorderen Scheiter ihre Reise auf dem Wasser an, und die Schwemmlaute sorgten dafür, dass keine Stauungen eintraten. Es waren bereits sämtliche Mühl- und Werksrechen vom Wasserlauf abgesperrt worden, damit sie nicht beschädigt wurden.

Das schönste und romantischste Stück der Schwemmstrecke war der Klammleitenbach bei Königswiesen. Das Bachbett wurde dort wegen seiner Wildheit auf etwa einem Kilometer Länge die „Teufelsmühle“ genannt. Große Granitblöcke und tiefe Rinnsale, deren Wasser oft völlig verschwand, wechselten ab, sodass in diesem Abschnitt ein Schwemmen unmöglich war. Die Stelle wurde mit einer Art Kanalbrücke, dem „Geflüter“, gemeistert. Diese ruhte auf „Hochjochen“, die zehn Meter erreichten und aus massiven Stämmen und Pfosten hergestellt worden waren. Am Einlauf des Geflüters, dem „Geflüterkopf“, stauteten sich oft die Scheiter, und die Schwemmer hatten große Mühe, das Knäuel zu lösen. Oft brach plötzlich ein Pfosten und unterbrach die Trift. Daher waren an zwei übersichtlichen Stellen „Kanoniere“ postiert, welche bei einem Schaden sofort Warnschüsse abgaben, um den Einlauf am Geflüterkopf stoppen zu lassen. Zimmerer waren immer in Bereitschaft, um den Schaden sofort zu beheben.

Sobald die Trift die Bezirksgrenze von Freistadt bei der Scharstmühle erreichte und in den Bezirk Perg einlief, wurde Meldung an die Bezirkshauptmannschaft Freistadt gemacht. Diese verständigte die Gemeinden, welche im Triftbereich lagen, damit diese eventuelle Triftschäden melden konnten. Dasselbe geschah im Bezirk Perg.

Die Trift begann um sechs Uhr Früh und dauerte bis 18 Uhr. Die ersten Hölzer, welche um sechs Uhr „angewässert“ worden waren, kamen ungefähr zwischen 21 und 22 Uhr am Perger Hauptrechen, der sich einen halben Kilometer vor der Kuchlmühl befand, an. Die Arbeit für das Schwemmpersonal dauerte aber im Revier Ruttenstein bis zwei oder

drei Uhr Früh fort, bis der ganze Bach von liegendebliebenen Scheitern geräumt war und die Trift am nächsten Tag ungehindert weitergehen konnte.

Der Perger Haupt- und Fangrechen war entsprechend stark gebaut, musste er doch den Druck von 25.000 bis 30.000 Raummetern Scheitern auffangen und auch halten, bis das ganze Holz ausgespießt war. Die Spießplätze befanden sich unterhalb der Brücke bei der Brauerei Seyer.

Auf diesem Platz waren sogenannte „Prügelschäler“ ganzjährig beschäftigt, welche die Entrindung der Prügel und Scheiter besorgten.

Auf dem Holzplatz wurden meist 10.000 Raummeter „ausgespießt“ oder „geländet“. Das waren meistens bestimmte Holzsorten; das übrige Holz wurde zum Schwemmplatz in Mitterkirchen weitergeleitet. Dort befanden sich zwei Kanäle, in denen man das Holz einschwemmte und einspindelte. Anschließend wurde es „ausgeländet“ und zu Stößen von 100 Metern Länge und drei Metern Höhe, sortiert nach Stärkeklassen, aufgestellt und zum Kauf angeboten. Danach brachte man die Trifthölzer mit der Feldeisenbahn drei Kilometer weit zur Donau und verlud sie auf Schlepper. Brennholz für die ansässige Bevölkerung wurde ebenfalls zum Großteil in Perg herausgenommen.

Täglich konnten auf der Naarn 900 bis 1.000 Klafter (circa 3.070 bis bis 3.410 Raummeter) Holz geschwemmt werden. 1774 wurden vom 7. bis 16. März 11.000 Klafter (20.460 Raummeter) Scheiter eingeworfen, und die Trift war am 15. April beendet. 1792 wurden 6.000 bis 7.000 Klafter (20.460 bis 23.870 Raummeter) Scheiter abgeschwemmt, von 1823 bis 1846 jährlich durchschnittlich 13.398 Klafter (45.687 Raummeter). Die Jahresmengen schwankten zwischen 10.205 Klafter (34.800 Raummeter) und 16.534 Klafter (56.381 Raummeter).

Nach Beendigung der Trift gingen die Anrainer mit dem zuständigen Bürgermeister oder dessen Stellvertreter und dem Triftpersonal die Strecke ab und stellten Schäden fest. Es wurden Kostenvoranschläge erstellt und nach Genehmigung durch die Hauptverwaltung bezahlt. Trift-Entschädigungen gab es für ramponierten Grundbesitz, für Werksbeschädigungen, als Wiesenräumgelder und zur Erhaltung der Heubrücken (jedoch ohne der Joche). Der Holzschwund bei der Trift schwankte zwischen drei und zehn Prozent je nach Holzbeschaffenheit und Wetter. (Die Diebstähle sind nicht vermerkt.) Bei kalter, rauer Witterung und schlechter Sicht und bei der Nachtrift war der Verbrauch an Brennholz zum Wärmen der Schwemmer und zur Beleuchtung der Triftstrecke höher als bei günstigem Wetter. Bis 1938, als die Triften auf den meisten anderen Bächen längst eingestellt waren, schwemmte man noch auf der Naarn.

MENSCHLICHES

Der Mitinhaber der Schwemmkompagnie Anton Angerer aus Wallsee starb am 9. April 1759 im 37. Lebensjahr im Stiftinger Wald (Königswiesen) bei der Schwemmarbeit. Auf seinem Grabstein heißt es:

*Das Holz war meine Freude und es auszuschwemmen.
Könnt nur der Tod allein Lust und Begierde hemmen.
Der Fluss wurde angeschwellt, Steinklipp' und Fels zersprengt.
Man sah, wie Stoß auf Stoß, wie Holz auf Holz sich drängt,*

*Bis der getürmte Hauf sich wälzend fletzt,
 Also der Isar Strom sein fettes Ufer netzt.
 Allein mein Leben rauscht wie dieser Bach vorbei,
 Es trennt die Totenaxt mein Lebensbaum entzwei.
 Hier liegt der blasse Leib, dem noch am End des Lebens
 Ein großer Fichtenbaum ein kleinen Sarg gegeben.
 Leb wohl geliebtes Weib, mein Herz, mein anders Ich,
 Freund, Bruder, lebet wohl nun, betet stets für mich.¹¹*

Eine lustige Geschichte ereignete sich am Geflüter, in der Klammleiten, hoch über dem Wildbach (Die Begebenheit wurde Mitmannsgruber von Oberförster Ing. Fritz Schwieger erzählt):

Es war streng verboten, das künstliche Bachbett zu betreten, aber es wurde von allen Leuten als „Gehsteig“ benutzt, als Wegabkürzung und als bequemer Steig. Ein Eierhändler aus Pierbach, der seine Ware in einem geflochtenen Buckelkorb trug, kümmerte sich ebenfalls nicht um das Verbot. Die Schwemmwerkzimmerleute, welche das ganze Jahr über mit Reparaturen beschäftigt waren, arbeiteten am oberen Geflüterkopf, als der Händler dort ankam und den Vorarbeiter bat, das Geflüter begehen zu dürfen. Der alte Vorarbeiter Wurm entgegnete: „Du woaßt, dass des vaboten is!“ Also ging der Händler ein Stück weit in die Schlucht. Er hatte Angst, mit dem Korb zu stürzen, da der Weg schlecht und steil war. Als er meinte, die Zimmerleute würden ihn nicht mehr sehen, kletterte er an einem der Joche vorsichtig zur Rinne hinauf, marschierte drauflos und dachte, dass er den alten Wurm überlistet hätte. Aber der Vorarbeiter hatte nicht geschlafen: Er zog das Fallbrett, und das Wasser rauschte in den Holzkanal. Den Eierhändler riss es von den Beinen und es ging in rasendem Tempo dem Geflüterausfall und damit einem großen Wassertümpel zu. Dort schwamm der Händler mit seinem Korb und sah aus wie eine lebendige Eierspeise.

Was bleibt übrig von der Trift? Eigentlich nur die oft sehr romantisch gelegenen Schwemmteiche, die langsam verlanden, wie es zum Beispiel das Westufer des Rubener Teiches zeigt: Sauergräser wachsen und verfaulen, Weiden und Erlen treiben aus und verstürzen. In einigen tausend Jahren wird ein Niedermoor, später vielleicht ein Hochmoor entstanden sein; so wie das angrenzende Tannermoor, das bereits seit 1983 Naturschutzgebiet ist.

QUELLEN UND LITERATUR:

Hackl 1995 = Hackl, Alois: Aufzeichnungen über die Waldarbeit und Holzschwemme. [unpaginiert; Harrachstal, Gem. Weitersfelden. 1995]

Kregl 1986 = Kregl, Ilse: Königswiesen in alten Ansichten. Königswiesen 1986.

Mittmannsgruber Ordner 17 = Mitmannsgruber, Anton: Gewässer und deren Nutzung. Ordner 17. [undatiert, unpaginiert; Gemeindeamt Liebenau].

Mayrhofer 1992 = Mayrhofer, Willibald: Quellenerläuterungen für Haus- und Familienforscher in Oberösterreich. Linz ²1992.

Die abgebildeten Fotos und Dokumente stammen, wenn nicht anders angegeben, aus dem Besitz des Autors; Fotograf und Aufnahmedatum sind leider nicht bekannt.

VON ERNEUERBARER ZU FOSSILER ENERGIE – LINZ, CIRCA 1700 BIS 1900

Georg Stöger

Ihre Energie bezog eine mitteleuropäische Stadt wie Linz vor der Mitte des 19. Jahrhunderts allesamt aus erneuerbaren Quellen: kalorische Energie aus Brennholz, Antriebsenergie aus Wasser- und Muskelkraft (letztere von Tieren und Menschen). Brennholz wurde über das ganze Jahr hinweg für häusliche und gewerbliche Zwecke benötigt, dementsprechend bildete Brennholz eine zentrale Ressource für eine Stadt.¹

Wieviel Brennholz Linz im 18. Jahrhundert benötigte, ist schwer abzuschätzen, da es dazu nur punktuelle Hinweise in den Quellen gibt, die zudem häufig nicht erkennen lassen, auf welche Scheiterlänge sich die Klafterangabe bezog.² In den 1750er-Jahren schätzte das städtische Holzamt den Linzer Verbrauch auf rund 30.000 Klafter, dies hätte bei einer angenommenen Einwohnerzahl von circa 17.000 einem Jahresverbrauch von circa 1,8 Klafter pro Kopf entsprochen.³ Für das 19. Jahrhundert gibt es – ab den 1830er- und 1840er-Jahren – zwar erste zeitgenössische Statistiken, aber es ist fraglich, ob sie einen städtischen Gesamtverbrauch abbilden. Da für die Einfuhr von Gütern in die Stadt ab den späten 1820er-Jahren eine Verzehrsteuer entrichtet werden musste, wurden damit partiell auch die Brennmaterialien mengenmäßig erfasst: 1834 wurden für rund 10.000 Klafter Brennholz (der Klafter vermutlich mit 36-zölligen Scheitern gerechnet) und für fast 300 Tonnen Holzkohle in der Stadt und den Vorstädten Verzehrsteuer bezahlt (Tabelle 1). Eine Masterarbeit gibt die 1834 konsumierte Menge an Brennmaterial mit 34.000 Tonnen an,⁴ wobei nur für rund 13.800 Tonnen Verzehrsteuer bezahlt wurde.⁵

1 Enzyklopädie 2005–12, s.v. Energie; Reith 2011, S. 67f., 104–107 u. 115–120; vgl. als neuere Überblicke: Charruadas / Deligne 2019, Schott 1997 u. Zumbrägel 2014.

2 Die in Linz gebräuchlichen Scheiterlängen lagen offenbar zwischen 36 und 24 Zoll (d.h. zwischen rund 94 und 62 cm). Ein Klafter (zu 6 Fuß/Schuh bzw. 72 Zoll) entsprach als Längenmaß circa 1,9 Metern – AStL, Altakten, Sch. 42, Sch. 52 u. Sch. 101; Linzer Regesten 1952–1993, BIIA37, Reg. 19274 (S. 128–42); Luca 1791/92, S. 113; Bohdanowicz 1957, S. 224; Bohdanowicz 1952, S. 41; vgl. Mühlpeck / Sandgruber / Woitek 1979, S. 671f.

3 AStL, Altakten, Sch. 52.

4 Dabei basiert diese Aussage offenbar auf den Verzehrsteuerdaten, woher der nicht unerhebliche Rest kommt, ist aber unklar – Fuchs 2014, S. 64.

5 Wenn man – den plausiblen Annahmen Roman Sandgrubers folgend – den Klafter 36-zölliges Fichtenholz zu 1,2 Tonnen und Buchenholz zu 1,8 Tonnen rechnet – vgl. Sandgruber 1995, S. 585.

Tabelle 1: Holzeinfuhr 1834 gemäß Verzehrsteuer

	Menge	Preis pro Einheit in fl CM ⁶	Gesamtwert in fl CM
Hartholz	2.257 Klafter	5	11.285
Weichholz und „Büntelholz“	7.874 Klafter	3	23.622
Holzkohle	5.225 Zentner	5	26.125

Quelle: Tafeln zur Statistik 1834, o. S.

Aus den 10.000 Klaftern Brennholz würde sich ein jährlicher Pro-Kopf-Verbrauch von nur rund einem halben Klafter Brennholz ergeben (dies nahm auch Roman Sandgruber an: Tabelle 5), was aber als ein zu geringer Wert erscheint: Im Frühjahr und im Sommer 1747 lieferte die Stadt Linz für die knapp über hundert in der Stadt anwesenden Offiziere täglich jeweils einen halben Klafter Brennholz, was über das Jahr gerechnet bereits eineinhalb Klafter pro Kopf ergeben hätte,⁷ und 1833 schätzte man für den Franziszeischen Kataster den Jahresbedarf für zehn Personen auf 16 Klafter (40-zölliges) Weichholz.⁸ Brennholzdeputate deuten ebenso auf höhere Werte hin, wenngleich die Deputate nicht auf Einzelpersonen, sondern auf Haushalte abzielten: 1765 erhielt der Verwalter des Deutschordenshauses (heute Priesterseminar in der Harrachstraße) jährlich drei Klafter hartes und drei Klafter weiches Holz,⁹ 1830 ein Krankenwärter jährlich drei Klafter weiches und einen Klafter hartes Holz,¹⁰ für die einzelnen Beschäftigten der Landstände sind Deputate verzeichnet, die im frühen 18. Jahrhundert von sechs bis 60 Klafter reichten, was vermutlich aber die Beheizung der Dienstorte mit einschloss.¹¹ Angaben zu größeren Haushalten und Institutionen verdeutlichen die substantiellen Mengen an Brennholz, die städtische Nutzer verbrauchten: In den Rechnungen des Deutschordenshauses verzeichnete man zum Beispiel 1720 den Bezug von insgesamt fast 20 Klaftern Brennholz,¹² das Kremsmünsterer Freihaus in der Herrenstraße verfügte über ein Holzgewölbe, das 45 Klafter Holz fasste,¹³ und in den 1730er-Jahren waren sogar rund 200 Klafter Holz im Garten des Ursulinenklosters gelagert.¹⁴ 1718 benötigten die Landstände für die Holzdeputate und das Heizen der Amtsräume 524 Klafter¹⁵ und 1756 582 Klafter Brennholz,¹⁶ für das Linzer Rathaus wurden in einem Jahr – zwischen November 1806 und Oktober 1807 – 116 Klafter Holz angekauft.¹⁷

6 fl CM = Gulden Conventionsmünze.

7 Linzer Regesten 1952–93, BIIA40, Reg. 19694 [S. 108f.].

8 Bohdanowicz 1955/56, S. 1802; in Klagenfurt wurden im 18. Jahrhundert eineinhalb bis zwei Klafter pro Kopf angenommen – vgl. Johann 2002, S. 84.

9 Dies explizit ohne Beheizung der allgemeinen Räume – Linzer Regesten 1952–93, CIII/H1-3, Reg. 1062 [S. 699–701].

10 LZ/AB, 4.1.1830; vgl. ähnliche Angaben: LZ/AB, 14.9.1818 u. LZ, 29.10.1842.

11 Linzer Regesten 1952–1993, BIIA14, Reg. 14380 [S. 144]; vgl. Linzer Regesten 1952–1993, BIIA24, Reg. 17119 [S. 1f.].

12 Linzer Regesten 1952–1993, CIII/H4 [S. 801–22].

13 Linzer Regesten 1952–1993, B6/2, Reg. 1127 [S. 61–9].

14 Linzer Regesten 1952–1993, E1b, Reg. 1565 [S. 58f.].

15 Linzer Regesten 1952–1993, BIIA14, Reg. 14380 [S. 144]; vgl. Linzer Regesten 1952–1993, BIIA23, Reg. 16950 [S. 31f.].

16 Linzer Regesten 1952–1993, BIIA24, Reg. 17119 [S. 1f.].

17 AStL, Handschrift 128 [Kammeramtsrechnung 1807], fol. 85a u. 86a.

Dabei war der häusliche Holzverbrauch „keine feststehende Größe“, wie Joachim Radkau angemerkt hat.¹⁸ Witterungsbedingt konnte die Heizperiode länger oder kürzer ausfallen,¹⁹ auch divergierten die individuellen Nutzungssancen: „Täglich sind 20 Öfen und die Küche zu heizen“, beklagte der Verwalter des Lambacher Stiftshauses (Altstadt) die Einquartierung französischer Soldaten im Jänner 1801, „dabei lassen die Leute Türen und Fenster offen und die Zimmer müssen doch sehr warm sein“.²⁰ Verbraucher, die für das Brennholz bezahlen oder darüber Rechenschaft ablegen mussten, waren üblicherweise eher auf einen sparsamen Umgang bedacht. Eine Sparmöglichkeit bildete die Verwendung von Winterfenstern oder von Sparöfen²¹ und das Nicht-Heizen einzelner Räume.²² Im Jänner 1808, so vermerkt die Chronik des Ursulinenklosters, hätten die Schwestern zur „Holzersparnis [...] wie im Vorjahr“ die Näh- und Handarbeiten im Krankenzimmer durchgeführt,²³ bereits 1802 hatte man im dortigen Kloster für das Wäschetrocknen einen „Sparherd“ aufgestellt, „der viel weniger Holz braucht, als der bisherige“ Ofen.²⁴ Dafür ausschlaggebend waren augenscheinlich die zu Beginn des 19. Jahrhunderts – im Kontext der Teuerungen der Napoleonischen Zeit – angestiegenen Brennholzpreise.

Woher kamen diese großen Mengen an Brennholz? In der Stadt und den Vorstädten von Linz gab es im 18. Jahrhundert nur kleine Waldgebiete, auch verfügte die Stadtgemeinde nicht über eigenen Waldbesitz. Beim Kapuzinerkloster befand sich das „Wäldl“, das aber vermutlich nicht einmal den Eigenbedarf des Klosters abdecken konnte:²⁵ Für das „Josephinische Lagebuch“ wurde 1788 der Ertrag des Kapuzinerwäldchens mit rund zweieinhalb Klaftern Weichholz pro Jahr angegeben, der gesamte Jahresertrag der Unteren Vorstadt (das heißt der Vorstadtteile östlich der Landstraße) mit 185 Klaftern Weichholz.²⁶ In der Oberen Vorstadt (westlich der Landstraße) lagen kleinere Waldstücke an den abschüssigen Hängen des heutigen Froschbergs, die zu den dortigen Bauernhöfen und Gartenhäusern gehörten und genauso extensiv genutzt wurden.²⁷ Weitere Waldflächen gab es am Freinberg, in den Auengebieten und nördlich der Donau, doch selbst größere stadtnahe Bauernhöfe hatten in der Regel keinen eigenen Wald (Abb. 1). Dieses sehr begrenzte Brennholzangebot vor Ort dokumentieren auch die Kataster der 1780er- und 1820er-Jahre (Tabellen 2 und 3).

18 Radkau 1997, S. 59.

19 Vgl. Linzer Regesten 1952–1993, BIIA5, Reg. 6047 (S. 38); LZ, 01.02.1799.

20 Linzer Regesten 1952–1993, B4, Reg. 907 (S. 354f.).

21 Ebd., Reg. 528 (S. 193–202); AStL, Handschrift 1108 (Stadtratsprotokoll 1827), fol. 233b; vgl. OÖLA, Karten- und Plänesammlung, XII/70.

22 LZ/IB, 24.05.1839.

23 Linzer Regesten 1952–1993, E1b, Reg. 2220 (S. 164).

24 Ebd., Reg. 2120 (S. 149).

25 Linzer Regesten 1952–1993, E1a, Reg. 1001 (S. 189).

26 Linzer Regesten 1952–1993, E1f, Reg. 448 (S. 184f.); Bohdanowicz 1952, S. 39.

27 Schrank / Moll 1785, S. 22.

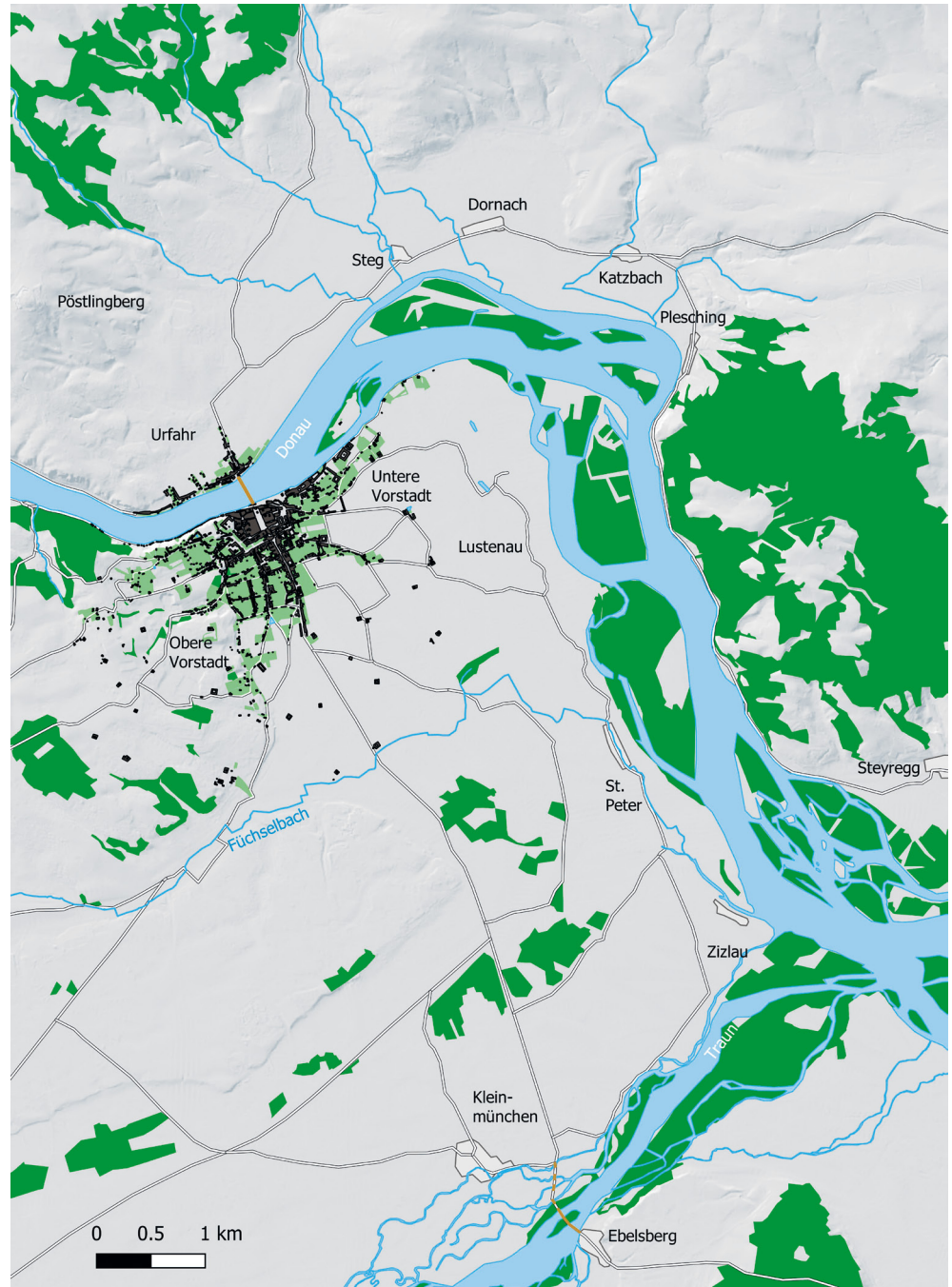


Abb. 1: Der Großraum von Linz zur Mitte der 1820er-Jahre.

Tabelle 2: Waldflächen in Linz und den Vorstädten, 1780er- bis 1870er-Jahre

	1780er	1830er/1842	1870er
Nutzung	Hektar	Hektar	Hektar
Hochwälder (Untere Vorstadt 1. Klasse)		52	1
Niederwälder (Untere Vorstadt 2. Klasse; 1780er nur Wald)	154	14	3
Wiesen mit Holznutzung		1	3
Hutweiden mit Holznutzung			5
in Prozent der Gesamtfläche	9	4	1

Quelle: Eigene Berechnung basierend auf OÖLA, Josephinisches Lagebuch, Linz Stadt Handschrift 190; OÖLA, Josephinisches Lagebuch, Linz Obere Vorstadt Handschrift 191; Bohdanowicz, Vorstädte, Bd. 1, 38f.; OÖLA, Franziszeischer Kataster, Nr. 534; Foltz 1878, S. 40f.

Tabelle 3: Brennholzerträge im Linzer Raum (gerundet), 1780er- und 1820er-Jahre

	1780er hartes Holz/Klafter	1780er weiches Holz/Klafter	1820er hartes Holz/Klafter	1820er weiches Holz/Klafter
Stadt Linz			-	-
Untere Vorstadt	-	185	-	170
Obere Vortstadt	2	134	2	135
St. Peter			3	102
Kleinmünchen			3	99
Leonding			2	297

Quelle: Bohdanowicz 1952, S. 38; Bohdanowicz 1995/56, S. 45f.; Pillwein 1824, S. 57.

Der Franziszeische Kataster hat nicht nur Flächen vermessen und Erträge abgeschätzt, sondern gewährt ebenso Einblicke in Praktiken der Waldnutzung. Auf den kleinen Waldflächen der Oberen Vorstadt wuchs Nadel- und kein Laubholz, vor allem Tannen und nur wenige Fichten und Föhren. Die „wenigen Waldungen“ würden, so die Auskunft der Gemeinde, „mit äusserster Schonung“ für den Eigenbedarf verwendet, dennoch seien alle Waldbesitzer auf den Zukauf von Brennholz angewiesen. Viehweide im Wald bestünde keine, als „Kopfholz“ nutze man die Weiden in den Gräben und bei den Bächen, aber auch hier müsse das meiste zugekauft werden.²⁸ Ähnliches wurde für die Untere Vorstadt festgestellt: Es gäbe nur „zerstreute Fichten, Tan(n)en, und etwas Föhren“, dazu Auwald. Der Hausbedarf an Brennholz könne nicht über den Waldbesitz abgedeckt werden, zudem würden zur Gewinnung von Werk- und Bauholz nur wenige Bäume entnommen, „wie sie zu der vorgefallenen Hausreparatur nothdürftig sind“. Der Wald werde für einen möglichen Unglücksfall „geschont“, man entnehme jährlich pro Joch nur einen Klafter Holz. Es gäbe keine Neupflanzungen, die Waldverjüngung werde „eigenem Selbstanflug überlassen“.²⁹

28 OÖLA, Franziszeischer Kataster, Nr. 534 (Operat 2, Linz Obere Vorstadt, Beantwortung Fragen Gemeinde Waldegg, 13.1.1831).

29 Ebd. (Operat 2, Linz Untere Vorstadt, Beantwortung Fragen Gemeinde Lustenau, 25.01.1831).

Dennoch sind – wenn man sich die verfügbaren Daten ansieht (Tabelle 2) – die Waldflächen im stadtnahen Raum innerhalb von 100 Jahren deutlich kleiner geworden. Ex post wurde dafür vor allem das Militär verantwortlich gemacht: Das – wenngleich heute noch existierende – Kapuzinerwäldchen sei durch französische Soldaten „ruiniert“ worden,³⁰ auch am Pöstlingberg habe es auf Grund der französischen Schanzarbeiten Abholzungen gegeben, wodurch aber, wie eine 1812 erschienene Stadtbeschreibung pragmatisch feststellte, „die Aussicht freyer wurde“.³¹ Abholzungen resultierten ebenso aus der Errichtung der Maximilianischen Befestigungstürme in den 1830er-Jahren, wobei es in diesem Fall primär um Flächen und nicht um die Gewinnung von Brennholz ging:³² Holz für das Brennen der Ziegel in den Linzer Ziegeleien bezog man aus Passau, Neuhaus und Gmunden, nur geringe Mengen kaufte man vor Ort bei Bauern ein, teilweise wurde Wolfsegger Braunkohle und Mauthausener Steinkohle (siehe unten) genutzt.³³ Auf andere punktuelle Abholzungen, die ebenso im Kontext der Umnutzung von Flächen gesehen werden sollten, deutet auch das Kartenmaterial des 19. Jahrhunderts hin.

Die größten zusammenhängenden Waldgebiete im Umland der Stadt bestanden zu Beginn des 19. Jahrhunderts am Pfenningberg (östlich von Linz, Abb. 1) und am westlich von Linz gelegenen Kürnberg. Der Kürnbergerwald wurde in den 1740er-Jahren vom Stift Wilhering erworben und umfasste – in den 1820er-Jahren – rund 12 Quadratkilometer. Aber auch dieses Holz hat vermutlich nichts zur Linzer Brennholzversorgung beigetragen: Im Kürnbergerwald wurde der Großteil der jährlich geschlagenen rund 1.100 Klafter Holz (840 Klafter) von lokalen Nutzern, der Rest wohl vom Kloster (und seinen Dependancen) selbst verbraucht,³⁴ für Holzlieferungen aus den Wäldern am Pfenningberg gibt es keine Hinweise.

Linz war vermutlich weitgehend von überregionalem Holzbezug abhängig. Dafür lag Linz günstig: Mit der Donau und der Traun verfügte die Stadt über vergleichsweise preiswerte Transportwege für Brennholz, zudem lagen in beiden Fällen flussaufwärts walddreiche Gebiete. Dass Brennholzpreis zu einem erheblichen Teil aus den Transportkosten bestand (wobei der Landtransport erheblich teurer war), zeigt ein Beispiel aus den 1730er-Jahren: Das Freihaus Kremsmünster bezog aus dem oberösterreichischen Alpenvorland (möglicherweise aus der Gegend nahe Scharnstein) sechs Flöße mit Buchenholz, wobei man vor Ort für die Flöße, die in Linz wohl ebenso zu Brennholz verarbeitet wurden, zwei Gulden und für die Ladung 21 Gulden bezahlt hatte, der Wassertransport über die Traun bis Zizlau und die Maut in Wels hatten 11 Gulden 30 Kreuzer gekostet, schließlich mussten noch 18 Kreuzer für den Wächter in Zizlau und 12 Gulden für den Transfer von dort bis ins Linzer Freihaus bezahlt werden.³⁵ Auf der Donau wurde das Brennholz mit Schiffen und Flößen befördert, zum Beispiel mit den „Kehlheimer“-Schiffen, die 140 Klafter weiche oder 110 Klafter harte Scheiter fassten.³⁶ Ein städtischer Holzplatz, an dem

30 Linzer Regesten 1952–1993, E1f, Reg. 514 (S. 205f.).

31 Heinse 1812, S. 109; vgl. Pillwein 1824, S. 341.

32 Fink 1885, S. 126.

33 Hillbrand 1984, S. 80.

34 Linzer Regesten 1952–1993, B8/2, Reg. 808 (S. 38f.); ebd., Reg. 885 (S. 73f.).

35 Linzer Regesten 1952–1993, B6/2, Reg. 1228 (S. 179); vgl. Neweklowsky 1952–64, Bd. 1, S. 614f.

36 o.A. 1909, S. 31; vgl. Neweklowsky 1952–64, Bd. 1, S. 178–180.

das ankommende Holz angeboten werden musste, bestand an der Donaulände schon vor dem 18. Jahrhundert.³⁷

Haushaltsrechnungen aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts deuten auf einen vielfachen Bezug über die Donau hin,³⁸ und sie verweisen gemeinsam mit anderen punktuellen Angaben regelmäßig auf das Obere Mühlviertel und Bayern als Herkunftsregion des Brennholzes.³⁹ Auch für die städtische Ziegelproduktion wurde in dieser Zeit offenbar Holz aus dem Mühlviertel verwendet.⁴⁰ Seltener ist der Bezug aus dem südlichen Alpenvorland verzeichnet, wenngleich man von dort wiederholt Holzkohle ankaufte.⁴¹ Für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts und die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts scheinen ähnliche Holzbezugsgebiete auf, wobei ab den 1780er-Jahren regelmäßig Brennholz aus dem Kobernaußerwald im Innviertel (das ab 1779 zu Österreich gehörte) erwähnt wurde. Das Holz aus dem staatseigenen Kobernaußerwald wurde auf der Mattig bis zum Holzplatz Hagenau (bei Braunau) getriftet und dann auf Inn und Donau mit Schiffen oder Flößen flussabwärts gebracht.⁴² Dennoch kam ein erheblicher Teil des Brennholzes aus dem Oberen Mühlviertel, einem „waldreiche[n], wilde[n] und romantische[n] Land“, das – wie es ein englischer Reisebericht aus den 1770er-Jahren einschätzte – „den Einwohnern aber nichts liefert als Brennholz“.⁴³ Größere Waldgebiete im Mühlviertel wurden mit der Errichtung des Schwarzenberger Schwemmkanals ab dem Ende der 1780er-Jahre erschlossen. Der Schwemmkanal stellte über die Große Mühl eine Verbindung mit der Donau her, und damit – obwohl man vor allem an einen Absatz in Wien gedacht hatte – konnte auch Linz versorgt werden: Ab 1795 gab es sogar einen eigenen Holzverkaufsplatz der Schwarzenbergischen Forstverwaltung an der Linzer Donaulände.⁴⁴ Zeitungsanzeigen aus den 1830er-Jahren erwähnen vor allem diese Holzbezugsregionen, dazu taucht in dieser Zeit auch Brennholz aus dem Bayerischen Wald (vor allem über die Ilz-Trift) auf.⁴⁵

Insgesamt scheint die Holzversorgung von Linz im 18. und 19. Jahrhundert relativ problemlos funktioniert zu haben, reale Knappheiten sind vermutlich selten und nur punktuell aufgetreten: Speziell die Kombination von Krise und verstärkter Nachfrage, etwa infolge eines kalten Winters, scheint im Auftreten derartiger Knappheiten resultiert zu haben, wie das Beispiel der Belagerung von Linz im Jänner 1742 nahelegt.⁴⁶ Der Winter 1794/95, der im Dezember und Jänner überdurchschnittlich kalt war,⁴⁷ habe, so

37 AStL, Altakten, Sch. 52; Linzer Regesten 1952–1993, BIIA37, Reg. 19274 (S. 128–42); vgl. ÖÖLA, Josephinisches Lagebuch, Handschrift 192 [Linz Untere Vorstadt].

38 Linzer Regesten 1952–1993, CIII/H4 (S. 879–86).

39 Linzer Regesten 1952–1993, B2G/8, Reg. 5631 (S. 176); ebd., Reg. 6020 (S. 230); Linzer Regesten 1952–1993, BII/B1, Reg. 67 (S. 63–65); AStL, Altakten, Sch. 52.

40 AStL, Handschrift 389 [Bauraitung 1750], o. S.

41 Linzer Regesten 1952–1993, B2G/8, Reg. 6115 (S. 247); ebd., Reg. 6129 (S. 249); ebd., Reg. 6131 (S. 250).

42 AStL, Handschrift 1087 [Stadtratsprotokoll 1800], fol. 293a; LZ, 03.07.1786; LZ, 07.12.1807; Linzer Regesten 1952–1993, B2G/7, Reg. 4468 (S. 205f.); Linzer Regesten 1952–1993, E1b, Reg. 2183 (S. 160); vgl. Statistischer Bericht 1876, S. 139; Neweklowsky 1952–64, Bd. 3, S. 546 u. 559f. u. allgemein Zumbrägel 2014, S. 346–349.

43 Burney 1773, S. 141.

44 Zálóha 1979, S. 257–264; Fuchs 2014, S. 78f.; Hoffmann / Meixner 1952, S. 296; Neweklowsky 1952–1964, Bd. 3, S. 580–582.

45 LZ/AB, 27.04.1832; LZ/AB, 25.07.1834; LZ/AB, 15.04.1836; LZ/AB, 11.08.1837; vgl. Neweklowsky 1952–1964, Bd. 3, S. 577.

46 Linzer Regesten 1952–1993, E1a, Reg. 298 (S. 64).

47 Stöger 2019, S. 44.

ein ständischer Beamter, nicht nur in Teuerung, sondern in einem „außerordentlichen Brennholz-mangel“ resultiert, sodass „kein einziges Scheit mehr an der Lände“ war. Aber wenige Zeilen später folgt die Relativierung: Man habe doch noch Brennholz beziehen können (siehe unten).⁴⁸ Explizite Hinweise auf einen tatsächlichen Mangel sind in den Quellen insgesamt kaum anzutreffen – für Linz muss man wohl, wie das Joachim Radkau angenommen hat, unter Klagen über „Holzmangel“ eher die Absenz von günstigen Preisen verstehen.⁴⁹ Nun würde das „schlechteste“ Brennholz bereits 30 Kreuzer pro Klafter kosten, beklagte der Verwalter des Lambacher Stiftshauses 1809 den „Mangel“ an Brennholz.⁵⁰ Auch als 1797 im Linzer Stadtrat der „Holzmangel“ diskutiert wurde, ging es um die zu hohen Preise.⁵¹ Als Lösung etablierte man – wie in anderen Städten zu dieser Zeit⁵² – einen zusätzlichen „städtischen“ Holzplatz bei der Donaulände (im *Fölsengarten*), wurde aber ansonsten nicht aktiv.⁵³ Als Teil „staatlich-städtischer Armenpolitik“ wird man das nicht bezeichnen können.⁵⁴ Gegen das Vorhandensein einer latenten Knappheit spricht, dass die in Linz ansässigen Institutionen offenbar kein Problem hatten, umfangreichere Holz-mengen anzukaufen,⁵⁵ zudem sind gewerbliche Großverbraucher (wie Ziegelbrenner, die Wollzeugfabrik und die *k.k. Salitery*) für das 18. wie das 19. Jahrhundert in der unmittelbaren Umgebung der Stadt nachweisbar.⁵⁶

Die Holzversorgung von Linz vollzog sich über den Holzhandel, in dem vor allem Schiffmeister tätig waren und der – wie in anderen Städten – im 18. und 19. Jahrhundert nur punktuell reguliert war.⁵⁷ Die Regulierungsversuche der lokalen Obrigkeit zielten im 18. Jahrhundert vor allem auf das Festlegen von Höchstpreisen ab, was über Satzungen und einen Platzzwang sichergestellt werden sollte.⁵⁸ Ein derartiger „Brennholzsatz“ ist für Linz für die 1670er-Jahre belegt, der eine prinzipielle Preisbindung und ein Anbieten an der Donaulände vorsah und der durch städtische Bedienstete überwacht werden sollte. Gleichzeitig wurde hier jedoch den Verkäufern und Käufern explizit die Möglichkeit eingeräumt, sich vorab über einen eigenen Preis zu einigen.⁵⁹ In der Folge finden sich nur wenige Hinweise auf die Praxis dieses Holzmarktes: In den 1710er-Jahren erachtete die Stadt Linz die Aufsicht über den Holzhandel vor Ort als relativ gering, man habe „kheinen ordinari Saz der Holz-Sorthen“, die Preise wurden also frei ausgehandelt.⁶⁰ Eine vollständige Kontrolle war ohnehin kaum zu erreichen,⁶¹ und bei den großen Mengen an Holz, die

48 Linzer Regesten 1952–1993, BIIA41, Reg. 19946 (S. 109–115).

49 Vgl. Radkau 1997, S. 58 u. 61; Knoll 2007, S. 206.

50 Linzer Regesten 1952–1993, B4, Reg. 957 (S. 376).

51 AStL, Handschrift 1084 (Stadtratsprotokoll 1797), fol. 143a.

52 Vgl. Knoll 2007, S. 205–207; Johann 2002, S. 91 u. 96–101; Zumbrägel 2014, S. 352f.; Sonnlechner / Winiwarter 2002, S. 72.

53 AStL, Handschrift 1084 (Stadtratsprotokoll 1797), fol. 147b, 179a u. 213a.

54 Freytag / Piereth 2002, S. 4; vgl. Knoll 2007, S. 201–207.

55 Vgl. LZ/IB, 24.05.1816.

56 AStL, Handschrift 399 (Bauraittung 1760), o. S. („Holz-Rechnung“); OÖLA, Franziszeischer Kataster, Nr. 1090 (Operat 1, Braune Mappe, Urfahr, Katastralschätzungs-Elaborat, undat.); ebd., Nr. 534 (Operat 2, Linz Untere Vorstadt, Katastralschätzungs-elaborat, undat.); der Jahresverbrauch der Wollzeugfabrik betrug gegen Ende des 18. Jahrhunderts angeblich 3–4.000 Klafter (vgl. Pfeffer 1950, S. 41).

57 Hoffmann / Meixner 1952, S. 177f. – vgl. Schott 1997, S. 25f. u. Radkau 1997, S. 44–46.

58 Vgl. zu Wien: Brunner / Schneider 2005, S. 172.

59 Linzer Regesten 1952–1993, BIIA37, Reg. 19274 (S. 128–142); LZ/IB, 16.3.1821; vgl. Hoffmann / Meixner 1952, S. 177f.

60 Linzer Regesten 1952–1993, B2G/4, Reg. 2215 (S. 5f.).

61 Vgl. Radkau 1997, S. 46 u. Brunner / Schneider 2005, S. 173.

Linz aus dem Hinterland beziehen konnte, war dies weder notwendig noch intendiert. Die Konkurrenz um günstiges Brennholz scheint erst ab der Mitte des 18. Jahrhunderts zugenommen zu haben: 1763 kam es zu einem Konflikt mit der Stadt Wien, nachdem man einem Schiffmeister die „Passirung“ von 500 Klaftern Brennholz, die wenige Kilometer oberhalb von Linz gelagert wurden und für Wien bestimmt waren, untersagt hatte. Der Linzer Magistrat argumentierte damit, dass Linz „selbsten bedürftig“ sei, was von der Gegenseite als Vorwand zurückgewiesen wurde.⁶² Schließlich verfügte ein kaiserliches Patent, dass der Verkauf von Holz nach Wien aus Wäldern oberhalb von Linz nur erlaubt sei, „wenn das Publikum in Linz damit hinlänglich versehen“ wäre. Von dieser Regelung explizit ausgenommen wurde Importholz (Holz aus Bayern und Passau) und Holz aus den Mühlviertler Schwemmen. Somit betraf die Ausnahme den Großteil des Brennholzes, das auf der Donau Linz passierte.⁶³ Für die Praxis wird diese Regelung also keine größere Relevanz gehabt haben, zudem wurden in den 1780er-Jahren mit kaiserlicher Verordnung die Holzsatzungen aufgehoben und man verkündete – begleitet von Klagen des Holz Mangels – eine „Freiheit des Holzhandels“.⁶⁴

Als im Frühjahr 1795 der ständische Beamte über Maßnahmen gegen die Knappheit an Holz (oder an günstigem Holz) nachdachte (siehe oben), plädierte er ausdrücklich gegen eine Preisfestsetzung, da diese die Versorgung der Stadt gefährden würde. Sinnvoller sei es, den Zwischenhandel auszuschalten und durch die Landstände selbst einen „Holzverlag“ zu etablieren, also den Ein- und Verkauf von Brennholz für die Stadtbevölkerung zu übernehmen. Dies erfordere 10.000 Gulden und einen Holzlagerplatz nahe der Donau, wofür man einen entsprechenden, 3.500 Klafter Holz fassenden Grund bereits in Aussicht habe. Das Holz könne von Schwarzenberg und aus dem Kobernaufewald bezogen werden, allein über Braunau könne man jährlich 2.000 bis 3.000 Klafter Holz erhalten. Bereits im vorangegangenen Winter habe der Beamte selbst, da man ihn angesprochen hatte, eine „Aushilfe“ organisiert, Holz angekauft und ohne Gewinn weiterverkauft. Die Stände griffen diesen Vorschlag aber nicht auf, man zweifelte daran, ob die avisierte Menge überhaupt angekauft werden könnte, möglicherweise bildeten auch die relative Problemlosigkeit der Holzversorgung in normalen Jahren und das finanzielle Risiko Gründe für die ablehnende Haltung.⁶⁵ Offenbar entwickelte man eine andere Lösung: Im Dezember 1796 wurde über die „Linzer Zeitung“ verlautbart, dass die Stände eine Sammelbestellung für Brennholz organisieren würden, was eine interessante Vorwegnahme der Konsumvereine bildete, in der Praxis aber wohl nicht sehr intensiv betrieben wurde.⁶⁶ Das prinzipielle Prozedere des Holzbezuges scheint sich nicht verändert zu haben: Die meisten Haushalte kauften ihr Holz über die Holzhändler – für die 1830er-Jahre sind in der Stadt sieben Holzhändler und für die 1850er-Jahre acht Händler und Händlerinnen belegbar – und/oder auf den Holzplätzen, die sich bis in die 1840er-Jahre an der Donaulände befanden (Abb. 2).⁶⁷

62 Wiener Stadt- und Landesarchiv, Alte Registratur, A2 169/1763 u. ebd. A3 175/1763 – vgl. Linzer Regesten 1952–1993, CIIB, Reg. 257 [68].

63 Luca 1786, S. 285; vgl. Linzer Regesten 1952–1993, B8/2, Reg. 969 [S. 103].

64 Linzer Regesten 1952–1993, E7a u. b, Reg. 894 [S. 219–222]; ebd., Reg. 828 [S. 205]; AStL, Altakten, Sch. 52; vgl. Luca 1791/92, S. 423.

65 Linzer Regesten 1952–1993, BIIA41, Reg. 19946 [S. 109–115].

66 LZ, 16.12.1796.

67 Pillwein 1837, S. 156; o.A. 1853; LZ/IB, 16.3.1821; AStL, Altakten, Sch. 52 u. Sch. 172.



Abb. 2: Die Schiffmühle an der Donaubrücke und die Holzlagerplätze an der Donaulände, 1820.

Es sollte in diesem Kontext nicht übersehen werden, dass die Linzer Brennholzversorgung mit umfangreichen Beschäftigungseffekten verbunden war: Einerseits wurden zahlreiche Arbeiter in der Waldwirtschaft und im Transportwesen (Trift wie Schiff- und Landtransporte) beschäftigt – Fuhrwerke des 18. Jahrhunderts beförderten in der Regel nur einen bis zwei Klafter Brennholz⁶⁸ – andererseits boten vor Ort das Um- und Ausladen des Holzes, das Hacken und schließlich das Einlagern und Schlichten des Holzes zahlreichen Tagelöhnern eine Verdienstmöglichkeit.⁶⁹

DIE LANGSAME TRANSITION ZUR KOHLE

In den 1830er- und 1840er-Jahren begann in Linz die energetische Nutzung fossiler Brennstoffe. Versuche, das Holz zu substituieren, hatte es bereits im 18. Jahrhundert gegeben: In den 1760er- und 1770er-Jahren drängten landesherrschaftliche Verordnungen auf die Förderung und Nutzung von Torf und Kohle; in der „Linzer Zeitung“ aus dem Jahr 1771 findet sich sogar eine Anzeige, die Lieferungen von Mühlviertler Torf nach Linz bewarb.⁷⁰ Erneut wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts von staatlicher Seite die Nutzung der oberösterreichischen Braunkohle propagiert: 1800 legte die Hofkammer

68 OÖLA, Landschaftsakten, Sch. 447, D.XV.3/Nr. 62; Linzer Regesten 1952–1993, CIII/H1-3, Reg. 725 (S. 536f.).

69 Linzer Regesten 1952–1993, CIII/H4, S. 822–830, 879–86 u. 975–978; Linzer Regesten 1952–1993, B4, Reg. 940 (S. 371); die Zahl der bei den drei Triften des Mühlviertels Beschäftigten wurde für die 1870er Jahre – also für eine Phase, in der die Trift bereits an Bedeutung verloren hatte – mit 2.600 angegeben (Statistischer Bericht 1876, S. 139); vgl. zu Wien: Zumbrägel 2014, S. 358f.

70 Luca 1786, S. 302f. u. 315; Luca 1791/92, S. 55; vgl. Hoffmann / Meixner 1952, S. 297–299.

den Linzer Militärbehörden wiederholt nahe, die „Behaitzung mit Kohlen so viel möglich einzuführen“.⁷¹ Auf die häusliche und gewerbliche Energienutzung in Linz hatte dies noch keine umfangreicheren Auswirkungen, denn Angebot und Nachfrage dieser neuen Brennstoffe waren begrenzt: Im Jahr 1834 passierten erst fünf Tonnen Kohle die Verzehrsteuerlinie.⁷² Dies wäre ein Viertelkilogramm Kohle pro Kopf, was deutlich unter dem Durchschnittsverbrauch in der Habsburgermonarchie zu diesem Zeitpunkt lag; in Wien wurden 1831 bereits rund zehn Kilogramm verbraucht.⁷³

Offenbar steigerte sich erst mit dem Beginn der Dampfschiffahrt die Nachfrage nach Kohle. Als im September 1837 das erste Dampfschiff Linz von Wien aus erreicht hatte, wurde die vor Ort bereitgehaltene Kohle – so ein zeitgenössischer Zeitungsbericht – als „unbrauchbar“ eingestuft, und deshalb verwendete man auf der Rückfahrt Holz.⁷⁴ Die für die Schifffahrt notwendige Steinkohle wurde ab 1838 mit der Pferdeeisenbahn aus Böhmen nach Linz gebracht, 1840 transportierte die Pferdeeisenbahn bereits über 3.000 Tonnen Steinkohle, die aber vermutlich zum größten Teil nicht in Linz verbraucht wurden.⁷⁵ Ab den 1840er-Jahren kam zudem Braunkohle aus dem Hausruckviertel in die Stadt: Die Braunkohlevorkommen bei Wolfsegg wurden schon seit den 1760er-Jahren genutzt, aber erst mit der Anbindung an die Pferdeeisenbahn und an die Eisenbahn (1848/49 respektive 1854 und 1859/60) steigerte sich der überregionale Absatz.⁷⁶ In den Linzer Quellen ist Kohle ab den 1840er-Jahren deutlich präsenter, besonders staatliche Stellen scheinen gezielt als Nachfrager aufgetreten zu sein. 1843 hatte die Linzer Garnison die Lieferung von 272 Tonnen Stein- oder Braunkohle öffentlich ausgeschrieben,⁷⁷ zwei Jahre später bezog man bereits „Wolfsegger Braunkohlen“.⁷⁸ Bis in die 1850er-Jahre stieg der städtische Kohleverbrauch deutlich an: 1853 wurde für rund 2.800 Tonnen Stein- und Braunkohle Verzehrsteuer bezahlt, das ergibt pro Kopf rund 100 Kilogramm.⁷⁹ Verglichen mit dem englischen Pro-Kopf-Verbrauch (für 1866) von 1,8 Tonnen in London und 5,3 Tonnen in Manchester ist dies sehr wenig, es stellt aber eine erhebliche Steigerung des Verbrauches der 1830er-Jahre dar.⁸⁰

Immer noch wurden weitaus größere Mengen an Brennholz in Linz konsumiert – eine Masterarbeit hat den Linzer Brennholzverbrauch für 1850 auf circa 27.000 Tonnen und für 1860 auf circa 28.000 Tonnen geschätzt.⁸¹ Das langsame Absinken des Brennholzverbrauches (pro Kopf, Tabelle 5) deckt sich mit der Entwicklung in Wien, die dort Mitte der 1840er-Jahre einsetzte.⁸² Vorerst blieb das Angebot groß: Holz bildete eine häufige Gegenfracht der Pferdeeisenbahn aus Böhmen und dem Mühlviertel und machte Anfang der 1840er-Jahre circa 15 Prozent der Gesamtfracht aus.⁸³ Auf der Teilstrecke Budweis–

71 Linzer Regesten 1952–1993, CIII/G, Reg. 1436 (S. 410); ebd., Reg. 1447 (S. 415).

72 Tafeln zur Statistik 1834, o. S.

73 Schott 2014, S. 175; o.A. 1979, S. 133.

74 In der „Linzer Zeitung“ ist einmal von „Steinkohlen“ dann wiederum von „Braunkohlen“ die Rede, es handelte sich vermutlich um letzteres – vgl. LZ, 25.09.1837 u. LZ, 09.10.1837.

75 Tafeln zur Statistik 1844, o. S.; vgl. Sima 2008, S. 120f.

76 Starke 1988, S. 35–46 u. 145–160.

77 LZ, 17.07.1843.

78 LZ, 30.05.1845.

79 Linzer Abendblatt, 25.07.1855; vgl. Starke 1988, S. 114–118.

80 Schott 2014, S. 209; in Wien wurden um 1880 rund 624 kg Kohle pro Kopf und Jahr verbraucht – vgl. o.A. 1979, S. 133.

81 Fuchs 2014, S. 64.

82 Brunner / Schneider 2005, S. 178; vgl. Gingrich / Haidvogel / Krausmann 2012.

83 Sima 2008, S. 120; Fuchs 2014, S. 91f.

Linz wurden 1837 2.538 Klafter und 1843 5.024 Klafter Brennholz befördert.⁸⁴ Dies ist keine marginale Menge, wenn man bedenkt, dass große Holzschiffe zu dieser Zeit 110 bis 140 Klafter Brennholz fassten.⁸⁵ Doch der Transport von Brennholz sank seit den späten 1840er-Jahren deutlich ab, 1856 wurden nur noch 1.802 Klafter Brennholz befördert.⁸⁶ Wesentlich bedeutender war in dieser Zeit noch der Holztransport über die Donau: Allein im April 1849 wurden 10.616 Klafter Brennholz „auf der oberösterreichischen Donau“, das heißt in beide Richtungen, verschifft,⁸⁷ bis in die späten 1860er-Jahre scheint die transportierte Holzmenge nicht abgenommen zu haben (Tabelle 4). Auch dass in den 1840er-Jahren der städtische Holzplatz von der Donaulände weg flussabwärts zur Wollzeugfabrik verlegt wurde, ist nicht als Indiz für einen Bedeutungsverlust des Brennholzes zu werten, sondern ist eher Ausdruck der für diesen Raum bestehenden Umgestaltungsambitionen, zudem lag der Holzplatz nun außerhalb der Verzehrsteuerlinie.⁸⁸ Noch in den 1860er-Jahren lukrierte die Stadt jährlich mit diesem Holzplatz Einnahmen von immerhin 1.200 Gulden.⁸⁹

Tabelle 4: Über die Donau in Linz angekommenes Brennmaterial, 1849 bis 1868

	Brennholz		Braun- und Steinkohle	
	Tonnen	Prozent*	Tonnen	Prozent*
1849	22.829	27	297	0
1854	20.308	28	602	1
1858	23.538	35	1.061	2
1864	21.005	41	1.026	2
1868	25.303	42	1.836	3

Quelle: Winckler 1870, S. 52f.; eigene Umrechnung.
Anm.: * = Prozent der Gesamtfracht (gerundet).

Tabelle 5: Pro-Kopf-Verbrauch von Brennholz und Kohle in Linz, 1834 bis 1905

	1834	1850	1860	1905
Holz m ³	1,48	1,14	1,15	0,83
Kohle kg	0	8	114,7	537,1

Quelle: Sandgruber 1977, S. 288.

Eine Transition zur fossilen Energie kann für Linz ab dem Ende der 1850er-Jahre festgestellt werden (Tabelle 5). Entscheidend dafür war die Anbindung an die Westbahn, die eine direkte und kostengünstige Verbindung zur Braunkohle im Hausruck herstellte. Bereits 1856 hatte man in einem – um Investoren werbenden – Bericht der „Wolfsegg-Traunthaler Kohlenwerks- und Eisenbahngesellschaft“ betont, dass bereits

84 Tafeln zur Statistik 1844, o. S.

85 o.A. 1909, S. 31.

86 Fuchs 2014, S. 91f.; Österreichisches Bürgerblatt, 19.01.1857.

87 o.A. 1909, S. 32.

88 AStL, Altakten, Sch. 172; LZ, 02.06.1843; Fink 1885, S. 72.

89 Linzer Abendblatt, 20.1.1864.

jetzt der Betrieb auf die kommende Westbahn „vollkommen ausgerichtet“ sei. Das einzige „Hinderniß der größeren Verbreitung der Kohle“, „die übermäßigen Frachtspesen“, würden mit der Anbindung an die Bahnstrecke deutlich absinken.⁹⁰ Tatsächlich wurde die Eisenbahn schnell Transporteur und Großabnehmer der Hausrucker Kohle, und davon profitierte offenbar auch das Kohleangebot in Linz.⁹¹ Der Übergang zur Kohle erfolgte in Linz deutlich langsamer als in Wien: Um 1860 stammten in Linz 15 Prozent der Energie aus Kohle, in Wien bereits circa 31 Prozent. Dies mag mit dem Umstand zusammenhängen, dass in Wien das Holz teurer und die dort verfügbare Kohle hochwertiger war.⁹² Auch die Dampfkraft – ein wesentlicher Kohleverbraucher – verbreitete sich in Linz nur zögerlich: Erste Verwendungen lassen sich ab 1840 in der Wollzeugfabrik und ab 1857 in der Schiffswerft feststellen, aber noch 1863 verzeichnete man erst fünf Dampfmaschinen in Linz und drei weitere in Urfahr, bis zum Beginn der 1880er-Jahre war deren Zahl hingegen auf über 50 angestiegen.⁹³ Der erste Großverbraucher von Kohle in Linz war das Gaswerk, das von einem Triester Unternehmen an der östlichen Peripherie der Stadt errichtet wurde. Das Gaswerk produzierte seit 1858 Leuchtgas, wofür man zunächst noch Brennholz verwendet hatte. Erst im Sommer 1865 erfolgte der Umstieg auf Kohle, bis zum Ende der 1870er-Jahre war der Jahresverbrauch auf 2.370 Tonnen Steinkohle und 816 Tonnen Koks angestiegen.⁹⁴ Die Erzeugung von Elektrizität war ebenso an die Kohle gebunden: In den 1880er-Jahren existierten bereits kleinere elektrische Beleuchtungsanlagen, die an Dampfmaschinen angeschlossen waren (beim Bahnhof, in der Tabakfabrik und in der Spinnerei Zizlau), und ab 1897 gab es an der nordöstlichen Peripherie der Stadt eine eigene „Elektrische Central Station“, die für den Antrieb der Straßenbahn und der Pöstlingbergbahn errichtet worden war, aber auch Strom an Privatabnehmer lieferte.⁹⁵

Diese Transitionsphase war von einem langsamen Absinken des Brennholzangebotes begleitet: 1875 wurden durch die Mühlviertler Holztriften noch insgesamt 44.000 Klafter transportiert, dazu kamen weitere Triften in Oberösterreich, vor allem auf der Mattig.⁹⁶ Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts gingen die Brennholzlieferungen aber kontinuierlich zurück, die Trift auf der Großen Mühl, die für Linz relevant gewesen war, wurde 1900 verlegt und am Ende des Ersten Weltkriegs gänzlich eingestellt.⁹⁷ Brennholz kam in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch aus Bayern oder es wurde mit der Eisenbahn transportiert – ab 1888 verfügte das Mühlviertel mit der Mühlkreisbahn über eine Anbindung an Urfahr.⁹⁸ In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts stellte eindeutig die Eisenbahn die energetische Basis der Stadt Linz sicher: 1895 verzeichnete das „kk. Bahnbetriebsamt Linz“ 238.284 Tonnen an angekommener Fracht, darunter befanden sich 28.503 Tonnen Steinkohle und 64.984 Tonnen Braunkohle.⁹⁹ Vergleichsweise gering war zu dieser Zeit der Beitrag der Donau zur Energieversorgung der Stadt: 1895 waren in

90 LZ, 28.02.1856.

91 Fuchs 2014, S. 104–108.

92 Ebd., S. 113–115; vgl. zu Paris: Kim / Barles 2012, S. 300f. u. 304f.

93 o.A. 1864, S. 15; Statistischer Bericht 1882, S. 298–301.

94 AStL, Altakten, Sch. 192; Fuchs 2014, S. 109; Pfeffer 1950, S. 42; Otruba / Kropf 1971, S. 108f.; Imhof 1937, S. 58 u. 61; Lackner / Stadler 1990, S. 54, 469, 489 u. 523; Statistischer Bericht 1882, S. 275.

95 Lackner / Stadler 1990, S. 430; Rafetseder 2010, S. 422–426; vgl. Mayrhofer / Katzinger 1990, S. 154, 159 u. 210; vgl. Rechenschaftsbericht 1891, S. 250 u. Rechenschaftsbericht 1900, S. 135.

96 Statistischer Bericht 1876, S. 139 u. 148.

97 Zálóha 1979, S. 257–269; Neweklowsky 1952–64, Bd. 3, S. 582.

98 Fuchs 2014, S. 89 u. 98f.; Lackner / Stadler 1990, S. 21.

99 Rechenschaftsbericht 1895, S. 123.

Linz nur 204 Tonnen Holz (vermutlich ist darunter nur Brennholz zu verstehen) und 5.557 Tonnen Kohle angekommen.¹⁰⁰

Ein noch langsamerer Übergang vom Holz zur fossilen Energie ist im Haushaltsbereich anzunehmen, da errechnete Durchschnittswerte („pro Kopf“) durch die expandierende Kohlenutzung in Gewerbe und Transportwesen deutlich verzerrt werden. Somit muss ein sinkender Pro-Kopf-Verbrauch von Brennholz – wie er in Wien bereits für die Zeit zwischen 1830 und 1860 konstatiert wurde¹⁰¹ – nicht zwingend auf einen Rückgang in den Haushalten hindeuten.¹⁰² Insgesamt zeichnet sich für manche Bereiche eine Parallelität der beiden Energieträger für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ab, ohnehin benötigte man auch bei Kohlebeheizung erhebliche Mengen an „Unterzündholz“:¹⁰³ In Linz gab es 1890 noch 16 Holzhändler (wobei dies auch Werk- und Bauholz einschließt), aber nur fünf Kohlehändler.¹⁰⁴ Möglicherweise war die Entscheidung für einen der beiden Energieträger auch situativ und an den jeweiligen Preisen ausgerichtet. 1854 sei – so ein Linzer Zeitungsartikel – im Vergleich zum Vorjahr fast um die Hälfte weniger Kohle verbraucht worden, weil „die Holzpreise niedrig“, die Kohlepreise hingegen „ziemlich geschraubt fest blieben“.¹⁰⁵ In den letzten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts scheinen sich die Preise für Brennholz und Kohle reduziert zu haben, wobei sich die Steinkohle deutlich stärker verbilligte (Tabelle 6).

Tabelle 6: Preisentwicklung von Brennholz und Kohle in Linz, 1876 bis 1899

	1876	1881	1890	1895	1899	1876-99
1 m ³ Brennholz, hart, ungeschwemmt	6 fl ¹⁰⁶ 52 kr ¹⁰⁷ (100 Stück „Bündelholz“)	6 fl (100 Stück „Bündelholz“)	6 fl	5 fl 62,5 kr	5 fl 60 kr	-14 %
1 m ³ Brennholz weich, ungeschwemmt	5 fl 50 kr (100 Stück „Bündelholz“)	5 fl (1 m ³ „Bündelholz“)	5 fl	4 fl 25 kr	4 fl 75 kr	-14 %
100 kg Braunkohle	86 kr	94	80 kr	84,5 kr	1 fl 8 kr	+26 %
100 kg Steinkohle	1 fl 96 kr	1 fl 80 kr	1 fl 70 kr	1 fl 50 kr	1 fl 50 kr	-23 %

Quelle: Rechenschaftsberichte 1876 – 78, 1881, 1890, 1895, 1899.

Auch der öffentliche und semi-öffentliche Bezug von Brennmaterial zeigt das Nebeneinander von Holz und Kohle im Heizungsbereich: Für den Winter 1864/65 erwarb man für die städtischen Gebäude und Schulen 221,5 Klafter (18-zölliges) weiches, sowie sechs Klafter (18-zölliges) und 33,5 Klafter (36-zölliges) hartes Holz und zudem

¹⁰⁰ Ebd., S. 119.

¹⁰¹ Brunner / Schneider 2005, S. 142f.

¹⁰² Auf dieser Basis sollte auch keine „Verarmung“ der Bevölkerung angenommen werden, wie dies in aktuellen Studien vielfach zu lesen ist: vgl. Fuchs 2014, S. 112 u. Gingrich / Haidvogel / Krausmann 2012, S. 287.

¹⁰³ Linzer Regesten 1952–1993, CIII/G, Reg. 2199 (S. 733).

¹⁰⁴ Rechenschaftsbericht 1890, S. 84–86.

¹⁰⁵ Linzer Abendblatt, 25.07.1855.

¹⁰⁶ Gulden

¹⁰⁷ Kreuzer

168 Tonnen Braunkohle.¹⁰⁸ 1860 kaufte man für eine Linzer Schule 32 Tonnen Braunkohle und 51 Klafter (18-zölliges) Holz, für das Rathaus fast 39 Tonnen Braunkohle und 28 Klafter Holz.¹⁰⁹ 1885 gab man den jährlichen Bedarf für die Beheizung des Glashauses im Volksgarten mit vier Kubikmetern Buchenholz und 1,5 Tonnen Braunkohle an.¹¹⁰ Noch in den 1870er-Jahren bezog der Hausmeister des Kremsmünsterer Stiftshauses als Deputat sechs Klafter Holz.¹¹¹

PFERDE UND WASSER: ERNEUERBARE ANTRIEBSENERGIE

Wenngleich tierische Antriebsenergie in der vormodernen und sich modernisierenden Stadt omnipräsent war, gibt es dafür nur wenige und relativ verstreute Hinweise in den Quellen – besonders für das 18. Jahrhundert.¹¹² Zentral waren Pferde, die als Reit- und Zugtiere fungierten und eine, wie Harold Platt dies mit Blick auf Chicago bezeichnet hat, „horse infrastructure“ bildeten.¹¹³ Die repräsentativen Linzer Freihäuser verfügten über teilweise sehr umfangreiche Pferdeställe,¹¹⁴ einzelne Institutionen unterhielten selbst Pferde als Zugtiere,¹¹⁵ und ab den 1720er-Jahren – vermutlich bis ins frühe 19. Jahrhundert – nutzte man in der Wollzeugfabrik Pferde als Antriebsquelle für eine Mangel, eine Walke und später Spinnmaschinen.¹¹⁶ Erst der Franziszeische Kataster der 1830er-Jahre gewährt einen Einblick in die städtische und stadtnahe Nutzung von Pferden: Damals gab es in der Stadt und den Vorstädten rund 500 Pferde (Tabelle 7), angeblich vor allem „mittelstarken böhmischen Schlages“,¹¹⁷ bei „größeren Wirtschaften“ seien, so der Kataster für die Obere Vorstadt, meist sechs Pferde anzutreffen.¹¹⁸ Pferde wurden nicht nur für den innerstädtischen Transport und die stadtnahe Landwirtschaft genutzt, sondern sie waren auch wichtiger Bestandteil der überregionalen Versorgung über Land und Wasser.¹¹⁹ Das Inventar eines Linzer Schiffmeisters aus dem Jahr 1767 erfasste zehn Zugpferde,¹²⁰ für die zwei Schiffzüge, die 1772 rund 300 Tonnen oberungarisches Getreide in die Stadt transportierten, benötigte ein Linzer Schiffmeister insgesamt 92 Pferde.¹²¹ Daneben bestand eine Vielzahl kleinerer Schiffzüge:¹²² 18 Pferde hätten einen Schiffzug

108 Linzer Abendblatt, 22.07.1864.

109 AStL, Handschrift 212 [Kammeramt Ausgaben 1860], S. 15 u. 51.

110 Rechenschaftsbericht 1885, S. 109.

111 Linzer Regesten 1952–1993, B6/3, Reg. 1745 [S. 153f.].

112 Vgl. für US-amerikanische Städte im ausgehenden 19. Jahrhundert: Tarr 1996, S. 323–328.

113 Platt 2005, S. 253f.

114 Linzer Regesten 1952–1993, B6/2, Reg. 1127 [S. 61–69]; ebd., Reg. 1245 [S. 186]; ebd., Reg. 1394 [S. 256].

115 AStL, Altakten, Sch. 42; OÖLA, Landschaftsakten, Sch. 447, D.XV.3/Nr. 62.

116 Linzer Regesten 1952–1993, CIII/F1 u. 2, Reg. 323 [S. 162] u. ebd., Reg. 375 [S. 200f.]; Pfeffer 1950, S. 37 u. 42; vgl. Pillwein 1824, S. 286 u. 288.

117 OÖLA, Franziszeischer Kataster, Nr. 534 [Operat 1 u. 2, Braune Mappe, Linz-Stadt, Katastralschätzungs-Elaborat, 18.12.1832].

118 Ebd. [Operat 2, Linz Obere Vorstadt, Katastralschätzungs-Elaborat, undat.].

119 Reith 2011, S. 116; Enzyklopädie 2005–12, s.v. Treidlerei; vgl. Neweklowsky 1952–1964, Bd. 1, S. 296–315.

120 Linzer Regesten 1952–1993, BII/B2, Reg. 520 [S. 32–35].

121 Neweklowsky 1949, S. 347; vgl. Neweklowsky 1952–1964, Bd. 3, S. 587.

122 o.A. 1909, S. 30f.; Neweklowsky 1937, S. 182f.; Hohensinner 2010, S. 110–114.

aus Budapest in zwei Monaten bis nach Linz „heraufgeschleppt“, so ein Reisebericht aus den 1820er-Jahren.¹²³

Bei der Pferdeisenbahn, die ab den 1830er-Jahren Budweis über Linz und Wels mit dem Salzkammergut verband, setzte man erneut auf die Antriebskraft des Pferdes. Dazu kam ab 1879 die innerstädtische Pferdetramway, die vom Hauptbahnhof in die Innenstadt und später bis zum Mühlkreisbahnhof in Urfahr führte. Sie wurde bis zur Elektrifizierung 1897 mit Pferden betrieben – für 1880 ist deren Zahl mit 22 bis 26 angegeben.¹²⁴ Insgesamt stieg im 19. Jahrhundert die Anzahl der Pferde in der Stadt und in den Vororten beziehungsweise Vorstädten dem Bevölkerungswachstum entsprechend an, wenngleich die verfügbaren Zahlen nicht ganz konsistent erscheinen (Tabelle 7).

Tabelle 7: Pferde in Linz, 1831 bis 1900

	1831	1834	1843	1845/46	1869	1883	1890	1900
Pferde	472	523	391*	522	332*	597	730	820
Militärpferde							234	338

Quelle: OÖLA, Franziszeischer Kataster, Nr. 534; Tafeln zur Statistik 1843, Tafel 52; Tafeln zur Statistik 1845–46, Tafel 15; Statistischer Bericht 1876, S. 103; Rechenschaftsbericht 1883, S. 74; Rechenschaftsbericht 1890, S. 311.

Anm.: * = diese Zahlen sind vermutlich zu tief angesetzt.

Über die Quellen besser zu erfassen ist die Nutzung der Wasserkraft.¹²⁵ Im Stadtgebiet von Linz gab es im 18. und 19. Jahrhundert keine dafür verwendbaren Wasserläufe, und auch die Donau wurde nur zeitweilig für den Antrieb von Mühlen genutzt. Die Flussdynamik erlaubte – wie in Wien¹²⁶ – nur Schiffmühlen, die von den 1580er-Jahren bis ins 19. Jahrhundert nachweisbar sind. Auf Linzer Seite war die Schiffmühle, wenn sie in Betrieb war, an die Brücke angehängt (Abb. 2). Die in städtischem Besitz stehende Mühle diente ursprünglich zum Mahlen des Getreides für das Bürgerspital, später erzeugte die Mühle Malzschrot für das Stadtbräuhaus. Das Fremdmahlen war untersagt, wurde aber dennoch teilweise im 18. Jahrhundert praktiziert.¹²⁷ Zwischenzeitlich – um 1700 und im 19. Jahrhundert – bestand auf Urfahrer Seite eine zweite Schiffmühle.¹²⁸ Die Schiffmühlen waren überaus anfällig für Hochwasser beziehungsweise Eisstöße, und somit ist es vielleicht kein Zufall, dass man 1787 – ein Jahr nach dem katastrophalen Sommerhochwasser – über die Auflassung der Schiffmühle nachdachte.¹²⁹ Vermutlich verfügten die Linzer Schiffmühlen über maximal zwei Mahlgänge,¹³⁰ sie hatten somit nur eine begrenzte Kapazität und sind als Nischenlösung zu erachten. Die stadteneigene Mühle an der Donaubrücke bestand bis 1826, die Schiffmühle an der Urfahrwänd bis

123 Kyselak 2009, S. 407.

124 Mayrhofer / Katzinger 1990, S. 154; Leonhartsberger 1994, S. 87f.; Statistischer Bericht 1882, S. 71.

125 Reith 2011, S. 116–118; Enzyklopädie 2005–12, s.v. Wasserkraft.

126 Brunner / Schneider 2005, S. 58, 318 u. 325.

127 Neweklowsky 1955b, S. 53f.; Linzer Regesten 1952–1993, BIA1, Reg. 573 [S. 181f.].

128 Ebd., S. 55f.; Linzer Regesten 1952–1993, BIA5, Reg. 6500 [S. 191]; vgl. Kyselak 2009, S. 407.

129 Rafetseder 2010, S. 376; ASTL, Altakten, Sch. 52; vgl. zum Hochwassersommer 1786: Stöger 2019, S. 310f. und 313f.

130 Heinse 1812, S. 21.

1908.¹³¹ Nach „mehrfährigen schlimmen Erfahrungen“ hätten die Brauhauspächter die Schiffmühle „freywillig“ aufgelassen und „dafür eine neue Roßmühle zum Malzbrechen“ errichtet, so eine Einschätzung der Verwaltung der Wollzeugfabrik wenige Jahre später.¹³² Bezugnehmend auf einen Kanalbau in Laibach überlegte die Wollzeugfabrik in den 1770er-Jahren, Wasserkraft für den Antrieb von Spinnmaschinen zu nutzen. Projektiert wurde eine Ableitung der Donau, die aber angesichts der zu erwartenden Kosten (und Probleme) nicht umgesetzt wurde, die Spinnmaschinen versah man schließlich mit einem Pferdeantrieb.¹³³

Relevanter waren die zahlreichen Mühlen im Linzer Hinterland: An den Bächen nördlich der Donau gab es viele kleinere Betriebe, die die Wasserkraft teilweise bis ins 20. Jahrhundert nutzten (Abb. 1 – bei respektive nördlich der Ortschaften Steg und Dornach).¹³⁴ Der Franziszeische Kataster verzeichnete am Höllmühlbach zwei Mühlen (fünf Gänge) und ein Sägewerk, am Katzbach drei Mühlen (fünf Gänge), am Haselbach eine Hammerschmiede (zwei Hämmer), vier Mühlen (elf Gänge) und zwei Sägewerke.¹³⁵ Ein zweiter Schwerpunkt der Wasserkraftnutzung befand sich an der Traun. Der Fluss und das dortige Gebiet eigneten sich gut für Mühlen: Die Traun fror nur selten zu, man konnte bestehende Verzweigungen der Traun nutzen oder künstliche Ableitungen anlegen, die im flachen Gebiet relativ einfach herzustellen waren. Belegbar sind Wasserbauten in Kleinmünchen durch Grundabtretungen und Servituten für das 18. Jahrhundert, die dortigen Mühlen sind aber vermutlich älter.¹³⁶ In der Regel scheint das Linzer Getreide in den Kleinmünchner Mühlen (Jauker-, Steinbrückl-, Weidinger-, Schernegger- und Schörgenhubermühle) oder in den jenseits der Traun in Ebelsberg gelegenen Mühlen (Markt- und Aumühle) gemahlen worden zu sein. Dazu gibt es zahlreiche Hinweise in Inventaren und anderen städtischen Dokumenten.¹³⁷ Ab den 1720er-Jahren nutzte die Wollzeugfabrik einen Teil der Steinbrücklmühle als Walke, im Josephinischen Lagebuch scheint ein eigenes kleines Gebäude bei der Mühle als „Walk von der k.k. Fabrik in Linz“ auf.¹³⁸ 1811 kaufte die Wollzeugfabrik die bisher gepachtete Steinbrücklmühle an, und man überlegte wiederum (siehe oben), dort Spinnmaschinen mit Wasserkraft zu betreiben. Auch diesmal verhinderten die hohen Kosten eine Umsetzung, gebaut wurden aber mehrere durch Wasserkraft betriebene Arbeitsmaschinen (unter anderem eine Walke und eine Farbholzschnidemaschine), drei der insgesamt fünf Mahlgänge der Steinbrücklmühle verpachtete man als Getreidemühle.¹³⁹ Dem Beispiel der Wollzeugfabrik folgten ab den 1830er-Jahren Baumwollspinnereien und -webereien, die sich an den Kleinmünchner Mühlbächen ansiedelten und partiell alte Getreidemühlen um-

131 Neweklowsky 1955a, S. 216; Fink 1885, S. 70.

132 Linzer Regesten 1952–1993, CIII/F1 u. 2, Reg. 666 (S. 328–330).

133 Ebd., Reg. 141 (62); ebd., Reg. 156 (69f.); ebd., Reg. 375 (200f.); vgl. Pfeffer 1950, S. 42.

134 Lackner / Stadler 1990, S. 100.

135 Bohdanowicz 1957/58, S. 221f.; Bohdanowicz 1958/59, S. 251 u. 262.

136 Lackner / Stadler 1990, S. 103 u. 171.

137 Linzer Regesten 1952–1993, B9/2, Reg. 199 (S. 90f.); Linzer Regesten 1952–1993, BII/B1, Reg. 151 (S. 120f.); Linzer Regesten 1952–1993, BII/B2, Reg. 707 (S. 115f.); ebd., Reg. 735 (S. 127); ebd., Reg. 757 (S. 136); Linzer Regesten 1952–1993, BII/B3, Reg. 1422 (S. 182f.); ebd., Reg. 1765 (S. 100f.); Bohdanowicz 1955/56, S. 816; Bohdanowicz 1960, S. 8–10; vgl. Lackner / Stadler 1990, S. 358f.

138 Pfeffer 1950, S. 38; Bohdanowicz 1960, S. 9; vgl. Linzer Regesten 1952–1993, CIII/F1 u. 2, Reg. 254 (S. 124–126).

139 Linzer Regesten 1952–1993, CIII/F1 u. 2, Reg. 254 (S. 124–126); ebd., Reg. 319 (S. 160f.); ebd., Reg. 503 (S. 279); vgl. Pfeffer 1950, S. 42; Pillwein 1824, S. 286; LZ/IB, 28.04.1820.

nutzten.¹⁴⁰ Andere Getreidemühlen wurden ab dem Ende der 1830er-Jahre modernisiert und mit neuen Verarbeitungs- und Antriebstechnologien ausgestattet. Das Beispiel der „Kunstmühle Löwenfeld & Hofmann“ zeigt die Persistenz der Wasserkraftnutzung im Kohlezeitalter: Ab 1854 entstand – basierend auf einem alten Mühlbetrieb – ein Großbetrieb, der 1860 bereits 123.450 Metzen Weizen und 44.000 Metzen Korn (das sind rund 7.700 Tonnen Getreide) verarbeitete.¹⁴¹ Angetrieben wurde die Mühle durch zwei Wasserturbinen mit 150 PS, was deutlich über der Leistung der damals in Linz verwendeten Dampfmaschinen (um 1880 meist unter zehn PS, maximal 30 bis 40 PS) lag.¹⁴² Noch in den 1870er-Jahren scheinen Kleinmünchner Wasserkraftnutzer ihre Kapazitäten deutlich erweitert zu haben.¹⁴³

Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde in Linz mehrheitlich erneuerbare Energie genutzt: für kalorische Energie Brennholz, als Antriebsenergie Wasserkraft sowie tierische und menschliche Arbeitskraft. Beim Brennholz wurde, da das Angebot vor Ort begrenzt war, auf das Hinterland der Stadt zugegriffen. Der Großteil des Brennholzes kam vermutlich aus dem Mühlviertel, zudem wurde Holz aus Bayern, Passau, dem Innviertel und dem südlichen Alpenvorland bezogen. Im Hinblick auf die Wasserkraft ist eine deutliche Anpassung an die Topographie festzustellen – primär wurden die Traun und die Bäche nördlich der Donau genutzt. Die lange Persistenz der Verwendung nicht-fossiler Energie lässt sich mit ökonomischen Gründen erklären, aber auch mit einer gewissen Pfadabhängigkeit: Es handelte sich um gewachsene, an die lokalen Erfordernisse angepasste Praktiken.

Der Übergang zur Nutzung fossiler Energie, der sich ab der Mitte des 19. Jahrhunderts vollzog, modifizierte (durch Eisenbahn und Dampfschiffahrt) die Versorgung und die Hinterlandbeziehungen der Stadt. Dennoch ergab sich im energetischen Bereich eine mittelfristige Parallelität: Als kalorischer Energieträger verlor das Brennholz nur langsam an Bedeutung, vor allem in den Privathaushalten erfolgte der Übergang zur fossilen Energie deutlich später. Auch die Wasserkraft- und Pferdenutzung verschwand nicht, sie wurde im Verlauf des 19. Jahrhunderts teilweise sogar ausgebaut, da sie deutliche ökonomische Vorteile aufwies.

140 Bohdanowicz 1960, S. 336 u. 348; Lackner / Stadler 1990, S. 103–106 u. 117f.; vgl. Mayrhofer / Katzinger 1990, S. 189–191; vgl. Linzer Regesten 1952–1993, CIII/F1 u. 2, Reg. 806 (S. 375f.) u. ebd., Reg. 816 (S. 379f.).

141 Lackner / Stadler 1990, S. 345f. u. 352; Otruba / Kropf 1971, S. 105.

142 Statistischer Bericht 1872, S. 178; Statistischer Bericht 1882, S. 298–301 u. 308f.

143 Allgemeine Bauzeitung 1900, S. 49.

QUELLEN UND LITERATUR:

Allgemeine Bauzeitung 1900 = Allgemeine Bauzeitung Nr. 65, 1900.

Bohdanowicz 1952 = Bohdanowicz, Franz Xaver: Die Linzer Vorstädte. Dargestellt nach dem „Josephinischen Lagebuch“ und „Francisceischen Kataster“. Bd. 1. Linz 1952.

Bohdanowicz 1955/56 = Bohdanowicz, Franz Xaver: Die Linzer Vorstädte. Dargestellt nach dem „Josephinischen Lagebuch“ und „Francisceischen Kataster“. Bd. 2. Linz 1955/56.

Bohdanowicz 1957 = Bohdanowicz, Franz Xaver: Die Linzer Vororte. Dargestellt nach dem „Josephinischen Lagebuch“ und „Francisceischen Kataster“. Gemeinde Urfahr. Linz 1957.

Bohdanowicz 1957/58 = Bohdanowicz, Franz Xaver: Die Linzer Vororte. Dargestellt nach dem „Josephinischen Lagebuch“ und „Francisceischen Kataster“. Gemeinde Pöstlingberg. Linz 1957/58.

Bohdanowicz 1958/59 = Bohdanowicz, Franz Xaver: Die Linzer Vororte. Dargestellt nach dem „Josephinischen Lagebuch“ und „Francisceischen Kataster“. Gemeinde Katzbach. Linz 1958/59.

Bohdanowicz 1960 = Bohdanowicz, Franz Xaver: Die Linzer Vororte. Dargestellt nach dem „Josephinischen Lagebuch“ und „Francisceischen Kataster“. Gemeinde Kleinmünchen. Linz 1960.

Brunner / Schneider 2005 = Brunner, Karl / Schneider, Petra (Hg.): Umwelt Stadt. Geschichte des Natur- und Lebensraumes Wien. Wien 2005.

Burney 1773 = Burney, Carl: Tagebuch seiner Musikalischen Reisen [...], Bd. 2. Hamburg 1773.

Charruadas / Deligne 2019 = Charruadas, Paulo / Deligne, Chloé: Cities hiding the forests. Wood supply, hinterlands and urban agency in the Southern Low Countries, thirteenth to eighteenth centuries. In: Soens, Tim u.a. (Hg.), Urbanizing Nature. Actors and Agency (dis)connecting Cities and Nature Since 1500. New York 2019, S. 112–134.

Enzyklopädie 2005-12 = Friedrich Jäger, Hg.: Enzyklopädie der Neuzeit. 12 Bde., Stuttgart 2005–12. Zitiert nach: <https://referenceworks.brillonline.com/entries/enzyklopaedie-der-neuzeit>, zuletzt eingesehen am 15.06.2023.

Fink 1885 = Fink, Josef: Geschichte von Linz. 2 Bde. Linz 1885.

Foltz 1878 = Foltz, Carl: Statistik der Bodenproduktion von Oberösterreich. [...]. Wien 1878.

Freytag / Piereth 2002 = Freytag, Nils / Piereth, Wolfgang: Städtische Holzversorgung im 18. und 19. Jahrhundert. Dimensionen und Perspektiven eines Forschungsfeldes. In: Siemann, Wolfram / Freytag, Nils / Piereth, Wolfgang (Hg.): Städtische Holzversorgung. Machtpolitik, Armenfürsorge und Umweltkonflikte in Bayern und Österreich (1750 –1850). München 2002, S. 1–8.

Fuchs 2014 = Fuchs, Maria: Produktion – Transport – Konsum: Eine sozial-ökologische Analyse der Ressourcenversorgung von Linz 1831 bis 1875, unveröffentlichte Masterarbeit. Klagenfurt 2014.

Gingrich / Haidvogel / Krausmann 2012 = Gingrich, Simone / Haidvogel, Gertrud / Krausmann, Fridolin: The Danube and Vienna: Urban resource use, transport and land use 1800–1910. In: Regional Environmental Change 12 (2012), S. 283–294.

Heinse 1812 = Heinse, Gottlob Heinrich: Linz und seine Umgebungen. [...]. Linz 1812.

Hillbrand 1984 = Hillbrand, Erich: Die Türme von Linz. Erzherzog Maximilians Festungssystem für die Monarchie. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1984, S. 11–213.

Hoffmann / Meixner 1952 = Hoffmann, Alfred / Meixner, Erich Maria: Wirtschaftsgeschichte des Landes Oberösterreich. Bd. 1. Salzburg 1952.

Hohensinner 2010 = Hohensinner, Severin: „Wie viele Fahrzeuge liegen in den Schottermassen begraben?“ Die Schifffahrt auf der unregulierten Donau. In: Winiwarter, Verena / Schmid, Martin (Hg.): Umwelt Donau. Eine andere Geschichte [...]. St. Pölten 2010, S. 104–117.

- Imhof 1937** = Imhof, Philipp: Das Linzer Gaswerk. Zum 80jährigen Bestand. In: Jahrbuch der Stadt Linz 1937, S. 58–70.
- Johann 2002** = Johann, Elisabeth: Die Holzversorgung Klagenfurts im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert. In: Siemann, Wolfram / Freytag, Nils / Piereth, Wolfgang (Hg.): Städtische Holzversorgung. Machtpolitik, Armenfürsorge und Umweltkonflikte in Bayern und Österreich (1750–1850). München 2002, S. 79–105.
- Kim / Barles 2012** = Kim, Eunhye / Barles, Sabine: The energy consumption of Paris and its supply areas from the eighteenth century to the present. In: Regional Environmental Change 12 (2012), S. 295–310.
- Knoll 2007** = Knoll, Martin: Wald und Holz als verknappte Ressourcen. Anmerkungen zur städtischen Brennholzversorgung im 18. und 19. Jahrhundert am Regensburger Beispiel. In: Herrmann, Bernd (Hg.): Beiträge zum Göttinger Umwelthistorischen Kolloquium 2004–2006. Göttingen 2007, S. 189–211.
- Kyselak 2009** = Kyselak, Joseph: Skizzen einer Fußreise durch Österreich. Hg. von Gabriele Goffriller und mit einem Vorwort von Gabriele Goffriller und Chico Klein. Salzburg / Wien 2009 [zuerst Wien 1829].
- Lackner / Stadler 1990** = Lackner, Helmut / Stadler, Gerhard A.: Fabriken in der Stadt. Eine Industriegeschichte der Stadt Linz. Linz 1990.
- Leonhartsberger 1994** = Leonhartsberger, Andrea: Freizeiträume und Freizeitaktivitäten des Linzer Bürgertums in der franzisko-josephinischen Epoche, unveröffentlichte Dissertation. Wien 1994.
- Linzer Abendblatt 1855 und 1864** = Linzer Abendblatt: 25.07.1855, 20.01.1864, 22.07.1864.
- Linzer Regesten 1952–93** = Linzer Regesten, herausgegeben vom Archiv der Stadt Linz. 199 Bde. Linz 1952–93.
- LZ 1786–1856** = Linzer Zeitung: 03.07.1786, 16.12.1796, 01.02.1799, 07.12.1807, 04.01.1830, 25.09.1837, 09.10.1837, 29.10.1842, 02.06.1843, 17.07.1843, 30.05.1845, 28.02.1856; Amtsblatt der Linzer Zeitung: 14.09.1818, 27.04.1832, 25.07.1834, 15.04.1836, 11.08.1837; Intelligenzblatt der Linzer Zeitung (LZ/IB): 24.05.1816, 28.04.1820, 16.03.1821, 24.05.1839.
- Luca 1786** = De Luca, Ignaz: Landeskunde von Oesterreich ob der Enns. Bd. 1. Linz 1786.
- Luca 1791/92** = De Luca, Ignaz: Landeskunde von Oesterreich ob der Enns. Bd. 2. Linz / Wien 1791/92.
- Mayrhofer / Katzinger 1990** = Mayrhofer, Fritz / Katzinger, Willibald: Geschichte der Stadt Linz. Bd. 2. Linz 1990.
- Mühlpeck / Sandgruber / Woitek 1979** = Mühlpeck, Vera / Sandgruber, Roman / Woitek, Hannelore: Index der Verbraucherpreise von 1800 bis 1914. Eine Rückberechnung für Wien und den Gebietsstand des heutigen Österreichs. In: Geschichte und Ergebnisse der zentralen amtlichen Statistik in Österreich 1829–1979, Bd. 1. Wien 1979, S. 649–688.
- Neweklowsky 1937** = Neweklowsky, Ernst: Linz und die Donauschiffahrt. In: Jahrbuch der Stadt Linz 1937, S. 178–195.
- Neweklowsky 1949** = Neweklowsky, Ernst: Ein Getreidetransport von Ungarn nach Linz im Jahre 1772. In: Oberösterreichische Heimatblätter 3 (1949), S. 344–347.
- Neweklowsky 1952–64** = Neweklowsky, Ernst: Die Schifffahrt und Flößerei im Raum der oberen Donau und ihrer Nebenflüsse. 3 Bde. Linz 1952–64.
- Neweklowsky 1955a** = Neweklowsky, Ernst: Die Donau bei Linz und ihre Regelung. In: Naturkundliches Jahrbuch der Stadt Linz 1 (1955), S. 171–226.
- Neweklowsky 1955b** = Neweklowsky, Ernst: Die Linzer Schiffmühlen. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1955, S. 53–58.
- o.A. 1853** = Handels- und Gewerbe-Adressen-Buch für Österreich ob der Enns. Linz 1853.

- o.A. 1864** = Die Dampfmaschinen der österreichischen Monarchie. Nach der im Jahre 1863 vorgenommenen Zählung [...]. Wien 1864.
- o.A. 1909** = Die Donau in Oberösterreich. Geschichtliche Darstellung der Regulierungsarbeiten zur Ausbildung ihrer Fahrinne [...]. Groß-Lichterfelde 1909.
- o.A. 1979** = Geschichte und Ergebnisse der zentralen amtlichen Statistik in Österreich 1829–1979. Bd. 2 Tabellenanhang. Wien 1979.
- Österreichisches Bürgerblatt 1857** = Österreichisches Bürgerblatt für Verstand, Herz und gute Laune, 19.01.1857.
- Otruba / Kropf 1971** = Otruba, Gustav / Kropf, Rudolf: Industrietopographie. In: Oberösterreichische Heimatblätter 25/3 und 4 (1971), S. 98–125.
- Pfeffer 1950** = Pfeffer, Franz: Ein Fabriksbau der Barockzeit. In: Oberösterreichische Heimatblätter 4 (1950), S. 33–43.
- Pillwein 1824** = Pillwein, Benedikt: Beschreibung der Provinzial-Hauptstadt Linz und ihrer nächsten Umgebung [...]. Linz 1824.
- Pillwein 1837** = Pillwein, Benedikt: Neuester Wegweiser durch Linz und seine nächste Umgebung [...]. Linz 1837.
- Platt 2005** = Platt, Harold L.: Shock Cities. The Environmental Transformation and Reform of Manchester and Chicago. Chicago / London 2005.
- Radkau 1997** = Radkau, Joachim: Das Rätsel der städtischen Brennholzversorgung im „hölzernen Zeitalter“. In: Schott, Dieter (Hg.): Energie und Stadt in Europa. Von der vorindustriellen „Holznot“ bis zur Ölkrise der 1970er-Jahre. Stuttgart 1997, S. 43–75.
- Rafetseder 2010** = Rafetseder, Hermann: Variationen Linzer Kommunalwirtschaft im 20. Jahrhundert. In: Mayrhofer, Fritz / Schuster, Walter (Hg.): Linz im 20. Jahrhundert. Beiträge. Linz 2010, S. 369–518.
- Rechenschaftsbericht 1885–1900** = Rechenschaftsbericht des Gemeinderathes der Landeshauptstadt Linz über seine Thätigkeit [...]. Linz 1885–1900.
- Reith 2011** = Reith, Reinhold: Umweltgeschichte der Frühen Neuzeit. München 2011.
- Sandgruber 1977** = Sandgruber, Roman: Lebensstandard und Ernährung in Oberösterreich im 18. und 19. Jahrhundert. In: Österreich in Geschichte und Literatur 21 (1977), S. 273–294.
- Sandgruber 1995** = Sandgruber, Roman: Ökonomie und Politik. Österreichische Wirtschaftsgeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Wien 1995.
- Schott 1997** = Schott, Dieter: Energie und Stadt in Europa. Von der vorindustriellen „Holznot“ bis zur Ölkrise der 1970er-Jahre. Einführung. In: Ders. (Hg.): Energie und Stadt in Europa. Von der vorindustriellen „Holznot“ bis zur Ölkrise der 1970er-Jahre. Stuttgart 1997, S. 7–42.
- Schott 2014** = Schott, Dieter: Europäische Urbanisierung (1000–2000). Eine umwelthistorische Einführung. Köln / Weimar / Wien 2014.
- Schrank / Moll 1785** = Schrank, Franz de Paula / v. Moll, Karl Maria Ehrenbert: Naturhistorische Briefe über Oestreich, Salzburg, Passau und Berchtesgaden, Bd. 1. Salzburg 1785.
- Sima 2008** = Sima, Johannes: Die Pferdeisenbahn Budweis – Linz – Gmunden. Ein Beispiel der Technikgeschichte aus der Sicht des Denkmalschutzes, unveröffentlichte Dissertation. Wien 2008.
- Sonnlechner / Winiwarter 2002** = Sonnlechner, Christoph / Winiwarter, Verena: Räumlich konzentrierter Verbrauch von Holz. Das Beispiel der Saline Hallein und der Stadt Salzburg vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. In: Siemann, Wolfram / Freytag, Nils / Piereth, Wolfgang (Hg.): Städtische Holzversorgung. Machtpolitik, Armenfürsorge und Umweltkonflikte in Bayern und Österreich (1750–1850). München 2002, S. 55–77.
- Starke 1988** = Starke, Karl: Kohlenbergbau im oberösterreichischen Hausruck. Frühzeit 1760–1860. Wien / Zürich 1988.

Statistischer Bericht 1872 = Statistischer Bericht der Handels- und Gewerbekammer Oberösterreichs zu Linz [...], über die gesammte Produktion ihres Bezirkes nach den Ergebnissen des Jahres 1870. Linz 1872.

Statistischer Bericht 1876 = Statistischer Bericht der Handels- und Gewerbekammer Oberösterreichs zu Linz über die gesammten [sic] wirtschaftlichen Verhältnisse Oberösterreichs [...]. Linz 1876.

Statistischer Bericht 1882 = Statistischer Bericht über die gesammten [sic] wirtschaftlichen Verhältnisse Oberösterreichs in den Jahren 1876-1880 [...]. Bd. 2. Linz 1882.

Stöger 2019 = Stöger, Georg: Transformationen städtischer Umwelt. Das Beispiel Linz, 1700 bis 1900, unveröffentlichte Habilitationsschrift. Salzburg 2019.

Tafeln zur Statistik 1834-46 = Tafeln zur Statistik 7 (1834), 17 (1844), 18/19 (1845-46).

Tarr 1996 = Tarr, Joel A.: The Search for the Ultimate Sink. Urban Pollution in Historical Perspective. Akron 1996.

Winckler 1870 = Winckler, Johann: Übersicht des Schiffs- und Waarenverkehrs auf der Oberen Donau zu Wien, Linz und Engelhartzell in den Jahren 1849-1869. Wien 1870.

Záloha, Geschichte 1979 = Záloha, Jirí: Aus den Tagebüchern des Ing. Josef Langweil. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1979, S. 123-137.

Zumbrägel 2014 = Zumbrägel, Christian: Die vorindustriellen Holzströme Wiens. Ein sozio-naturales großtechnisches System? In: Technikgeschichte 81 (2014), S. 335-362.

Bestände des Archives der Stadt Linz, des Oberösterreichischen Landesmuseums und des Wiener Stadt- und Landesarchivs

BILDNACHWEISE:

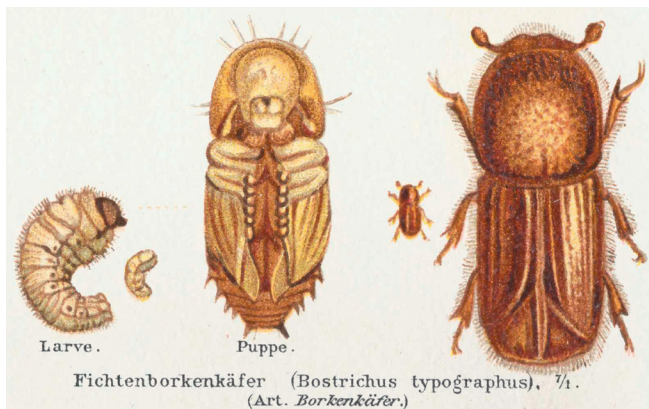
Abb. 1: © Georg Stöger.

Abb. 2: Privatbesitz

EIN INNOVATIVES BAUPROJEKT ZUR SCHADHOLZAUFARBEITUNG IM REICHRAMINGER HINTERGEBIRGE (1922/1923)

Klaus-Dieter Richter

Im Herbst 1916 wurden in den Waldungen des Religionsfondes in Weisswasser Landgemeinde Weyer durch Sturmwind viele Fichtenstämme geknickt und entwurzelt. Infolge des durch den Krieg verursachten Arbeitermangels, konnten diese Windbrüche nicht rechtzeitig aufgearbeitet werden, sodaß sich der Borkenkäfer in einem sehr großen Umfange entwickeln konnte und einen Waldbestand von za. 600 Hektar befiel.¹



Warum ist der Borkenkäfer ein so großer Schädling für die Wälder? Hundert Jahre nach den hier geschilderten Ereignissen ist er ja wieder ein großes Thema, nicht nur für das Hintergebirge, sondern für praktisch ganz Österreich.

Borkenkäfer sind etwa zwei bis acht Millimeter groß. Weil sie sich durch die Rinde von (Wald-)Bäumen bohren und dort ihre Eier legen, zerstören die daraus geschlüpften Larven das für den Baum lebensnotwendige Bastgewebe. Meistens sterben vom Borkenkäfer befallene Bäume innerhalb von kurzer Zeit ab.²

Abb. 1: Fichtenborkenkäfer (*Dryocoetes autographus*).

Abb. 2: Fraßgänge des Borkenkäfers.

1 Chronik des Gendarmeriepostens 4464 Kleinreifling, Bez. Steyr-Land, Oberösterreich. Eintragung Jahr 1924, S. 1. Kopie im Archiv des Autors.

2 Vgl. Bundesforschungszentrum für Wald.

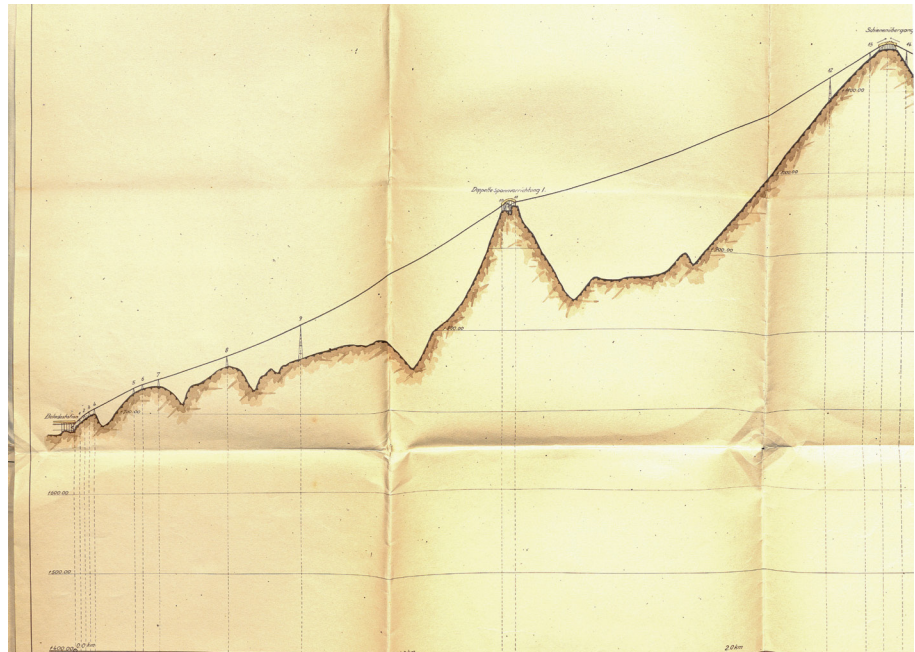


Abb. 3: Deckblatt der Planmappe.

Abb. 4: Plan D 186244 – Längsprofil der Seilbahn.

Der Käfer überwintert im Boden oder unter der Rinde befallener Bäume. Wenn es im Frühling warm genug wird, Tagestemperatur etwa 16 bis 17 Grad Celsius, schwärmen die Käfer aus und suchen sich geeignete Bäume für die Eiablage. Diese Generation ist im Juli / August geschlechtsreif, und es kommt zu neuem Schwarmflug, Eiablage und so weiter. Bei guten Bedingungen – warmes Wetter, durch Hitze oder Trockenheit gestresste Bäume – gibt es sogar noch eine dritte Generation. Eine aus der Sicht der Käfer hervorragende Kinderstube geben naturgemäß Windbrüche ab, weil sich in den nicht entrindeten Stämmen die Brut ungestört entwickeln kann, daher ist es sehr wichtig, Schadholz so schnell wie möglich aus dem Wald zu bekommen.³

Doch nun wieder zurück zu den Sturmschäden des Jahres 1916. Erst nach Kriegsende, im Herbst 1918, konnte mit der Aufarbeitung des Schadholzes begonnen werden; bis dahin hatte sich der Käfer natürlich sehr stark vermehrt. Deshalb musste man, um die weitere Verbreitung zu verhindern, etwa 400.000 Festmeter Holz schlagen, eine Aufgabe, die der Großholzhändler Josef Bachbauer aus Weyer mit einem Arbeiterstande von durchschnittlich 600 Arbeitern ausführte und das geschlagene Holz auf Holzlagerplätze zusammenstreifen ließ.⁴ Im unwegsamem Gelände gestaltete sich der Abtransport sehr schwierig, deshalb erwog Bachbauer, eine Drahtseilbahn zu bauen, von Weißwasser bis Hammergraben in Kleinreifling, mit einer Länge von etwa zehn Kilometern. Als ausführendes Unternehmen holte er sich die Firma Bleichert aus Leipzig.⁵

3 Vgl. Borkenkäfer 2018.

4 Wie Anm. 1

5 Ebd.

Im Mai 1922 wurde die Baubewilligung durch die Bezirkshauptmannschaft Steyr erteilt.⁶ Nach einer Bauzeit von ungefähr elf Monaten war die Seilbahn fertig, und die Benützungsbewilligung konnte eingebracht werden.⁷

In der technischen Beschreibung⁸ des Projektes steht unter anderem Folgendes:

Die Drahtseilbahn hat den Zweck, Stammholz von der Beladestation am Weisswasserbach bei Einmündung des Larensackbaches nach der Entladestation am Holzlagerplatz bei Kleinreifling zu transportieren.⁹

Die Drahtseilbahn ist für kontinuierlichen Betrieb eingerichtet. Sie hat drei Seilsysteme: ein stärkeres Tragseil für die beladenen Wagen, ein schwächeres für die leeren, und ein „endloses“ Zugseil. Horizontal gemessen beträgt der Abstand zwischen den Kuppelstellen der Endstationen 8.970 Meter, wobei die Beladestation 245 Meter höher als die Entladestation liegt. Etwa zweieinhalb Kilometer von der Beladestation entfernt muss der Höhenrücken des Larensack, der 480 Meter höher liegt, mit einem 50 Meter langen Schienenübergang überwunden werden.

Pro Stunde sollen 30 Kubikmeter, das sind 18 Tonnen Stammholz transportiert werden. Die Ladung eines Doppelseilbahnwagens (Abb. 8) beträgt durchschnittlich ein-einhalb bis maximal 2 Kubikmeter, das sind etwa 900 bis 1.200 Kilogramm. Stündlich wären das durchschnittlich 20 Wagen, die in 180 Sekunden und Abständen von 360 Metern aufeinander folgen.

Die Tragseile werden wie folgt beschrieben:

Als Laufbahnen für die Wagen dienen Tragseile, die in Spiralkonstruktion aus Runddrähten aus bestem, extra zähem Gussstahl von ca. 145 kg/cmm Bruchfestigkeit hergestellt sind. Das Tragseil für die beladenen Wagen erhält 29,4 mm DM [Durchmesser], besteht aus 37 Drähten von je 4,2 mm DM. und besitzt hierbei einen Gesamtquerschnitt von ca. 513 qmm, sodass seine rechnerische Gesamtbruchfestigkeit ca. 74300 kg beträgt. Das Seil wird mit ca. 18500 kg gespannt, sodass es im Betriebe eine erfahrungsgemäss zweckmässige, ca. vierfache durchschnittliche rechnerische Sicherheit aufweist. Das Tragseil für die leeren Wagen erhält einen 21 mm DM besteht aus 19 Drähten von je 4,2 mm DM und besitzt hierbei einen Gesamtquerschnitt von ca. 263 qmm und eine rechnerische Gesamtbruchfestigkeit von ca. 38200 kg. Gespannt wird das Seil mit ca. 9500 kg, sodass es ebenfalls eine ca. vierfache durchschnittliche rechnerische Sicherheit aufweist.¹⁰ An den stärker beanspruchten Stellen der Strecke, sowie in den grösseren Spannweiten werden Tragseile von 32,2 und 23 mm DM in gleicher Konstruktion verwendet, sodass hier eine entsprechend grössere Sicherheit vorhanden ist. Die Tragseile werden in entsprechenden Längen geliefert und durch Spezial-Ringkeil-Zwischenkupplungen zur durchgehenden Laufbahn verbunden.¹¹

6 OÖLA, BH Steyr-Land, Sch. 265, 1925, Abt. D Gewerbe, Zl. 294, Josef Bachbauer, Weyer, Drahtseilbahn.

7 Ebd.

8 OÖLA, BH Steyr-Land, Sch. 265, 1925, Abt. D Gewerbe, Zl. 294, Josef Bachbauer, Weyer, Drahtseilbahn, Techn. Beschreibung, S. 1-8.

9 Ebd., S. 2.

10 Ebd., S. 2f.

11 Ebd.

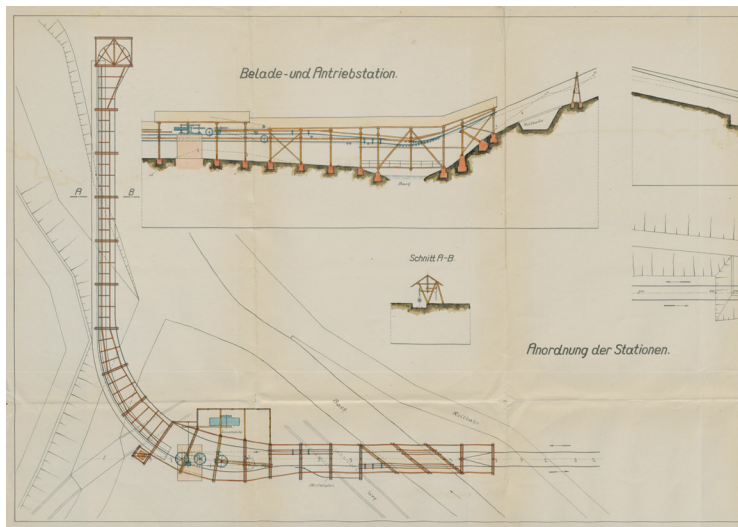


Abb. 5: Plan D 186245 Anordnung der Beladestation.

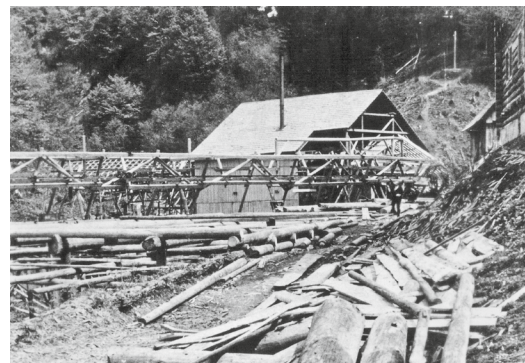


Abb. 6: Beladestation am Weisswasserbach bei Einmündung des Larensackbaches.-Am Fuß der Böschung ist eine schmale Straße erkennbar, welche heute noch besteht. Oberhalb ein Teil des Hauses Weißwasser Nr. 16, welches als *gewerkschaftliches Köhler Haus* bezeichnet wurde.¹²

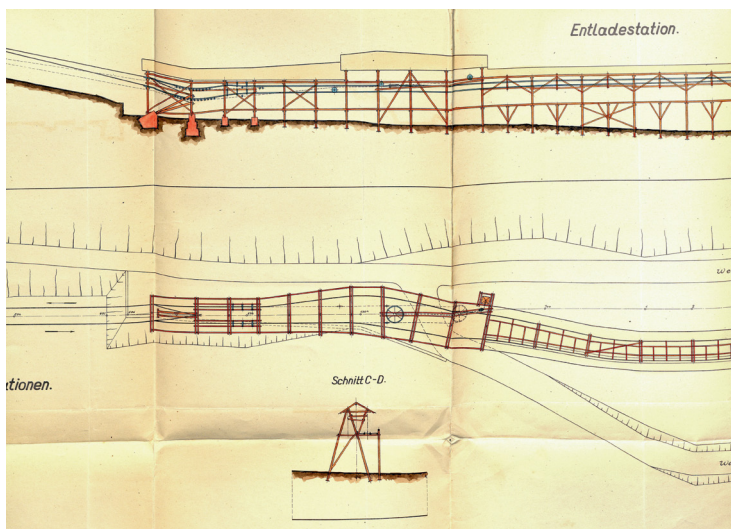


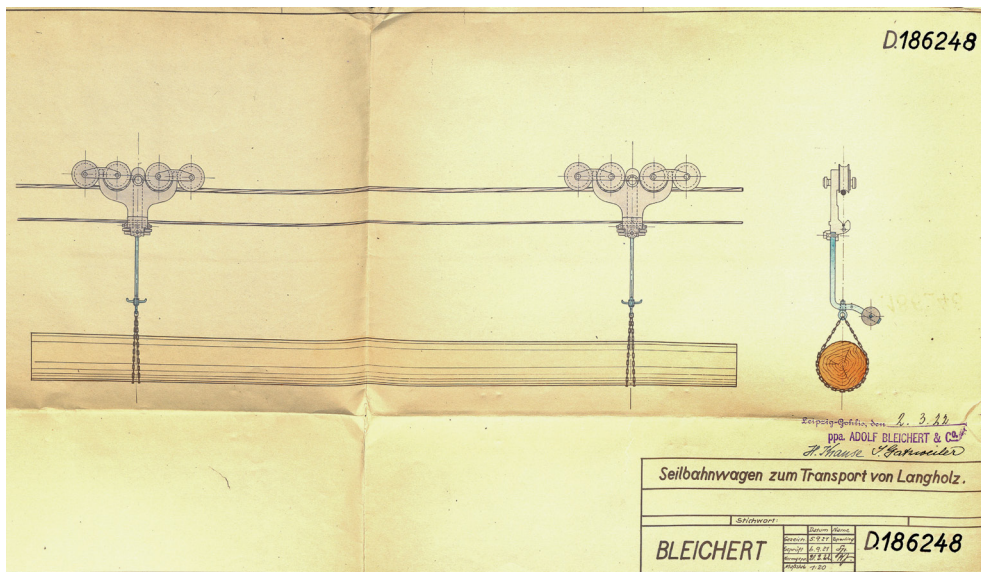
Abb. 7: Plan D 186245 Anordnung der Entladestation.

Die Tragseile waren in den Endstationen fest verankert. An drei Streckenspannstationen befanden sich Spannrollen mit frei schwebenden, an kräftigen Spannseilen hängenden Gewichten, *wodurch ein sicherer und sofortiger Ausgleich aller eintretenden Spannungsdifferenzen bewirkt wird, sodass eine Überlastung der Seile nicht eintreten kann.*¹³

Das die Wagen in Bewegung setzende Zugseil ist 20 mm stark und besteht aus 72 Drähten von je 1,6 mm DM aus bestem Gussstahl von 170 – 180 kg/qmm Bruchfestigkeit. Diese Drähte ergeben zusammen einen Querschnitt von ca. 144,7 qmm, sodass das Seil theoretisch eine Bruchfestigkeit von ca. 25300 kg besitzt. Das Zugseil ist ohne Ende und wird auf der Strecke teils von den Seilbahnwagen, teils von den auf den Stützen angebrachten Schutzrollen getragen, in den Endstationen wird es über grosse Seilscheiben geführt, die mit dem Antrieb bzw. mit der Zugseilspannvorrichtung

12 OÖLA, HA Steyr Sch. 59, Fasz. 759 Nr. 1.

13 OÖLA, BH Steyr-Land, Sch. 265, 1925, Abt. D Gewerbe, Zl. 294, Josef Bachbauer, Weyer, Drahtseilbahn, Techn. Beschreibung S. 3f.



verbunden sind.¹⁴ Die Spannvorrichtungen funktionieren ähnlich wie bei den Tragseilen, allerdings gibt es hier eine Spannseilscheibe, die auf einem beweglichen Schlitten sitzt, der wiederum ein frei schwebendes Spanngewicht besitzt.

Für den Antrieb rechnet man mit durchschnittlich etwa 35 bis 40 PS Betriebskraft, beim Anfahren und bei schlechtem Wetter kann die Anforderung aber auf 60 bis 70 PS steigen. Bewerkstelligt wird dieser Antrieb von einer *Lokomobile*, einer ausrangierten Dampflok; derart, dass die horizontale Vorgelegewelle des Seilbahnvorgeleges mittelst Riemen angetrieben wird und von hier aus der Antrieb direkt mittelst konischer Zahnräder auf die Antriebswelle der Seilbahn erfolgt.

Beschrieben werden weiters Schutzrollen, Stationsrollen und Hängebahnschienen; letztere bilden in den Stationen die Anschlüsse an die Tragseile und verbinden die Tragseile untereinander zu durchgehenden Laufbahnen und bilden in den Stationen die Be- und Entladeweichen für die Wagen, wodurch deren Kreislauf ermöglicht wird. Die Seilbahndoppelwagen bestehen aus zwei vierrädrigen Laufwerken und den Kettengehängen zum Tragen der Stämme. Jedes Laufwerk, welches mit dem Bleichert'schen selbsttätigen Kupplungsapparat, System „Vierradkuppler-Automat“ kombiniert ist, wird aus zwei kräftigen Stahlblechschildern gebildet. Das An- und Auskuppeln der Seilbahnwagen an das beziehungsweise vom Zugseil erfolgt mit einer dementsprechenden Vorrichtung automatisch.¹⁵

Beschrieben wird der Betrieb folgendermaßen:

Beladestation: Die Beladestation wird in dem Tal des Weisswasserbaches bei Einmündung des Larensackbaches mit einer durchschnittlichen Fussbodenhöhe von ca. 7 m über dem Bach erbaut und so eingerichtet, dass die Gehänge der Seilbahnwagen auf der an die Station anschliessenden Hängebahn bequem mit Stämmen beladen werden können. Die beladenen Seilbahnwagen werden alsdann dem Stationsausgange zugeschoben,

¹⁴ Ebd., S. 4.

¹⁵ Ebd., S. 5-7.

Abb. 8: Plan D 186248
Doppelseilbahnwagen zum
Transport von Langholz.

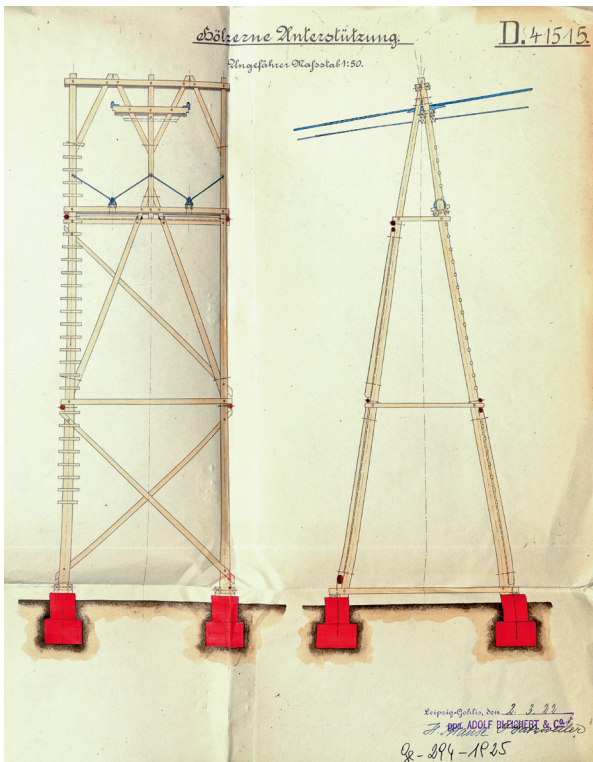


Abb. 9: Plan D 41515
Hölzerne Unterstützung.

wo sie sich selbsttätig an das Zugseil ankuppeln, von dem sie über die ganze Strecke hinweg nach der Entladestation transportiert werden.

Entladestation: Diese Station wird am Holzlagerplatz bei Kleinreifling errichtet und erhält durchschnittlich 5 m Fussbodenhöhe über Terrain. Die hier einlaufenden beladenen Wagen lösen sich selbsttätig vom Zugseil, werden dann auf die an die Station anschliessende Hängebahn übergeschoben und hier entladen. Die Stämme werden alsdann auf den Lagerplatz gerollt bzw. direkt auf Fuhrwerke zum Weitertransport geladen. Die leeren Seilbahnwagen werden einzeln dem Stationsausgange zugeschoben, kuppeln sich hier selbsttätig an das Zugseil und werden von diesem nach der Beladestation zurücktransportiert, wo sie von Neuem beladen werden.

Die Gerüste der Stationen, Stützen und Streckenspannstationen und des Schienenübergangs werden alle in solider Holzkonstruktion ausgeführt.

Zur Verbindung der beiden Endstationen untereinander und zur Verständigung des Betriebspersonals ist eine Telefonanlage angeordnet. Der Leitungsdraht folgt der Strecke und wird mittels Isolatoren teils an den Trageisstützen, teils an besonderen Telefonstangen befestigt.

Die gesamte Anlage wird in der solidesten Konstruktion ausgeführt und die Neuerungen und Verbesserungen im Seilbahnbau sind hierbei bestens berücksichtigt worden.¹⁶

Schon nach einigen Monaten kam es offenbar zu Problemen mit einigen der etwa 100 bei der Holzaufbringung beschäftigten Arbeiter. Die Gendarmerie-Chronik merkt dazu an: [...] Da sich unter den Holzarbeitern in Weisswasser sehr viele fragliche Elemente befanden, die Ruhe und Ordnung und auch die Sicherheit durch diese Elemente gestört wurde, der Posten Kleinreifling bei vorkommenden Gesetzesübertretungen infolge der weiten Entfernung nicht immer gleich erreichbar war, die Bevölkerung von Unterlaussa und Weisswasser immer dringender die Aufstellung eines Gendarmeriepostens wünschte, wurde am 1./2. 1924 der Posten Gaflenz in der Stärke von 3 Gendarmeriebeamten nach Unterlaussa verlegt und diesen die Katastralgemeinde Unterlaussa als Überwachungsrayon zugewiesen.¹⁷

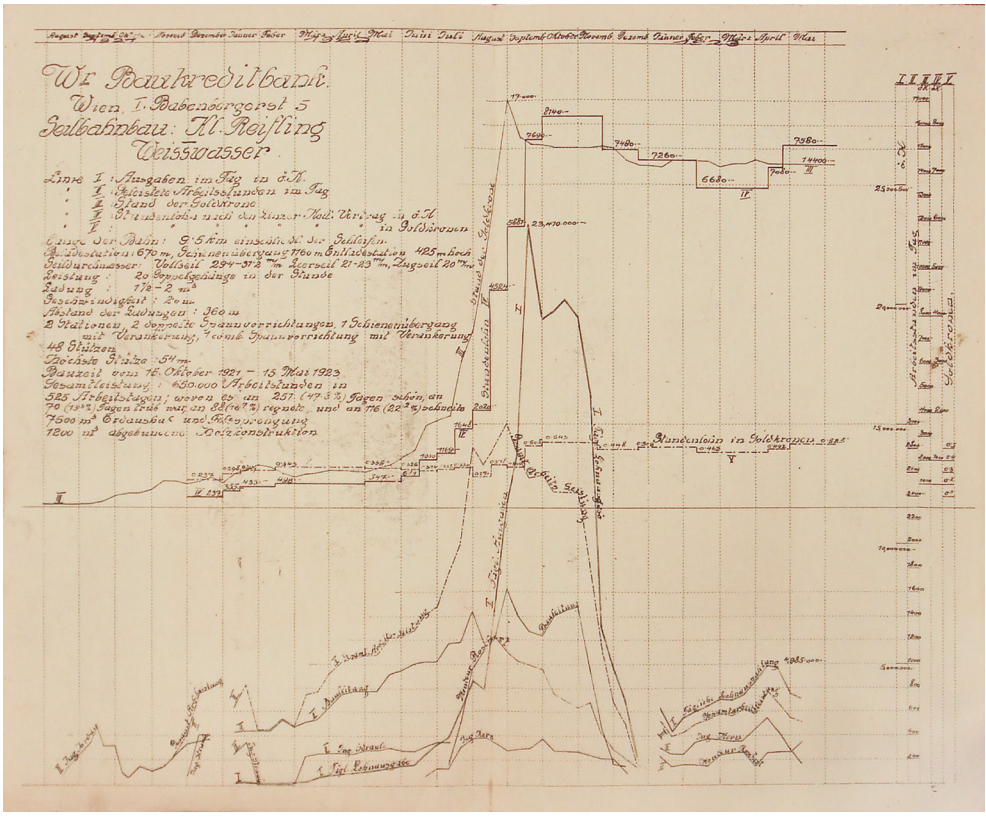
Es scheint, dass Josef Bachbauer finanzielle Schwierigkeiten bekam, weil er die Seilbahn, kaum dass sie in Betrieb gegangen war, wieder verkaufte. Käufer war im Juli 1923 die Forst- und Domänen-Direktion Gmunden namens des oberösterreichischen und steiermärkischen Religionsfonds.¹⁸ Der Kaufpreis betrug unglaubliche 4,5 Milliarden Kronen¹⁹. Davon wurden laut Kaufvertrag drei Milliarden zur Bezahlung der Gläubiger von Bachbauer verwendet, eine Milliarde für die Rückstände bei verschiedenen Fonds – Stockzinsen und Werbungskosten –, und der Rest von einer halben Milliarde wird a Konto

¹⁶ Ebd., S. 7–8.

¹⁷ Wie Anm. 1, S. 2f.

¹⁸ OÖLA Salinen- und Forstdirektion Gmunden Fasz. 368.

¹⁹ Das entspricht etwa 2,2 Millionen Euro im Jahr 2021. Quelle: Währungsrechner.



des Kaufschillings für das ab 1. August 1923 auf Grund des Kaufvertrages vom 31. VII. 1923 zum Bezuge gelangende Holz verrechnet.²⁰

Abb. 10: Wirtschaftlichkeitsdiagramm.

Bis zur Einstellung des Seilbahnbetriebes am 15. Juli 1926 wurden ungefähr 200.000 Festmeter Holz mit dieser Seilbahn befördert.²¹ Danach wurde mit der Demontage begonnen.²² Aus einem (undatierten) Wirtschaftlichkeitsdiagramm der Wiener Baukreditbank erfährt man viele Daten über die Seilbahn: etwa dass es 48 Stützen gab, die höchste davon mit 54 Metern; dass die Bauzeit vom 16. Oktober 1921 bis 15. Mai 1923 dauerte, sich die Gesamt-Arbeitsleistung auf 650.000 Arbeitsstunden an 525 Arbeitstagen belief, wovon das Wetter an 251 Tagen schön, an 70 Tagen trüb war, es an 88 Tagen regnete und an 116 schneite. 7.500 Kubikmeter Erdaushub und Felsprengungen fielen an, ebenso 1.200 Kubikmeter abgegebene Holzkonstruktion.

Dass diese Seilbahn nichts Alltägliches war, wusste man in Steyr durchaus. In einem Protokoll der Bezirkshauptmannschaft vom Mai 1922 steht unter anderem: [...] Die grösste vorkommende Spannweite beträgt zirka 1200 Meter und überdies wird ein Berggrücken in einer Höhe von 1160 Meter (Lahrsack-Riedl) überquert, zu welchem Zwecke auf dieser Höhe ein Schienenübergang hergestellt wird. [...] Aus den angeführten Gründen wird daher diese Seilbahn in der technischen Literatur Eingang finden.²³

20 OÖLA Salinen- und Forstdirektion Gmunden Fasz. 368.
21 Wie Anm. 1, S. 2.
22 Ebd., S. 2.
23 OÖLA Salinen- und Forstdirektion Gmunden Fasz. 368.

QUELLEN UND LITERATUR:

Borkenkäfer 2018 = Borkenkäfer. Vorbeugung und Bekämpfung. Medieninhaber und Herausgeber: Waldverband Österreich & Ländliches Fortbildungsinstitut Österreich. Wien, 42018, https://www.waldverband.at/wp-content/uploads/2018/04/Borkenk%C3%A4fer-2018_Web-1.pdf.

Bundesforschungszentrum für Wald = <http://bfw.ac.at/rz/bfwcms2.web?dok=5223>.

Währungsrechner = <https://www.euologisch.at/docroot/waehrungsrechner/#/>.

Alle Links zuletzt eingesehen am 05.03.2023.

Bestände des Oberösterreichischen Landesarchivs, Archivalien aus dem Privatarchiv des Autors.

BILDNACHWEISE:

Abb. 1: URSchmidt, Dryocoetes autographus (Ratzeburg, 1837), CC BY-SA 4.0

Abb. 2: © Elisabeth Schiller

Abb. 3, 4, 5, 7, 8 und 9: OÖLA, BH Steyr-Land, Sch. 720, 1909 – 1927, Pläne, 1924 – 1927, Abt. IV u. D, Gewerbe, Pläne Nr. 814, Josef Bachbauer, Weyer, Drahtseilbahn. © OÖLA

Abb. 6: anonym, im Besitz von Gerhard Fuxjäger

Abb. 10: OÖLA, BH Steyr-Land, Sch. 265, 1925, Abt. D Gewerbe, Zl. 294, Josef Bachbauer, Weyer, Drahtseilbahn. © OÖLA

DIE ERLOSCHENEN GLASHÜTTEN IM MÜHL- UND WALDVIERTEL AM BEISPIEL LIEBENAU

Maria Atteneder

In ganz Europa gab es kein zweites Waldgebiet mit so vielen Glashütten wie im Mühl- und im Waldviertel. In den entlegenen und unwegsamen Gegenden, wo es vor Jahrhunderten keinen Fahrweg gab, war jede Art der Holzbringung unmöglich. Hier fanden Glasmeister die besten Grundlagen für die Errichtung von Glashütten. Der Holz- und Quarzreichtum dieser Waldgebiete war prädestiniert für eine günstige Entwicklung der Glasherstellung.¹ In den Ausläufern des Böhmer- und Bayernwaldes hatte das Stift Schlägl seinen Waldbesitz. Der Sternwald, der Freiwald, der Weinsbergerwald, der Grenzwald um Weitra und Gmünd und der Heidenreichsteiner Wald waren im Besitz weltlicher Grundherrschaften. Die Kunst der Glasherstellung kam aus Böhmen. Die dortigen Herrschaften hatten schon vor Jahrzehnten mit der Glaserzeugung begonnen. So errichteten auch die österreichischen Grundherrschaften ihre Glaserzeugungsstätten im tiefsten Waldgebiet, um Transportkosten für Holz und Quarz möglichst niedrig zu halten.



Abb. 1: Burg Reichenstein in Oberösterreich auf einem Stich von Georg Matthäus Vischer, Detail (rechte obere Ecke). Die Glashütten Schöneben, die Pumhütte bei Liebenstein und die Glashütte in Liebenau sind am oberen Rand des Bildes zu sehen.

1 Mitmannsgruber 1967, S. 17f.

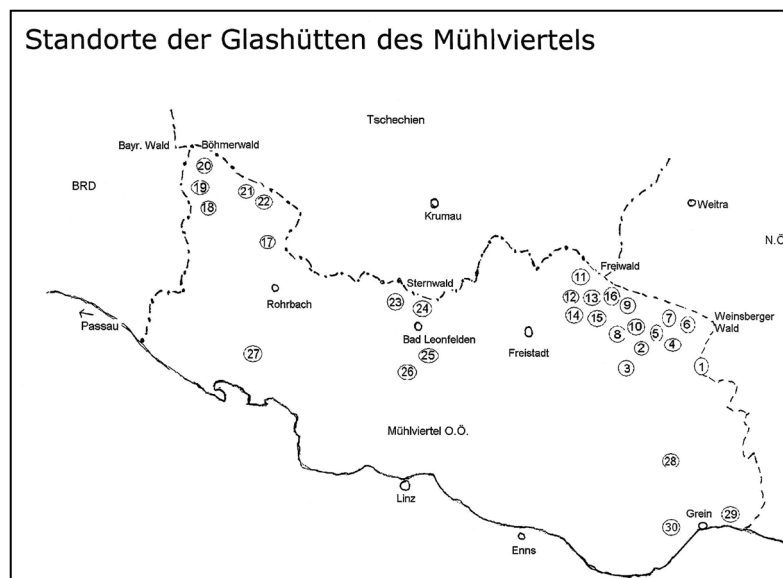


Abb. 2

DIE STANDORTE DER MÜHLVIERTLER GLASHÜTTEN

Durch die Glaserzeugung konnten auch aus den bisher ungenutzten Waldungen Erträge erwirtschaftet werden. Ein Glasmeister errichtete an einer günstigen Stelle – meist mitten im Wald und in der Nähe eines Baches oder Teiches – mit einem Ofenbauer eine Glashütte und stellte die nötigen Mitarbeiter ein; die entsprechend große Waldfläche – in der Regel mindestens 90 Joch oder mehr – stellte der Grundherr entweder gegen Entgelt zur Verfügung, oder der Glasmeister konnte das Waldstück erwerben. Wenn der Wald im Umkreis der Hütte abgeholzt war, meist nach einigen Jahrzehnten Betrieb, wurde sie abgebrochen und tiefer im Wald neu aufgebaut. So ergaben sich im Laufe der Jahrhunderte viele Standorte von Glashütten.²

Glashütten in Liebenau³

1	Glashütte Hinterreith	vor	1400 – nach 1449
2	Groß Glashütten Liebenau	vor	1400 – nach 1449
3	Pum-Hütte		1589 – 1717
4	Ringl-Hütte	etwa	1600 – 1724
5	Salburgstal-Hütte		1718 – 1811
6	Christophstal-Hütte		1753 – 1820
7	Neuhütte in Salburgstal		1824 – 1830
8	Schönebener Hütte	etwa	1650 – 1787
9	Bauernberg-Hütte (Fierlinger)		1787 – 1806
10	Glashütte Klein Monegg	etwa	1726 – 1732

² Vgl. ebd., S. 2.

³ Bei Mittmannsgruber 1952, S. 153–181, finden sich die Belege für die zeitliche Einordnung der Glashütten.

Glashütten in Sandl und Umgebung⁴

11	Geypichl-Hütten	Ende	16. Jhdt.
12	Waizhütte am Pießberg	Ende	16. Jhdt.
13	Maczgo-Puma-Hütte (Hundsberg)	Beginn	17. Jhdt.
14	Langstegen-Hütte (Rindlberg)	um	1600
15	Hengstberg-Hütte		1716 – 1754
16	Gugu-Hütte (Schönberg)		1775 – 1770

Schlägler Glashütten⁵

17	Hütte am Glashüttenteich		16. Jhdt.
18	Glashütte am Sonnenschlag		1638 – 1716
19	Glashütte in Schwarzenberg		1719 – 1865
20	Glashütte in Oberschwarzenberg		1752 – 1817
21	Glashütte in Sonnenwald		1750 – 1817
22	Wagendorfer Hütte, Sonnenwald		1831 – 1900

Glashütten Mühlviertel Mitte

23	Glashütte in Glasau, Vorderweißenbach ⁶		16. Jhdt.
24	Glashütte in Oberstern, Leonfelden ⁷		15. oder 16. Jhdt.
25	Glashütte in Reichenau im Mühlkreis ⁸		16. oder 17. Jhdt.
26	Glashütte in Glasau, Hellmonsödt ⁹		15. oder 16. Jhdt.
27	Glasholz in Lembach ¹⁰		?
28	Hinterhütten, Schönau im Mühlkreis / Pierbach ¹¹		?
29	Glasl, Grein /St. Nikola ¹²		?
30	Glasfabrik in Saxen bei Grein ¹³		1922 – 1929

Das Zentrum der Glaserzeugung befand sich jedoch in Böhmen. Trotz der vielen Glashütten waren das Mühl- und das Waldviertel nur Randgebiete.¹⁴

Wie müssen wir uns eine Glashütte vorstellen? Sie war im Prinzip ein scheunenartiges Holzgebäude mit niedrigen Seitenwänden und einem großen Dach.

In der Mitte stand der Glasofen mit meist sechs bis acht Werkstätten. Daneben befanden sich der schwach beheizte Kühllofen zum Kühlen des Glases, der Bratofen zum Holzdörren, der Damberofen zur Herstellung der Glasschmelzhafen (brennen), der Streckofen

4 Haudum 1994, S. 42–52 (mit Belegen).

5 Ebd., S. 37–42, ebenfalls mit Belegen.

6 Haudum 1994, S. 35–37.

7 Schwanzar 1994, S. 106–109.

8 Wie Anm. 6, S. 35.

9 Wie Anm. 6, S. 34f.

10 Wie Anm. 6, S. 90f.

11 Kammerer 2004, S. 37.

12 Ebd., S. 37.

13 Wie Anm. 6, S. 57.

14 Kammerer 2004, S. 3.

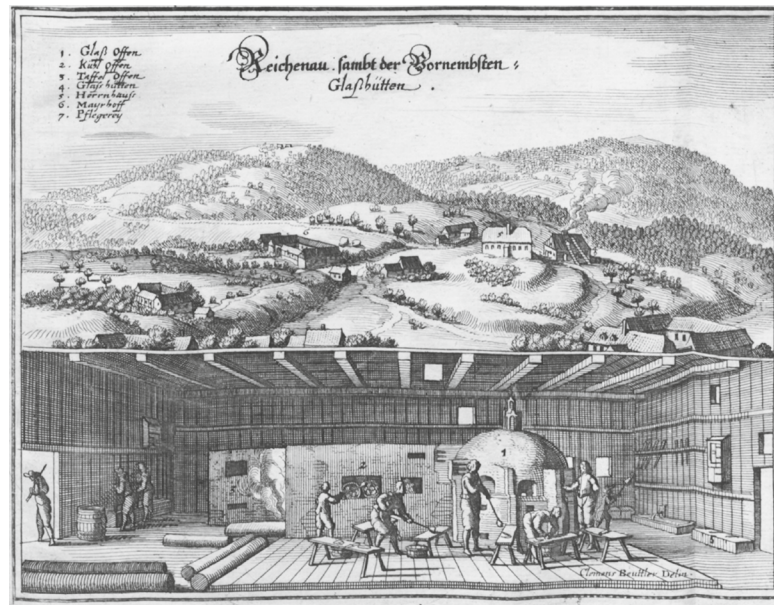


Abb. 3: Reichenau mit der Innenansicht einer Glashütte.

zur Herstellung von Glastafeln und Fensterglas, das Magazin zur Lagerung der Rohstoffe, die Zurichtkammer zur Glasmengeaufbereitung, die Hafnerstube zur Herstellung der Glashafen aus besonderem Ton und die Einbindestube zur Glasverpackung.¹⁵

Quarzsand (etwa 70 Prozent), Kalk (Brocken), Soda oder Pottasche und Glasscherben wurden ganz fein zerstoßen, sehr gut durchmischt und in den Schmelztiegeln bis 1.400 Grad Celsius erhitzt. Es entstand eine zähflüssige, glühende Masse, die durch Blasen, Gießen, Ziehen oder Walzen weiterverarbeitet wurde. Viele verschiedene Glasarten und -gegenstände konnten so erzeugt werden: Waldglas (die grünliche, nicht entfärbte Glasmasse), gewöhnliches Schleifglas, Kreidenglas, Kristallglas, Butzenscheiben, blaues und schwarzes Glas, Rubinglas, Bernstein Glas... Manche Trinkgläser, Vasen, Medizinflaschen, Apothekergläser, Salbentiegel, Gläser für chemische Versuche wie Retorten und Proberöhrchen, Uhrgläser, Petroleumlampen, Zylinder, Pulvergläser, Lusterteile, Glasperlen haben trotz ihrer Zerbrechlichkeit die Zeiten überdauert und befinden sich jetzt in Museen oder Privatsammlungen.

Die Glashütten im Freiwald erzeugten mehrheitlich Tafelglas, das etwa zwei Drittel ihrer Produktion ausmachte. Hohlglas wiederum war die Spezialität der Schlägler Glashütten. Glasschleifer, -schneider, -maler und Graveure veredelten die Erzeugnisse. Die Hinterglasmaler in Sandl, Schanz und Buchers verwendeten ebenfalls das heimische Glas.¹⁶

„Patterln“ oder „Pettn“ (Perlen) wurden in der frühen Glashüttenzeit sehr häufig hergestellt. Man verwendete sie für Rosenkränze (Paternoster, Pettn), aber besonders als Tauschgut: In Afrika bekam man dafür Gold, Elfenbein, Palmöl, aber auch Sklaven. Die

¹⁵ Ebd., S. 73f.

¹⁶ Vgl. dazu ebd., S. 70f; Haudum 1994, S. 60–66; Mitmannsgruber 1952, S. 153.

Patterl wurden als Zahlungsmittel oder als Schmuck für manche Gegenden typisch und so in die Kultur integriert, dass manche Perlensorten nur von bestimmten Stammesangehörigen getragen werden durften oder nur bestimmte Farben beliebt waren. Es konnte über Erfolg oder Misserfolg einer Expedition entscheiden, nicht die „richtigen“ Perlen im Gepäck zu haben. Mit dem Verbot des Sklavenhandels schlossen auch die Patterlhütten. Bei Grabungen werden immer wieder solche Glasperlen gefunden.¹⁷

Neben der Glashütte war zur Glaserzeugung auch ein Kiespocher nötig. Hier zerstiöß man nicht brauchbares Abfallglas und Quarzsteine zu „Kies“ oder „Sand“. Der Pocher stand immer an fließenden Gewässern, weil der Hammer, der die Quarzsteine zerstampfte, mit Hilfe eines Wasserrades betrieben wurde.

Die Glasmacherei beschäftigte viele Menschen in Berufen, von denen manche heute gänzlich unbekannt sind: Der Glasmeister als Verantwortlicher für die Glasherstellung konnte entweder der Besitzer der Hütte oder im Auftrag der Grundherrschaft tätig sein. Sein Hüttenschreiber führte die Kasse, verrechnete den Lohn und überwachte den Lebenswandel der Hüttenleute; gelegentlich unterrichtete er auch die Kinder der Glasmacher. Ein sehr wichtiger Mann war der Schmelzer: Von der Glasmasse hing die Qualität des Glases ab, und die genaue Zusammensetzung war meist ein Geheimnis des jeweiligen Fachmanns. Aschenbrenner und Flusssieder stellten die Pottasche her, ein unbedingt notwendiges Glasflussmittel, das die Schmelztemperatur von Quarzsand herabsetzte. Der Flusssieder kochte die vom Aschenbrenner hergestellte Holzasche in einem eisernen „Pott“, als Rückstand verblieb dann die Pottasche, ein Kaliumkarbonat (K₂CO₂). Zu ihrer Gewinnung brauchte man dreimal so viel Holz wie zum Betrieb der Glasschmelze.

Das eigentliche Glasmachergeschäft lag bei den Glasmachergesellen, wie man sie nannte. Eigentlich war jeder von ihnen ein Meister, der seine spezielle Tätigkeit ausübte: zum Beispiel Kreide-, Tafel- oder Flaschenglaser. Die Arbeit der Glasbläser, die mit ihrer langen Glasbläserpfeife alle Arten von Hohlglas „bliesen“, war anstrengend und ungesund; oft starben sie schon im dritten oder vierten Lebensjahrzehnt an einem Lungenleiden. Meist vererbte sich das Glasmachergeschäft vom Vater auf den Sohn, wobei die Lehrzeit für die einzelnen Spezialgebiete differierte und die Lehrlinge bereits sehr jung in der Glashütte mithalfen.

Ofenbauer, Hafenmacher – er stellte die tönernen Schmelztiegel her –, Schürer – er trocknete das Holz für die Befuerung in einem speziellen Ofen –, Lagerhalter, Einbinderin – sie war für die Verpackung zuständig – und der Pochermann waren ebenfalls zum Betrieb einer Glashütte notwendig. Pochermänner arbeiteten am Kiespocher, der die Quarzbrocken mit Wasserantrieb zu feinem Sand zerstiöß. Meist waren sie nach zehn Arbeitsjahren bereits lungenkrank.

17 Vgl. Haudum 1994, S. 27; Kammerer 2004, S. 70.

Zinggießer, Bleigießer, Glasschneider, Glasschleifer, Glasmaler, Glashändler, Glas-träger, Glasfuhrmänner sind nur eine Auswahl an verschiedenen Handwerkern, die sich im Bereich der Glashütten ihren Lebensunterhalt verdienten.¹⁸

DIE GLASHÜTTEN UM LIEBENAU¹⁹

Der Freiwald in der Nordostecke des Mühlviertels hatte seine Fortsetzung in den Grenz-waldungen zwischen dem heutigen Tschechien und Niederösterreich. Diesem Waldgebiet wurde von vier Seiten her zu Leibe gerückt: Von Norden durch die Herrschaft Gratzen bis dicht an die österreichische Grenze, von Nordosten durch die niederösterreichische Herrschaft Weitra, von Südwesten durch die Herrschaft Freistadt, die Herrschaft Wein-berg und wilde Rodungen und im Südosten betrieben die Herrschaft Ruttenstein und die Herrschaft Reichenstein Rodungen für die Glasherstellung. Im Urbar der Herrschaft Ruttenstein aus dem Jahre 1400 für die Gegend von Unterweißenbach und Liebenau sind zwei Glashütten verzeichnet: die Glashütte Hinterreith, heute Gemeinde Unterweißen-bach, und die Glashütte Liebenau. Beide in Betrieb stehenden Glashütten scheinen im Wallseer Gesamturbar von 1449 wieder auf.²⁰

Die erste urkundlich belegte Glashütte in Liebenau, Groß Glashütter (vor 1400 bis etwa 1548), gehörte 1449 einem „Hensl“ (Hans), der neben der Glashütte auch eine bäu-erliche Wirtschaft führte. Dieser Doppelbesitz, Glashütte und bäuerliches Anwesen, ist für die spätere Entwicklung der Glashütten in Liebenau beispielgebend. Der Bauernhof im Bereich der ehemaligen Glashütte führt heute noch den Namen „Groß Glashütter“ in Liebenau 26 (in der Nähe des Brockenberges).²¹

Die Pum-Hütte (1589 bis 1717), wurde in der Beschreibung der Ruttensteinschen Herrschaftswaldungen des Jahres 1589 „des Mayrhoffs glashüttn“ genannt. Vermutlich war diese Glashütte beim Pumhof in Liebenstein 14 die Nachfolgehütte der mittelal-terlichen Hütte beim Groß Glashütter in Liebenau. Der erste bekannte Glasmeister ist Martin Sigl, der 93-jährig im Jahre 1656 verstarb. 1642 heiratet Paul Pumb Sigls Tochter Maria und übernahm den Betrieb. Paul Pumb wurde als „der freien chinste en gloser“ bezeichnet und die Glashütte wurde nun allgemein „Pum-Hütte“ genannt. Er brachte den Betrieb zu großem Wohlstand und ihm wurde der Titel „Künstler und Glasmeister“ zuteil. Nach seinem Tod (1683) erhielt seine zweite Frau ein bedeutendes Erbgut. Sie ehelichte ein Jahr später (1684) den jungen Glasmeister von der Ringlischen Hütte in Liebenau, Georg Hochedlinger, dem seine Frau gestorben war. Unter dessen Führung nahm die Pum-Hütte einen weiteren Aufschwung. Im Jahre 1712 übergab er den Be-sitz seinem Sohn Albrecht. Dieser vermählte sich mit einer Tochter des Glasmeisters Ferdinand Hauer von der Wachtelhofhütte in Alt Melon bei Arbesbach. Mit ihrer Mitgift konnte er die Liebenauer Glashütte von den Ringlischen Erben erwerben. Somit waren zwei nahe beieinander liegende Glashütten in einer Hand vereinigt. Außerdem kaufte er nördlich von Liebenau von der Herrschaft Ruttenstein 200 Tagewerk Wald als Grundlage

18 Kammerer 2004, S. 75–77; Mitmannsgruber 1967, S. 22–31.

19 Der folgende Text über die Liebenauer Glashütten folgt Mitmannsgruber 1952; dort finden sich auch die ausführlichen Quellenangaben und Belege.

20 Vgl. Mitmannsgruber 1952, S. 153.

21 Ebd.

für den Bau einer weiteren Hütte. 1717 verkaufte Albrecht Hochedlinger die Pum-Hütte und den Meierhof um 800 Gulden seinem Bruder Franz Hochedlinger. Dieser legte die Glashütte still.²²

Die Glashütte in Liebenau (Ringl-Hütte oder Liebenauer Hütte, etwa 1600 bis 1724) und das dazugehörige Herrenhaus, genannt „Meierhof von Liebenau“, war einer der ältesten Höfe des Ortes im Areal des heutigen Pfarrhofes und der Kirche. Der erste namentlich genannte Glasmeister im Jahre 1640 war Georg Ringl (geboren 1578, gestorben 1674). Das Jahr der Errichtung ist nicht feststellbar. Sie wurde mit einer eigenen Landwirtschaft, einer Hausmühle und einer Schmiede betrieben. Der 74-jährige Georg Ringl heiratete nach dem Tod seiner Ehefrau im Jahre 1652 die erst 22-jährige Weißgerbertochter Regina Pfeiffer aus Grein. Nach Ringls Tod 1674 erbt die Witwe den Besitz. Sie heiratete den Glasmeister Georg Hochedlinger, starb jedoch schon drei Jahre später (1677). 1684 heiratete Georg Hochedlinger auf die Pum-Hütte in Liebenstein und verkaufte die Ringl-Hütte mit allem Zubehör seinem Stiefsohn, Elias Ringl. Dieser führte den Betrieb erfolgreich, bis er 70-jährig im Jahre 1716 verstarb. Seine Kinder verkauften 1716 die Glashütte „samt Dazugehör“ und die Gründe dem Glasmeister der Pum-Hütte, Albrecht Hochedlinger. Dieser wollte die Glashütte nicht selbst betreiben, weil seine neu erbaute Hütte in Salburgstal 1718 in Betrieb ging. So verpachtete er die Ringl-Hütte für drei Jahre (1718 bis 1721) dem Glasmacher Tobias Strobl. Von 1721 bis zur Stilllegung im Jahre 1724 leitete Albrecht Hochedlinger die Glashütte wieder selbst. Im Jahre 1754 kaufte die Herrschaft Ruttenstein anlässlich der Gründung der Pfarre Liebenau das bereits verfallene Anwesen zur Errichtung eines Pfarrhofes neben der neu erbauten Kirche.²³

1718 erbaute Albrecht Hochedlinger auf den von der Herrschaft Ruttenstein erworbenen Waldgründen eine weitere Glashütte mit allen entsprechenden Nebengebäuden und einem Herrenhaus. Er nannte sie nach dem damaligen Besitzer der Herrschaft Ruttenstein, Franz Ferdinand Graf Salburg, Salburgstal-Hütte (1718 bis 1811). Zu ihren Gunsten wurden die Pum-Hütte und bald darauf die Ring-Hütte stillgelegt. Außerdem ging der Waldbestand der beiden Hütten seinem Ende zu. 1724 verpachtete Albrecht Hochedlinger die Salburgstal-Hütte seinen Brüdern Franz und Ignaz, übernahm 1730 aber selbst wieder die Führung der Glashütte. 1743 übergab er seinen Betrieb seinem 23-jährigen Sohn, Joseph Hochedlinger. Als Albrecht Hochedlinger 1744 starb, hinterließ er eine Menge Schulden, die ihm vorwiegend durch seinen Bruder Ignaz erwachsen waren. Der wirtschaftliche Niedergang der reichen Glasmacherfamilie verschonte auch den jungen Joseph Hochedlinger nicht. 1746 kam es daher zum Zwangsverkauf der Salburgstal-Hütte. Der Fleischhauermeister in Weitra, Johann Emanuel Kügler, kaufte die Glashütte mit 200 Tagwerk Grund, die Kleinhäuser für die Glasarbeiter, das Herrenhaus, die Mühle und den Kiespocher, sowie alles Vieh und sonstiges Inventar um 1.502 Gulden 42 Kreuzer. Fleischhauermeister Kügler verstand jedoch nichts von der Glasmacherei, darum gewährte er dem jungen Glasmeister Joseph Hochedlinger für vier Jahre freie Kost und Logis. Joseph Hochedlinger betrieb die Glaserzeugung weiter und führte den neuen Besitzer in den Beruf der Glasmacher ein. Der ertragreiche Glaserzeugungsbetrieb sowie der ausgebeutete Wald veranlassten Kügler, weiter nordwärts eine neue Hütte zu errichten, die Christophstal-Hütte. 1769, nach Küglers Tod, betrug das Vermögen rund 15.000 Gulden: die Salburgstal-Hütte im Wert von 1.200 Gulden und die Christophstal-Hütte

22 Ebd., S. 154–156.

23 Ebd., S. 156–159.

zu 2.000 Gulden. Auf dem Meierhof in Salburgstal befand sich folgender Viehbestand: sechs Pferde, 32 Ochsen, sieben Stiere, zehn Kühe, vier Kälber, ein Schwein. Der Wert der lagernden Glaswaren und der Rohmaterialien belief sich auf 1.315 Gulden. Küglers Witwe verkaufte den ganzen Betrieb an ihre Tochter und den Schwiegersohn Joseph Köfer (Käfer), Braumeister in Weitra. Dieser gab seinen Beruf nicht auf, da zu dieser Zeit die Glaserzeugung nicht mehr so lohnend war. Deshalb funktionierte er die Salburgstal-Hütte in ein Brauhaus um, verwendete die übrigen Räumlichkeiten als Lagerstätten und betrieb die Glaserzeugung nur mehr in der Christophstal-Hütte. Nach dem Tod des Joseph Köfer im Jahre 1799 führte die Witwe den Betrieb fort, bis ihr Sohn Michael 1809 den Besitz übernehmen konnte. Doch 1811 brannte die Glashütte Salburgstal mit allen Nebengebäuden und dem Meierhof nieder. Michael Köfer baute das Areal in Massivbauweise aus Stein wieder auf. Doch dadurch hatte sich seine Finanzlage so verschlechtert, dass es später zu einer Zwangsversteigerung kam, wie bei der Christophstal-Hütte weiter beschrieben wird. Der Name Salburgstal hat sich nicht erhalten. Dieses Gebiet wurde von der Bevölkerung einfach „Glashütten“ genannt und ist bis heute eine Ortschaft in der Gemeinde Liebenau.²⁴

Die Christophstal-Hütte (1753 bis 1819) wurde vom Besitzer der Salburgstal-Hütte, Johann Kügler, im Jahre 1753 erbaut und erhielt den Namen nach dem Sohn des Besitzers der Herrschaft Ruttenstein, Christoph Ludwig Graf von Salburg. Diese Hütte stand in der heutigen Ortschaft Hirschau. Wie schon bei der Salburgstal-Hütte erwähnt, verkaufte Küglers Witwe 1769 den gesamten Besitz an ihren Schwiegersohn Joseph Köfer. Nach Meister Köfer (meist Käfer geschrieben) erhielt das ganze gerodete Gebiet um die Christophstal-Hütte mit den zur Hütte gehörenden Kleinhäusern den Namen „Käferschlag“. Als sein Sohn Michael Köfer den Betrieb 1809 übernahm, ging bereits die Zeit der kleinen Glasmacher ihrem Ende zu. Schon 1819 brach das Köfersche Unternehmen zusammen. Die Ursachen waren der Druck der nordböhmischen Glasfabriken, die billiger produzierten, die große Not im Lande durch die Napoleonischen Kriege und der teure Wiederaufbau des Brauhauses und des Meierhofes in Salburgstal. 1819 wurden zur Zwangsversteigerung beide Besitzungen, Salburgstal und Christophstal, sowie 352 Joch Grund mit 85.282 Gulden eingeschätzt. Zugleich wurden auch die Versteigerungstermine (14. Juni, 12. Juli, 19. August 1819) festgesetzt. Es meldete sich zu keinem Termin ein Käufer. Eine zweite Schätzung ergab nur mehr einen Wert von 58.015 Gulden. 1823 fand eine neuerliche Versteigerung statt, bei der es vor einer großen Kommission zwei Bewerber gab: den Sensenschmiedemeister Mathias Greisenegger aus Weitersfelden und den Hausbesitzer Johann Lausecker aus Freistadt. Greisenegger bot anfangs 21.000 Gulden und erhielt mit 25.226 Gulden den Endzuschlag. Folgende Objekte bekam er damit: den Meierhof mit Brauhaus aus Stein erbaut, einen hölzernen Fruchtstadel mit gemauerten Pfeilern, einen Geräteschuppen, die gemauerte Hausschmiede mit Wohnräumen (heute Glashütten 7), drei Kiespocher, eine Glasschleifmühle, fünf Tagelöhnerhäusl und die 1819 stillgelegte Christophstal-Hütte mit all den dazugehörigen Baulichkeiten. Die Gläubiger legten erfolglos Protest ein gegen die geringe Bewertung dieses Besitzes.²⁵

Mathias Greisenegger setzte die Brauerei wieder in Betrieb, die Braugerechtigkeit war „radiziert“, also im Versteigerungspreis inbegriffen. Er errichtete auch einen Glasofen (der alte wurde nach dem Brand 1811 nicht mehr aufgebaut) und erhielt das k. und

24 Ebd., S. 159–168.

25 Ebd., S. 161–168.

k. Glasfabrikationsprivileg, das nicht käuflich war und neu erworben werden musste. Greisenegger betrieb die Glaserzeugung in Gemeinschaft mit Freiherrn Rudolf Joseph von Hackelberg in Groß Pertholz, der aus seinen angrenzenden Waldungen Holz und Pottasche lieferte. In dieser Glashütte, der Neuhütte in Salburgstal (1823 bis 1830), wurde nur mehr einfaches Fensterglas und Kreideglas erzeugt. Doch bald lohnte sich auch dieser Betrieb nicht mehr. Er wurde stillgelegt und so wie die Christophstal-Hütte dem Verfall preisgegeben; geblieben ist davon nur der Name „Glashütten“. Im Laufe der Zeit hat sich wieder Wald über die gerodeten Flächen ausgebreitet.²⁶

Die bisher beschriebenen Glashütten befanden sich innerhalb der Herrschaft Ruttenstein. Diese Herrschaft gehörte während der Liebenauer Glashüttenzeit folgenden „Herren“: um 1400 den Wallseern, bis 1556 den Herren von Liechtenstein zu Nikolsburg, bis 1644 den Grafen von Meggau, bis 1710 den Grafen von Dietrichstein, bis 1781 den Grafen von Salburg, bis 1811 nochmals einem Grafen von Dietrichstein, bis 1823 dem Armeelieferanten Michael Fink aus Hainburg und ab 1823 den Herzogen von Sachsen, Coburg und Gotha.²⁷

Die Glashütten in und bei Schöneben im Westen der heutigen Gemeinde Liebenau lagen in der Herrschaft Reichenstein. Diese gehörte von 1632 bis 1729 den Grafen von Sprinzenstein. Nach der Teilung der Herrschaft in Reichenstein und Sprinzenal wurde der Verwaltungssitz für das Gebiet von Schöneben, Weitersfelden und St. Leonhard in das neu erbaute Schloss Sprinzenal in der heutigen Ortschaft Harrachstal (Gemeinde Weitersfelden) verlegt. Von 1729 bis 1769 waren die Freiherrn von Hoheneck die Besitzer der Herrschaft und nannten den Verwaltungsbesitz Brixental. Ab 1770, nach dem Erwerb der Herrschaft durch den Grafen von Harrach, bekamen der Verwaltungssitz und das Dorf den Namen Harrachstal.

Von hier aus wurden durch die Jahrzehnte die Geschicke der Schönebener Hütte (vor 1767 bis 1787) gelenkt. Sie stand neben dem seit dem 15. Jahrhundert nachweisbaren Gut „auf der Schöneben“. Aber keine Quelle gibt an, wann und von wem sie errichtet worden ist. Ihre erste Nennung erfolgte im Jahre 1667, als G. M. Vischer sie in seiner Karte von Oberösterreich als „Glashütte Sheneben“ verzeichnet hatte. Da sie zu dieser Zeit unmittelbarer Besitz der Herrschaft Reichenstein war, die die Grafen von Sprinzenstein innehatten, wird sie wohl von diesen, irgendwann vorher, erbaut worden sein. Die Glashütte Schöneben war zeitweise im Besitz von Glasmeistern und zeitweise wurde sie von der Herrschaft in Eigenregie betrieben. Im Jahre 1699 verkaufte die Herrschaft Reichenstein die Glashütte, den Meierhof und einen beachtlich großen Grundbesitz an den Glasmeister Urban Kamper. Dieser aber wirtschaftete schlecht, und als die Herrschaft für den ruinierten Betrieb keinen Käufer fand, übernahm sie die Glashütte wieder selbst. Um einer Misswirtschaft vorzubeugen, setzte die Herrschaft dem Glasmeister einen Hütten-schreiber vor, der alles Finanzielle leitete und den Glasmeister zu überwachen hatte. Der unselbständige Glasmeister besorgte die Glaserzeugung und die Bewirtschaftung des

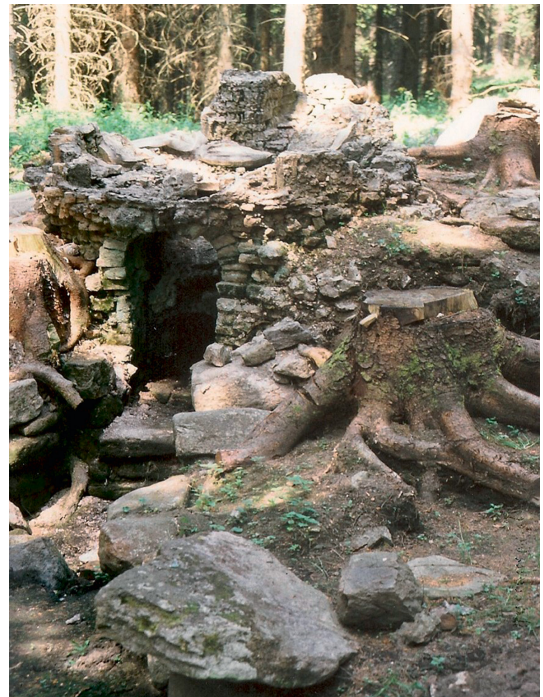


Abb. 4: Glashütte im Bauernberg (Fierlingerhütte).

26 Ebd., S. 167–168.

27 Mitmannsgruber 1952, S. 52f.

Meierhofes. Der erste Glasmeister dieser Art war Karl Voith von 1714 bis 1716, dann folgte Mathias Haslinger bis 1732. Der Herrschaftsinhaber Franz Ferdinand Graf zu Sprinzenstein bestimmte 1715 ganz ausdrücklich, dass auf seiner Hütte Schöneben die Hüttenarbeiter nicht wie auf manch anderer Hütte mit fertigen Glaswaren, sondern mit barem Geld zu entlohnen seien. Nachdem im Jahre 1729 Johann Adam Freiherr von Hoheneck die Herrschaft erworben hatte, verkaufte er die Glashütte 1732 mit allem Zubehör an den Glasmeister Joseph Hauer, der von der Wachtelhütte in Arbesbach kam. Joseph Hauer konnte während seiner langen Tätigkeit als Glasmeister nie seines Lebens froh sein. Der ehemalige Hüttenschreiber Joseph Ferstl, der zugleich Verwalter der Herrschaft war, konnte es nicht verkraften, dass ihm mit dem Verkauf der Glashütte sein Verdienst als Hüttenschreiber entgangen war. So führte er wegen der Grenze in den Waldungen einen jahrzehntelangen Kleinkrieg gegen den Glasmeister. Obwohl Hauer von Anbeginn im Recht war, führte Ferstl andauernd Prozesse. Aus den Darstellungen geht hervor, dass nie der Inhaber der Herrschaft selbst, sondern immer nur eine herrschaftliche Kanzlei mit dem Verwalter Ferstl die treibende Kraft war. Beendet wurde der durch vier Jahrzehnte hindurch andauernde Streit von Kaiserin Maria Theresia höchstpersönlich zu Gunsten Hauers. Mit der behördlichen Grenzsteinsetzung im Jahre 1772 musste sich der einstmalige Hüttenschreiber Ferstl geschlagen geben. Glasmeister Hauer konnte den Frieden nicht lange genießen, denn er starb im Jahre 1779. Seine Witwe verkaufte den gesamten Besitz an die Herrschaft Harrachstal. 1781 erfolgte die Verpachtung an den Glasmeister Karl Fühlringer (später Fierlinger geschrieben). Dieser übernahm die Glashütte, zwei Pocherhütten, die Hausmühle Schöneben 5, die Wohnungen für sich und die Glasarbeiter im Meierhof, die Nebengebäude und die Inleuthäuser. Nach dem Bau einer neuen Hütte am Bauernberg erfolgte 1787 die Stilllegung der Schönebener-Hütte.²⁸

Diese neue Glashütte am Bauernberg oder Fierlinger-Hütte (1787 bis 1806) wurde noch weiter nordöstlich in die Waldungen des Bauernberges hinein verlegt, um die Holzbringung zu erleichtern. Die Herrschaft Harrachstal verlängerte den Pachtvertrag, doch als sich nach dem Ausscheiden Fierlingers niemand fand, der die Hütte betreiben wollte, wurde sie 1806 stillgelegt. Der Niedergang des Glashüttenwesens war bereits in vollem Gange. Glasarbeiter, die in der Landwirtschaft keine Arbeit fanden, wanderten ab. Bei der Schönebener-Hütte konnten sich mehrere Familien auf den gerodeten Waldgründen eine Lebensgrundlage mit Hilfe einer kleinen Landwirtschaft schaffen. 1842 verkaufte die Herrschaft Harrachstal diesen Siedlern die Gründe dafür. Die gerodeten Flächen der Fierlingerhütte machte die Herrschaft Harrachstal wieder zu Wald. Die Gebäude des Hüttenbetriebes wurden dem Verfall preisgegeben. Lange Zeit zeugten die Ruinen der ehemaligen Hüttenobjekte in den einsamen Waldungen des Bauernberges von der einstigen „gläsernen Zeit“.²⁹

Glasmeister Haslinger leitete nicht nur die Glashütte Schöneben, sondern auch die in der Nähe, nämlich die „Neue Reichensteinische Glashütte zu Klein Mondenegg“, die in der Jahresabrechnung vom 31. Dezember 1726 genannt wird. Sie wird nochmals 1728 erwähnt, jedoch beim Verkauf der Schönebener-Hütte im Jahre 1732 erfährt man nichts von ihr. Möglicherweise war sie schon wieder außer Betrieb.³⁰

28 Ebd., S. 168–178.

29 Ebd., S. 178–181.

30 Ebd., S.171.



Abb. 5: Glasscherben aus der Fierlingerhütte.

In den Jahren 1993 und 1994 erfolgte eine wissenschaftliche Grabung der Glashütte auf dem Bauernberg in Liebenau durch das Oberösterreichische Landesmuseum. Der Standort in den Waldungen des Grafen Czernin (Sandl) war bekannt. Vor der Grabung war noch ein Rest des eingestürzten Glasofens mit der Feuerungsöffnung und einigen zerbrochenen Glasschmelzschalen in der Rundung des Ofens zu sehen. In der Umgebung lagen Glasscherben und Reste der Glasschmelze. Die freigelegten Grundmauern ergaben eine Länge von 38 Metern und eine Breite von 16 Metern. Laut Beschreibung hatte der Glasschmelzofen zehn Arbeitsplätze. Neben dem Schmelzofen standen der Streckofen zum Erzeugen von Glastafeln, zwei Bratöfen zum Trocknen der Holzscheiter und ein Damberofen zum Kühlen der Glasgefäße. Über diesen Ofenanlagen war ein Holzgebäude errichtet, das bis zum Giebel eine Höhe von 12 Metern hatte. Die Grabungen wurden wieder zugeschüttet, um die Überreste der Hütte vor weiterem Verfall zu schützen. Gefunden wurden Glasschlacken und Glasscherben in jeder Menge, zerbrochene Form- und Schmelztiegel, Glasfragmente mit Namenszeichen und Jahreszahlen aller Art, gerippte Becher, Zylinder, Flaschenreste, Stöpsel, Röhrchen, verschiedenste Teile von Glasgegenständen, die überwiegend aus Kreideglas bestanden. Grünliches Waldglas war hier wenig anzutreffen.³¹

Natürlich hat die Glashüttenzeit auch im Sagenschatz³² der Gegend ihre Spuren hinterlassen. So erzählt man sich über die Entstehung des Glashütter Kreuzstöckl Folgendes:

31 Schwanzar 1994, S. 116–133.

32 Die Sagen nach Mitmannsgruber 1964, S. 13f.

Bei der Abzweigung des Gehweges nach Liebenstein stand einst die älteste Glashütte, die urkundlich schon 1400 erwähnt wird. Dort brachte ein sehr jähzorniger Glasarbeiter seine Frau um. Zur Sühne und Erinnerung erbaute der damalige Hüttenherr diese Andachtsstätte, die bis auf die heutige Zeit immer vom jeweiligen Besitzer des Bauernhofes Groß Glashütter instand gehalten wird.

Von der Salburgstal-Hütte wurden die schweren Glaslasten mit vier- bis sechsspännigen Fuhrwerken über Hirschau und Schanz nach Niederösterreich verfrachtet. Die Wegverhältnisse waren furchtbar schlecht. Ein Fuhrmann schimpfte und fluchte recht arg beim „Schindlgrabenbachl“. Das Fuhrwerk stürzte um und der Fuhrmann wurde von der schweren Ladung erdrückt. Seither geistert es dort immer, und ein Kreuz erinnert daran; nach einer anderen Version verschwand der Fuhrmann spurlos. Der Teufel habe ihn geholt, war die Meinung.

Zwischen Schöneben und Maxldorf, am Fuße des so genannten Hüttenberges, stand ein Kreuzstöckl. Davon wird erzählt, dass einmal die Hüttenfuhrleute den Hüttenmeister baten, am Ostersonntag nicht fahren zu müssen, was jedoch nicht bewilligt wurde. Als nun die Fuhrwerke am Ostersonntag frühmorgens am Kreuzstöckl vorbeifahren wollten, stand der Teufel dort. Niemand getraute sich, die Fahrt fortzusetzen. Man spannte die Zugtiere ab und ließ die Wagenfahren stehen. Von da an wurde an Feiertagen nicht mehr gefahren und auch im Betrieb musste keine Schwerarbeit mehr verrichtet werden. Beim Auflassen der alten Straßenführung verfiel auch das Kreuzstöckl, das um 1920 noch gestanden war.

WAS BLIEB AUS DER GLASMACHERZEIT?

Neben zahlreichen Familiennamen in Liebenau und in den Nachbargemeinden haben sich noch einige Flurnamen erhalten, deren Ursprung aber kaum noch jemand erkennt. So erinnert das *Flussbichl*, ein Waldstreifen in Schöneben, an die Erzeugung des Flussmittels, das dazu diente, die Rohmaterialien leichter fließen – also schmelzen – zu lassen. Es bestand aus kalzinierter Pottasche und Glasscherben.

Der Name Johann Käfer, der Hüttenherr der Christophstal- oder Neuhütte, findet sich noch im *Käferberg* sowie im *Käferschlag*, dem gerodeten Gebiet der Glashütte und der Kleinhäuser. Die *Neuwies*, heute dichtes Waldgebiet, lag ebenfalls bei der Neuhütte.

Im *Steinbruch* bei der Salburgstal-Hütte wurde Quarz abgebaut.

Natürlich findet man Fensterglas in einigen Kirchen, so in der Pfarrkirche Liebenau. Es wurde von Glasmeister Kügler von der Salburgstal-Hütte gestiftet. Der aus Liebenau stammende Glasmeister Voith wird als „wohlvornehmer, kunstreicher Glasmeister“ erwähnt. Er war ein großer Wohltäter der Kirche „Unsere Frau“ bei Weitra.³³

Die Spuren der Glaserfamilie Hauer aus der Schönebener-Hütte führen übrigens über die Hütte Sonnenwald bei Schlägl bis hin zur Gründung der Hütte in Schneegattern im Innviertel.³⁴

In der Greinburg befinden sich zwei kunstvoll gearbeitete, schmiedeeiserne Grabkreuze, die ursprünglich auf den Gräbern von Glasermeister Josef Käfer und seiner Tochter in Liebenau standen.

33 Mitmannsgruber 1967, S. 25.

34 Ebd., S. 177.

Links der zentralen Kirchentür in Liebenau steht noch das Grabkreuz von Josef Hauer, dem Hüttenherrn von Schöneben.

Was sieht man noch von den eigentlichen Glashütten? So gut wie nichts. Die Hütten verfielen, wurden abgetragen, einplaniert, ihre Standorte zu Agrarflächen und abgelegenen Wäldern. Bodenvertiefungen an Bachrändern lassen die Pocher erahnen. Lediglich von der Bauernberghütte blieben Mauer- und Ofenreste, die aber zu ihrem Schutz mit Kies abgedeckt sind. Gelegentlich kommen noch Quarzstücke, kleine Scherben und Tiegelbruchstücke zum Vorschein.

Zuletzt müssen wir noch das Liebenauer Wappen betrachten: Es zeigt im linken Feld den Wachtstein und im rechten Feld zwei gekreuzte Glasmacherpfeifen.

QUELLEN UND LITERATUR:

Atteneder 2010 = Atteneder, Helmut: Sagen aus Liebenau. Liebenau 2010.

Haudum 1994 = Haudum, Franz: Aschen, Salz und Kis ... Ein Blick in die gläserne Vergangenheit des Mühlviertels. In: Katalog zur Ausstellung „Glas aus dem Böhmerwald“, S. 20–103. Linz 1994 (Kataloge des Oberösterreichischen Landesmuseums 74).

Kammerer 2004 = Kammerer, Maria: Die verschollenen Glashütten des Mühl- und Waldviertels. Weitersfelden 2004.

Mitmannsgruber 1952 = Mitmannsgruber, Anton: Liebenau. Ein Beitrag zur Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte des unteren Mühlviertels Band I. Liebenau 1952.

Mitmannsgruber 1964 = Mitmannsgruber, Anton: Sagen aus Liebenau (Oberösterreich). In: Oberösterreichische Heimatblätter Jahrgang 18, Heft 3/4. Linz 1964, S. 13–15.

Mitmannsgruber 1967 = Mitmannsgruber, Anton: Glashütten um Liebenau. In: Oberösterreichische Heimatblätter 21 (Sonderdruck/1967), S. 17–18, und S. 25–31.

Schwanzar 1994 = Schwanzar, Christine: Die Glashütte am Bauernberg in Liebenau, Oberösterreich. In: Glas aus dem Böhmerwald. Linz 1994 (Kataloge des Oberösterreichischen Landesmuseums 74), S. 106–109 und S. 116–133.

BILDNACHWEISE:

Abb. 1: Vischer, Matthäus Georg: Topographiae Austriae superioris modernae 1674.

Abb. 2: © Maria Kammerer

Abb. 3: Topographia Provinciarum Austriacarum, Austriae, Styriae, Carinthiae, Carniolae, Tyrolis etc. Das ist Beschreibung Vnd Abbildung der fürnembsten Stätt Vnd Plätze in den Osterreichischen Landen Vnder vnd OberOsterreich, Steyer, Kärndten, Crain Vnd Tyrol / antag ins Kupffer gegeben Durch Matthaeum Merian. Band 10 Frankfurt 1679.

Abb. 4, 5: © Helmut Atteneder

DIE PFERDEEISENBAHN BUDWEIS – LINZ – GMUNDEN

Gerhard Tolar

Am 7. September 1824 erteilt Kaiser Franz I. ein Privileg zum Bau einer Holz- und Eisenbahn zwischen Mauthausen und Budweis.¹ Die erste Eisenbahn auf dem europäischen Kontinent entsteht, das Eisenbahnzeitalter in Österreich beginnt. Eine spätere Erweiterung, die Südstrecke von Linz nach Gmunden, wird durch Leonding führen; es soll hier geschildert werden, wie es zur Errichtung einer Pferdeeisenbahn und zu dieser Linienwahl kam und welche Spuren dieses damals epochale Werk, exemplarisch gezeigt am Beispiel Leonding, bis in unsere Zeit hinterlassen hat.

Der Transport von Massenprodukten wie etwa Holz, Getreide und Salz über große Entfernungen geschah seit Jahrhunderten fast ausschließlich auf dem Wasser.² Die Bedeutung des Transportwesens für die Entwicklung einer Region wurde früh erkannt.

Der slawische Geschichtsschreiber Dubraw berichtet,³ dass Kaiser Karl IV. 1374 Prag durch Verbindung der Elbe mit der Donau zum ersten Handelsplatz Europas machen wollte: Wasserbaumaßnahmen seien begonnen, aber nach großen Widerständen gestoppt worden. Zu Zeiten Dubraws habe es noch Spuren davon gegeben. Auch Wallenstein (1583–1634) möchte die böhmischen Flüsse schiffbar machen und mit der Donau verbinden,⁴ und Maria Theresia und ihr Mitregent Joseph II. beauftragen 1772 einen Obristen mit „umständlichen“⁵ Voruntersuchungen in dieser Sache; Ergebnisse sind jedoch nicht bekannt.

Ein wichtiges Motiv für diese Aktivitäten liegt in der Geologie Böhmens, das mineralreich, aber salzlos ist. Salz aus dem Bereich der oberen Traun wird in Fässer verpackt und auf Schiffen oder Flößen auf der Traun zur Donau gebracht. Es braucht aufwändige technische Eingriffe, schwierige Flussstellen erst schiffbar zu machen.⁶ Weiter nach Böhmen geht es aber, weil ein Wasserweg fehlt, auf Schotterstraßen mit Kutschen und Fuhrwerken.

1 Die kaiserlichen Akten befinden sich großteils im Österreichischen Staatsarchiv unter der Signatur AT-OeStA/AVA Verkehr H.u.M. Vereinigte Hofkanzlei Akten 5, hier Zahl 28149; weitere wichtige Akten: OÖLA Sammlung Bergauer und Eisenbahnarchiv; siehe auch Horn 2012, S. 28.

2 Horn 2012, S. 31.

3 Vgl. Hertha 1827, S. 50; Johann Dubraw, 1486–1553, Bischof von Olmütz; siehe auch Feiler 1952, S. 14.

4 Vgl. Enderes 1926, S. 2; die aufkommenden Kriege und Wallensteins Tod beenden diese Aktivität.

5 Feiler 1952, S. 94: „Umständlich“ ist hier wohl als „gegenständlich“ oder „gründlich“ zu verstehen.

6 Der kaiserliche Forstmeister Thomas Seeauer wird 1582 dafür geadelt: vgl. Enderes 1926, S. 2.

VON DER WASSER- ZUR SCHIENENSTRASSE

Man hat gute Erfahrung mit Kanalwasserbauten. Von einer Gruppe von Adeligen wird in Prag 1807 eine „böhmisch-hyrotechnische Privatgesellschaft“ gegründet.⁷ Sie stellt sich die Aufgabe, „eine möglichst vorteilhafte Verbindung der Donau mit der Moldau“ zu ermitteln. Professor Franz Josef Ritter von Gerstner, ihr „scientificher Direktor“, äußert vor dem Gremium zu aller Überraschung: „Der beste Kanal sei eine Eisenbahn“⁸ Gerstners Hauptargument: Man nimmt damals an, dass man auf einer eisernen Schienenbahn bei gleicher Zugkraft gegenüber einer Schotterstraße eine achtmal so große Last ziehen kann, was man in einer Zeichnung bildlich darstellt. Gerstner meint weiter, „daß selbst bei Annahme einer durchschnittlich nur fünffachen Zugfähigkeit eines Pferdes die Höchstleistung des Wasserweges bereits erreicht werde, weshalb nach seiner Ansicht die Schienenstraße schon aus diesem Grunde den Vorzug verdiene.“⁹ Er führt in seiner „Relation“ noch weitere Vorteile der Eisenbahn gegenüber einer Wasserstraße an. Vor allem sei sie weniger vom Untergrund und von der Witterung abhängig, Steigungen aus der Gebirgsstruktur seien leichter zu überwinden, die Abhängigkeit von der Wasserführung besonders der Moldau entfallende et cetera et cetera. Hydrotechnik wird obsolet.

Die Privatgesellschaft löst sich 1809 auf. Die Ereignisse durch die Napoleonischen Kriege und die Neuordnung der politischen Verhältnisse im Wiener Kongress 1815 hemmen die Entwicklung. In England kommt es jedoch in dieser Zeit zu großen Fortschritten bei der Planung von Bahnstrecken, die Franz Josef Ritter von Gerstner anhand von Schrifttum verfolgt. Selbst hat er nie eine Eisenbahn gesehen.¹⁰

Sein Sohn Franz Anton Ritter von Gerstner steigt in das Vorhaben seines Vaters ein und besucht ab 1822 dreimal England.¹¹ Er erlangt bei seinen englischen Partnern hohes Ansehen, denn es gilt bei seinem Projekt ein Mittelgebirge zu überwinden, die geplanten englischen Bahnen laufen durch weitgehend ebenes Gelände. Er, Gerstner junior, betrete völliges Neuland.

Erste Anläufe zur „Holz- und Eisenbahn“

Gerstner junior bittet 1823 „allunterthänigst, ihm ein Privilegium zu dem Baue einer zwischen Mauthausen und Budweis die Donau mit der Moldau verbindenden Holz- und Eisenbahn zu ertheilen“. Mit 7. September 1824 erhält er – mit einigen Einschränkungen – von Kaiser Franz I. das Erbetene für die Dauer von 50 Jahren.¹²

Das Privileg beinhaltet elf Punkte. Punkt drei regelt die Grundenteignung entsprechend den Bestimmungen beim Straßenbau, wenn es bei der Grundbeschaffung zu keiner „gütlichen Ausgleichung“¹³ kommt. Dieses strenge Gesetz führt später zu mancher örtlichen Auseinandersetzung. Punkt elf fordert die Errichtung von einer Meile Schie-

7 Vgl. Weber 1891.

8 zitiert nach Enderes 1926, S. 4; siehe dazu auch Horn 2012, S. 33.

9 Feiler 1952, S. 21: Gerstner in einer „Relation“ auf Basis von guten Erfahrungen, die England mit seinen Pferdeisenbahnen gemacht hat.

10 Vgl. Horn 2012, S. 33.

11 Vgl. Feiler 1952, S. 27f; Horn 2012, S. 34.

12 OÖLA Sammlung Bergauer, Akten, Band 1 Nr. 3: Gedruckte Ausfertigung des Privilegs; Enderes 1926, S. 1; Feiler 1952, S. 45.

13 Diese Formulierung bildet die Grundlage zum heute noch geltenden Eisenbahn-Enteignungs-entschädigungs-Gesetz – EisbEG.

nenstrecke innerhalb eines Jahres. Diese und andere Fristen werden später zwar nicht eingehalten, aber schlussendlich doch sanktioniert.

Um der Öffentlichkeit die Durchführbarkeit seines Projektes zu beweisen, errichtet Gerstner im Oktober 1824 im Wiener Prater eine Probestrecke und legt eine Beschreibung seines Projektes auf. „[...] Ich habe vor der Hand in Wien im k. k. Prater eine Bahn von 120 Klafter (228 m) Länge in natürlicher Größe aufgestellt; ein Drittheil hievon ist von Gußeisen, ein Drittheil von Schmiedeeisen, und ein Drittheil bloß von Holz erbaut. [...] Da durch mehrere Wochen auf der 120 Klafter langen Bahn gefahren wurde, so hat der [...] beobachtete Erfolg über den unendlichen Vortheil der Einführung der Eisenbahnen entschieden.“¹⁴ An dieser Strecke werden auch Versuche durchgeführt, den Aufwand an Zugkraft bei unterschiedlichen Fahrbahnarten zu bestimmen.

DIE K. K. PRIVILEGIERTE ERSTE EISENBAHNGESELLSCHAFT

Mit Vertrag vom 12. März 1825 überlässt Gerstner dem Gründungsausschuss der Ersten Eisenbahngesellschaft sein Privilegium, erhält 100 Stück Aktien zu je 1.000 Gulden und wird Bauleiter.¹⁵ Im Juli 1825 beginnt man mit den Bauarbeiten, und im September 1826 wird die „k. k. privilegierte Erste Eisenbahngesellschaft“ vom Kaiser bestätigt.¹⁶

Das Privileg gilt eigentlich für eine Trasse von Budweis an der Moldau nach Mauthausen an der Donau, wo sich ein großes Salzlager befindet, doch im Zuge der kaiserlichen Bestätigung beantragt man eine Trassenänderung: Endpunkt soll Linz sein und nicht Mauthausen. Linz besitzt die einzige Donaubrücke weit und breit und hat sich zu einer europäischen Verkehrsdrehscheibe entwickelt.¹⁷ Neben dem Salz sind es Eisenprodukte aus den Erz verarbeitenden Betrieben um den steirischen Erzberg, die in den Norden befördert werden sollen, und landwirtschaftliche Produkte in der Gegenrichtung, aber auch über die Grenzen Österreichs hinaus zwischen Italien sowie Sachsen und Schlesien. Am 7. Oktober 1830 erfolgt die kaiserliche Genehmigung der Trassenänderung.¹⁸ Man denkt aber auch an eine Weiterführung zur Traun mit einer Seitenbahn bis Zizlau.

Die neue Situation ausnutzend, bringt am 3. November 1827 Franz Zola, ein technischer Mitarbeiter Gerstners beim Bau der Budweiser Strecke, ein Majestätsgesuch um Erteilung eines „Privilegs zur Herstellung einer Eisenbahn zwischen der Donau und dem Gmundner See“¹⁹ ein. Solche Projekte hat es schon früher gegeben;²⁰ die Hofkammer verhielt sich meist ablehnend und vertrat die Ansicht, dass, wo Möglichkeit zum Ausbau von Wasserwegen bestehe, diesen der Vorzug zu geben sei. Es folgt auch jetzt eine lange Phase von Untersuchungen und Einsprüchen, aber am 9. Juni 1829 erhält Franz Zola das

14 Gerstner 1824, S. 42; Hinweis auf Versuche seines Vaters in Prag: S. 76.

15 Vgl. Feiler 1952 S. 47.

16 Vgl. ebd., S. 48f, 61.

17 Vgl. Horn 2012, S. 31f.

18 Vgl. Feiler 1952, S. 103.

19 AT-OeStA/AVA Verkehr H.u.M. Vereinigte Hofkanzlei Akten 5, Zahl 30948, ex 1827; Feiler 1952, S. 95.

20 Im Technischen Museum Wien Eisenbahnarchiv liegt Plan Sign. EA-000026 1– 3 mit der Jahreszahl 1811 auf, in dem von Gerstner Alternativen untersucht werden. Dieser Plan gilt als älteste Eisenbahnkarte auf dem Europäischen Festland; siehe auch Horn 2012, S. 34; Pfeffer / Kleinhanns 1982, S. 17.

Privileg.²¹ Es enthält nach den Erfahrungen, die man bei der Nordstrecke gemacht hat, eine Zweijahresfrist für den Bau der ersten Meile.

Zola hat nach seinen Angaben die Grundstücke größtenteils eingelöst, den Bahnkörper in einer Länge von 7.000 Klaftern (13,272 Kilometern) eingeebnet. Eine Zolasche Eisenbahn-Gesellschaft mit „ausreichendem“ Stammvermögen wird vorgeschlagen und vom Kaiser bestätigt.²² Zola gerät jedoch in Schwierigkeiten. Bis 1. November 1829 war der Salzhandel in der Verwaltung der Salzämter gelegen. Nun wird er aber für Böhmen freigegeben. Es droht der Verlust der staatlich zugesicherten Salzbeförderung.²³ Das macht Zolas Geldgeber unruhig, er kann die Zweijahresfrist nicht einhalten. Schließlich resigniert er. Er verkauft an zwei begüterte Wiener,²⁴ die aber nicht um Verlängerung ansuchen. Sein Privileg erlischt mit 9. Juni 1831.²⁵ Zola verlässt Österreich und überlässt die Restabwicklung seinem Bruder Marcus.²⁶

Auch bei der Ersten Eisenbahnbaugesellschaft hat die Umstellung im Salzhandel für Verunsicherung unter den Aktionären gesorgt. Trotzdem baut man weiter. Am dritten Jahrestag der Erteilung des Privilegiums wird der erste 50 Kilometer lange Abschnitt von Trojern bei Zartelsdorf nach Budweis mit einer Baumateriallieferung erstmals befahren. Man darf dieses Datum, 7. September 1827, mit Fug und Recht als Geburtsstunde des Eisenbahnbetriebes in Österreich bezeichnen.²⁷ In der Kundmachung vom 2. November 1827 wird die Betriebseröffnung der Bahn öffentlich bekannt gemacht. Von der Edelbrucker Schlucht sollen täglich zwei bis drei Transporte Richtung Budweis fahren. Das Warenaufkommen ist aber so gering, dass der Betrieb sofort wieder eingestellt wird.²⁸

Schon Anfang 1828 kommt es zu schweren Differenzen zwischen Bauleiter Gerstner und seinen Abschnittsingenieuren wegen Gerstners schroffer Führung. Man stellt zudem völlige Erschöpfung der Geldmittel fest. Die Eisenbahngesellschaft sucht nach Einsparungen. Am 28. Juni 1828 setzt die Direktion Gerstner ab.²⁹ Er muss an seine Mitarbeiter Matthias Schönerer³⁰ und Eduard Schmidl übergeben.³¹ Im April 1829 wird der Güterverkehr auf der Nordrampe aufgenommen³² – bis zur Wasserscheide. Schönerer hält sich grundsätzlich an die Trassenführung Gerstners, nimmt aber entscheidende Detailänderungen vor, von denen später die Rede sein wird.

21 AT-OeStA/AVA Verkehr H.u.M. Vereinigte Hofkanzlei Akten 5, Zahl 17444, ex 1829; Feiler 1952, S. 96; Horn 2012, S. 34.

22 Vgl. Feiler 1952, S. 97.

23 Vgl. ebd., S. 101.

24 Vgl. Horn 2012 S. 34: Marie Treitl und Emanuel Kirschbaum.

25 Vgl. Feiler 1952, S. 97, 104.

26 OÖLA Eisenbahnarchiv Aktenband 1 Zola: In einer Zusammenfassung der Aktenlage durch Josef Sames stellt dieser fest, dass mit dem Jahre 1830 der Name Franz Zola aus den Akten verschwindet. Es erscheint nun der Name Marcus Zola, ein Bruder des Franz Zola, selbst Zivilingenieur. Er dürfte nach der Übersiedlung seines Bruders nach Paris dessen Rechte aus dem Privilegium den österreichischen Behörden gegenüber vertreten haben.

27 Vgl. Horn 2012, S. 35.

28 Vgl. ebd., S. 36.

29 Vgl. ebd.

30 Vgl. Feiler 1952, S. 81; Matthias Schönerer ist Vater von Georg Ritter von Schönerer, Gutsherr auf Gut Rosenau bei Zwettl, Reichsrat und radikaler rassischer Antisemit.

31 Vgl. ebd., S. 98f.

32 Vgl. ebd., S. 88.



Am 18. Juni 1832 kommt es zur „nachgesuchten“ Übertragung des Zolaschen Privilegs, also der Südstrecke Linz – Gmunden, an die Erste Eisenbahn-Gesellschaft, die den Bau von nun an übernimmt.³³

Am 21. Juli 1832 gibt es mit einer Besichtigungsfahrt von Kaiser Franz I. eine offizielle Eröffnungsfeier der Nordstrecke,³⁴ zugleich mit jener der Maximilianischen Befestigung um Linz.

Die Linzer-Zeitung schreibt: „Samstag den 21. geruhten die k. k. Majestäten [Kaiser Franz I, und seine Gattin Karoline Auguste], mit Begleitung Sr. königl. Hoheit des Erzherzogs Maximilian, und Allerhöchster Suite, die Befestigungs-Thürme am Pöstlingberge in Augenschein zu nehmen, und sodann einen Theil der von hier nach Budweis führenden Eisenbahn zu befahren.“³⁵

Übrigens: Es gibt nochmals kaiserlichen Besuch. Am 27. September 1844 unternehmen Kaiser Ferdinand I. und Erzherzog Maximilian von Linz aus mit der Pferdebahn eine Spazierfahrt nach St. Magdalena.³⁶

Am 1. August 1832 nimmt die Bahn den Verkehr zwischen Budweis und Linz mit fallweiser Personen- und regelmäßiger Güterbeförderung auf.³⁷ Die Nordstrecke hat schließlich eine Länge von 128,8 Kilometern (244.127 Klaftern). An der Südstrecke wird weitergebaut und am 1. November 1834 die Teilstrecke Linz – Maxlhaid eröffnet. Die Pfer-

Abb. 1: Eröffnung der Pferdebahn Linz–Budweis durch Kaiser Franz I. bei St. Magdalena in Linz, 1832. Vom Rücksitz aus erläutert Bauleiter Matthias Schönerer das Projekt.

33 AT-OeStA/AVA Verkehr H.u.M. Vereinigte Hofkanzlei Akten 5 Zahl 16325, ex 1832; Feiler 1952, S. 104.

34 Vgl. Feiler 1952, S. 103.

35 K. k. privilegierte Linzer Zeitung Nr. 59 Montag den 23. Juli [1832]. Zitiert nach Constantini 1963, S. 67.

36 Vgl. Constantini 1963, S. 69. Eine Bestätigung durch einen Zeitungsbericht in diesem Zeitraum ist nicht zu finden.

37 Vgl. Feiler 1952, S. 103.



Abb. 2: Strecke der Pferde-eisenbahn zwischen Urfaß, Zizlau und Neubau. Karte der Eisenbahn zwischen Linz und Gmunden (Ausschnitt).

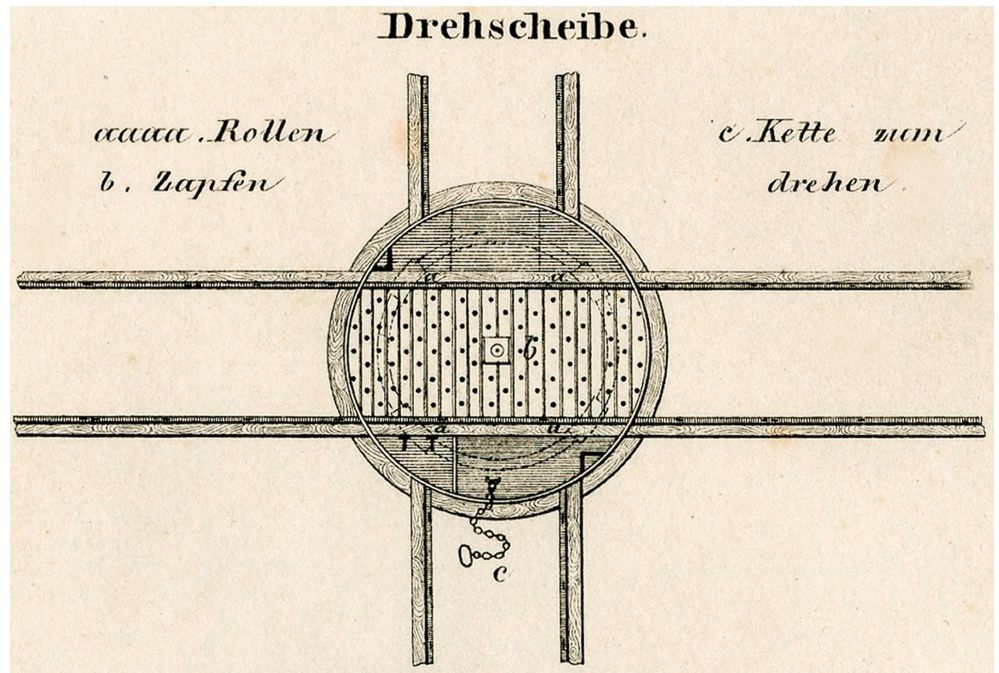


Abb. 3: Drehscheibe.

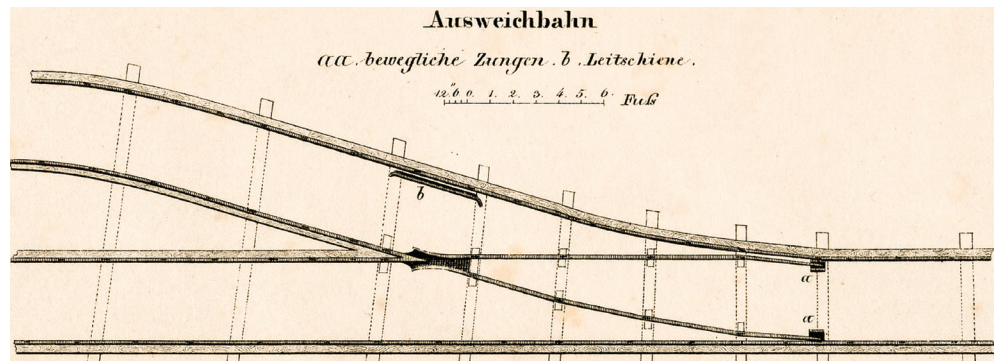


Abb. 4: Ausweiche.

deisenbahn fährt also ab diesem Tag durch die Dörfer Hart und Doppl, die 1851 anlässlich der Gründung der Gemeinde Leonding dieser zugeschlagen werden. Ab 1. August 1835 ist die Fahrt bis Lambach möglich.³⁸ Besonders dieses Streckenstück sollte sich bald großen Zuspruchs im Personenverkehr erfreuen. Am 1. Mai 1836 wird die ganze Südstrecke von Gmunden bis Linz freigegeben. Sie hat eine Länge von 67,8 Kilometern (35.820 Klaftern).³⁹

Lassen wir Matthias Schönerer seine Südstrecke selbst schildern, wie er es auf einer Karte der Eisenbahn anmerkt: „Dieses Unternehmen wurde durch die privilegierte Actien Gesellschaft der Budweis-Linzer-Eisenbahn mit einem Capitals-Aufwande von 650 000 Conventions-Gulden, wobei die Kosten der 1/3 Meile langen Seitenbahn zur Donau in Zizlau und der sämtlichen Gebäude und Wagen begriffen sind, in den 2 Jahren 1834 und 1835 ausgeführt. Die Bahn ist einfach, auf 1/7 ihrer Länge mit Ausweichplätzen versehen und hat dieselbe Konstruktion von hölzernen Unterlagen mit schmiedeeisernen Schienen benagelt, wie die Budweiser Bahn. Die Förderung geschieht durch Pferde, und der Transport besteht hauptsächlich in Salz, Triester-Gütern, Getreide und Personen.“⁴⁰

Diese Karte scheint so etwas wie ein stolzer Rückblick des Bauführers Matthias Schönerer zu sein. Die Südstrecke war im Privileg von Gerstner nicht vorgesehen, die „Verführung von Reisenden“, der Personenverkehr, nicht einmal erwähnt. Aber gerade die Südstrecke, die Linienwahl über Linz und der Personenverkehr sind wesentliche Attraktionen der Gesamtanlage. Auf der Karte enthalten ist etwa auch ein Längen-Profil der mit der Bahn errichteten begleitenden „k: k: Chaussée“ und Darstellungen von für Schönerer wichtigen technischen Details einer „Drehscheibe“ (Abb. 3), und einer „Ausweichbahn“, einer Weiche mit beweglichen Zungen und Leitschienen (Abb. 4).

Bau und Betrieb

Ein wichtiges Element des Bahnkörpers ist der Unterbau der Schienenfahrbahn. Er dient einerseits dazu, einen tragfähigen Untergrund herzustellen, andererseits zum Ausgleich von Höhenunterschieden im Gelände. Die Planer entwickeln früh Standardausführungen für den erforderlichen Erdbau – für Dämme und Geländeeinschnitte – und auch für Kunstbauten, Brücken aus Holz und Stein.⁴¹ Da sind auch aufwändige Bauwerke dabei, aber in seiner „Relation“⁴² weist schon Gerstner senior um 1813 darauf hin, dass die Verbindung zum vorgefundenen Untergrund bei einer Eisenbahn zu wesentlich einfacheren Lösungen führt als bei einer Wasserstraße.

Der Oberbau, die Fahrbahn der Schienenfahrzeuge selbst, besteht aus zwei Längsschwellen, sogenannten „Gleisbäumen“ in Spurweiteabstand und Querschwellen im Abstand von einem Klafter, das sind 1,856 Meter, alles aus Holz, verbunden durch Holzapfen und Nägel. Auf die Längsschwellen sind gusseiserne, später auch gewalzte Flachschiene aufgenagelt. Die Flachschiene erweisen sich bald als völlig ungeeignet und werden nach und nach durch andere Schienenformen ersetzt. Später werden statt Querschwellen auch Schwellensteine gesetzt, wie sie bei englischen Bahnen üblich sind.

38 Vgl. ebd., S. 105.

39 Vgl. ebd.

40 OÖLA Sammlung Bergauer, Pläne und Karten Mappe 2, Nr. 5, 6 und 7: Karte der Eisenbahn zwischen Linz und Gmunden, hgg. v. M. Schönerer (Stich). Diese Karte ist nicht genordet.

41 Vgl. Enderes 1926, S. 23–30.

42 Feiler 1952, S. 21.

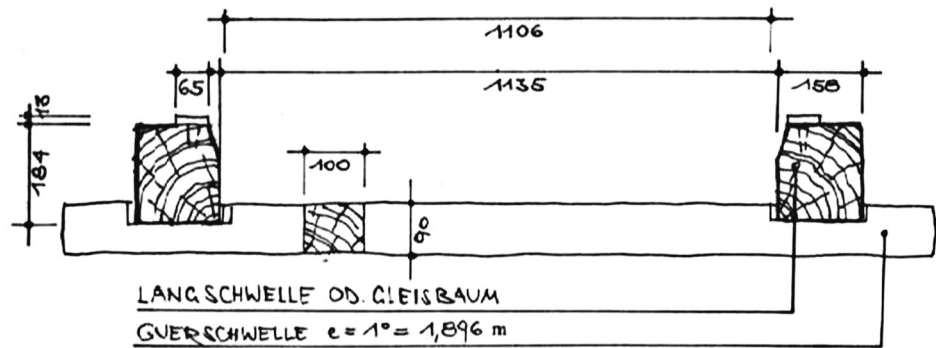


Abb. 5: Details und Abmessungen des ursprünglichen Gleiskörpers. Zeichnung aus: Pfeffer / Kleinhanns 1982, S. 66.

Die Spurweite wählt man mit dreieinhalb Österreichischen Fuß, das sind 1.106 Millimeter.⁴³ In England richtet man sich nach vielen bereits vorhandenen Bergwerksbahnen und dem Radstand der englischen Postkutschen und legt schon 1830 vier Fuß achteinhalb Zoll englisches Maß, das sind 1.435 Millimeter, fest. Dieses Maß hat sich als Normalspur bis in unsere Tage durchgesetzt.⁴⁴ An eine transnationale Abstimmung von Abmessungen oder Maßsystemen wird damals noch nicht gedacht.

Teilaufgaben von Bahnbau und Bahnbetrieb wie auch die Bespannung werden von den Privilegsinhabern verpachtet. Die Auswahl von geeigneten Unternehmern stellt sich als schwierig heraus. Pächtern wie Verpächtern fehlt es an Erfahrung.

Entlang der Strecke sind verschiedene Gebäude wie Aufstiegsstationen, Wasserstationen, Materialdepots, Werkstättengebäude, Stallungen sowie Bahnwächterhäuser und Wohngebäude einzurichten. Im Privilegs gesuch bittet Gerstner junior um Berechtigung, Hochbauten zu errichten. Diesen wird bis zum Betriebsende guter Zustand attestiert.

Ein Bahnwächter, auch „Bahnknecht“⁴⁵ genannt, bekommt eine Strecke von 1.500 Klaftern (2,8 Kilometern) zugewiesen. Seine Aufgabe ist vielfältig und umfangreich. Er muss bei Absenkungen die Bahn in ihre richtige Lage zurückbringen, die Spurweite richten, die Schienenbefestigung prüfen, die Beschotterung des Treppelweges, den Treppelweg und die Gräben zur Wasserableitung reinigen und so weiter, er muss die Lastwagen bewachen und die Züge in seinem Streckenabschnitt begleiten. Für größere Arbeiten wie Holz- oder Schienenauswechslung erhält er Hilfsarbeiter zugeteilt.⁴⁶

Es waren nicht immer Pferde als Zugmittel angedacht. Nach einem ersten Englandbesuch 1823 will Gerstner junior die Strecke so auslegen, dass ein späterer Betrieb mit Dampflokomotiven möglich ist und sucht unter diesem Gedanken um die Verleihung eines Privilegs an.⁴⁷ 1826 reist er noch einmal nach England, um die großen Erfolge Stephensons zu begutachten, der auf der Strecke Stockton – Darlington die erste Dampflokomotive in Betrieb genommen hat. Gerstner hält zwar die Dampftraktion für noch nicht ausgereift, will seine Streckenplanungen jedoch darauf abstimmen. Unter dieser Prämisse wird der Bau der Budweiser Bahn begonnen.⁴⁸

43 Vgl. Horn 2012, S. 37.

44 Vgl. ebd., S. 29.

45 Constantini, S. 107; Brunner / Hajn 2007, S. 55.

46 Brunner / Hajn, S. 28.

47 Vgl. Constantini 1963, S. 17.

48 Vgl. ebd., S. 47; Horn 2012, S. 35.

Unter dem Titel „Locomotion No 1 at Beamish Museum“⁴⁹ kann man nachgebaute Lokomotiven Stephensons in Betrieb im Internet betrachten. Das Dampfross sieht abenteuerlich aus. Die österreichischen Entscheidungsträger haben die Originale nie gesehen, sie sind auf Schilderungen angewiesen. Sie trauen dem Dampfbetrieb nicht, und bei der Erstbefahrung eines Teils der Trasse am 7. September 1827, dem quasi Geburtstag des österreichischen Eisenbahnwesens, ziehen Pferde den Zug.

Nach dem Bauleiterwechsel von Gerstner zu Schönerer werden Sparmaßnahmen getroffen, wie etwa die gemauerten Bahndämme Gerstners unter den Schienen weg- und Krümmungen unter 190 Metern Radius und Steigungen größer als eins zu 20 zuzulassen. An eine Verwendung von Dampflokomotiven insbesondere auf der Nordstrecke ist nicht mehr zu denken.⁵⁰ Trotzdem führt man im Juni 1854 auf der gesamten Strecke Probefahrten mit in der Zwischenzeit verbesserten Dampflokomotiven durch. Die Verwaltung der Eisenbahngesellschaft beschließt daraufhin, auf der Strecke Linz – Budweis den Pferdebetrieb beizubehalten und auf der Gmundner Strecke Dampfbetrieb einzuführen, wohl deshalb, weil die Südstrecke nur wenige extreme Steigungen und Krümmungen aufweist. Aber allein dort ereignen sich in einem Monat an die 4.000 Schienenbrüche. Die schmalen Flachschiene müssen durch massive Breitfußschienen ersetzt werden.⁵¹ Am 1. Mai 1855 beginnen die regelmäßigen Fahrten, mit Dampfbetrieb zuerst bis Lambach und 1856 bis Gmunden.⁵²

Im November/Dezember 1855 denkt man an eine weitere Einsparung: Es werden Probefahrten mit Ochsen als Zugtieren durchgeführt. Ein Lokaldirektor wird mit der Abwicklung beauftragt und hält das Ergebnis detailreich fest: „[...] Der Ochse ist nach seiner natürlichen Beschaffenheit wenig gelehrtig, auch nicht so empfindlich wie edlere Thiere, daher sein Gang unsicher, unbehülflich und unlenksam, er erschreckt öfters über unbedeutende Gegenstände [...]“⁵³ Die Pferde bleiben. Spätere nostalgische Bilder täuschen.

Flößer gegen die Eisenbahn

Es ist eine Kundmachung der Eisenbahngesellschaft, durch die wir von Konflikten zwischen Flößern und Eisenbahn Kenntnis erhalten. Sie betreffen das Wächterhaus in Leonding.

„Kundmachung für die Traunschiffleute und Flößer.

Die wiederholte Erfahrung hat gezeigt, daß sich die Traunschiffleute und Flößer am Wege zwischen Linz und Neubau der Eisenbahnwagen bedienen und zu diesem Zwecke während des Fahrens auf die Wagen aufspringen, oder sich an den Fußtritten derselben

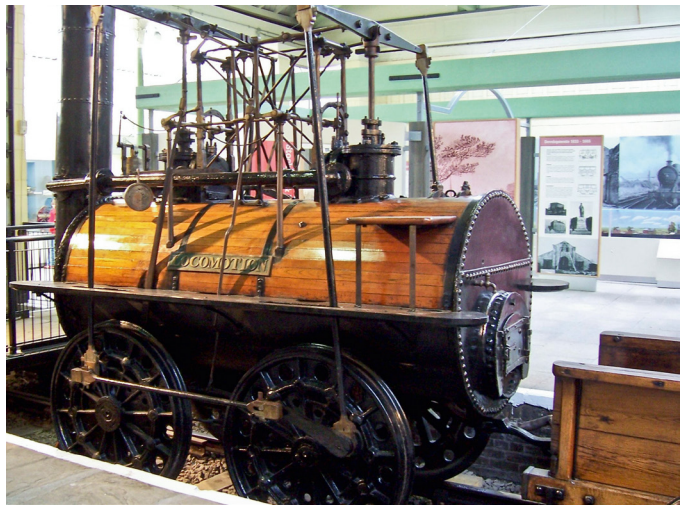


Abb. 6: „Locomotion No 1“ von George Stephenson im Jahr 1825 als Eisenbahntraktion eingesetzt.

49 <https://www.youtube.com/watch?v=IUY-9Nloego>: © Beamish North of England Open Air Museum, zuletzt aufgerufen am 22.03.2023. Der Verfasser hat an solchen Fahrten teilgenommen.

50 Vgl. Constantini 1963, S. 65; Horn 2012, S. 36.

51 Vgl. Enderes 1926, S. 11.

52 Vgl. Constantini 1963, S. 127.

53 Feiler 1952, S. 131.

anhängen, wodurch nicht nur die Reisenden sowohl der Wägen der zweiten, als auch der ersten Classe sehr belästigt und die Wägen beschädigt werden, sondern auch die persönliche Sicherheit und das Leben dieser Schiffleute und Flößer im höchsten Grade in Gefahr gerät.

Um diesem Uebelstand zu begegnen hat die Localdirektion die Einrichtung getroffen daß vom 1. Mai d. J. angefangen, während der Dauer der Schiffsfahrtszeit täglich zwischen Linz und Neubau auf der Ausweichstation beim Gasthaus Klimitsch, auch Antichrist genannt, ein Wagen für die Traunschiffleute und Flößer in Bereitschaft steht, welcher sich dann nachmittags an den ersten von Linz kommenden Personen-Wagenzug anschließt.

Von diesem Ort weg werden die Traunschiffleute und Flößer unentgeltlich nach Neubau befördert, wo sie dann für eine weitere Fahrt nach Wels oder Lambach die Gebühr nach den bestehenden Tarifen zu entrichten haben.

Von der Local-Direction der k. k. priv. ersten Eisenbahn-Gesellschaft
J. Netsuda m. p. Linz, den 24. April 1845“⁵⁴

Diese Kundmachung weist auf einen Wendepunkt in der Geschichte zweier Transportmedien hin: Dem alten Gewerbe der Flößer und Schiffleute mit jahrhundertelanger Tradition steht eine noch halbherzig ausgestattete Eisenbahn am Beginn ihrer Entwicklung gegenüber. Technische Verbesserungen verschaffen der Eisenbahn Vorteile, das macht den Transport schneller, sicherer und regelmäßiger. Den Traunschiffern und Flößern aber wird ihr Verdienst geschmälert, ja entzogen.

Die Ortschaft Stadl bei Lambach ist besonders betroffen. Ein großer Teil der Flößer auf der Traun kommt aus Stadl, wo man durch Jahrhunderte mit dem Salzhandel, später auch mit der Schifffahrt und der Flößerei auf der Traun verbunden ist. Nach der Fortsetzung der Budweiser Bahn nach Gmunden kommt es zu Aufständen gegen die Eisenbahnverwaltung und den Staat. Am 16. April 1848 wird bei Stadl auf einer Länge von 110 Klaftern (etwa 204 Metern) der Oberbau der Pferdeisenbahn zerstört.⁵⁵ Immense soziale Spannungen entstehen, deren Aufarbeitung Jahrzehnte andauert.

Aus dem Pferdeisenbahnbetrieb ergeben sich tiefgreifende Veränderungen. Die Traun – sie war nach der Donau die wichtigste Wasserstraße in der Region – wird als Verkehrsweg unbedeutender, Straßenzüge zwischen Gmunden und Budweis verlieren den Fernverkehr. Der Salzhafen Mauthausen⁵⁶ büßt seine Stellung ein. Aber es entstehen neue Verkehrsknotenpunkte wie Lambach und später auch Attnang.

DIE K. K. PRIVILEGIERTE KAISERIN-ELISABETH-BAHN „KEB“ (WESTBAHN)

Das österreichische Eisenbahnnetz hat sich großartig entwickelt. Von Wien aus existieren schon Bahnen in Normalspur und Dampfbetrieb nach Norden, Osten und Süden, so auch die spektakuläre Semmeringbahn. Im Februar 1856 übergibt die Staatsverwaltung Konzessionen, um eine Eisenbahn nach Westen, Wien – Linz – Salzburg, mit einer Abzweigung nach Passau, zu errichten. Die alte Pferdeisenbahn soll in ein neues Verkehrsunternehmen

54 Brunner / Hajn 2007, S. 156. Die Kundmachung liegt nur in Abschrift vor, eine Archivalie wurde nicht gefunden.

55 Vgl. Enderes 1926, S. 44; Brunner / Hajn 2007, S. 156.

56 Das Gebäude des Salzstadls Mauthausen besteht noch. Es ist als denkmalgeschütztes Objekt integriert in das Einkaufszentrum Donaupark, geographische Koordinaten (WGS84) 48,239723 14,525810 Quelle: Land Oberösterreich – data.ooe.gv.at.

men eingebracht werden. Ein Gutachten legt ihren Zustand offen: „Der Oberbau sei weit besser geworden, [...] die Holzbrücken seien gut, [...] brauchen fortlaufend Erhaltung. [...] Die 418 verbliebenen Pferde seien meist gut, [...] beide Linien hätten 1.111 Stück Lastwagen, [...] teilweise neu, teilweise gut, großteils herabgekommen. [...] Hauptübel seien die scharfen Krümmungen.“⁵⁷ Diese Bestandsaufnahme zeigt die gewaltigen Investitionen in die Bahn, weist aber auch auf Fehlentwicklungen hin, aus denen man lernen will. Eine Kaiserin-Elisabeth-Bahn-Gesellschaft wird gegründet. Die Erste Eisenbahngesellschaft muss nach einem behördlichen Schiedsspruch die Pferdeeisenbahn mit 1. Oktober 1857 übergeben.⁵⁸ Auch die Aktien werden zu „günstigem“ Kurs übernommen. Der Reingewinn der Pferdeeisenbahn beträgt 3,5 Millionen Gulden. Die Saat Gerstners (senior) ist aufgegangen, die Aktionäre der Ersten Privilegierten Eisenbahngesellschaft haben auch durch Dividenden gut verdient. Das ist insbesondere angesichts der Qualitätsmängel interessant.⁵⁹

Die neuen Betreiber lassen die Nordstrecke der Pferdeeisenbahn bis November 1872 in Betrieb. Die Südstrecke wird in Abschnitten rückgebaut, nur die Strecke von Lambach Westbahn-Bahnhof bis Gmunden Seebahnhof wird bis 3. August 1903 als schmalspurige Nebenbahn geführt. Linz – Lambach wird schon ab 1. September 1859 rückgebaut. Im selben Jahr wird auch der Verkehr auf der neuen Verbindung Linz – Lambach eröffnet.⁶⁰ Die Trasse der neu errichteten Westbahn ist nach Norden verlegt und verläuft jetzt entlang des Leondinger Krumbaches in der Achse vom Fuchselbach zum so genannten „Jetzinger-Wachter“.⁶¹

Dort kreuzen sich zwei alte Straßen, die Poststraße und die Ochsenstraße. Jetzt kommt noch die Westbahn dazu. Der dortige Wachtposten hat viel zu tun. Das alte Wächterhaus existiert noch, Straßen und Bahn sind durch Brücken voneinander getrennt.

1858 wird die Westbahn Wien – Linz eröffnet, 1860 Linz – Salzburg, 1861 die Verbindung Wels – Passau auf Basis eines Staatsvertrages mit Bayern. Einen Bahnhof erhält Leonding erst 1880. Die alte Bahn ist Geschichte, durch Hart und Doppl fährt keine Eisenbahn mehr, aber deutliche Spuren der Pferdebahntrasse sind noch bis in unsere Tage erhalten.

AUF SPURENSUCHE

Ein Stück Bahndamm

Auf Leondinger Gebiet in der Ortschaft Hart ist ein Stück des Unterbaudammes der Pferdeeisenbahn erhalten geblieben. Das Grundstück wurde lange landwirtschaftlich genutzt, diente zuletzt als städtischer Spielplatz. Der Damm wurde 2013 bei der Erweiterung einer Wohnhausanlage überbaut.



Abb. 7: In der Haidfeldstraße ist noch ein Stück des Bahndammes zu erkennen.

57 Feiler 1952, S. 121f. Verfasser des Gutachtens ist Karl Ritter von Keißler, Ingenieur und Erbauer der West-Bahn.

58 Vgl. ebd., S. 124; Horn 2012, S. 49; Brunner / Hajn 2007, S. 71; Constantini 1963, S. 123.

59 Vgl. Constantini 1963, S. 99.

60 Feiler 1952, S. 125.

61 geographische Koordinaten „Jetzinger Wachter“ WGS84 48,267526, 14,229332 Quelle: Land Oberösterreich – data.ooe.gv.at.



Abb. 8: Das noch erhaltene Wachthaus Nr. 39; alle Wachthäuser wurden nach demselben Standard-Muster gebaut.

Das Wachthaus Nr. 4

Im Leondinger Ortsteil Hart wird das „Wachthaus Nr. 4 beim Klimitsch, Nr. 27 zu Hart“⁶² eingerichtet, Handlungsort der Kundmachung für die Flößer. Das alte Gebäude bestand bis 1972 und wurde dann in ein Zwei-Parteien-Wohnhaus, später Kaindlstraße 41, ausgebaut.

Die Station „Klimitsch“ ist nach „Klimitsch auf der Haid“, Hart Nr. 21, benannt, ein Wirtshaus an der Welser Poststraße, der heutigen Salzburger Straße mit Nummer 322. Es dürfte auch als Bahnhofsgastwirtschaft gedient haben. Das Gebäude wurde um 1810 errichtet und etwa 2017 abgetragen. Für diese Station taucht in alten Dokumenten ein zweiter Name auf, „Antichrist“. Dieser Name ist heute völlig unbekannt. Alteingesessene Leondinger berichten aber, dass manche Wirtshäuser einst Zusatznamen solcher Art erhalten haben.⁶³



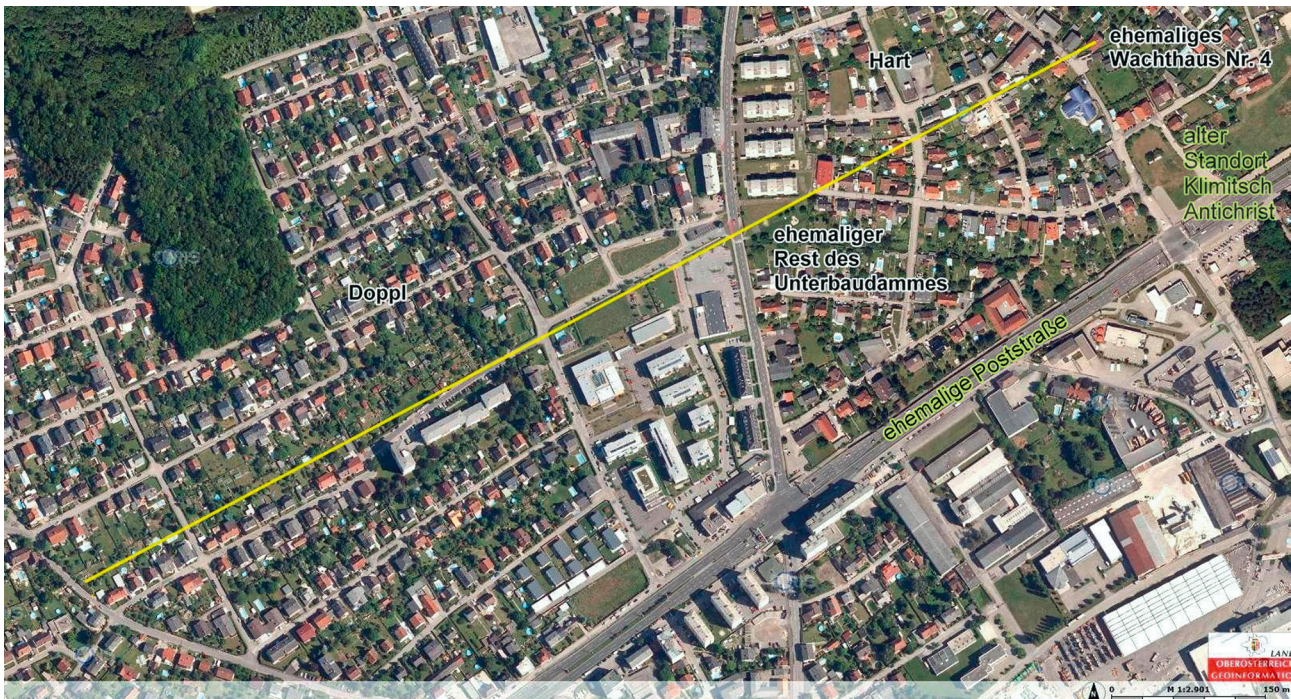
Abb. 9: Karte der Eisenbahn zwischen Linz und Gmunden Streckenabschnitt VI, Wartungseintragungen [Ausschnitt].

Beim Wachthaus Nr. 4 ist zunächst nur eine Ausweiche vorgesehen, die Ausweiche Nr. 6. „Die Bahn ist einfach“ (eingleisig), schreibt Schönerer in seinem Plan⁶⁴ und Ausweichen für Gegenverkehr und Begegnung mit Güterverkehr sind notwendig. Bei unerwarteter Begegnung auf offener Strecke wird ein leichter Personenwagen „durch das vereinte Zusammenhelfen der Kutscher aus der Bahn“ gehoben, sonst ist bis zur

⁶² So lautet der Eintrag im Grundbuch der Katastralgemeinde Leonding, Einlagezahl 127; geographische Koordinaten Klimitsch WGS84 48,248246 14,264905. Quelle: Land Oberösterreich – data.ooe.gv.at.

⁶³ Wachthaus Nr. 4, geographische Koordinaten WGS84 48,249476 14,263869. Quelle: Land Oberösterreich – data.ooe.gv.at.

⁶⁴ Siehe Anm. 40, Karte der Eisenbahn.



nächsten Ausweiche zurückzufahren. In England hatte der Personenwagen den Vorrang.⁶⁵ Eine Personenaufstiegsstelle wurde beim Klimitsch erst später eingerichtet.⁶⁶

Erhaltene Wartungsaufzeichnungen für die Station Klimitsch weisen auf einen ständigen Aufwand an neuen Schienen, Unterlagsplatten oder Holzschwellen und Einbau von „Steinschwelern“ hin. Beim Umbau des alten Wachthauses 1972 wurde ein großer Stein entsorgt, der damals als Schwellenstein eingestuft wurde.⁶⁷

Zwischen dem ehemaligen Wachthaus und dem Rest des Bahndammes lässt sich eine Achse bilden. Sie setzt sich im Ort Doppl in der Anlage der Ein- und Mehrfamilienhäuser und Schrebergärten an einer Straße (Ederackerstraße) fort. In dieser Achse verlief lange Zeit eine Hochspannungsleitung, bis sie unter die Erde verlegt wurde; auf manchen alten Bildern sind die Masten noch zu sehen. Solche Spuren in der Besiedlung sieht man im Ortsteil Hart wie auch in der Nachbargemeinde Pasching nicht.

Spur Welser Heide

Die Dörfer Hart und Doppl liegen in der Welser Heide. Auf deren Hochterrasse findet man fruchtbare Böden, die bereits in der Jungsteinzeit Siedler anzogen. Das Grab einer jungen Frau aus der Zeit zwischen 4500 und 4300 vor Christus und weitere Bodenfunde aus der Jungsteinzeit sind Belege dafür.⁶⁸ Die trockenen Schotterfelder der Niederterrasse aber – dort liegt die Pferdebahntrasse – bedürfen bis ins 18. Jahrhundert intensiver Kultivie-

Abb. 10: Spuren des Trassenverlaufes in der heutigen Siedlungsanlage.

65 Vgl. Feiler 1952, S. 111.

66 Ebd., S. 116.

67 Kauer 2002, S. 28f.

68 Körperskelett einer etwa 19 Jahre alten Frau; im Stadtmuseum Leonding im Turm 9, Daffingerstraße 55, 4060 Leonding.

rung. Ein Bild „Hart an der Pferdeeisenbahn 1834“ und der „Bericht eines Reisenden“ aus dem Jahr 1842 gibt den trostlosen Eindruck wieder, den diese Gegend auf Passagiere der Pferdeeisenbahn machte:

„Die Welserhaide selbst ist in ihrem jetzigen Zustande ein ehrenvolles Denkmal des Fleißes der oberösterreichischen Landleute. Noch sind es kaum 50 Jahre, dass diese Haide meist so wüst lag [...]. In den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts fing man an, diese mit Haidegras und dürftigem Gestrippe bewachsene Haide urbar zu machen. Noch verewigt mit Recht der Name der Maxlhaide, den einer der bebauten Landstriche trägt, den Namen des edlen Grafen Maximilian von Seeau, der zuerst das thätige Beispiel zu dieser segensreichen Umgestaltung gab.“⁶⁹

Überliefert ist eine Beschreibung der Maßnahme, „den Straßenkoth darauf zu führen, auch das Getreide nur kurz abzuschneiden, um es einzuackern und verfaulen zu lassen“.⁷⁰ In alten Landkarten und im Franziszeischen Kataster um 1830 findet man hier sogenannte „Hadhäusl“⁷¹, die abseits von den mittelalterlichen Bauernhöfen von Doppl um 1800 errichtet worden sind, um diese Maßnahmen durchzuführen. Heute sind diese Bauernstellen durch Siedlungshäuser überbaut.

Dieser Raum hat sicherlich durch die Pferdeeisenbahn eine Belebung erfahren. Nach dem Rückbau der Bahn ist er aber wieder in seinen ursprünglichen Zustand, den man mit „schwierige Bodenverhältnisse“ beschreiben kann, zurückgefallen. Dem dortigen Schotterboden fehlt eine Lößdecke, was zu raschem Austrocknen des Bodens führt. Heute ist es der am dichtesten besiedelte Teil von Leonding. Auch Industriebetriebe haben sich dort niedergelassen. Unter den neu entstandenen Straßen griff man bei der Namensgebung oft auf den Namensteil „-wiese“ zurück.

WAS BLEIBT?

Die Südstrecke wird schon ab 1859 nach und nach abgetragen, die Nordstrecke beendet erst im November 1872 den Betrieb. Technische Errungenschaften kombiniert mit dem vertrauten Zugmittel Pferd hat die Strecke Budweis – Linz – Gmunden zur ersten längeren Eisenbahn auf dem europäischen Kontinent gemacht. Verbesserungen an Dampflokomotiven bedeuten das Aus für die Zugpferde. Der Vormarsch der Eisenbahn ist nicht mehr aufzuhalten, Bahntrassen werden errichtet, erweitert, verbessert, aber auch wieder stillgelegt. Das hat großen Einfluss auf die betroffene Region und ihre Einwohner. Bahnen durchschneiden zwar Landschaften und Orte, aber verbinden Länder.

Die Entwicklung der Eisenbahn wesentlich vorangetrieben zu haben, muss man den Engländern zuschreiben; die Eisenbahn auch in schwierigem Gelände wie im Gebirge einzusetzen, das ist der Beitrag Österreichs zu einer Erfolgsgeschichte, die das Verkehrswesen, den Gütertransport und auch den Personentransport tiefgreifend reformiert.

⁶⁹ Weidmann 1842, S. 38.

⁷⁰ Heinse 1812, S. 159f.

⁷¹ Die Häuser sind heute demoliert oder in Neugebäude integriert. WGS 84: 48,247132, 14,248642
Quelle: Land Oberösterreich – data.ooe.gv.at.

DIE WICHTIGSTEN PROTAGONISTEN

Franz Josef Ritter von Gerstner

wird am 23. Februar 1756 in Komotau in Böhmen geboren. Er zeigt früh Interesse am technischen Fortschritt und erwirbt umfassende Kenntnisse. Im Jahre 1801 erhält er von der Regierung den Auftrag, in Prag ein technisches Institut zu errichten. Diese neue Lehranstalt wird 1806 gegründet und gilt als Vorläuferin der technischen Hochschulen in Österreich. Gerstner unterrichtet dort als Professor für höhere Mathematik und Technik. 1813 verfasst er ein Buch über die Vorteile der Eisenbahn und befürwortet deren Einführung. Das Werk findet weite Verbreitung und wird im Jahre 1827 sogar ins Französische übersetzt.

Franz Josef Ritter von Gerstner stirbt, nachdem er an der Ausführung der ersten Eisenbahn in Österreich tätigen Anteil genommen hat, am 25. Juni 1832 im 76. Lebensjahr in Mladiegow, Bezirk Jicin, in Böhmen.⁷² Sein Sohn

Franz Anton Ritter von Gerstner

wird am 19. April 1796 in Prag geboren. Er studiert Philosophie am Polytechnischen Institut seines Vaters, hört aber auch Vorlesungen über Mathematik und Mechanik. Im Jahre 1818 erhält er im Alter von nur 23 Jahren eine Professur am Polytechnikum in Wien. Er reist dreimal nach England, um dort die technische Entwicklung zu studieren.⁷³ Gerstner junior, der als rastloser Arbeiter gilt, ist der Empfänger des kaiserlichen Privilegs zum Bau einer Holz- und Eisenbahn und ihr erster Bauleiter. Nach seiner Freisetzung geht er zunächst nach Prag, um das von seinem Vater verfasste Handbuch der Mechanik herauszugeben. 1834 zieht er nach Russland und baut die erste 27 Kilometer lange russische Eisenbahn Petersburg – Zarskoje-Selo. Ab 1838 lebt er in Amerika und hat große Pläne. Am 12. April 1840 stirbt er dort im Alter von 44 Jahren.⁷⁴

Matthias Schönerer

kommt am 10. Jänner 1807 in Wien zur Welt und stirbt dort am 1. Oktober 1881. Er absolviert Studien an den polytechnischen Hochschulen in Prag und Wien und wird von Gerstner junior zum Dienst beim Bahnbau herangezogen.⁷⁵ Als er Gerstners Nachfolger als Bauführer beim Weiterbau der Pferdeeisenbahn wird, verlegt er seinen Wohnsitz während der Bauarbeiten nach Linz. Auch die Bahn von Wien nach Gloggnitz, das erste Teilstück der Semmeringbahn, ist sein Werk. Außerdem arbeitet er als Verwaltungsbeamter der 1858 bis Linz gebauten Westbahn. 1860 wird er von Kaiser Franz Josef I. wegen seiner Verdienste um das Eisenbahnwesen in Österreich geadelt. Matthias Ritter von Schönerer gilt als einer der bedeutendsten Eisenbahningenieure Österreichs, ist Bauunternehmer und Baudirektor und gründete nach amerikanischem Vorbild die erste Lokomotivfabrik in Österreich.⁷⁶



Abb. 11: Franz Josef Ritter von Gerstner.

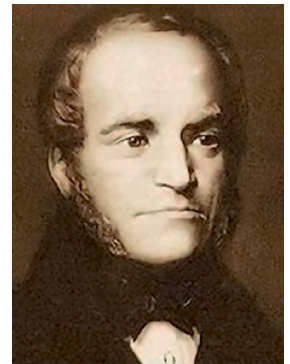


Abb. 12: Franz Anton Gerstner.



Abb. 13: Matthias von Schönerer.

72 Vgl. Constantini 1963, S. 11f.

73 Vgl. ebd., S. 13f.

74 Enderes 1926, S. 11f.

75 Constantini 1963, S. 23f.

76 Enderes 1926, S. 12.

Franz Bergauer

geboren am 3. Dezember 1805 in Horowitz, gestorben am 11. Oktober 1886 in Linz, ist ein Nestor des österreichischen Eisenbahnwesens. Er besucht die Technische Lehranstalt in Prag und tritt nach seiner Ausbildung eine Stelle bei der k. k. Privilegierten Eisenbahngesellschaft an. Er ist an Bau und Betrieb der Pferdeeisenbahn Budweis – Linz – Gmunden beteiligt, zuletzt als Betriebsinspektor, später bei der Kaiserin-Elisabeth-Westbahn. Nach der endgültigen Abwicklung aller Geschäfte der Pferdeeisenbahn wird Bergauer im Jahre 1875 in den dauernden Ruhestand versetzt. In seiner Hinterlassenschaft finden sich sein eigener Schriftwechsel sowie Aktenmaterial über Bau und Betrieb der Pferdeeisenbahn, Tagebücher aus der Bauzeit und persönliche Angaben über einzelne Mitarbeiter. Sein Enkel verkauft diese Dokumente 1929 an das Oberösterreichische Landesarchiv, wo sie unter dem Namen „Sammlung Bergauer“ zugänglich sind. Diese Sammlung ist eine wichtige und wertvolle Quelle für die Geschichte der Eisenbahn und eine wesentliche Ergänzung der anderen Sammlungen zum Thema.⁷⁷

Franz Zola

Franz Zola wird 1795 unter dem Namen Francesco Antonio Giuseppe Maria Zolla in Venedig geboren, dient als Offizier in Padua und studiert auch dort. 1818 schreibt er eine viel beachtete Abhandlung über Vermessung und Nivellierung.⁷⁸ 1819 legt er seine Offiziersstelle zurück und begründet diesen Schritt später unter anderem mit der Einführung strenger Strafen durch die Habsburger, wie etwa der Bastonade.

Zolla kommt nach Österreich und ändert seinen Namen auf Franz Zola. Er wirkt beim Bau der Budweiser Pferdeeisenbahn mit und plant, die Strecke Linz – Gmunden zu errichten, scheidet dabei und geht 1830 enttäuscht nach Frankreich. Er ändert nochmals seinen Namen auf François Antoine Marie Zola und landet zunächst bei der gerade gegründeten französischen Fremdenlegion, scheidet nach einer obskuren Finanzaffäre bald auch hier aus. Man kann ihm aber keine Schuld nachweisen. Er geht nach Marseille, eröffnet ein Ingenieurbüro und kommt schließlich 1843 nach Aix-en-Provence. 1847 stirbt er in Marseille auf einer Dienstreise. Er hinterlässt seiner Frau und seinem erst siebenjährigen Sohn Emile, der als Schriftsteller Berühmtheit erlangen wird, große Schulden.

Noch bei der Fremdenlegion reicht Zola ein Projekt einer Fortifikation für Paris ein. Es wird zunächst nicht beachtet, später wird aber doch eine detachierte Anlage der Festungsbauten gewählt, wie Zola sie in Linz gesehen haben mag. Kurz nach dem Tod seines Vaters, schreibt Emile Zola später, werden anlässlich einer Baustellenfeier bei einem von Zola geplanten Wasserbau der siebenjährige Sohn und die Witwe geehrt und



Abb. 14: Franz Zola.

der Vater als Mann geschildert, den man als Wohltäter des Landes bezeichnen kann. In Aix-en-Provence gibt es noch heute einen Boulevard mit Namen „François et Emile Zola“.

Emile Zola trägt mit einem Zeitungsartikel „J'accuse...!“ (Ich klage an!) 1898 zur Rehabilitierung des wegen Landesverrats verurteilten jüdischen Offiziers Alfred Dreyfus bei. Er selbst wird in diesem Zusammenhang angeklagt und verurteilt, aber 1900 amnestiert. Im Prozess versucht man, seinen Vater François zu diffamieren. („Votre père était

⁷⁷ Constantini 1963, S. 25; OÖLA Sammlung Bergauer.

⁷⁸ Trattato di Livellazione topografica di Francesco Zolla dott. in Matematica Padova 1818.

un voleur / Ihr Vater war ein Dieb“). Er sei aus der österreichisch-italienischen Armee in Unehren entlassen worden, habe auch Österreich in Unehren verlassen. Die Affäre bei der Fremdenlegion wird neuerlich aufgewärmt. Für sein Wirken in Österreich sucht Emile Zola Nachweise beim Sohn Franz Bergauers, seines Kollegen beim Bau der Pferdeisenbahn. Aus diesem Schriftverkehr und der Zusammenfassung durch Josef Sames erfährt man viel über Franz Zola und die Pferdeisenbahn.⁷⁹ Schuldhaftes Verhalten kann auch jetzt nicht festgestellt werden.

QUELLEN UND LITERATUR:

Brunner / Hajn 2007 = Brunner, Johann / Hajn, Ivo: Lexikon konespreznich Zeleznic / Lexikon der Pferdeisenbahnen. Budweis 2007.

Constantini 1963 = Constantini, Otto: Die Linzer Pferdeisenbahn. Linz, Sonderausgabe zum Jahreswechsel 1963/64.

Enderes 1926 = Enderes, Bruno: Die Holz- und Eisenbahn Budweis Linz. Das erste Werk deutscher Eisenbahnkunst. Berlin 1926, Nachdruck 2007.

Feiler 1952 = Feiler, Karl: Die Alte Schienenstraße Budweis-Gmunden. Ernstes und Heiteres aus dem Leben der einzigen großen Überlandbahn mit Pferdebetrieb. Wien 1952.

Gerstner 1824 = Gerstner, Franz Anton: Über die Vortheile einer Anlage einer Eisenbahn zwischen Moldau und Donau. Wien 1824.

Heinse 1812 = Heinse, Gottlob Heinrich: Linz und seine Umgebungen. Linz 1812.

Hertha 1827 = Hertha, Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Freiherrn Alexander von Humboldt, besorgt von Heinrich Berghaus in Berlin und Karl Friedrich Vollrath Hoffmann in Stuttgart. Neunter Band. Stuttgart und Tübingen 1827.

Horn 2012 = Horn, Alfred: Von den Anfängen bis 1938. In: Artl, Gerhard / Gürtlich, Gerhard / Zenz, Hubert, (Hg.): Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft – 175 Jahre Eisenbahn in Österreich. Wien 2012, S. 27–67.

Kauer 2002 = Kauer, J. A.: Ehemalige Pferdeisenbahntrasse. In: Leondinger Gemeindebrief 152/2002, S. 28–29.

Pfeffer / Kleinhanns 1982 = Pfeffer, Franz / Kleinhanns, Günther: Budweis-Linz-Gmunden. Pferdeisenbahn und Dampfbetrieb auf 1106 mm Spurweite. Linz 1982.

Weber 1891 = Die böhmisch-hydrrotechnische Privatgesellschaft 1807–1809. Ein Beitrag zur Geschichte der Verbindung von Donau und Moldau von Dr. Ottocar Weber. In: Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, XXIX. Jahrgang. Prag 1891, ohne Seitenangabe.

Weidmann 1842 = Weidmann, Franz Carl: Die Budweis-Linz-Gmundner Eisenbahn. Wien 1842

Zola 1901 = Zola, Emile: La Vérité en Marche. Paris 1901.

Bestände des Oberösterreichischen Landesarchivs und des Österreichischen Staatsarchivs

79 Feiler 1952 S. 95 FN18; Constantini 1963 S. 25–29; OÖLA Sammlung Bergauer; OÖLA Eisenbahnarchiv Sammlung Josef Sames; Zola 1901, S. 234, 236, 237, 238, 240, 258, 259, 266, 282, 289, 294, 300, 308; Übersetzung G. Tolar.

BILDNACHWEISE:

Abb. 1: A. Bayer, Eröffnung 1832, als gemeinfrei gekennzeichnet, Details auf Wikimedia Commons

Abb. 2, 3, 4, 9: OÖLA, Sammlung Bergauer, Pläne und Karten Mappe 2

Abb. 5: © Günther Kleinhanns

Abb. 6: Chris55, Locomotion No. 1., CC BY-SA 3.0

Abb. 7: © Gerhard Tolar, 2013

Abb. 8: Dralon, Pferdeisenbahn Budweis Linz Waechterhaus 39, CC BY-SA 2.0.

Abb. 9: OÖLA, Sammlung Bergauer, Pläne und Karten Mappe 2

Abb. 10: Quelle: Land Oberösterreich – data.ooe.gv.at; Beschriftungen vom Autor

Abb. 11: anonym, GerstnerSen Linz Budweis Railway, als gemeinfrei gekennzeichnet, Details auf Wikimedia Commons

Abb. 12: anonym, Franz Anton Gerstner HorseTram, als gemeinfrei gekennzeichnet, Details auf Wikimedia Commons

Abb. 13: Franz Eybl (1806-1880), Matthias von Schönerer Litho, als gemeinfrei gekennzeichnet, Details auf Wikimedia Commons

Abb. 14: signed „MP“, Franz Zola (Wiener Bilder 20. März 1898), als gemeinfrei gekennzeichnet, Details auf Wikimedia Commons

BAU UND SANIERUNG DES BOSRUCK-EISENBAHTUNNELS

Klaus-Dieter Richter

DIE KREMSTALBAHN

Heute ist der Bosrucktunnel ein Teil der Pyhrnbahn, die von Linz über Kirchdorf an der Krems und Spital am Pyhrn nach Selzthal führt und Oberösterreich mit der Steiermark verbindet. Vorläuferin war die Kremstalbahn, die in den 80er-Jahren des 19. Jahrhunderts gebaut wurde. Der Bau erfolgte in mehreren Etappen:¹ 1881 die Strecke Linz – Kremsmünster, bereits 1883 weiter bis Kirchdorf und Michldorf. Nicht sehr weit abseits der Kremstalbahn-Strecke liegt der schon damals für sein Heilwasser berühmte Ort Bad Hall, und 1887 bekam Hall eine eigene, etwa vier Kilometer lange Stichbahn, ausgehend von der Station Unterrohr.

Im Jahr 1888 wurde das Vorhaben publik, die Steyrtalbahn ausgehend von Steyr bis nach Klaus und noch weiter in den Süden zu führen. Um nicht ins Hintertreffen zu geraten, beeilte sich die Kremstalbahn-Gesellschaft, für die neun Kilometer lange Strecke bis Klaus, deren Bau durch das schwierige Terrain sehr kostspielig war, genügend Geldmittel aufzutreiben. Das gelang auch tatsächlich in kurzer Zeit, Aufrufe zur Subskription von Aktien brachten, wie auch schon für die vorangegangenen Bauabschnitte, die erforderlichen Mittel; nicht nur das Land Oberösterreich, die Stadt Linz und verschiedene große Firmen folgten dem Aufruf, auch viele Private, vor allem Linzer, beteiligten sich. Im November 1888 konnte die neue Teilstrecke eröffnet werden.

An eine Fortsetzung der Bahn Richtung Süden nach Spital und Windischgarsten war aber trotz aller Bemühungen nicht zu denken: Die Baukosten waren exorbitant hoch, und obwohl 1889 das Handelsministerium die Bewilligung zu technischen Vorarbeiten der Strecke erteilte und 1890 die Trassenrevision stattfand, kam es zu keinem Baubeginn.

Im Jahr 1902 fanden Verhandlungen zwischen dem Eisenbahn-Ministerium und der Direktion der Kremstalbahn-Gesellschaft statt, denn die Staatseisenbahn-Verwaltung hatte großes Interesse daran, die Kremstalbahn zu übernehmen. Im November desselben Jahres kam es, nach sehr zähen und schwierigen Verhandlungen, zur pachtweisen Übernahme der Bahn durch den Staat; mit 1. Jänner 1906 wurde die Kremstalbahn verstaatlicht.

¹ Die Zusammenfassung des Kremstalbahnbaus folgt der Darstellung bei Türk 2010, S. 1–11.

DIE PYHRNBahn

Die Pyhrnbahn bildet die Verlängerung der Kremstalbahn von Klaus nach Selzthal und wurde in drei Etappen verwirklicht: Bau des Bosrucktunnels mit dem Baubeginn 1901, Bau der restlichen Strecke Klaus – Selzthal mit dem Baubeginn 1903, und Umbau der Kremstalbahn Linz – Klaus zur Hauptbahn mit dem Baubeginn 1904.

Die Strecke Klaus – Spital am Pyhrn wurde am 19. November 1905, die den Bosrucktunnel enthaltende Strecke Spital am Pyhrn – Selzthal am 20. August 1906 dem Verkehr übergeben.²

DER BAU DES BOSRUCK-EISENBAHNTUNNELS 1901 BIS 1906, EIN SCHWIERIGES UND TEURES UNTERFANGEN³

Der Bosrucktunnel liegt auf der Pyhrnbahn-Strecke, ist 4.765 Meter lang, hat fast Nord-Süd-Richtung und steigt von Nord mit drei Promille, von Süd mit 13 Promille gegen die Scheitelstelle an. Die größte Gebirgsüberlagerung erreicht eine Höhe von 1.280 Metern. Bei einer Gesteinstemperatur von neun Grad schwankt die Temperatur im Stollen zwischen 11 und 12 Grad, während die Gewässer sechs bis acht Grad Celsius aufweisen. Die größte Herausforderung für die Tunnelbauer bestand in der großen Vielfalt schwierig zu bearbeitenden Gesteins. Am leichtesten zu behandeln war noch der Werfener Schiefer; es gab drückendes Haselgebirge⁴, außerordentlich wasserführende Breccienkalke⁵, die durch ihre Klüfte sogar bis an die Oberflächengewässer reichten, dazu kamen noch Berggrus⁶, Anhydrite⁷, durch Feuchtigkeit stellenweise in Gips übergegangen, zerfallende, ausgelaugte Kalke, Gipsmergel, Dolomite, sandigglimmerige Schiefer, poröse und zerklüftete Kalke und so weiter. Gänzlich überraschend kamen für die Tunnelbauer die schlagenden Wetter, die sich in den Klüften des schwarzen Kalkes angesammelt hatten.⁸

Ursprünglich war die „Kraftstation“, wie man sie bezeichnete, auf der Nordseite des Tunnels eingerichtet. Betrieben wurden die Turbinen vom Wasser des so genannten „Schreienden Baches“, der oberhalb des Tunnels entspringt. Eine 2.000 Meter lange Rohrleitung mit einem Nutzgefälle von 210 Metern und einem Durchfluss von 200 Litern pro Sekunde ermöglichte den Betrieb einer Turbine mit 35 PS zum Antrieb der Ventilatoren, einer mit 90 PS zum Antrieb der Gesteinsbohrmaschinen, von denen drei

2 Röll 1912, S. 147 (Artikel „Pyhrnbahn“), online verfügbar unter <http://www.zeno.org/Roell-1912/A/Pyhrnbahn>.

3 Die Schilderung folgt im Wesentlichen dem Vortrag von Ing. Blodnig, dem ehemaligen k.k. Bauführer des Tunnels, gehalten am 3. März 1906 und gedruckt in der Zeitschrift des Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereines, Nr. 25, LVIII Jg. Wien 1906, S. 369–374.

4 Brekziöses Gemenge von Steinsalz, Gips und Ton. Vgl. Murawski / Meyer 2010, S. 71.

5 Brekzie, Breccie: verfestigtes Trümmergestein, dessen Bruchstücke eckig-kantig ausgebildet sind. Vgl. ebd., S. 23.

6 Ebd., S. 61: eckiges Schuttmaterial von Sand bis Feinkiesgröße, das sich bei der physikalischen Verwitterung bildet.

7 Ebd., S. 8: Anhydrit, CaSO₄ [Mineral und Gesteinsname!].

8 „Aus den Abfällen gewisser Steinkohlen entwickeln sich aber die gekohlten Wasserstoffgase in großer Menge, und bilden in Verbindung mit atmosphärischer Luft ein Knallgas, das sich durch jeden Funken plötzlich entzündet und mit einem Knalle abbrennt. Von der ungeheuren Gewalt einer solchen Detonation kann man sich nur eine Vorstellung machen, wenn man die fürchterlichen Verwüstungen sieht, welche sie anrichtet.“ *Idioticon* 1856, S. 212, Stichwort Schlagende Wetter.

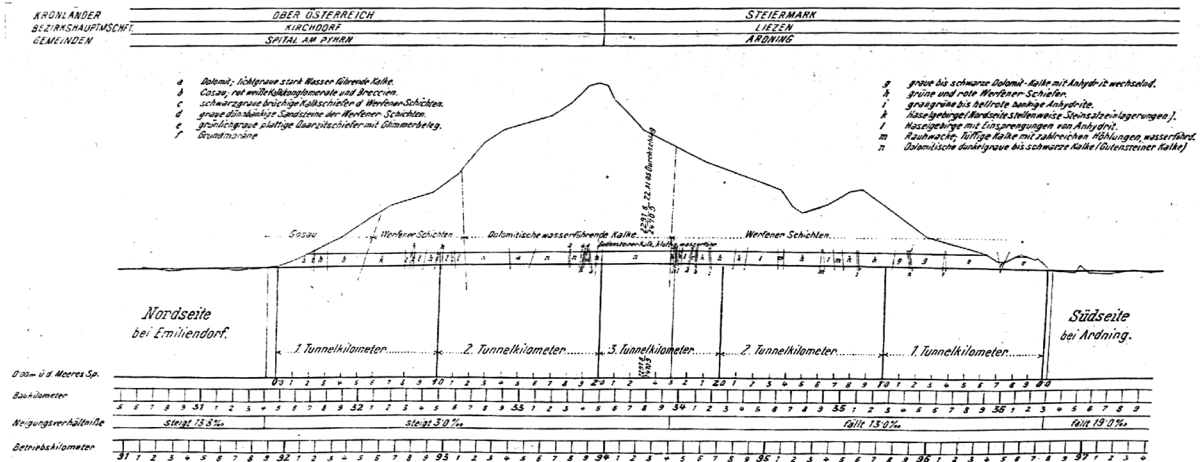


Abb. 1. Längenschnitt.

verschiedene Systeme zur Anwendung kamen. Außerdem gab es noch eine Turbine mit 20 PS für den Betrieb der Werkstätten und eine mit 180 PS. Diese lieferte durch einen Drehstromgenerator für 6.000 Volt „zur elektrischen Kraftübertragung über den Arlingsattel auf die Südseite in einer 7 km langen Fernleitung, für den Betrieb derselben Anlagen wie auf der Nordseite. So waren also anscheinend auf die rationellste Art beide Seiten mit Kraft versehen.“⁹

Wie schon oben erwähnt, reichte der Kalk mit seinen Klüften bis zu den Oberflächengewässern. Das hatte zur Folge, dass immer mehr Wasser des Schreienden Baches mit dem Anfahren dieser Schichten statt durch die Rohrleitung in den Tunnel floss. Die Versorgung der Südseite durch den Generator war nicht mehr länger möglich, es musste im Jahr 1903 am Südportal eine Dampfmaschine installiert werden.

Bereits am 14. August 1901 kam es zu einem Wassereinbruch von 800 Litern pro Sekunde in den Richtstollen, und zwar bei Stollenmeter 528 (Südseite). Die Belegschaft konnte sich zum Glück retten, doch der Stollen wurde durch das mit einbrechende Material beinahe völlig verlegt. Jetzt kam es darauf an, dem eingedrungenen Wasser Abflussmöglichkeiten zu schaffen. Zu diesem Zweck versuchte man, im Sohlstollen – das ist der enge Arbeitsstollen, der später zum vollen Tunnelumfang erweitert wird –, wieder möglichst weit vorzudringen, um dann durch seitlich gebohrte Entwässerungstollen die wasserführende Schicht zu erreichen. Dieser Versuch war leider nicht von Erfolg gekrönt: Immer wieder brach Material ein, und das Wasser, dem durch die Ausräumungen sozusagen der Stöpsel gezogen wurde, schoss im Schwall heraus – überaus gefährlich für die Mannschaft. Dann wurde am Vortrieb eines linksseitigen Wasserstollens gearbeitet. Hier steigerte sich der Zufluss rasch. Das Wasser, das in armdicken Strahlen aus den Spalten und Bohrlöchern sprudelte, war sehr kalt, deswegen musste die Arbeitszeit auf

Abb. 1: Längsschnitt durch den Bosrucktunnel.

9 ÖIAV 1906, S. 369f.

vier Stunden beschränkt und der Schichtlohn auf acht Kronen¹⁰ erhöht werden, damit die Arbeiter überhaupt bereit waren, die Strapazen auf sich zu nehmen; viele erkrankten schwer.

Allerdings war man schließlich erfolgreich, die Wasserschicht wurde angezapft und etwa 100 Liter pro Sekunde flossen ab. Nachdem man noch einen Firststollen vorangetrieben hatte, durch den dieselbe Menge abfloss, hatte man nach vier Monaten schwerster Arbeit endlich dem Wasser zwei Ausgänge verschafft.

Noch einmal drei Monate dauerte es, bis der Vortrieb des Richtstollens wieder aufgenommen werden konnte, denn man musste einen 700 Kubikmeter großen Hohlraum, der durch den Wassereinbruch entstanden war, sichern – eine Aufgabe, die sehr viel Material, Steinquader und Beton, erforderte. Ein eigener Förderstollen wurde angelegt, darin lieferte eine Seilbahn das Benötigte. Diese und auch die beiden Wasserstollen versetzte man schlussendlich mit Steinen, über eine kleine Rinne liefen konstant circa 200 Liter Wasser pro Sekunde ab.

Auch auf der Nordseite gab es immer wieder Wassereinbrüche. Im März 1904 kam es bei circa anderthalb Kilometer ab Tunneleingang zum ersten großen Einbruch, danach gab es noch weitere – armdicke Wasserstrahlen schossen bis zu 15 Meter aus den Spalten und Bohrlöchern. Das hatte man nicht vorausgesehen, und so musste das Kanalprofil für den Wasserabfluss vergrößert werden. Man versuchte, das Wasser hinter Lehmwehren zu stauen und dann durch Röhren abzuleiten, aber schließlich stellte sich heraus, dass man um den Bau einer maschinellen Wasserförderungsanlage nicht herumkam. In einem entsprechend tief ausgehobenem „Sumpf“ wurde das Wasser gesammelt, mit Druckluft gehoben und durch Rohre in den fertigen Kanal abgeleitet. Dazu kamen die Schwierigkeiten mit der durch das Versiegen des Schreienden Baches notwendig gewordenen Dampfanlage, die immer wieder ausfiel. Dadurch wurde die Belüftung des Tunnels unterbrochen, die sonst achtstündige Schicht musste auf zwei bis drei Stunden gekürzt werden.

Dass durch alle diese Widrigkeiten der Tunnelbau nicht nur zeitlich in Verzug geriet, sondern sich auch gewaltig verteuerte, ist klar. Trotzdem rechnete man mit einem Durchschlag für Mai 1905; doch der Berg machte den Tunnelbauern wieder einmal einen Strich durch die Rechnung.

Am 17. Mai 1905 stieß man von Süden her auf klüftigen, schwarzen Kalk, der wie ein Schwamm mit Wasser gefüllt war. Bei Stollenmeter 2.470 brach nach einer Sprengung Wasser mit etwa 1.100 Liter pro Sekunde¹¹ aus der Tunnelsohle, verlegte alle Lüftungsrohre und machte jede Arbeit im Tunnel unmöglich – der bisher größte Wassereinbruch. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, wurde vom Wasser, das in einem Gefälle von drei Promille und mit etwa 2,3 Metern pro Sekunde abfloss, mitgerissen.

Dass dieses Wasser auch explosive Gase mitführen könnte, daran dachte niemand. Zwei Tage nach dem Ereignis erkundete eine Kommission die Gegebenheiten, die nächsten Tage wurden kleine Arbeitstrupps zum Aufräumen in den Tunnel geschickt, immer mit offenem Licht. Am 21. Mai musste die Lüftung des Tunnels völlig eingestellt werden, weil der Kompressor, der die Druckluftleitung betrieb, repariert werden musste. Am

10 1 Krone entspricht im Jahr 1902 einer Kaufkraft von etwa 7,29 € im Jänner 2021. Quelle: Währungsrechner.

11 Das entspricht in etwa der mittleren Wasserführung der Großen Gusen bei Engerwitzdorf. Quelle: Hydrographisches Jahrbuch von Österreich 2017.

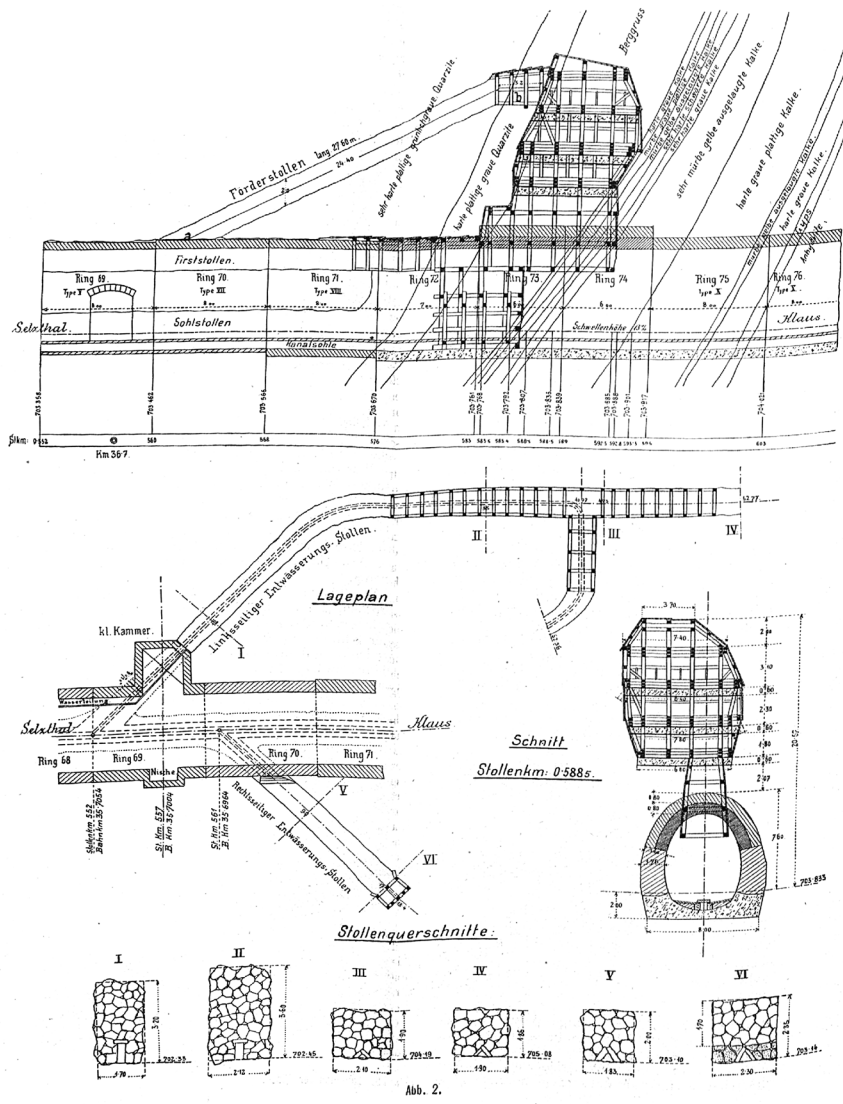


Abb. 2.

Tag darauf fuhr ein Aufseher mit 13 Mann ein, um Materialwagen zu holen. Wegen der fehlenden Lüftung war gerade so viel Methangas mit dem Wasser eingedrungen, dass es durch das offene Licht der einfahrenden Arbeiter zu einer gewaltigen Explosion kam – die Leute hatten keine Überlebenschance.

Die Verbrennungsgase machten anfangs jedes Vordringen zur Unglücksstelle unmöglich. Die Helfer wurden in den giftigen Gasen ohnmächtig, zwei fanden dabei sogar den Tod. Mit äußerster Vorsicht wurden die Belüftungsrohre geborgen und gereinigt, um die Giftgase abzuleiten und eine normale Luftzufuhr zu gewährleisten. Die verunglückten Arbeiter konnten geborgen werden, und nach etwa acht Monaten begannen die Tunnelarbeiten wieder halbwegs anzulaufen. Eine neue Dampfmaschine mit 300 PS

Abb. 2: Maßnahmen zur Sanierung des Wassereintruches und des entstandenen Hohlraumes.

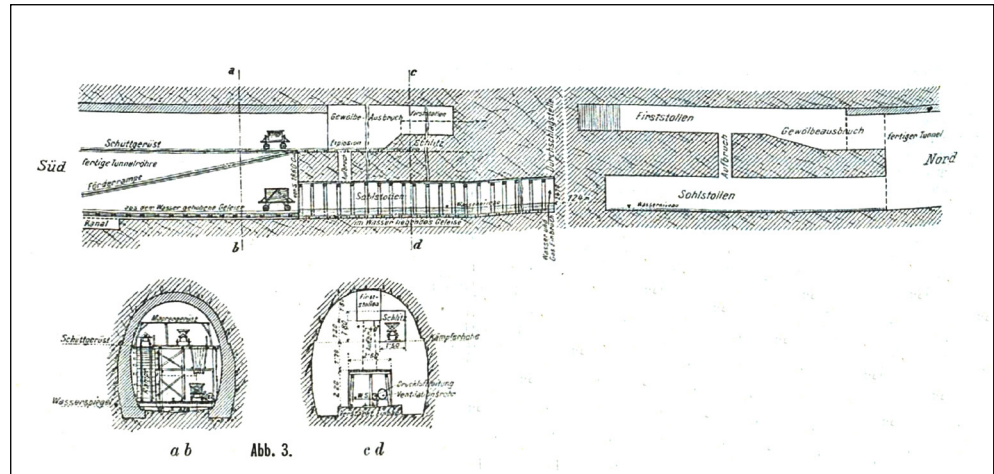


Abb. 3: Situation nach der Explosion im Mai 1905. Längenschnitt mit verkürzten Horizontalmaßen.

für den Betrieb von zwei Ventilatoren wurde im Oktober in Gang gesetzt, um eine gute Belüftung zu garantieren.

Am 17. Mai, am Tag der Katastrophe, hatte die Wand zwischen den beiden Sohlstollen nur mehr 124 Meter betragen. Infolge der weiterhin ausströmenden Gase, des Wassers in den Stollen und der allgemeinen Instabilität konnte man erst Ende Oktober 1905 wieder mit dem maschinellen Vortrieb des First- und des Sohlstollens auf der Nordseite beginnen; die Arbeiten auf der Südseite gestalteten sich wesentlich komplizierter, doch gelang am 22. November der Durchschlag – die Richtungsabweichung betrug 153 Millimeter, der Höhenunterschied 30 Millimeter.



Abb. 4: Durchschlag. Kronen gelautet. Tatsächlich aber wurden insgesamt 9,426.400 Kronen verbraucht. Der Laufmeter Tunnelstrecke belief sich damit auf 1.980 Kronen.¹³

DIE SANIERUNG DES BOSRUCK-EISENBAHTUNNELS 1963 BIS 1965

Um Schäden durch Wassereintritte, Gebirgsdruck und die Rauchgase der Dampflokomotiven zu sanieren, musste der Tunnel über mehr als eineinhalb Jahre gesperrt und gründlich saniert werden. Gleichzeitig wurde der Streckenabschnitt Spital am Pyhrn – Selzthal elektrifiziert. Die Arbeiten im Tunnel wurden von einer Arbeitsgemeinschaft, be-

12 Vgl. Röll 1912, S. 468 (Artikel „Bosrucktunnel“); online verfügbar unter <http://www.zeno.org/Roell-1912/A/Bosrucktunnel>.
 13 Wie Anm. 2; in heutiger Kaufkraft wären das etwa 62.700 €. Quelle: wie Anm. 10.

stehend aus den Firmen Union Baugesellschaft, Ast und Co., G. Hinteregger und Söhne, Hitz und Co., Neue Hoch-Tief und Kallinger durchgeführt; diese und andere Firmen der Bauindustrie sind auch bereits Geschichte. Sie wurden von anderen Firmen gekauft oder gingen in Konkurs.

Die notwendigen Arbeiten waren vielfältig, hier eine kleine Auswahl:



Abb. 5: Gewölbeausbruch.

Abb. 6: Aufbringen des Sicherungsspritzbetons und einer geglätteten Mörtelschicht.

Das Mauerwerk musste von der durch den Dampflokbetrieb entstandenen Rußschicht befreit werden. Das geschah mit Druckwasser und Schremmhammer. Der Mörtel der Mauerwerksfugen war durch die sulfathältigen Bergwässer zerstört, daher wurde er ausgeschremmt und die Fugen mit Spritzbeton verfüllt. Entstandener Hohlraum musste bewehrt und ausbetoniert werden, Zementmilch injiziert und die Tunnelringe in druckhaftem Gebirge mit Perfo-Ankern¹⁴ und bewehrten Spritzbetonschalen verstärkt werden.

Der Schienenstrang samt Schwellen und Schotterbett wurde abgetragen, der alte Sohlkanal abgebrochen und ein neuer ausgehoben, diesmal in etwas anderer Technik: Auf die betonierte Sohle kam ein U-förmiger Betonfertigteil, dann wurden die Seitenwände eingeschalt und der Raum zwischen Aushub und Schalung mit Beton verfüllt. Nach Erhärtung des Betons verlegte man die Abdeckung des Kanals mit Betonfertigteilen.



Abb. 7: Aufbau eines Leererüstes auf einem ÖBB-Waggon zum Betonieren des Gewölbes. Ein Blech als Schalhaut fehlt noch.

14 Perfo-Anker bestehen aus zwei gelochten Blechhalbschalen, welche mit Zementmörtel gefüllt und mit Draht zusammengebunden werden. Dieses gefüllte Rohr wird in das zuvor hergestellte Bohrloch eingeschoben. Anschließend wird eine Rippentorstahlstange mit einseitiger Spitze in das mit Zementmörtel gefüllte Perfo-Rohr von Hand oder mit einem Presslufthammer eingetrieben. Das Gewinde am Ende der Stange zum Festschrauben der Ankerplatte muss beim Eintreiben durch eine Kappe geschützt werden. Der Bolzen drängt den Mörtel durch die Löcher in den freien Raum des Bohrloches und füllt diesen vollständig aus, wodurch der Anker auf der ganzen Länge festhaftet und gegen Rost geschützt ist.



Abb. 8: Südportal. Schließlich erfolgte noch die Montage der speziellen Elemente: für die Aufhängung der Fahrleitung zum Beispiel oder für den Gleisbau.
Am 29. Mai 1965 wurde die Strecke wiedereröffnet. Ab diesem Zeitpunkt führen Personenzüge durchgehend in Dieseltraktion, während bei Güterzügen in Spital am Pyhrn von Dampflok auf E-Lok beziehungsweise umgekehrt umgespannt werden musste.

QUELLEN UND LITERATUR:

Hydrographisches Jahrbuch von Österreich 2017 = <https://info.bml.gv.at/themen/wasser/wasser-oesterreich/hydrographie/der-weg-zu-dendaten/jahrbuch2017.html>.

Idioticon 1856 = Scheuchenstuhl, Carl von: Idioticon der österreichischen Berg- und Hüttensprache: zum besseren Verständnisse des österr. Berg-Gesetzes und dessen Motive für Nicht-Montanisten. Wien 1856. Online verfügbar unter <https://www.digitale-sammlungen.de/de/search?query=all%3A%28Idioticon+der+%C3%B6sterreichischen+Berg+und+H%C3%BCttensprache%29>.

Murawski/Meyer 2010 = Murawski, Hans / Meyer, Wilhelm: Geologisches Wörterbuch. Heidelberg ¹²2010.

ÖIAV 1906 = Blodnig, M. J.: Die Bauschwierigkeiten beim Bosrucktunnel. In: Zeitschrift des Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereines. Nr. 25, LVIII Jg. Wien 1906, S. 369–374.

Röll 1912 = Röll, Viktor Freiherr von: Enzyklopädie des Eisenbahnwesens, Band 2. Berlin, Wien 1912.

Türk 2010 = Türk, Paul: Geschichte der Kremstalbahn von der Gründung bis zur Verstaatlichung (1880 – 1906): (1906). Veröffentlichungen des Info-Büros für österreichische Eisenbahngeschichte 11. Sattledt 2010. [Dieser Text war ursprünglich 1906 in Linz erschienen. Herausgeber war das „Liquidations-Komitee der Kremstalbahn-Gesellschaft in Linz“.]

Währungsrechner = Historischer Währungsrechner der Österreichischen Nationalbank: <https://www.eurologisch.at/docroot/waehrungsrechner/#/>.

<http://www.zeno.org/Roell-1912/A/Bosrucktunnel>

<http://www.zeno.org/Roell-1912/A/Pyhrnbahn>

Alle Links zuletzt eingesehen am 05.03.2023.

BILDNACHWEISE:

Abb. 1: ÖIAV 1906, S. 370

Abb. 2: Ebd., S. 371

Abb. 3: Ebd., S. 373

Abb. 4: Friedrich Hochreiter (1842 – 1909), gemeinfrei

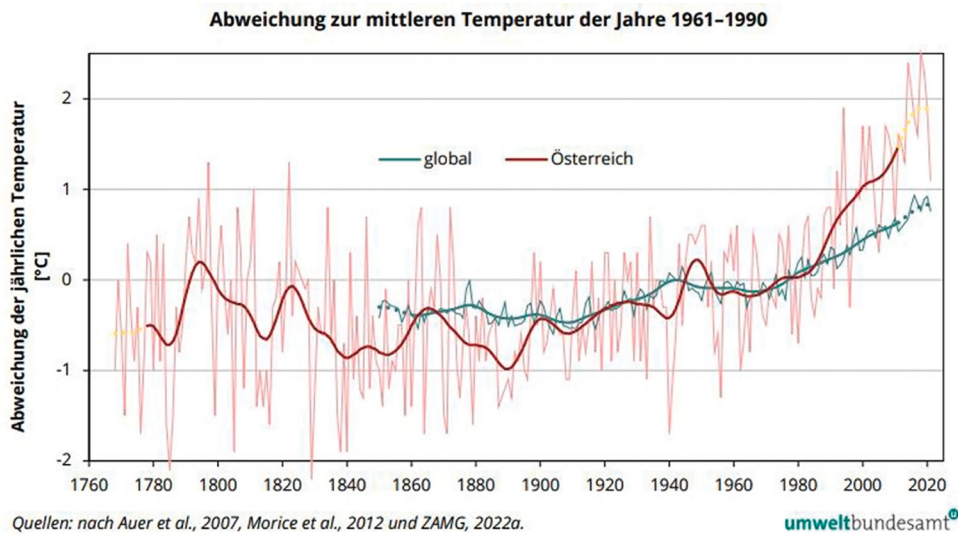
Abb. 5, 6, 7: Klaus Richter

Abb. 8: Walter Isack (isiwal), CC BY-SA 3.0 AT

KLIMAVERÄNDERUNGEN IN OBERÖSTERREICH UND ANPASSUNGSMASSNAHMEN

Klaus Bernhard / Reingard Peyrl

Die verstärkte Erwärmung unseres Klimasystems durch den vom Menschen verursachten zusätzlichen Treibhauseffekt stellt global eines der größten aktuellen Umweltprobleme dar. In den letzten 100 Jahren erhöhte sich die Durchschnittstemperatur in Oberösterreich um etwa 1,5 Grad Celsius, was langjährige Temperaturreihen, wie etwa aus Kremsmünster, untermauern.¹ Im globalen Vergleich steigt die mittlere Jahrestemperatur in Österreich damit rascher als in anderen Teilen der Welt.



Neben der Erhöhung der mittleren Temperatur ist der Klimawandel bereits jetzt auf verschiedenste Weise in Oberösterreich merkbar. Seit Mitte des 20. Jahrhunderts verlängerte sich die Vegetationsperiode um zwei Wochen. Der Blattaustrieb erfolgt früher und der herbstliche Blattabfall verspätet sich. Neue wärmeliebende Tier- und Pflanzenarten, die teilweise auch schädlich für bestehende Kulturpflanzen beziehungsweise Ökosysteme sein können, werden heimisch und Verschiebungen des Vogelzugs können beobachtet werden. Die winterliche Schneebedeckung nimmt langfristig langsam ab, der

Abb. 1: Entwicklung der Jahresmitteltemperatur in Österreich und global.

¹ ZAMG 2012.

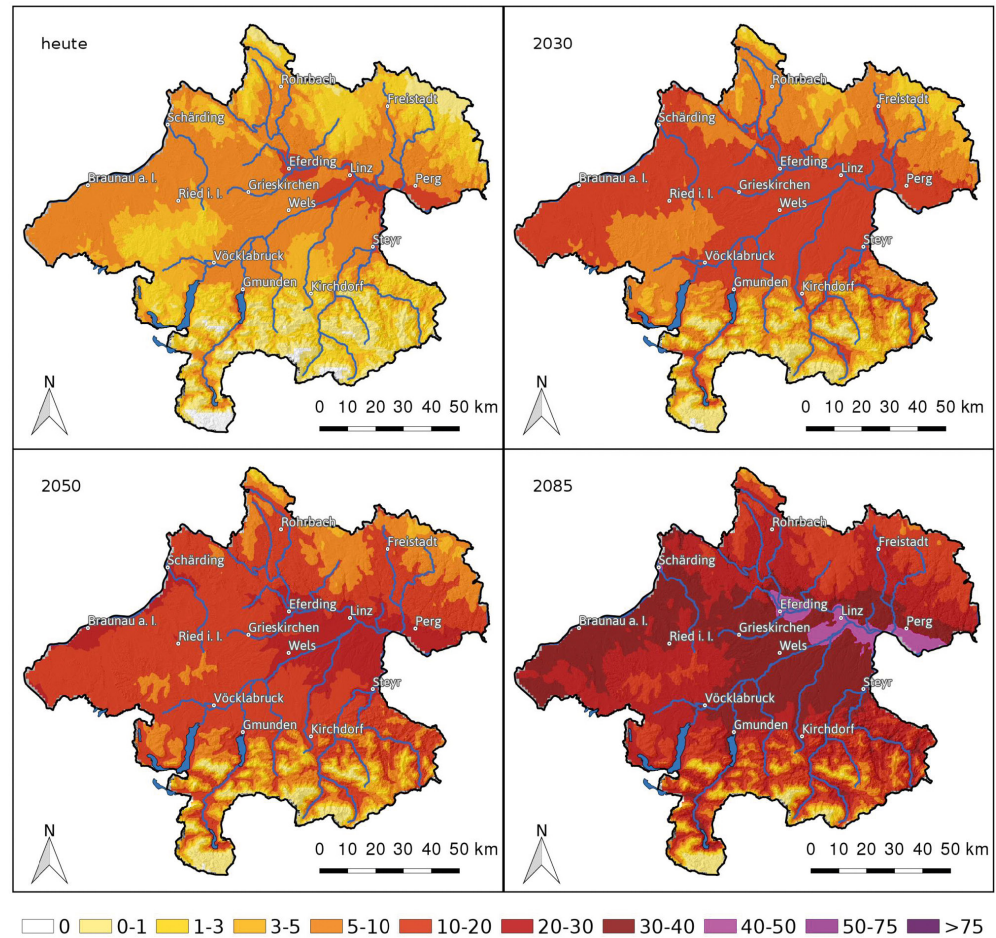


Abb. 2: Mittlere Häufigkeit an Hitzetagen in Oberösterreich 2015, 2030, 2050 und 2085 (mittleres Szenario).

Dachsteingletscher schmilzt. Sommerliche Hitzetage mit 30 Grad und mehr nehmen zu, winterliche Frosttage mit Ganztagestemperaturen unter null Grad ab.

Auf Grundlage von meteorologischen Daten aus mehr als 200 Wetter- und Luftmessstationen in ganz Oberösterreich und langjährigen Beobachtungen des Dachsteingletschers hat die Universität für Bodenkultur in Wien in Zusammenarbeit mit der Abteilung Umweltschutz des Amtes der Oberösterreichischen Landesregierung mögliche Klimaszenarien bis zum Jahr 2100 berechnet. Im kühlestem Szenario steigt die Jahresmitteltemperatur bis 2085 um 1,7 Grad Celsius, im mittleren Szenario um 3,5 Grad und im wärmsten Szenario um 6,5 Grad. Abbildung 2 zeigt Prognosekarten für auftretende Hitzetage bis 2085 im mittleren Szenario.

Die auf den Berechnungen der Universität für Bodenkultur beruhende öffentlich zugängliche interaktive Webanwendung CLAIRISA² ermöglicht die Abfrage von Klima- und Luftgütedaten sowie Klimaszenarien für jeden oberösterreichischen Ort. Nach diesen Prognosen werden trotz aller Maßnahmen zur Intensivierung des Klimaschutzes (Dekarbonisierung) Anpassungen an den Klimawandel erforderlich.

² <https://www.doris.at/themen/umwelt/clairisa.aspx>.

Durch den allgemeinen Klimawandel in Verbindung mit der zunehmenden Verstädterung besonders im oberösterreichischen Zentralraum werden Wärmeinseleffekte verstärkt spürbar, sodass Maßnahmen zur Klimawandelanpassung besonders im Gesundheitsbereich vordringlich werden. Die städtische Wärmeinsel ist charakterisiert durch die Temperaturdifferenz zwischen wärmerer Stadt und kühlerem Umland. Die Lufttemperatur in Städten hängt unter anderem von der Gebäudestruktur, den thermischen Eigenschaften der Bausubstanz, den Strahlungseigenschaften der Oberflächen und der anthropogenen Wärmefreisetzung zum Beispiel durch Hausbrand, Verkehr und Industrie ab.³ Um negative körperliche Folgen durch steigende Temperaturen abzuwenden, sind eine effiziente Kühlung und temperaturregulierende Grünräume mit schattenspendenden Bäumen unverzichtbar.

In einem geringeren Ausmaß werden sich die durchschnittlichen Niederschlagsmengen verändern, allerdings ist mit vermehrten lokalen Starkregenereignissen zu rechnen, was Hochwasserschutzmaßnahmen nicht nur an den größeren Flüssen, sondern auch im Bereich ihrer Zubringer erforderlich macht. Neben technischen Hochwasserschutzmaßnahmen können im Sinne der Eigenvorsorge Maßnahmen zum persönlichen Schutz gesetzt werden (Bauen abseits von Überschwemmungsflächen, Lagerung von Sandsäcken, hochwasserdichte Fenster, Türen und Garagentore et cetera). Tendenziell verlagern sich Niederschläge in Form von Regen vom Sommer in den Winter.

Es ist wahrscheinlich, dass durch den fortschreitenden Klimawandel Blitzschläge häufiger werden. Schon jetzt haben Blitzschläge einen beträchtlichen Anteil an den Brandschäden in Oberösterreich, sodass Blitzschutzanlagen für Gebäude eine noch größere Bedeutung erlangen werden.⁴

Mit dem Klimawandel steht auch die Landwirtschaft vor deutlichen Herausforderungen. Regional unterschiedliche Veränderungen bei Temperaturverteilung und -höhe, Niederschlagsmenge und -intensität, Verteilung von Trockenzeiten und so weiter erfordern Adaptionen, um die Nahrungsmittelsicherheit langfristig gewährleisten zu können. Mit Veränderungen bei den Kultursorten zu trockenresistenteren wärmeliebenden Arten ist zu rechnen. Positiv könnte sich die längere Vegetationsperiode mit steigenden landwirtschaftlichen Erträgen in höheren Lagen bemerkbar machen. Längere Trockenzeiten könnten sich zudem regional auf die Verfügbarkeit von Trink- und Nutzwasser auswirken.

Auf Grund der langen Wachstumszeit von Bäumen kann in der Forstwirtschaft auf klimatische Veränderungen nur sehr langsam reagiert werden. Maßnahmen müssen bereits jetzt gesetzt werden, um in 50 Jahren einen überlebensfähigen vitalen Waldbestand, der obendrein den wirtschaftlichen Ansprüchen gerecht wird, zu haben. Die Fichte, in weiten Teilen Oberösterreichs die gegenwärtige Hauptbaumart, ist ein Nadelbaum mit vergleichsweise geringer Temperaturtoleranz und relativ hohem Niederschlagsbedarf. Steigen die Temperaturen zu stark an und verringert sich das Wasseraufkommen, kommt die Fichte in eine Trockenstress-Situation. Sie produziert weniger Harz und ist kaum widerstandsfähig gegen einen Borkenkäferbefall. Vorrangiges Ziel in der Forstwirtschaft ist daher die Erhöhung des Mischwaldanteiles mit standortgerechten natürlichen Waldgesellschaften, die stabiler gegen Witterungsextreme, Schneedruck, Windwurf und Schädlingsbefall sind.

3 Vgl. Deutscher Wetterdienst 2017.

4 Blitzschutz-Gesellschaft 2017: Brandschäden durch Blitzschlag.

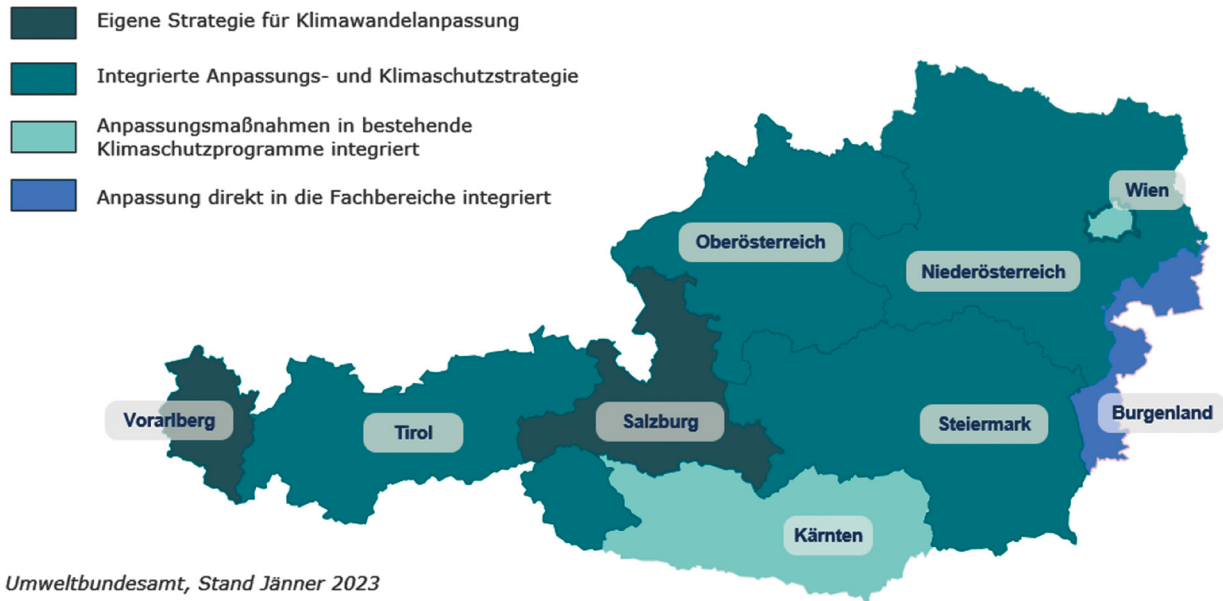


Abb. 3: Klimawandelanpassung in den Bundesländern.

Neben der Funktion als Nutzgut wird das Augenmerk auch vermehrt auf den Erhalt des Waldbestandes und des Waldbodens als natürlicher Schutz gegenüber Naturkatastrophen und Witterungsextremen gelegt.

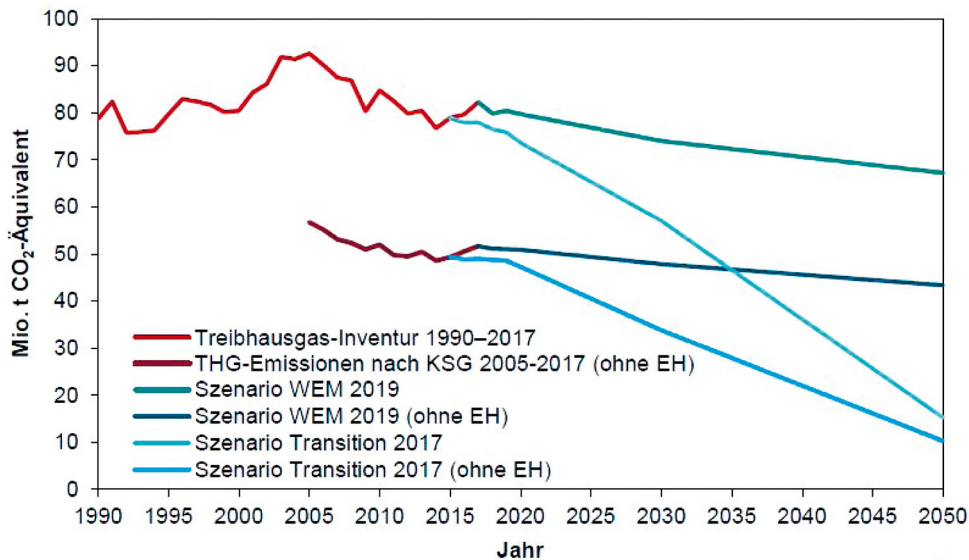
Oberösterreich hat sich als erstes Bundesland verstärkt mit der Anpassung an den Klimawandel beschäftigt und bereits im Jahr 2013 eine eigene oberösterreichische Klimawandel-Anpassungsstrategie veröffentlicht. Zehn Jahre später haben vier Bundesländer, neben Oberösterreich auch Niederösterreich, Tirol und die Steiermark, eine integrierte Anpassungs- und Klimaschutzstrategie. Vorarlberg und Salzburg setzen weiterhin auf eine eigene Klimawandelanpassungsstrategie. Die anderen Bundesländer integrieren die Klimawandelanpassung in bestehende Klimaschutzprogramme oder direkt in die jeweiligen Fachbereiche.

Insgesamt ist der Klimaschutz eines der Themen – wie unter anderem auch Kriminalität, Hochwässer, Luftschadstoffe et cetera –, die sich ständig im Fluss befinden und für die in Oberösterreich regelmäßige Umsetzungsberichte erstellt werden. Beispielsweise gibt es den Umsetzungsbericht zur bereits erwähnten oberösterreichischen Klimawandel-Anpassungsstrategie.⁵

Der Ausstoß an Treibhausgasen ist ein wichtiger Indikator, um Bemühungen zur Verringerung des Klimawandels und gesetzliche Regelungen zu beurteilen. Im Klimaschutzbericht des Umweltbundesamtes, der jährlich veröffentlicht wird, sind die Treibhausgas-Entwicklungen für Gesamtösterreich und auch für die einzelnen Bundesländer

5 Download unter https://www.land-oberoesterreich.gv.at/files/publikationen/Ooe_KlimawandelAnpassungsstrategie_Umsetzungsbericht2021.pdf

Verlauf der österreichischen THG-Emissionen und -szenarien bis 2050



Quellen: UMWELTBUNDESAMT (2018a, 2019c)

umwelthundesamt[®]

ersichtlich. In Oberösterreich gibt es einen eigenen Klima-Index, der zuletzt im Jahr 2018⁶ veröffentlicht wurde.

Seit dem Referenzjahr 1990 haben sich die Treibhausgas-Emissionen in Österreich nur wenig verändert. Nach einem Anstieg bis 2007 ging die Wirtschaftskrise 2008/2009 mit sinkenden Emissionen einher. Seitdem ist die Zeitreihe – beeinflusst auch durch die COVID-19-Pandemie – noch zu kurz, um einen deutlichen Trend ablesen zu können. Abbildung 4 zeigt aber auch die EU-Zielvorstellungen bis 2050. Dieses Ziel ist mit den bestehenden Maßnahmen (WEM = „with existing measures“) nicht zu erreichen, sondern kann nur mit weitreichenden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Umbrüchen einhergehen, was mit „Transition“ (lat. „transitio“ = Übergang) bezeichnet wird. Die Graphik weist zudem die Sektoren außerhalb des Emissionshandels (EH) gesondert aus.

Als starkes Industrieland ist Oberösterreich für fast ein Viertel der gesamtösterreichischen Treibhausgas-Emissionen verantwortlich. Als Hauptverursacher für klimawirksame Treibhausgase liegt die industrielle Produktion in Oberösterreich deutlich vor dem Verkehr, danach folgen die Landwirtschaft, die Gebäude und die Energiewirtschaft. Klimaschutz birgt für den industriellen Sektor aber auch eine große Chance, die Oberösterreichs Wirtschaft und Forschung in zunehmendem Maße wahrnimmt. So hat Landeshauptmann Mag. Thomas Stelzer im Herbst 2018 die europäische Wasserstoff-Initiative unterzeichnet.⁷ Gemeinsam arbeiten Unternehmen und Forschungseinrichtungen an nachhaltigen Wasserstoff-Technologien, die die energieintensive Industrie in Europa weg von fossilen Brennstoffen bringen soll. Ein weiteres

Abb. 4: Entwicklung der österreichischen Treibhausgas-Emissionen und -Szenarien bis 2050.

6 Download unter https://www.land-oberoesterreich.gv.at/files/publikationen/us_Klima-Index_2018.pdf.

7 Presseaussendung 2018.

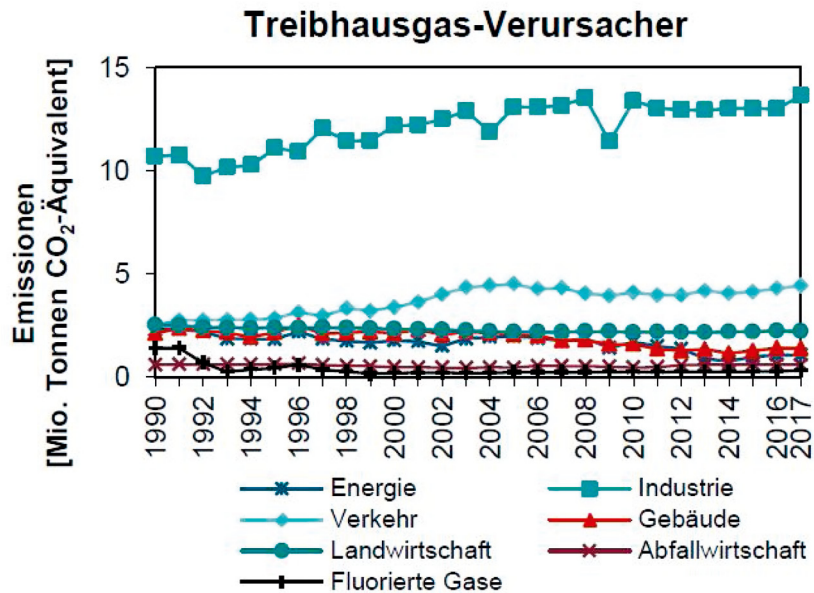


Abb. 5: Entwicklung der Treibhausgas-Emissionen in Oberösterreich nach Verursacher.

oberösterreichisches Beispiel für nachhaltigen Umgang mit Ressourcen kommt etwa von der Johannes-Kepler-Universität, wo aus industriellen Abfällen hochwertige neue Produkte entstehen (industrielles Recycling).⁸

Steigende Emissionswerte werden besonders im Verkehrssektor verzeichnet, was verstärkte Anstrengungen zur Senkung des Treibhausgas-Ausstoßes in den kommenden Jahren nötig machen wird. Die Bevölkerung soll vermehrt auf E-Fahrzeuge umsteigen, auch wird gezielt an alternativen Antriebsmöglichkeiten und Möglichkeiten zur Attraktivierung des öffentlichen Verkehrs geforscht.

Was können wir tun?

Abb. 6: Beispiele für Klimaschutz- beziehungsweise Klimaanpassungsmaßnahmen.



8 Oberösterreichische Nachrichten 2018.

QUELLEN UND LITERATUR:

Deutscher Wetterdienst 2017 = Deutscher Wetterdienst: Die städtische Wärmeinsel
http://www.dwd.de/DE/klimaumwelt/klimaforschung/klimawirk/stadt/pl/projekt_waermeinseln/projekt_waermeinseln_node.html.

Presseausendung 2018 = Oberösterreich unterzeichnet Wasserstoff-Initiative – Presseausendung vom 17.09.2018.

<https://www.land-oberoesterreich.gv.at/206820.htm>.

Oberösterreichische Nachrichten 2018 = Oberösterreichische Nachrichten, Online-Ausgabe vom 24. 11. 2018: Wie Linzer Wissenschaftler aus Abfall Bauteile für Autos entwickeln.

<https://www.nachrichten.at/oberoesterreich/Wie-Linzer-Wissenschaftler-aus-Abfall-Bauteile-fuer-Autos-entwickeln;art4,3072847>.

Blitzschutz-Gesellschaft 2017 = Oberösterreichische Blitzschutz Gesellschaft mbH, Brandschäden durch Blitzschlag <http://www.blitz-ooe.at/de/warum-blitzschutz/schadensfaelle/statistik.html>. Zuletzt eingesehen am 09.12.2021, am 06.03.2023 nicht mehr abrufbar.

ZAMG 2012 = Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik, Entwicklung der Jahresmitteltemperatur an der Messstelle Kremsmünster 1760 bis 2020.

http://www.zamg.ac.at/cms/de/images/topmenu/medien/wetterstationen/kremsmuenster-temperaturreihe/image_view_fullscreen.

WEITERFÜHRENDE LINKS:

Bundesministerium für Nachhaltigkeit und Tourismus (Hrsg.): Die österreichische Strategie zur Anpassung an den Klimawandel. Teil 1 – Kontext. Wien 2017.

https://www.bmnt.gv.at/dam/jcr:64e37ead-7d30-42d8-b16d-9b994589b1ec/NAS_Kontext_2017%20deutsch%20volle%20Gr%C3%B6%C3%9Fe.pdf. Zuletzt eingesehen am 09.12.2021, am 06.03.2023 nicht mehr abrufbar.

Formayer, Herbert / Leidinger, David / Nadeem, Imran: Klimaszenarien für das 21. Jahrhundert für Oberösterreich. Institut für Meteorologie der Universität für Bodenkultur (=Forschungsreihe: Auswirkungen des Klimawandels auf Oberösterreich Band 5). Wien 2015.

https://www.doris.at/themen/umwelt/pdf/clairisa/coin/Methodik_Klimaszenarien.pdf.

Haas, Willi / Moshhammer, Hanns / Muttarak, Raya / Koland, Olivia (Hrsg.):

Österreichischer Special Report Gesundheit, Demographie und Klimawandel(ASR18). Wien 2019. Download unter: https://austriaca.at/APCC_ASR18.pdf .

Information zur Pressekonferenz am 24. Mai 2018 „Der 2. oberösterreichische Klima-Index liegt vor: Monitoring zeigt aktuelle Entwicklung der Emissionen und des Klimawandels in OÖ auf und prüft die gesetzten Klimaschutz-Maßnahmen“

http://www.klimarettung.at/assets/downloads/Pressekonferenz_LR_Anschober_24.5.2018.pdf.

Klima-Index. Klimawandel und Klimaschutz in Oberösterreich 2018. Hrsg. vom Amt der Oö. Landesregierung, Direktion Umwelt und Wasserwirtschaft, Abteilung Umweltschutz. Linz 2019. https://www.land-oberoesterreich.gv.at/files/publikationen/us_Klima-Index_2018.pdf

Kromp-Kolb, Helga / Nakicenovic, Nebojsa / Steininger, Karl et al. (Hrsg.): Österreichischer Sachstandsbericht Klimawandel 2014. Wien 2014

http://hw.oeaw.ac.at/APCC_AAR2014.pdf.

Security, Privacy, Safety – Sicherheitsaspekte im Wandel (Oberösterreichische Zukunftsakademie, 2017)

https://www.ooe-zukunftsakademie.at/Mediendateien/SecurityPrivacySafety_2017.pdf.

Thematische Umfeldanalyse: Klimaveränderungen (Oberösterreichische Zukunftsakademie, 2014) https://www.ooe-zukunftsakademie.at/Mediendateien/Umfeldanalyse_Klimaveraenderungen_final.pdf.

Umweltbundesamt – Klimawandelanpassung: <http://www.klimawandelanpassung.at>.

Umweltbundesamt GmbH (Hrsg.), 2022: Bundesländer Luftschadstoff-Inventur 1990-2020 <https://www.umweltbundesamt.at/fileadmin/site/publikationen/rep0817.pdf>.

Umweltbundesamt GmbH (Hrsg.), 2022: Klimaschutzbericht 2022, Wien 2022.

<https://www.umweltbundesamt.at/fileadmin/site/publikationen/rep0816.pdf>.

Umweltbundesamt, 2014: Methoden und Werkzeuge zur Anpassung an den Klimawandel – Ein Handbuch für Bundesländer, Regionen und Städte. Umweltbundesamt GmbH (Hrsg.).

Wien 2014. https://www.klimafonds.gv.at/wp-content/uploads/sites/6/KLIEN_Methoden_und_Werkzeuge_zur_Anpassung_an_den_Klimawandel.pdf.

Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik, 04.08.2017, Auswertung Hitzetage / Regionale Warnsysteme <http://www.zamg.ac.at/cms/de/wetter/news/auswertung-hitzetage-regionale-warnsysteme>.

Die Links wurden zuletzt am 06.03.2023 aufgerufen.

BILDNACHWEISE:

Abb. 1, 3, 4, 5: © Umweltbundesamt

Abb. 2: Quelle: CLAIRISA - Climate-Air-Information-System for Upper Austria / BOKU, Land OÖ.

Abb. 6: Autorin, Graphik im Mittelpunkt: www.pixabay.com / geralt, CCO

AUSWIRKUNGEN DES KLIMAWANDELS AUF DIE RESSOURCE HOLZ

Petra Pierecker

Zirkulationsmodelle der Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik rechnen bis zum Jahr 2085 mit einem Anstieg der Jahresdurchschnittstemperatur in Österreich zwischen 2,5 und über fünf Grad Celsius gegenüber der Normalperiode 1961 bis 1990. Auf Grundlage von meteorologischen Daten aus mehr als 200 Wetter- und Luftmessstationen in ganz Oberösterreich und langjährigen Beobachtungen des Dachsteingletschers hat die Universität für Bodenkultur in Wien in Zusammenarbeit mit der Abteilung Umweltschutz des Amtes der Oberösterreichischen Landesregierung mögliche Klimaszenarien berechnet:¹

Für Seehöhen unter 500 Metern beträgt ausgehend von einer derzeitigen Jahresmitteltemperatur von etwa neun Grad Celsius bis 2030 die Zunahme beim kühlssten Szenario

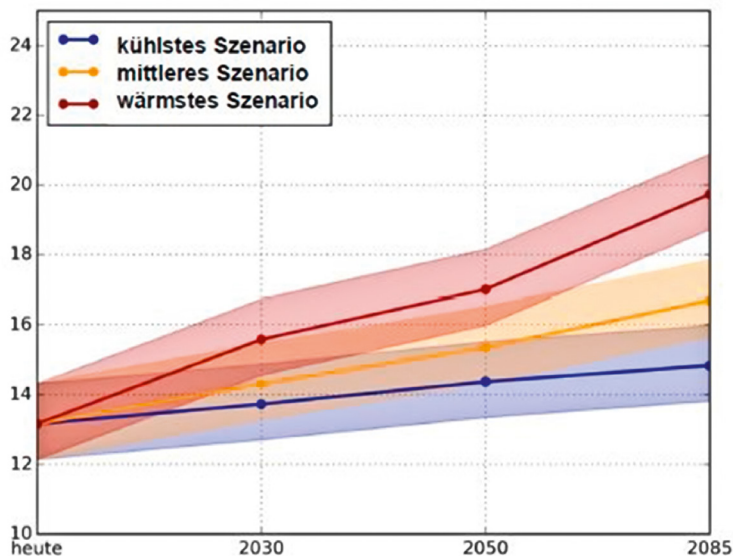


Abb. 1: Entwicklung der Jahresmitteltemperatur in Oberösterreich für Seehöhen unter 500m bis zum Jahr 2085.

1 Formayer / Leidinger / Nadeem 2015.



Abb. 2: Prognostizierte Klimaveränderungen bis 2100 ausgehend von der Normalperiode 1961 bis 1990 im Überblick.

etwa 0,5 Grad, im mittleren Szenario etwa 1,1 und im wärmsten Szenario rund 2,4 Grad. Bis 2050 steigt die Jahresmitteltemperatur im kühlfsten Szenario um 1,2 Grad, im mittleren Szenario um 2,2 und im wärmsten Szenario sogar um 3,8 Grad.

Die Erhöhung der Lufttemperatur hat große Auswirkungen auf die Artenvielfalt der Flora und Fauna. Daneben zählen auch Niederschlagsänderungen zu den Haupteinflussfaktoren auf die Land- und Forstwirtschaft.

Fichte

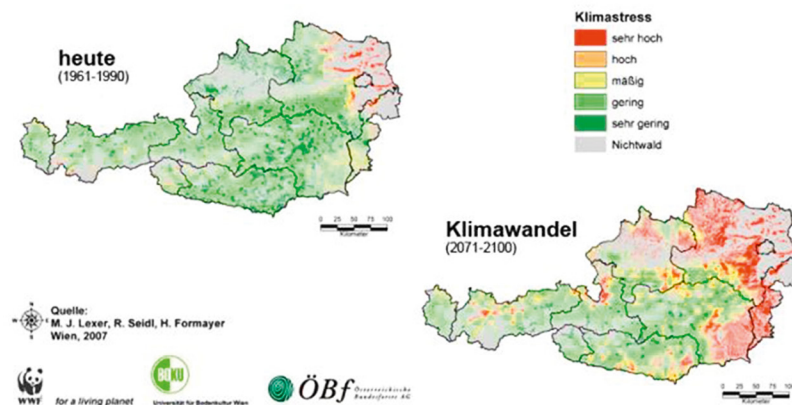


Abb. 3: Klimabedingter Stress des österreichischen Fichtenbestands in den Perioden 1961 bis 1990 und 2071 bis 2100.

Buche

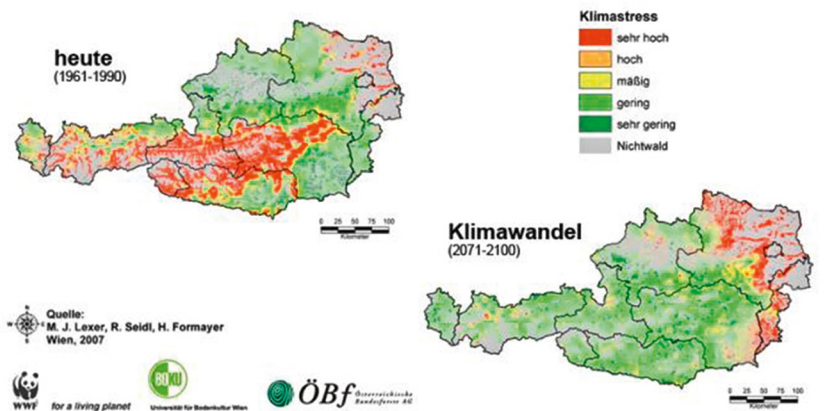


Abb. 4: Klimabedingter Stress des österreichischen Buchenbestands in den Perioden 1961 bis 1990 und 2071 bis 2100.

Österreichs Wälder werden sich auf Grund von Trockenstress und Insektenschäden drastisch ändern. Vor allem Fichten werden unter diesen veränderten Bedingungen leiden und zu den großen Verlierern zählen. Eichen oder Kiefern können mit weniger Niederschlägen und trockenen Perioden zurechtkommen. Laut der Zwischenauswertung der Österreichischen Waldinventur 2016/18² bestehen Oberösterreichs Ertragswälder aus 51,6 Prozent Fichten und 30,6 Prozent Laubholz. Der Rest entfällt auf andere Nadelhölzer, Blößen, Lücken und Strauchflächen beziehungsweise Sträucher im Bestand.

Eine nachhaltige Bewirtschaftung von Fichtenwäldern wird wegen des zu erwartenden sehr hohen Trockenstress unmöglich werden. Dazu kommt noch ein prognostizierter Anstieg von Schädlingen, wie zum Beispiel dem Borkenkäfer, denen gestresste Bäume nur geringe Widerstandskraft entgegensetzen können. Die Klimaerwärmung stellt für den Borkenkäfer keine Beeinträchtigung seiner Entwicklung dar, im Gegenteil. Das wärmere Klima begünstigt seine Entwicklung, gleichzeitig leidet aber die Fichte unter der Erwärmung und ist somit anfälliger für Schäden.

Für Buchen ergibt sich jedoch ein anderes Bild (siehe Abb. 4) – diese werden durch den Klimawandel größere Verbreitung finden, da Kälte kaum mehr ein limitierender Faktor sein wird. Einzig in den trockenen Bereichen Niederösterreichs und des Burgenlands wird es auch für die Buche zunehmend schwierig, geeignete Wuchsbedingungen vorzufinden.

Wälder werden in Zukunft nicht nur durch die Erhöhung der Lufttemperatur und Schädlinge beeinträchtigt, auch extreme Witterungsverhältnisse wie Stürme könnten Oberösterreichs Flora gefährden.

2 Zwischenauswertung 2016/18.

QUELLEN UND LITERATUR:

Formayer / Leidinger / Nadeem 2015 = Formayer, Herbert / Leidinger, David / Nadeem, Imran: Klimaszenarien für das 21. Jahrhundert für Oberösterreich. Institut für Meteorologie der Universität für Bodenkultur, (=Forschungsreihe: Auswirkungen des Klimawandels auf Oberösterreich Band 5). Wien 2015. https://www.doris.at/themen/umwelt/pdf/clairisa/coin/Methodik_Klimaszenarien.pdf

Zwischenauswertung 2016/18 = Zwischenauswertung der Österreichischen Waldinventur https://bfw.ac.at/cms_stamm/500/images/OEWI/Oberoesterreich_OEWI_16_18.pdf.

Klimawandel & Artenvielfalt. Wie klimafit sind Österreichs Wälder, Flüsse und Alpenlandschaften? Studie im Auftrag der österreichischen Bundesforste AG – Kompetenzfeld Natur- und Umweltschutz http://www.bundesforste.at/uploads/publikationen/Klimastudie_WWF.pdf, zuletzt eingesehen am 09.12.2021, am 06.03.2023 nicht mehr aufrufbar. Institut für Waldbau, Department für Wald- und Bodenwissenschaften, Universität für Bodenkultur Wien: **Klimastress für Österreichs Baumarten**. <http://www.wabo.boku.ac.at/12321.html>.

Alle Weblinks zuletzt eingesehen am 06.03.2023.

BILDNACHWEISE:

Abb. 1: Quelle: CLAIRISA - Climate-Air-Information-System for Upper Austria / BOKU, Land OÖ

Abb. 2: Autorin, Hintergrundbild: © Wikimedia Commons / Wolfgang Sauber

Abb. 3 und 4: © Institut für Waldbau, Department für Wald- und Bodenwissenschaften, Universität für Bodenkultur Wien. <http://www.wabo.boku.ac.at/12321.html>

DIE „RAUMORDNUNG“: EIN RECHTSINSTRUMENT SCHREIBT UMWELTGESCHICHTE

Hans Peter Jeschke

Das „Im-Raume-lesen-wir-die-Zeit“ (Karl Schlögel), also der „spatial turn“¹ in der Umweltgeschichte und Grundlagenforschung, führt direkt zur wenig beachteten Tatsache, dass die Gemeinderäte Österreichs als zuständige Planungsbehörde für die Aufgaben der örtlichen Raumordnung seit den 1970er-Jahren für alle Grundstücksparzellen² in der Landschaft, unserem Lebensraum, aus ihrer in den Landesraumordnungsgesetzen der Länder grundgelegten Kompetenz heraus eine bestimmte Nutzung beziehungsweise Widmung per Verordnung festlegen und so die Geschichte der Landschaft und der Umwelt „schreiben“. Die bisherige geringe Beachtung und Erschließung für das Thema Umweltgeschichte mag zum Beispiel auch die Lesbarkeit und komplexe Darstellung dieser Verordnungen sein.

VON DER „LESBARKEIT“ UND DEN VERSCHIEDENEN PLANUNGSEBENEN DER RAUMORDNUNG

Eine „Schule des Sehens“ – eine Graphik als Hilfestellung

Da die Gemeinderäte Oberösterreichs als zuständige Planungsbehörde³ für die Aufgaben der örtlichen Raumordnung mit Gemeinderatsbeschluss unseren Lebensraum per Verordnung gestalten, wird als erster „Einstieg“ in die komplexe Materie eine Graphik

- 1 Als „Spatial turn“ (von lat. spatium ‚Raum‘, engl. turn ‚Wende‘), auch topologische Wende, seltener raumkritische Wende, wird seit Ende der 1980er-Jahre ein Paradigmenwechsel in den Kultur- und Sozialwissenschaften bezeichnet, der den Raum und den geographischen Raum im Besonderen als kulturelle Größe wieder wahrnimmt. Ein Paradigmenwechsel liegt insofern vor, als damit einhergeht, dass nicht mehr allein die Zeit im Zentrum kulturwissenschaftlicher Untersuchungen steht, wie dies in der Moderne der Fall war, sondern ihr nun auch der Raum an die Seite gestellt wird. Vgl. Metzler 2008, S. 664 und Schlögl 2003.
- 2 Ausgenommen sind Fachplanungen und Festlegungen des Bundes (z. B. Bundesstraßennetz, Waldflächen gemäß der Forstgesetzgebung, Denkmalschutz, Gefahrenzonen der Wildbach- und Lawinerverbauung) und des Landes (z. B. Natur- und Landschaftsschutz).
- 3 Zuständige Planungsbehörde für die Aufgaben der örtlichen Raumordnung ist der Gemeinderat. Eine aufsichtsbehördliche Genehmigung der Verordnungen bzw. der Entwürfe hierfür durch die Landesregierung ist erforderlich. Rechtsgrundlage ist das Oberösterreichische Raumordnungsgesetz 1994 in der geltenden Fassung.

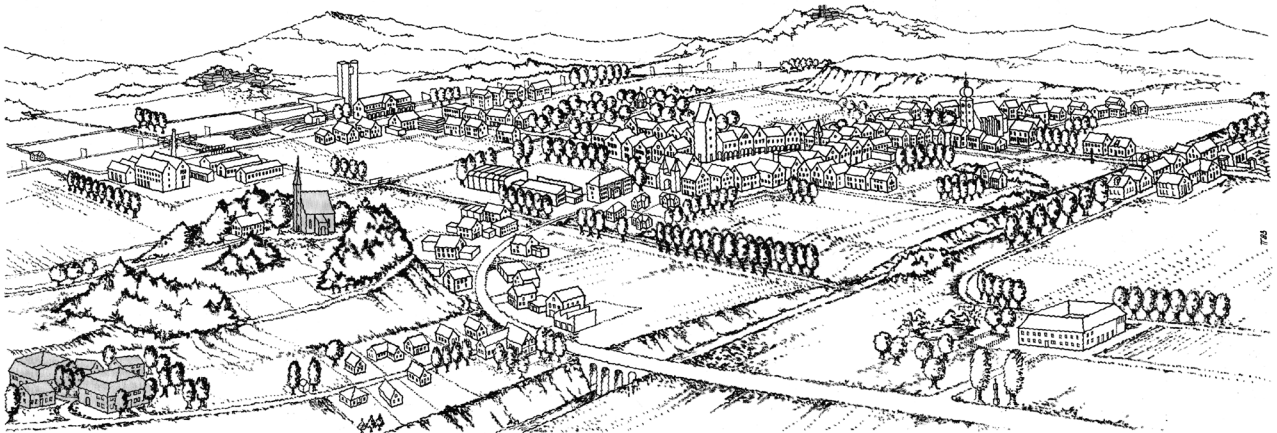
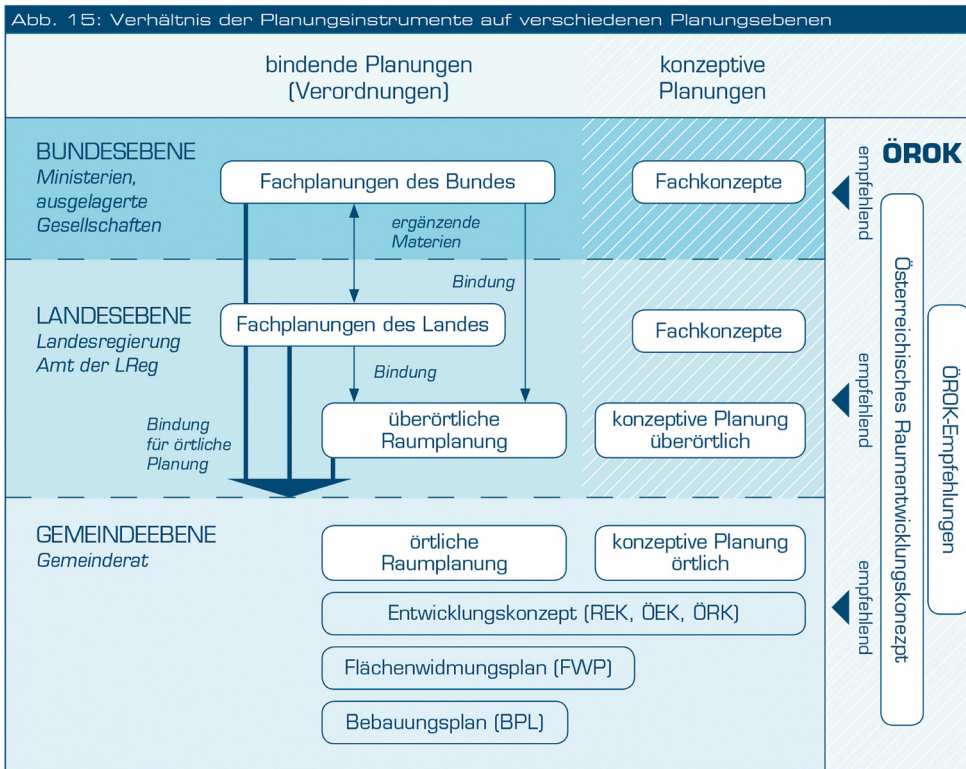


Abb. 1: Graphik einer fiktiven Landschaft einer Marktsiedlung mit Marktplatz, Bahnhof samt Bahntrasse mit Gewerbebauten, neuen und alten Wohngebieten, Gehöften und Wallfahrtskirche auf einem Hügel im Hintergrund et cetera – eine alltägliche Art der Darstellung.



Abb. 2: Dieselbe fiktive Landschaft einer Marktsiedlung, wie sie in der Abb. 1 gezeichnet wurde, jedoch in der „graphischen“ Darstellung der Pläne (Verordnungen) der Raumordnung – ein für diesen Beitrag „generalisierter Flächenwidmungsplan“.



Schindelegger, Kanonier, eigene Darstellung

einer „fiktiven“ Landschaft – unser Lebensraum – wie wir ihn sehen, zusammen mit der „graphischen“ Darstellung der Pläne (Verordnungen) der Raumordnung präsentiert – ein kleiner Schritt in der „Schule des Sehens“. Eine Graphik aus dem Handbuch zur Benützung der Daten im Kulturgüterkataster⁴ soll eine erste Hilfestellung geben. Die gewählte Zeichnung skizziert eine „fiktive“ Landschaft, über die der Flächenwidmungsplan in vereinfachter Darstellung „gelegt“ wird. Diese Darstellung soll in einem ersten Schritt das „Lesen“ der Verordnungen der Raumordnung erleichtern und die Wahrnehmung, wie die Landschaft – unsere Umwelt – in der Gegenwart beziehungsweise Zukunft genutzt und bebaut werden darf, erweitern.

Die kartographische Grundlage für die Darstellung der Widmungen ist die Topographie der Österreichkarte 1:20.000 mit Häusern, Wegen, Straßen, Waldflächen, Flüssen und landwirtschaftlichen Gebieten. In der Praxis ist diese Grundlage ein Parzellenplan im Maßstab 1:5.000. Folgende Widmungen sind festgelegt: In der Kategorie „Bauland“: WR Wohngebiet, reines (orange); GK Geschäfts- und Kerngebiet (rot); M Mischgebiet (braun); B Betriebsbaugelände (violett); in der Kategorie „Grünland“: LW Landwirtschaftliche Flächen samt landwirtschaftlicher Gebäude, Einzelgehöfte und Weiler (olivgrün), Wald (gerasterte Flächen dunkelolivgrün), Grünzug (hellgrün) und historischer Garten (hellgrün); in der Kategorie „Verkehrsflächen“: Gemeindestraßen und -plätze sowie sonstige Straßen (weiß) und Bahnhof samt Bahntrasse als Ersichtlichmachung der Nutzung

Abb. 3: Instrumente der Raumordnung in Österreich.

4 Vgl. Jeschke 1981a.

des Bundes (Österreichische Bundesbahnen). Die gezeigten Widmungskategorien, hier nur zur Verdeutlichung vereinfacht dargestellt, können die „graphische“ Darstellung der Pläne (Verordnungen) der Raumordnung besser verstehen lassen. Gleichzeitig ist strukturell die Gestalt des jeweiligen Lebensraumes festgelegt.

Die Komplexität und die verschiedenen Planungsebenen der Raumordnung – eine kurze Erläuterung

Die Instrumente der Raumordnung in Österreich sind: Landesraumordnungsprogramm, regionale Raumordnungsprogramme und Sachprogramme.⁵ Die Gestaltung des jeweiligen Lebensraumes auf Gemeindeebene erfolgt nach dem Subsidiaritätsprinzip durch die Gemeinderäte mittels dreier Instrumente (örtliches Entwicklungskonzept, Flächenwidmungs- und Bebauungsplan).⁶ Da es in Österreich keine gesamtstaatliche Raumplanungskompetenz gibt, wurde ein formelles Beratungsgremium auf nationaler Ebene mit Vertretern des Bundes, der Länder, des Städte- und Gemeindebundes gegründet (ÖROK). Das „Österreichische (gesamtstaatliche) Raumordnungskonzept“ und die gemeinsam erarbeiteten „Empfehlungen“ haben im Gegensatz zur örtlichen Raumplanung keinen Verordnungs-, sondern Empfehlungscharakter.

VON DER „WERTSCHÄTZUNG“ UND WAHRNEHMUNG DER UMWELT DURCH DIE ORTSBEVÖLKERUNG

Zum Unterschied zwischen der wertschätzenden Wahrnehmung der Bevölkerung und einem Experteninventar (Kulturgüterkartierung) (Abb. 4)

Die Kulturgüterkarte Gemeinde Attersee⁷ wurde nach den damals erstellten Richtlinien (für alle Gemeinden Oberösterreichs) als Teil der Raumforschung erstellt. Dieses Inventar für das gesamte Gemeindegebiet umfasste zum Beispiel Zonen der charakteristischen Ortsbilder samt zugehörigen Umgebungszonen, archäologische Fundgebiete der Pfahlbauzonen (jetzt Teil des seriellen gleichnamigen UNESCO-Weltkulturerbes) und der mittelalterlichen Pfalz, die denkmalgeschützten Objekte bis hin zu den Kleindenkmälern. Nach der Präsentation in der Gemeinde und einer Befragung der Bevölkerung nach „wertgeschätzten erhaltenswerten Zonen“ fällt auf den ersten Blick sofort auf, dass diese Wertschätzung sich auf zwei besondere Aktivzonen für das Gemeinschaftsleben fokussiert: Die Pfarr- und Wallfahrtskirche „Maria Attersee“ mit ihrem Kirchenvorplatz, der nordöstlich hoch über dem Ortszentrum von Attersee auf dem historischen Kirchberg mit besonderer Aussichtposition über den gesamten Attersee liegt, als „Sonntagstreffpunkt“ (obere ovale Zone) und der Marktplatz als Treffpunkt für zum Beispiel Ortsfeste

- 5 Der gesetzliche Auftrag für die flächendeckende Erstellung und Abfassung von regionalen Raumordnungsprogrammen besteht seit 1972.
- 6 Die Gemeinden sind dabei an die aufsichtsbehördliche Genehmigung des Landes und allfällige regionale Rahmensetzungen (Oö. Landesraumordnungsprogramm und regionale Raumordnungsprogramme oder auch Bundesvorgaben) gebunden.
- 7 Die dargestellte Kulturgüterkarte war Teil der Richtlinien des Amtes der Oö. Landesregierung für die örtliche Raumordnung und die örtliche Raumforschung der Gemeinden in Oberösterreich. Die methodische Basis fand auch bei den Kartierungen des Amtes 1979 und 1980 im Rahmen der überörtlichen (regionalen) und örtlichen Raumordnung sowie für die Schutzzonierung nach dem Oö. Ortsbildschutzgesetz seine weitere Anwendung. Vgl. Jeschke 1981b, Jeschke 1989.

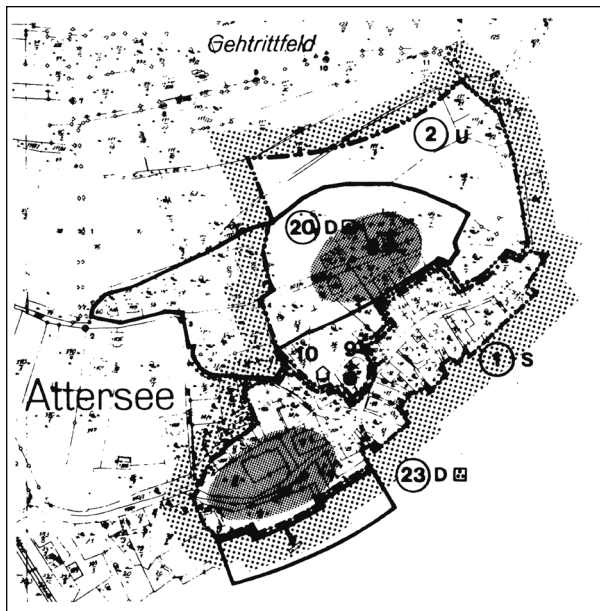


Abb. 4: Kulturgüterkarte Gemeinde Attersee: der Unterschied zwischen der wertschätzenden Wahrnehmung der Bevölkerung und der Kartierung der Experten. In die Kulturgüterkarte (Ausschnitt) sind die von der Bevölkerung wertgeschätzten erhaltenswerten Zonen (ovale Zone mit Punktraster) eingetragen, die sich nach einer Befragung der Bevölkerung eingrenzen und verorten ließen.

(untere ovale Zone). Die Graphik zeigt sehr deutlich den großen flächenmäßigen Unterschied zwischen dem Areal der wertschätzenden Wahrnehmung der Bevölkerung und der Kartierung / dem Inventar der Experten: Zone des charakteristischen Ortsbildes (1 S) samt zugehöriger Umgebungszone (2 U), Wallfahrtskirche Mariahilf mit archäologischem Fundgebiet (20 D), Pfahlbauzone als archäologisches Fundgebiet (23 D), evangelische Kirche (9) samt Pfarrhaus (10). Die Erklärung kann unter anderem im Erleben der Dorfgemeinschaft in den beiden grau gerasterten ovalen Zonen, im „zur Kenntnis Nehmen“ der „Alltäglichkeit“ der vorhanden anderen Umweltbereiche, die für die Bevölkerung keine besondere Konnotation aufweisen, und im Mangel an Wissen um die Orts- und Umweltgeschichte gefunden werden.

BODENVERLUST VERSUS LANDSCHAFTSVERBRAUCH. DIE BEWUSSTSEINSBILDUNG GEGEN DEN RASANTEN BODENVERBRAUCH – EINE BEMERKENSWERTE INITIATIVE DER ÖSTERREICHISCHEN HAGELVERSICHERUNG

Die Österreichische Hagelversicherung⁸, die sich für mehr Klimaschutz und die Schärfung des Bewusstseins gegen den rasanten Bodenverbrauch einsetzt, hat 2015 eine ein-

8 Die Österreichische Hagelversicherung engagiert sich u. a. für mehr Klimaschutz (2001 Initiierung des ersten österreichweiten Klimaschutzpreises) und versucht durch Zeitungseinschaltungen, Fachtagungen, Vernetzung von wissenschaftlichen Institutionen bzw. Experten das Bewusstsein gegen den rasanten Bodenverbrauch zu schärfen. Die Österreichische Hagelversicherung ist ein Spezialversicherer in der Landwirtschaft und wurde 1947 auf Initiative der Landwirtschaft von den Österreichischen Versicherern als Versicherungsverein auf Gegenseitigkeit gegründet. Das Unternehmen hat auch jeweils eine Niederlassung in Tschechien, der Slowakei und Slowenien und ist im Dienstleistungsverkehr in Ungarn und Rumänien tätig. Als Naturkatastrophenversicherer wickelt die ÖHV pro Jahr durchschnittlich rund 40.000 Schadensfälle ab.

schlägige Tagung „Schützen wir das Land, von dem wir leben“ organisiert. Folgende Ergebnisse dieser Tagung wurden publiziert:

Die Fakten zum Bodenverbrauch sprechen eine deutliche Sprache: Täglich werden in Österreich rund 11,5 Hektar Äcker und Wiesen verbaut, umgerechnet 16 Fußballfelder. In den letzten 50 Jahren wurden rund 300.000 Hektar versiegelt, das entspricht der Ackerfläche Oberösterreichs. Jährlich verliert Österreich 0,5 % seiner Agrarflächen; in 200 Jahren wäre damit die gesamte Agrarfläche Österreichs zubetoniert. Österreich hat mit 1,67 Quadratmetern Supermarktfläche pro Kopf (Italien 1,03 und Frankreich 1,23 Quadratmeter) und 15 Metern Straßenlänge (Deutschland 7,9 Meter und Schweiz 8,1 Meter) international die höchsten Verbrauchszahlen vorzuweisen. 0,5 % der Böden werden pro Jahr in Österreich versiegelt. In Deutschland und in der Schweiz werden nur 0,25 % der Agrarflächen verbaut.⁹ „So sehen Herr und Frau Österreicher die Auswirkungen des sorglosen Umganges mit Grund und Boden: 89 Prozent befürchten den Verlust von Erholungsräumen für die Menschen. 86 Prozent nehmen eine Zunahme von Naturkatastrophen wie Hochwasser, Dürre etc. war. 84 Prozent kritisieren die Verschandelung des Landschaftsbildes.“¹⁰

„Verbauung: Der fortschreitende Verlust an landwirtschaftlichen Nutzflächen widerspricht den 2013 im Bundesverfassungsgesetz über die Nachhaltigkeit festgeschriebenen Staatszielen. Die Ziele darin lauten: Nachhaltigkeit bei der Nutzung der natürlichen Ressourcen; umfassender Umweltschutz; Sicherung der Versorgung der Bevölkerung mit hochwertigen Lebensmitteln tierischen und pflanzlichen Ursprungs (auch) aus heimischer Produktion und nachhaltige Gewinnung natürlicher Rohstoffe zur Sicherstellung der Versorgungssicherheit. Ein mögliches Lenkungsinstrument könnte eine gesetzliche Ausweisung von landwirtschaftlichen Vorrangflächen und die damit verbundene Festlegung von Siedlungsgrenzen sein und so ein Fortschreiten des ungezügelter Bodenverbrauches bewirken.“¹¹

DAS STRUKTUR- UND LANDSCHAFTSKONZEPT „LINZ-NORD“ UND „LINZ-SÜD“ 1989 – EIN HERAUSRAGENDES BEISPIEL FÜR REGIONALE RAUMPLANUNG / RAUMORDNUNG

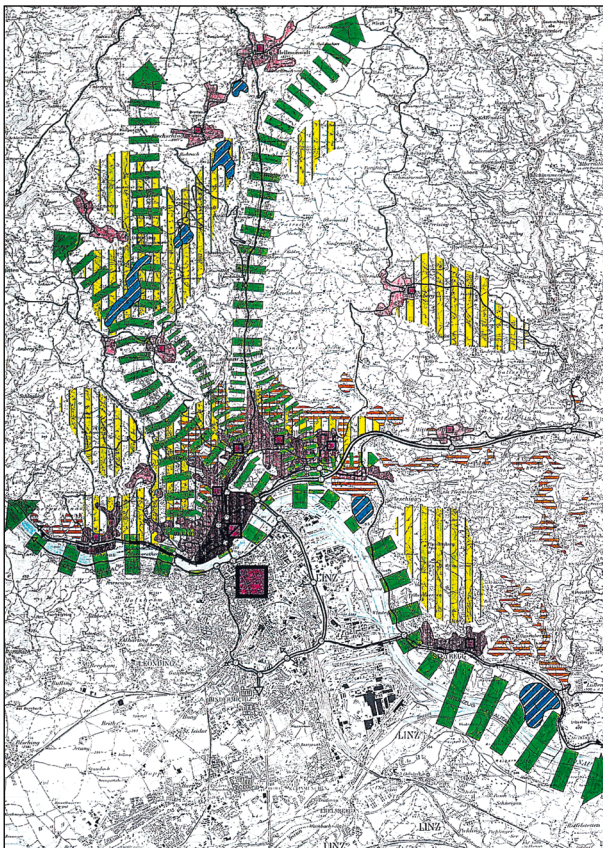
In Wahrnehmung der gesetzlich normierten Aufgabe der Erstellung regionaler Leitbilder für die Zukunft und auch der regionalen Rahmenfestlegungsaufgabe der Oberösterreichischen Landesregierung für die Gemeindeplanungen¹² beauftragten Landesrat Dr. Albert Leibenfrost (Referent der Landesregierung für Wirtschaft, Fremdenverkehr, Raumordnung und Energie) und Vizebürgermeister Hans Nöstlinger (Planungs- und Baureferent der Stadt Linz) 1989 Prof. Dipl.-Ing. Hermann Schacht und Dipl.-Ing. Dr. Luzian Paula

9 <https://www.hagel.at/bodenverbrauch/>.

10 Umfrage des market-Instituts 2015, zitiert nach: <https://www.hagel.at/presseaussendungen/neue-umfrage-84-prozent-kritisieren-verschandelung-der-landschaft-durch-verbauung/>.

11 Zitat Univ.-Prof. Dr. Gottfried Holzer; Quelle: <https://www.hagel.at/presseaussendungen/schuetzen-wir-unseren-boden-der-boden-schuetzt-uns/>.

12 Neben dem Landesraumordnungsprogramm legen regionale Raumordnungsprogramme und Sachprogramme regionale Rahmen für die Gestaltung des jeweiligen Lebensraumes auf Gemeindeebene (örtliches Entwicklungskonzept, Flächenwidmungs- und Bebauungsplan (Verordnungen)) nach dem Subsidiaritätsprinzip fest.



mit der Erstellung des Struktur- und Landschaftskonzeptes „Linz-Nord“ und „Linz-Süd“ für die „Region Linz“, des bedeutendsten räumlichen Konzeptes für den Lebensraum des Verdichtungsraumes Linz–Wels–Steyr. (Abb. 5). Der Plan legt rahmensetzend folgende Elemente der (räumlichen) funktionalen Gliederung fest:

- Grünstrukturen von überregionaler, regionaler beziehungsweise interregionaler/kommunaler Bedeutung (grün);
- Erholungslandschaft. Bereiche von intensiver Naherholung und Bereiche mit besonderer Eignung für landschaftsgebundene¹³ Naherholung (blau mit schrägen gelben Streifen und senkrechten Streifen);
- Verkehrsinfrastruktur;
- Siedlungsstruktur: Wohngebiete mit unterschiedlicher Dichte (violett);
- Zentrenstruktur: Städtische Haupt-, Neben- und Kleinzentren, Gemeindezentren (violett).
- Abb. 6 legt im generalisierten Grünraumkonzept II im Strukturplan ST4 rahmensetzend folgende Elemente erholungsrelevanter Strukturen fest: Landschaftsbildprägende Bereiche (orange); Vorrangzonen unterschiedlicher Bedeutung (I bis III);

Abb. 5 und 5a: Struktur- und Landschaftskonzept Linz/Urfahr Umgebung. Strukturplan ST1: Funktionale Gliederung. Auszug aus der Basisstudie /Grundlagenforschung für das regionale Raumordnungsprogramm Linz-Umland mit dem regionalen Grünzug (1999). Auszug aus der Basisstudie / Grundlagenforschung für das regionale Raumordnungsprogramm Linz-Umland. Originalmaßstab:1:20.000 im Informationsraster des Öö. Raumordnungskatasters.

13 Der Darstellung und der Methode liegt die Studie des Österreichischen Instituts für Raumplanung: Landschaftsbedingte Erholungseignung (Wien 1982) zugrunde.



Abb. 6 und 6a: Struktur- und Landschaftskonzept Linz/Urfaahr Umgebung. Generalisiertes Grünraumkonzept II. Originalmaßstab: 1:20.000 im Informationsraster des Oö. Raumordnungskatasters.

markante Erhebungen (Aussichtspunkte auf den Linzer Bergen)¹⁴; Maßnahmen zur Wohnumfeldverbesserung unterschiedlicher Ausprägung et cetera.

BEISPIELE FÜR DIE DREI INSTRUMENTE DER ÖRTLICHEN RAUMORDNUNG (VERORDNUNGEN) DER GEMEINDEN (ÖRTLICHES ENTWICKLUNGSKONZEPT, FLÄCHENWIDMUNGSPLAN UND BEBAUUNGSPLAN)

Die folgenden Abbildungen zeigen die genannten Instrumente in der diesbezüglichen Sammlung im Oberösterreichischen Raumordnungskataster.¹⁵

¹⁴ Vgl. ebd.

¹⁵ Im Oö. Raumordnungsgesetz 1994 i. d. g. Fassung vom 24.11.2021 (II. Abschnitt überörtliche Raumordnung) ist der derzeit gültige Text enthalten: §10 Raumordnungskataster. (1) Zur Erfassung der für die Raumordnung wesentlichen Planungsgrundlagen sowie in Durchführung der Aufgaben der überörtlichen Raumordnung, insbesondere der Raumforschung gemäß § 8 Z 1, ist beim Amt der Landesregierung ein Raumordnungskataster zu führen. Neben den für die überörtliche Raumordnung wesentlichen räumlichen Informationen hat der Raumordnungskataster die raumbezogenen Maßnahmen der überörtlichen Planungen gemäß den Aufgaben der überörtlichen Raumordnung nach § 8 zu umfassen. (2) In den Raumordnungskataster können alle Personen Einsicht nehmen, die ein berechtigtes Interesse glaubhaft machen.

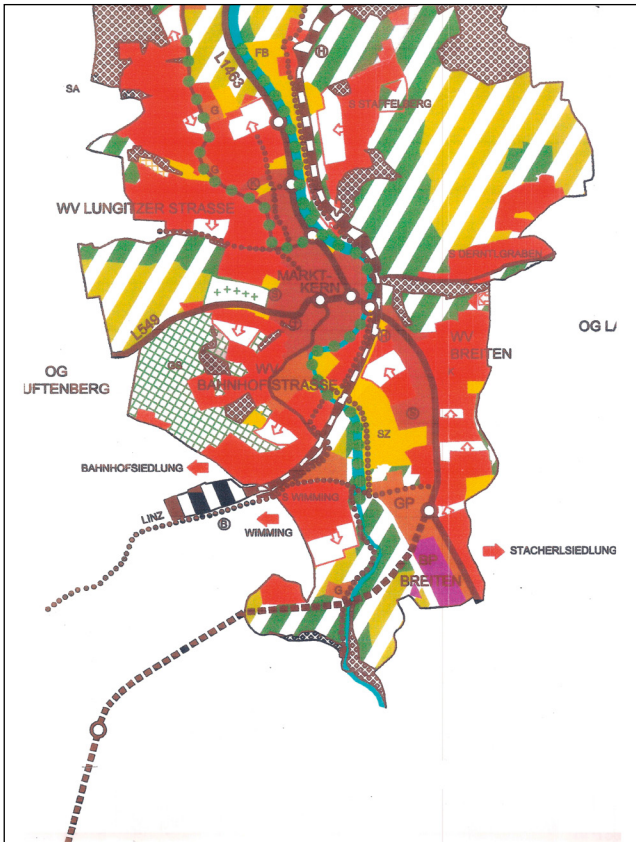


Abb. 7: Örtliches Entwicklungskonzept von St. Georgen an der Gusen. ÖEK Nr. 2 / 2001.

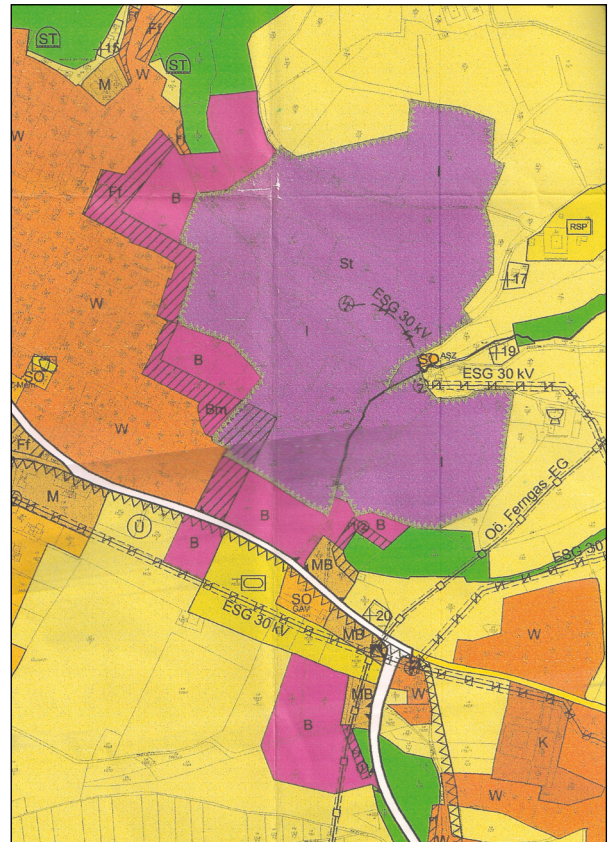


Abb. 8: Flächenwidmungsplan Nr. 3 / 2001 der Gemeinde Langenstein (Ausschnitt). Originalmaßstab 1:5.000.

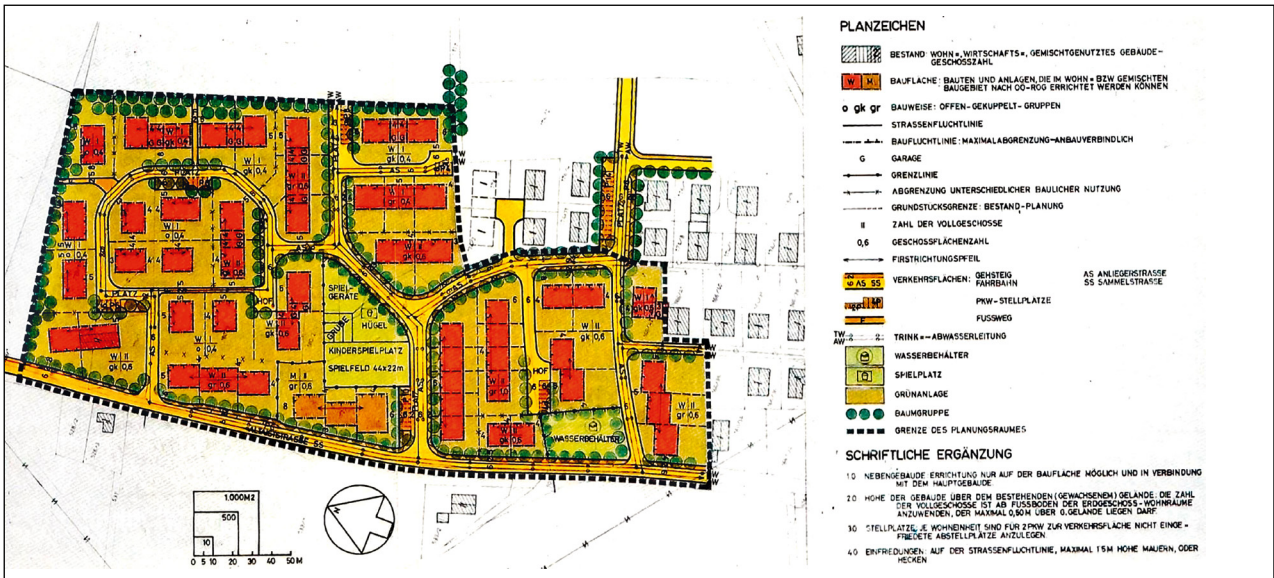


Abb. 9: Beispiel eines Bebauungsplanes in der Gemeinde Ried in der Riedmark. Originalmaßstab 1:1.000. Quelle: Öö. Raumordnungskataster.

Das örtliche Entwicklungskonzept von St. Georgen an der Gusen (Abb. 7) besteht aus der hier abgebildeten zeichnerischen Darstellung (Funktionsplan) und ergänzenden textlichen Festlegungen. Dieser Funktionsplan stellt eine Visualisierung der flächenbezogenen Ziele und Maßnahmen dar und beinhaltet ein Bauland-, Verkehrs- und Grünlandkonzept (Bauland: Wohngebiete (rot), Betriebsbaugebiet (violett) ...; Grünland: Landwirtschaftlich genutzte Flächen und Grünzüge (grün und hellgrün), Wald (Rastersignatur) ...). Das örtliche Entwicklungskonzept ist Grundlage und Bestandteil der Flächenwidmungsplanung und hat die längerfristigen Ziele und Festlegungen der örtlichen Raumordnung zu bestimmen. Es ist auf einen Planungszeitraum von zehn Jahren auszulegen.

Mit dem Flächenwidmungsplan Nr. 3 / 2001 der Gemeinde Langenstein (Abb. 8) werden parzellenscharf das Bauland, die Verkehrsflächen und Grünland festgelegt (Bauland: (W) Wohngebiete (orange), (M) Mischgebiet (hellbraun), (M) Kerngebiet (braun), (B) Betriebsbaugebiet (violett), (I) Industriegebiet (dunkelviolet) ...; Grünland: Landwirtschaftlich genutzte Flächen (beige), Grünzüge (grün). SO: Gusen Memorial ...).

Abb. 9 zeigt das Beispiel eines Bebauungsplanes¹⁶ in der Gemeinde Ried in der Riedmark unter anderem mit der Festlegung der Baufluchtlinien für Gebäude (rot), Bauweise, Geschößflächenzahl, Zahl der Vollgeschöße. Die Bestimmungen der Verordnung stecken den Rahmen für das individuelle Bauansuchen des jeweiligen Bauwerbers ab, legen aber auch städtebaulich die Gestalt der Siedlung fest.

VOM „BLÄTTERN IM FAMILIENALBUM“ ZUM BLÄTTERN IN DER LANDSCHAFTSGESCHICHTE – DER WANDEL DES LEBENSRAUMES UND DIE UMWELTGESCHICHTE SKIZZENHAFT „SICHTBAR“ GEMACHT – DAS BEISPIEL EINER KARTIERUNG IN DER GEMEINDE LICHTENBERG

Da die Umweltgeschichte der Gemeinde Kirchschatz eigentlich vom Umfang und Inhalt her Gegenstand einer Diplomarbeit oder Dissertation sein könnte und den redaktionellen Rahmen sprengen würde, wird zur Verdeutlichung des gegenständlichen Anliegens auf eine alltägliche Gewohnheit im familiären Zusammenhang, das „Blättern im Familienalbum“ zurückgegriffen. Das Interesse an einem Familienmitglied führt im ersten Schritt sicherlich zum Familienalbum. Anhand der Fotos im Album können wir ohne „Biographie“ einen ersten Eindruck von den Lebensstationen eines Verwandten erhalten.

Gleiches gilt im übertragenen Sinn für das gewählte Beispiel. Kartierung beziehungsweise topographische Darstellungen unterschiedlichen Charakters ergeben ein „Porträt der Landschaft“ und zeigen Stationen der Veränderung – ein erster Einstieg in die Umweltgeschichte der Gemeinde Kirchschatz. Unter Verwendung der in diesem Beitrag besonders hervorgehobenen Daten¹⁷ als Grundlagen der Umweltgeschichte wird

16 Jede Gemeinde hat in Durchführung der Aufgaben der örtlichen Raumordnung durch Verordnung Bebauungspläne zu erlassen, soweit dies zur Sicherung einer zweckmäßigen und geordneten Bebauung oder zur Erreichung eines möglichst wirksamen Umweltschutzes erforderlich ist. Auch ist auf die Aspekte des Orts- und Landschaftsbildes und Erfordernisse des Umweltschutzes (ökologische Bauformen, Solaranlagen) besonders Bedacht zuzunehmen. Bebauungspläne dürfen dem Flächenwidmungsplan nicht widersprechen. Der Bebauungsplan legt die räumliche Verteilung der Gebäude und sonstigen Anlagen sowie deren Erschließung fest. Dabei ist zu berücksichtigen, dass eine gegenseitige Beeinträchtigung möglichst vermieden wird.

17 Als Kurzhinweise sei auf wichtige weitere Quellen blitzlichtartig hingewiesen, die in vorhandenen



nun am Beispiel Kirchsschlag eine Kartierung für eine ländliche Gemeinde im Linzer Umland gezeigt – beginnend mit der Darstellung des Lebensraumes im historischen Kataster (Urmappe, Franziszeischer Kataster¹⁸), weiter mit der Kartierung im historischen Kataster des Kartenarchivs des Oberösterreichischen Raumordnungskatasters im Oberösterreichischen Informationsraster (Maßstab 1:5.000) bis zu den Festlegungen in der Verordnung des örtlichen Entwicklungskonzepts 2013 der Gemeinde Kirchsschlag.

Abb. 10: Darstellung des Ortes Kirchsschlag im historischen Kataster 1829 (Urmappe, Franziszeischer Kataster) als Beispiel der Siedlungsentwicklung im Linzer Umland.

Der erste Schritt: Die Darstellung des Ortes Kirchsschlag in der Urmappe

Im Kataster 1829 (Abb. 10) wird die historische Siedlungsform der Ortschaft Kirchsschlag als „Reihendorf“ mit Mühlviertler Dreiseithöfen sichtbar. Das Landschaftsbild in seiner Gesamtheit wird weiters von den den Geländehöhenlinien folgenden historischen „Gelängelfluren“ geprägt.¹⁹

Bibliotheken, Informationssystemen, Datenbanken und Archivbeständen zu finden sind: Das Oberösterreichische Landesarchiv verwahrt insgesamt etwa 40.000 Laufmeter Schriftgut im Hauptgebäude und in den drei Außendepots. Darunter finden sich rund 22.000 Urkunden und 80.000 Handschriften; das Oberösterreichische Landesmuseum (Oö. Landes-Kultur GmbH), hier insbesondere: Graphische Sammlung, Bibliothek, Archäologie, Technikgeschichte, Wehrgeschichte, Rechtsaltertümer, Geologie, Landeskunde, Kunstgeschichte, Volkskunde, Biologiezentrum; DORIS, das Digitale Oberösterreichische RaumInformationssystem.

- 18 Der Franziszeische Kataster ist der erste vollständige österreichische Liegenschaftskataster. Er enthält die Grundstücke des Gebiets des Kaisertums Österreich. Häufige Bezeichnungen sind auch Grundkataster, Steuerkataster und Grundsteuerkataster. Er entstand in den 1810er- bis 1870er-Jahren und ist nach dem ersten österreichischen Kaiser Franz I. benannt. Der Kataster hatte das Ziel, eine einheitliche Basis für die Bemessung der Grundsteuer zu schaffen. Heute ist er auch eine Quelle zur Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte. Vgl. Bäck 2009.
- 19 Die Einordnung bzw. Identifizierung der historischen Kulturlandschaftselemente (historische Siedlungsformen, Gehöftformen und Flurformen) folgte der für das Oö. Kulturgüterinformationssystem

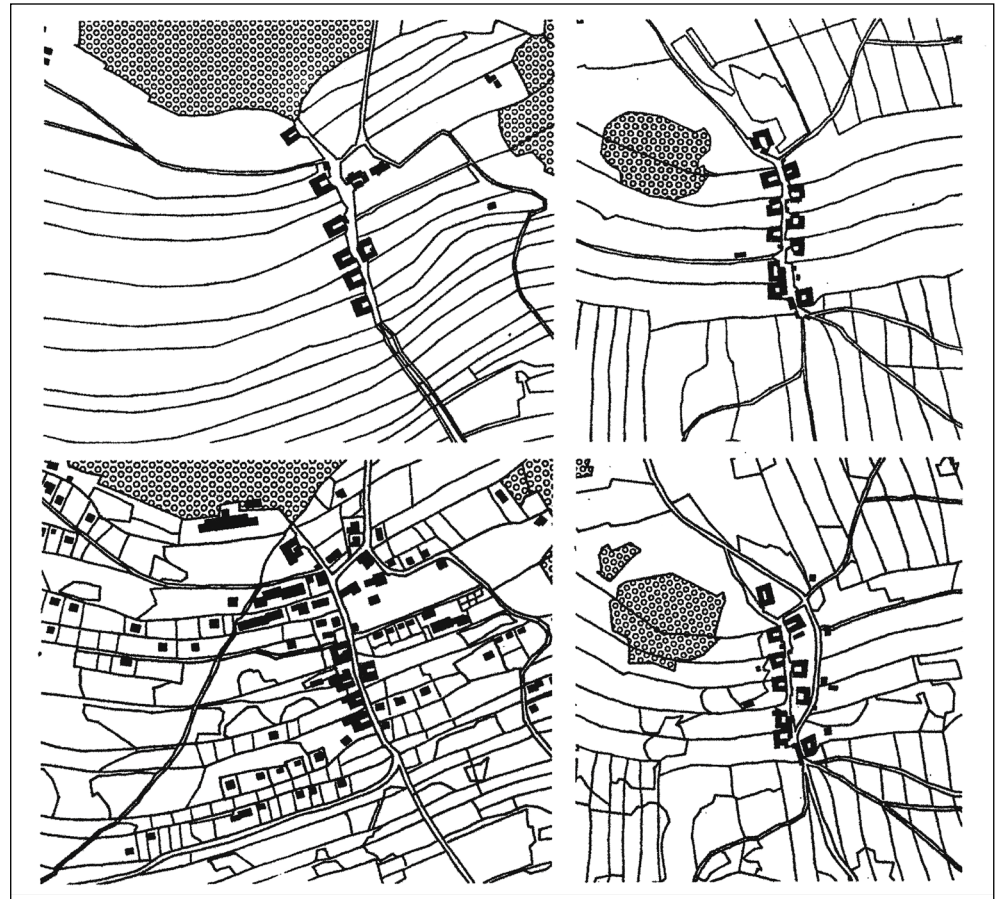


Abb. 11: Beispiele der Siedlungsentwicklungen im Linzer Umland (Kirchschlag) und regionaler Randlage im Mühlviertel – Vergleich der Siedlungsentwicklung der Ortschaften Kirchschlag und Wienau 1829 und 1979.

Der zweite Schritt: Kartierung 1829 – 1979.

Kurzhinweise zum Kulturlandschaftswandel

Für die nächste Darstellung der Ortschaft Kirchschlag (Abb. 11) – im Vergleich mit Wienau – wurden für die Kartierung die Kartengrundlagen mit dem Stand der 1970er-Jahre im Maßstab 1:5.000 und 1:20.000 im Oberösterreichischen Raumordnungskataster²⁰ verwendet und in das Luftbildarchiv des Forsttechnischen Dienstes der zuständigen Bezirkshauptmannschaft²¹, in die Sammlungen von Stadtansichten und Ortsansichten²² (zum

speziell landesweit ausgewerteten Datenbasis des Forschungsvorhabens „Österreichischer Volkskundatlas“. Vgl. Kretschmer 1982 und Jeschke 1984.

20 Vgl. Kartenarchiv Oö. Raumordnungskataster im Oö. Informationsraster, dem geodätischen Bezugssystem des Bundesamtes für Eich- und Vermessungswesen Wien (Maßstab 1:5.000 und Maßstab 1:20.000) im Oö. Landesmuseum Sammlungsbereich Archäologie / Kartenarchiv.

21 Die Luftbildarchive in den genannten Dienststellen sind ein Teil der Dienstmaterialien des Forsttechnischen Dienstes und bestehen aus der Dokumentation der Bildflüge für Oberösterreich ab dem Jahr 1953(1938) bis zur Institutionalisierung des Orthofotos und der Sammlung zugehöriger analoger Luftmessbilder aus dem genannten Zeitraum.

22 Vgl. Wacha 1982, S. 47: „3. Die Aufnahme in Ansichtszyklen läßt die Bewertung (Einstufung) der Stadt in die jeweilige Epoche erkennen. Sie kann als Kriterium für die (wirtschaftliche, strategische, politische u.a.) Bedeutung genommen werden.“

Beispiel die Ansichtskartensammlung des Stiftes St. Florian²³ und die Graphische Sammlung²⁴ des Oberösterreichischen Landesmuseums) Einsicht genommen, deren Bestände die Kriterien für die Bewertung der wirtschaftlichen Bedeutung beziehungsweise des Wandels unterstützen können. Gleiches gilt für die Datenbanken „forum öö geschichte“²⁵ und ZOBODAT²⁶.

Links das Reihendorf Kirchschatz 1829 und 1979 in einer agrarisch strukturierten Gemeinde mit Fremdenverkehrsfunktion (Ausflugverkehr) im direkten Naherholungsbereich von Linz. Die in der Kartierung mit dem Stand der 1970er-Jahre bereits deutlich sichtbaren Veränderungen (Parzellierung der ehemaligen Geländefluren, Zweitwohnungen in Einfamilienhäusern und mehrgeschoßigen Bauten) werden durch Angaben der Statistik Austria noch verdeutlicht: Gebäudeanzahl 1951: 51 und 1981: 166; Einwohneranzahl 1951: 191 und 1981: 322. Zu beachten ist auch, dass 1981 80 Objekte ohne Wohnbevölkerung mit einem ständigen Wohnsitz in der Ortschaft registriert wurden (Zweitwohnungen). Otto Lackinger²⁷ berechnete bereits 1967 einen Wochenendhausanteil von 60 % für das gesamte Gemeindegebiet Kirchschatz.

Rechts zum Vergleich das „Reihendorf“ Wienau in Weitersfelden, eine grenznahe agrarisch strukturierte Gemeinde im Nordosten des Bezirkes Freistadt mit Abwanderungserscheinungen. Auch hier verdeutlichen Angaben der Statistik Austria die Entwicklung: Gebäudeanzahl 1951: 14 und 1981: 14; Einwohnerzahl 1951: 82 und 1981: 56. Zwei Objekte sind nur mehr als Zweitwohnsitz bewohnt.²⁸ Die Grenzlage ist durch die Nachbarschaft des strukturell ähnlichen Waldviertels im Osten und der Tschechischen Republik im Norden gekennzeichnet.

Das Mühlviertel umfasst als der nördlich gelegene Teil unseres Bundeslandes rund ein Viertel (3.083 Quadratkilometer) der Gesamtfläche Oberösterreichs. Die 122 Gemeinden werden in vier politischen Bezirken (Freistadt, Perg, Rohrbach und Urfahr-Umgebung) zusammengefasst. Am Beispiel Wienau²⁹ werden die Auswirkungen der „toten“ Grenze im Norden und der benachteiligten Entwicklung bis 1955 auch in Zeiten der wirtschaftlichen Prosperität deutlich, die die Ursache für Stillstand, Abwanderungs-

23 Ansichtskartensammlung des Stiftes St. Florian und historische Ansichten der oberösterreichischen Gemeinden. Im Online-Portal von DORIS, dem Digitalen Oberösterreichischen Raum-Informationssystem steht eine Reihe von Ansichtskarten und historischen Ansichten der oberösterreichischen Gemeinden (untergliedert nach Bezirken) zur Verfügung, die aus den Beständen des Stiftes St. Florian stammen: Linz, Steyr, Wels, Braunau, Eferding, Freistadt, Gmunden, Grieskirchen, Kirchschatz, Linz-Land, Perg, Ried, Rohrbach, Schärding, Steyr-Land, Urfahr-Umgebung, Vöcklabruck, Wels-Land.

24 Vgl. Oberchristl 2000.

25 Betreiber dieses Online-Portals ist der Verbund Oberösterreichischer Museen, Verein zur Unterstützung von Museen und Sammlungen in Oberösterreich (VOMUS). Das „Forum öö. Geschichte“ (Virtuelles Museum Oberösterreich) <https://www.oogeschichte.at/> ist eine der umfassenden Informationsquellen zur Geschichte und Kulturgeschichte in Österreich.

26 ZOBODAT – <https://www.zobodat.at/index.php> – ist eine digital organisierte biogeographische Datenbank, einschließlich Analyse-, Dokumentations- und Kommunikationseinrichtungen. Im gegebenen Zusammenhang ist neben dem Schwerpunkt der Datenbank (Verbreitung von Tier- und Pflanzenarten, Biografien von naturkundlich forschenden Personen und digitalisierte Literatur hierzu) vor allem die Personen-, Literatur- und Belegsuche in diversen unterstützenden digitalen Bibliotheken, auch aus landeskundlicher und kulturwissenschaftlicher Sicht von großer Bedeutung.

27 Vgl. Lackinger 1967.

28 Vgl. Ortsverzeichnis von Österreich 1951 und Ortsverzeichnisse 1981.

29 Vgl. Schmeiss 1985.



Abb. 12: Das örtliche Entwicklungskonzept Nr. 2/2013 der Gemeinde Kirchschlag (Ausschnitt).

Pendler-, Entsidlungs- und Zersiedlungserscheinungen sowie massive sozioökonomische Umstrukturierungen waren. Das Mühlviertel konnte nur bedingt am Wirtschaftsaufschwung teilhaben.

Der dritte Schritt der „kartographischen“ Darstellung – die zukünftige Lebensraumgestalt ist per Verordnung der Gemeinde festgelegt

Das Entwicklungskonzept Kirchschlag 2/2013 (Abb. 12) stellt eine topographische Darstellung der flächenbezogenen Ziele und Maßnahmen dar und beinhaltet ein Bauland-, Verkehrs- und Grünlandkonzept (Bauland: Wohngebiete (rot), Tourismusgebiet (beige), Dorfgebiet (beige), Mischgebiet (beige/braun mit Buchstaben) ...; Grünland: Landwirtschaftlich genutzte Flächen und Grünzüge (grüne Linien und grüne stehende Rechtecke als Begrenzung), Wald (Rastersignatur) ...).

Diese Verordnung für die räumliche Entwicklung des Ortes Kirchschlag, ehemals eine rein agrarisch strukturierte Gemeinde, zeigt das Bild einer Gemeinde in der Planungsregion Linz-Nord, einem städtischen Verdichtungsraum. In direkter Nachbarschaft von Linz gelegen, mit hoher landschaftsbedingter Erholungsfunktion (Ausflugsverkehr, landschaftliche Erlebnisorte und -höhenlinien (Aussichtspunkte, Waldränder...) ausgestattet, erfährt die noch landwirtschaftlich geprägte Kommune deutlich sichtbare Veränderungen der Umwelt in der Baustruktur (Austausch der Gehöfte in Wohngebäude auf Grund des agrarischen Strukturwandels, Einfamilien- und Mehrfamilienhausbauten entlang der Geländelinien beziehungsweise Waldränder in landschaftlichen Aussichtspositionen, und so weiter.)

INFORMATIONSSYSTEME UND DATENBANKEN IM HINBLICK AUF DIE UMWELT- UND LEBENSRAUMGESTALTUNG IM FACHBEREICH RAUMORDNUNG UND RAUMPLANUNG

Um den „spatial turn“ in der Umweltgeschichte und Grundlagenforschung zu verstehen, ist es notwendig, die Entwicklungsstadien der Raumforschung und Raumplanung in Österreich zu skizzieren, da sie für jedes Bundesland unterschiedlich sind. Die endgültige rechtliche und fachliche Absicherung der Raumplanung in Österreich erfolgte in den späten 60er- und frühen 70er-Jahren des letzten Jahrhunderts.

Eine kurze Entwicklungsgeschichte der Raumplanung in Oberösterreich

Erste Aussagen für die Stadtplanung in Oberösterreich enthielt die Landesbauordnung von 1867 durch die Regelung der „Erweiterung bestehender oder Anlage neuer Ortsteile“. In der Landesbauordnung von 1875 wurde der Ortsregulierungsplan sowohl für schon bebaute Gebiete als auch für Erweiterungsgebiete rechtlich verankert. Im Jahre 1875 erhielten die Städte Linz, Steyr und Wels eine neue Bauordnung, in der im Artikel 1 unter dem Titel „Allgemeine Anordnungen und Erfordernisse zur Anlage neuer, zur Regulierung bestehender Stadtteile, dann zu Bauführungen an öffentlichen Passagen“ für die Stadtplanung Rechtsgrundlagen geschaffen wurden.³⁰ Der Oberösterreichische Landtag hat am 15. Dezember 1937 ein Landesplanungsgesetz³¹ beschlossen, ein erster und sehr früher Versuch, Rechtsgrundlagen für die überörtliche Raumplanung in einem österreichischen Bundesland zu schaffen und die fachliche, organisatorische und raumordnungspolitische Konzeption „Landesplanung“ zu entwickeln. Auf dieses Konzept konnte nach 1945, sofort nach der Einrichtung der oberösterreichischen Landesplanungsstelle im September 1946, aufgebaut werden. 1956 folgte als erster Schritt im Sinne der genannten Bemühungen ein Erlass³², in dem die Gemeinden zur Erstellung von Flächen- und Bebauungsplänen (Gemeindeverordnungen) aufgefordert wurden.

30 Trotz umfangreicher Aussagen über Agenden der städtischen Baubehörde war die rechtliche Verankerung des Stadtregulierungs- und Erweiterungsplanes der folgenden Stadtbauordnung des Jahres 1887 vorbehalten. Da diese ursprünglich nur für die Städte Linz und Wels Gültigkeit erlangte, wurde sie 1888 auf Urfahr, 1893 auf Gmunden und 1898 auf Ried ausgedehnt. Mit der Stadtbauordnung von 1887 erreichte die Stadtplanung in Oberösterreich vor 1938 ihre umfassendste Rechtsgrundlage. Sie trägt, wie die Landesbauordnung, den Stempel der fachlichen Zielvorstellungen des 19. Jahrhunderts. Vorrangig wurde in ihr die technische Bewältigung der Stadtregulierung und Stadterweiterung unter besonderer Berücksichtigung der hygienischen und sanitären Aspekte sowie allgemeiner Ordnungserfordernisse geregelt.

31 Der Oberösterreichische Landtag beschloss am 15. Dezember 1937 ein Landesplanungsgesetz, das allerdings wegen des Einspruches des Bundes bzw. nach 1938 wegen der Auflösung des österr. Staatswesens keine Rechtskraft erlangte. Zur gleichen Zeit bestanden zum Vergleich in den damals geltenden sechs Bauordnungen Oberösterreichs nur Rechtsgrundlagen für eine Art einfachen Bebauungsplan, dem sogenannten Ortsregulierungs- oder Erweiterungsplan, als einzigem Instrument der örtlichen Raumplanung.

32 Erlass des Amtes der Oö. Landesregierung vom 27.02.1956. Bau 6 – Landesplanung–78/7–1956–W/W (Gez.: Erwin Wenzl).

Der Verfassungsgerichtshof (Slg. 2674/1954) hat 1954 eine Klarstellung für den Begriff der Raumordnung und die Zuständigkeit in dieser Materie für Österreich vorgenommen („Raumordnung-Landesplanung“) und damit das jahrelange Ringen um eine rechtliche Implementierung des Faches in Österreich grundsätzlich abgeschlossen und „juristisch geboren“. Mit der Bundes-Verfassungsgesetznovelle 1962 wurde die „örtliche Raumplanung“ im Zusammenhang mit einer Neupositionierung des österreichischen Gemeinderechts in der Verfassung implementiert und damit die nationale rechtliche Verankerung des Fachgebiets erreicht beziehungsweise der Boden auch für das oberösterreichische Raumordnungsgesetz (Oö. ROG 1972) geebnet.

Der Initiator für das erste Raumordnungsgesetz und die Erstpositionierung der Raumordnung in Oberösterreich war Josef Fridl, damals Landeshauptmann-Stellvertreter. Er hat sich schon bei seinem Eintritt in die Landesregierung um die Zuständigkeit für die kleine damalige Unterabteilung „Landesplanung“, eine von vielen in den zahlreichen Abteilungen der großen Landesbaudirektion, gezielt bemüht. Auf der Basis der damals festgelegten Geschäftsverteilung, die die Zusammensetzung der Landesregierung regelte und deren Mitgliedern Aufgabengruppen zuordnete, veranlasste er eine Neupositionierung und damit neue Inwertsetzung der Raumordnung in rechtlicher und fachlicher Hinsicht. 1970 entstand der Entwurf zu einem neuen Raumordnungsgesetz, der die Grundlage für den am 23.03.1972 einstimmig vom Landtag beschlossenen Gesetzestext bildete. Das neue Gesetz definierte Raumordnung als „die planmäßige Gestaltung eines Gebietes zur Gewährleistung der bestmöglichen Nutzung und Sicherung des Landesraumes im Interesse des Gemeinwohles unter Bedachtnahme auf die natürlichen Gegebenheiten sowie die abschätzbaren wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Bedürfnisse der Bevölkerung und freie Entfaltung der Persönlichkeit in der Gemeinschaft“ (§ 1 Abs. 2 Oberösterreichisches Raumordnungsgesetz 1972). Zur Bewältigung dieser umfassenden Aufgabe hat das Gesetz je nach dem Planungszweck und nach der Größe des Planungsraumes verschiedene Instrumente vorgesehen.

Unter der damaligen fachlichen Leitung der „Landesplanung“ durch Erwin Taschek wurden die konzeptiven Arbeiten für das Raumordnungsgesetz 1972, etwa das Landesraumordnungsprogramm 1978 und die flächendeckende Erstellung von Regionalprogrammen für die normierten Raumplanungsregionen im ganzen Land geleistet (normative Regionsgrenzenfestlegung als Bezugssystem für flächendeckende Regionalprogramme und -konzepte). Das Konzept einer umfassenden, transdisziplinären Raumordnung beinhaltete unter anderem die Einrichtung eines Aufgabenbereiches für Landschaftsplanung und Grünraumgestaltung, eine integrierte Verkehrspolitik sowie den Ausbau des Oberösterreichischen Raumordnungskatasters³³ als unterstützender Teilbereich der Grundlagenforschung im Sinne eines geographischen Informationssystems (Archiv der örtlichen Raumordnung als Rechtsinformationssystem, Kulturgüter- und

33 Amt der Oö. Landesregierung-Landesbaudirektion 1980.

Ortsbildkataster, Landschaftsinventar, Naturraumpotenzialkartierung³⁴, Naturschutzbuch und Fischereikataster et cetera).³⁵

Das Raumordnungsgesetz 1972 (LGBl. Nr. 18/1972) unterteilte dabei in örtliche Raumordnung (Raumordnung der Gemeinden) und überörtliche Raumordnung des Landes. Für letztere waren unter anderem die Raumordnungsprogramme für das gesamte Landesgebiet, für Landesteile und für Sachbereiche der Raumordnung, die verordnungsmäßig umschriebenen Ziele der überörtlichen Raumordnung vorgesehen.

Den Gemeinden wurden für die örtliche Raumordnung³⁶ die erforderlichen Instrumente an die Hand gegeben: das örtliche Entwicklungskonzept, bestehend aus der zeichnerischen Darstellung (Funktionsplan) und ergänzenden textlichen Festlegungen, wobei der Funktionsplan eine Visualisierung der flächenbezogenen Ziele und Maßnahmen darstellt und ein Bauland-, Verkehrs- und Grünlandkonzept beinhaltet, Flächenwidmungsplan³⁷ und Bebauungsplan. Die allgemeine Raumforschung und der Raumordnungskataster wurden in speziellen Bestimmungen umrissen.

34 Die Institutionalisierung der Naturraumpotenzial- und Rohstoffforschung erfolgte in Österreich und Oberösterreich im Rahmen der Bund-Bundesländerkooperation. Diese Kooperation (hier Bund-Land Oberösterreich) ermöglichte als optimale Organisations-, Koordinierungs- und Finanzierungsstruktur in relativ kurzer Zeit die Abwicklung umfangreicher problemorientierter Forschungsvorhaben, die wegen ihres fachübergreifenden Ansatzes und besonderen Finanzierungsschemas von mehreren Dienststellen des Bundes und Landes koordinativ und interdisziplinär mitgetragen wurden. Die Verbindung beider Instrumente ermöglichte einerseits die Komplexität und Vielfalt der in der weiteren Folge genannten Arbeitsschritte und sicherte auch die langjährige kontinuierliche Projektabwicklung für eine Institutionalisierung einer ökologisch und nachhaltig ausgerichteten Raumforschung bzw. damit auch eine Neukonzeption eines Instruments der Raumforschung (geographisches Informationssystem im inhaltlichen Sinne) in Oberösterreich und Österreich.

35 Gemäß dem Oö. Raumordnungsgesetz 1972 (LGBl. Nr. 18 / 1972) konnten ab den späten 1970er-Jahren allen Planungsträgern, Privatpersonen etc. für ihre Zwecke raumrelevante Informationen und Materialien (Auszüge aus den Datenbanken, Kartengrundlagen im Oö. Informationsraster, dem geodätischen Bezugssystem des Bundesamtes für Eich- und Vermessungswesen Wien, graphische Darstellung der Flächenwidmung und Schutzgebiete in zweifarbiger Analogdarstellung etc.) zur Verfügung gestellt werden. In der Praxis wurden Materialien in Kopie weitergegeben oder der Interessierte fertigte sich selbst Abschriften oder Kopien an.

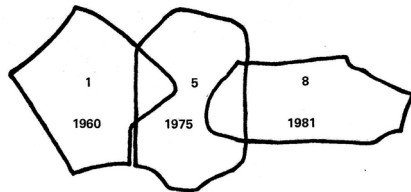
36 Jede Gemeinde hat in Durchführung der Aufgaben der örtlichen Raumordnung durch Verordnung den Flächenwidmungsplan zu erlassen, weiterzuführen und regelmäßig zu überprüfen. Der Flächenwidmungsplan besteht aus dem örtlichen Entwicklungskonzept und dem Flächenwidmungsteil. Das örtliche Entwicklungskonzept soll grundlegende Entwicklungsoptionen für einen längerfristigen Planungszeitraum vorskizzieren. Das örtliche Entwicklungskonzept ist Grundlage und Bestandteil der Flächenwidmungsplanung und hat die längerfristigen Ziele und Festlegungen der örtlichen Raumordnung festzulegen. Es ist auf einen Planungszeitraum von zehn Jahren auszu legen. Der Flächenwidmungsteil legt – auf das Konzept aufbauend – kurzfristig umsetzbare Nutzungsabsichten konkret und parzellenscharf fest. Der Flächenwidmungsteil darf den planlichen und textlichen Festlegungen des örtlichen Entwicklungskonzeptes nicht widersprechen. Zuständige Planungsbehörde für die Aufgaben der örtlichen Raumordnung ist der Gemeinderat. Eine aufsichtsbehördliche Genehmigung durch die Landesregierung ist erforderlich. Rechtsgrundlage hierfür ist das Oö. Raumordnungsgesetz 1994 in der geltenden Fassung.

37 Der Flächenwidmungsteil legt fest, welche Flächen der Gemeinde als Bauland, als Verkehrsflächen oder als Grünland gewidmet werden. Dabei ist auf Planungen benachbarter Gemeinden, anderer Körperschaften öffentlichen Rechts und anderer Planungsträger Rücksicht zu nehmen. Darüber hinaus hat die Gemeinde die festgelegten Planungen des Bundes und des Landes wie z.B. Landes- und Bundesstraßen, Wald, Gewässer, Schutz- und Gefahrenzonen, Hochwasserabflussgebiete, Naturschutzgebiete etc. zu berücksichtigen und ersichtlich zu machen. Innerhalb des Baulandes, der Verkehrsflächen und des Grünlandes hat die Gemeinde die Festlegung von Widmungskategorien unter Berücksichtigung der natürlichen Standortvoraussetzungen, der Infrastruktur, des Baulandbedarfes und der Aspekte des Natur- und Umweltschutzes vorzunehmen.

c) Die Bezeichnung der 3 Bebauungspläne (1, 5, 8) läßt keinen Schluß zu, daß damit andere Pläne abgeändert werden. Die Bezeichnung der 3 Pläne würde vereinfacht lauten:

- BBPlan Nr. 1 (1960)
- BBPlan Nr. 5 (1975) und
- BBPlan Nr. 8 (1981).

Die materielle Derogation in dieser Form führt bei vermehrter und über mehrere Jahre gehende Abänderungstätigkeit zur Unübersichtlichkeit bzw. wirft Fragen der notwendigen Rechtspublizität auf. Besser wäre der direkte Bezug der Änderung zum abgeänderten Stammpilan.



Das berichtigte Verzeichnis der Pläne in der derzeit gültigen Fassung würde vereinfacht lauten:

- BBPlan Nr. 1 (1960)
- BBPlan Nr. 1 – 1. Änderung Nr. 1.1 (1975),
- BBPlan Nr. 5 (1975)
- BBPlan Nr. 5 – 1. Änderung Nr. 5.1 (1981) und
- BBPlan Nr. 8 (1981)

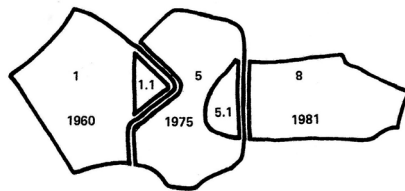


Abb. 13: Indikatoren für die Aufnahme in das Archiv der örtlichen Raumordnung im Öö. Raumordnungskataster als Rechtsinformationssystem.

Auszug aus dem Archiv der örtlichen Raumordnung

LAND: OBERÖSTERREICH 4 00 00
 BEZ.: GRIESKIRCHEN 4 08 00
 GEM.: NEUMARKT IM HAUSRUCKKREIS 4 08 18

- 40818/B01.00 NEUMARKT IM HAUSRUCKKREIS
 BPL.: NEUMARKT ORT NR. 1
 GEN.: BAU2-4766/1-1951 (01. 04. 1952)
- 40818/B02.00 NEUMARKT IM HAUSRUCKKREIS
 BPL.: ZAGLMAIR NR. 2
 GEN.: BAU6-168/4-1956 (11. 12. 1956)
- 40818/B03.00 NEUMARKT IM HAUSRUCKKREIS
 BPL.: ZIEBACH NR. 3
 GEN.: BAU6-627/1-1964 (20. 02. 1967)
- 40818/B03.01 NEUMARKT IM HAUSRUCKKREIS
 BPL.: ZIEBACH, 1. ÄNDERUNG NR. 3.1
 GEN.: BAUR-2301/1-1970 (12. 11. 1970)
 VO BAUR-2966/1-1973 (13. 3. 1973)
- 40818/B03.02 NEUMARKT IM HAUSRUCKKREIS
 BPL.: ZIEBACH, 2. ÄNDERUNG NR. 3.2
 GEN.: BAUR-4793/2-1974 (26. 08. 1974)
 VO BAUR-4793/3-1974 (29. 10. 1974)
- 40818/B03.03 NEUMARKT IM HAUSRUCKKREIS
 BPL.: ZIEBACH, 3. ÄNDERUNG NR. 3.3
- 40818/B04.00 NEUMARKT IM HAUSRUCKKREIS
 BPL.: POGBERG (2) NR. 4
 GEN.: BAUR-2174/2-1978 (09. 11. 1978)
 VO BAUR-2172/4-1978 (29. 12. 1978)
- 40818/F01.00 NEUMARKT IM HAUSRUCKKREIS
 FLÄCHENWIDMUNGSPLAN 1962 NR. 1
 BEIDERSEITS DER SCHALLERBACHER BUNDESSTR.
 GEN.: BAU6-74/9-1962 (12. 09. 1963)
- 40818/F01.01 NEUMARKT IM HAUSRUCKKREIS
 FWPL.: 1962, 1. ÄNDERUNG NR. 1.1
 GEN.: BAUR-6347/2-1965 (28. 10. 1975)
 VO BAUR-312171/1-1976 (27. 02. 1976)
- 40818/F02.00 NEUMARKT IM HAUSRUCKKREIS
 FLÄCHENWIDMUNGSPLAN 1970 NR. 2 (ERWEIT.)
- 40818/F03.00 NEUMARKT IM HAUSRUCKKREIS
 FLÄCHENWIDMUNGSPLAN 1978, NR. 3
 GEN.: BAUR-2172/2-1978 (15. 03. 1978)
 VO BAUR-2172/3-1978 (17. 04. 1978)
- 40818/F03.01 NEUMARKT IM HAUSRUCKKREIS
 FWPL.: 1978, 1. ÄNDERUNG NR. 3.1
 GEN.: BAUR-2177/3-1980 (20. 03. 1980)
 VO BAUR-2177/4-1980 (29. 04. 1980)
- 40818/Z01.00 NEUMARKT IM HAUSRUCKKREIS
 ZIELE DER ÖRTL. RAUMORDNUNG 1976
 GR.: 30. 07. 1976

Ami der o.ö. Landesregierung
 Abteilung Raumordnung und Landesplanung
 Raumordnungskataster/
 Archiv der örtlichen Raumordnung
 2. Lieferung/Juli 1980

Abb. 14: Beispiel eines Datenbankauszuges.

Das Archiv der örtlichen Raumordnung im Oberösterreichischen Raumordnungskataster als Rechtsinformationssystem

Das Archiv der örtlichen Raumordnung war / ist Teil des im Raumordnungsgesetz³⁸ festgelegten Raumordnungskatasters. Es hat mit diesen Daten – Raumplanung und -ordnung der Gemeinden, Gesamtdokumentation aller Verordnungen (Stammpläne nach 1945 beziehungsweise jener Stadtregulierungs- und Erweiterungspläne der erwähnten Stadtbauordnung, die nach 1945 in Rechtskraft gesetzt wurden) und deren Abänderungen, Ergebnisse der Grundlagenforschung hierfür und Archiv der aufsichtsbehördlich genehmigten Pläne sowie zugehörige sonstige raumrelevante Daten nach den Raumordnungsgesetzen – Alleinstellung in Österreich, weil Rechtsinformationssysteme in den 1990er-Jahren nur für das Bundes- und Landesrecht (RIS, Rechtsinformationssystem des Bundes, Bundeskanzleramt Wien et cetera) eingerichtet wurden.

Im Zuge des Aufbaus dieses Rechtsinformationssystems mussten alle mitunter unterschiedlich abgefassten Verordnungen landesweit erhoben und nach einem neu definierten rechtlichen Rahmen („Stammpfan“ mit Abänderungen und einer eindeutigen ziffernmäßigen Kodifizierung) in die Datenbank eingegeben werden, der danach für die Zukunft mit einer diesbezüglichen Planzeichenverordnung für die Gemeinde verbindlich wurde. Die systematische Aufarbeitung der Verordnungen der Stadt Linz bildete zum Beispiel eine spezielle Herausforderung, weil eine große Zahl von Plänen vorhanden war und auch ein Bestand an rechtswirksamen Plänen aus der Zeit vor den Weltkriegen in unterschiedlicher Bezeichnung und Abfassung vorlag (Abb. 13).³⁹ Die in der Datenbank erfassten Instrumente der Gemeinden liegen in der diesbezüglichen Sammlung im Raumordnungskataster zur Einsicht bereit.

Im Jahr 1969 hatten erst 106 Gemeinden einen rechtswirksamen Flächenwidmungsplan, 26 Gemeinden einen Plan im Genehmigungsverfahren und 38 Gemeinden einen Plan in Bearbeitung. Darüber hinaus existierten 646 rechtswirksame Bebauungs- beziehungsweise Teilbebauungspläne. Im Jahr 2020 gab es in Oberösterreich an die 60.000 Verordnungen und deren Abänderungen, die in der beschriebenen Form unsere Umwelt, unseren Lebensraum gestaltet haben und langfristig gestalten.

Das Verzeichnis der Gemeinde Neumarkt (Abb. 14) enthält alle Verordnungen der Gemeinde, die nach einem rechtlich definierten Rahmen („Stammpfan“ mit Abänderungen) und einer eindeutigen ziffernmäßigen Kodifizierung (Name des Planungsgebietes, Stammpfan-Plannummer beziehungsweise Abänderungsnummer) bezeichnet sind. Solche Auszüge aus der Datenbank des Oö. Raumordnungskatasters sind notwendig, da einerseits für die Umweltgeschichte eine generalisierte Darstellung nicht ausreicht

Für den Bereich der betrieblichen Nutzung von Flächen wurde die Oö. Betriebstypenverordnung und die Oö. Grenzwertverordnung erlassen, die die Zulässigkeit von betrieblichen Aktivitäten innerhalb der verschiedenen Widmungskategorien regeln. Die planliche Darstellung des Flächenwidmungsteiles hat in der Regel im Maßstab 1:5.000 zu erfolgen und ist in der Planzeichenverordnung für Flächenwidmungspläne geregelt.

38 Das Oö. Raumordnungsgesetz 1972 (LG Bl. Nr. 18 / 1972) legte im II. Abschnitt überörtliche Raumordnung fest: § 8 Raumordnungskataster. (1) Zur Erfassung der für die Raumordnung erforderlichen Planungsgrundlagen ist beim Amt der Landesregierung ein Raumordnungskataster zu führen, in den alle für die überörtliche Raumordnung bedeutsamen Gegebenheiten einschließlich der gemäß § 7 Abs. 1 und 2 bekanntgegebenen raumbedeutsamen Maßnahmen aufzunehmen sind. (2) Der Raumordnungskataster kann von allen Planungsträgern eingesehen werden.

39 Vgl. Jeschke 1994.

und andererseits die Verordnungen in der jeweiligen Fassung gesetzeskonform zitiert werden müssen.

RIS Rechtsinformationssystem des Bundes

Allfällige landesgesetzliche Bestimmungen sind natürlich von der Homepage des jeweiligen Amtes abrufbar. Im RIS sind sie jedoch im systematischen Zusammenhang einsehbar. Rechtsinformationssysteme wurden schon sehr früh, gestützt auf internationale Foren⁴⁰, diskutiert, wissenschaftlich vorbereitet und in den 1990er-Jahren nur für das Bundes- und Landesrecht eingerichtet. Das RIS, das vom österreichischen Bundeskanzleramt verwaltet wird, bietet einen umfassenden Zugang nicht nur zu nationalen Gesetzen, sondern auch zum europäischen Gemeinschaftsrecht und zur Rechtsprechung hoher Gerichte (zum Beispiel Judikaturdokumentation des Verfassungsgerichtshofes (VfGH) und des Verwaltungsgerichtshofes (VwGH)), Kommissionen und Tribunale.

40 Die International Association of Law Libraries (IALL) ist eine weltweite, kooperative Non-Profit-Organisation von Bibliothekaren, Bibliotheken und anderen Personen und Institutionen, die sich mit dem Erwerb, der Verbreitung und der Nutzung von Rechtsinformationen aus anderen Quellen als ihrem eigenen Rechtsgebiet befassen. Die IALL wurde 1959 gegründet und hat über 400 Mitglieder in mehr als 50 Ländern auf fünf Kontinenten. Die Mitglieder repräsentieren alle Arten und Größen von juristischen Sammlungen, von wissenschaftlichen Rechtsbibliotheken bis hin zu Unternehmensbibliotheken, von National- und Parlamentsbibliotheken bis hin zu Verwaltungs- und Gerichtsbibliotheken.

QUELLEN UND LITERATUR:

Amt der Oö. Landesregierung-Landesbaudirektion 1980 = Amt der Oö. Landesregierung-Landesbaudirektion: Raumordnung und Landesplanung in Oberösterreich – erster Raumordnungsbericht. Linz 1980.

Bäck 2009 = Bäck, Roland: Der „Franziseische Kataster“ (1817–1861) als Quelle zur Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte in der Startphase der „Industriellen Revolution“. Digitale Zusammenführung von Archivgut im Rahmen des FWF-Projektes „Franziseischer Kataster“ im Kärntner Landesarchiv abgeschlossen. In: Carinthia I 199 (2009), S. 363–368.

Jeschke 1981a = Jeschke, Hans Peter: Handbuch zum umfassenden Kulturgüter- und Ortsbildkataster im öö. Raumordnungskataster. 2 Bände. Linz 1981.

Jeschke 1981b = Jeschke, Hans Peter: Grundlagen für die erste umfassende Richtlinie für den Ablauf einer Gemeindeplanung in der Praxis in Österreich. In: Pisar, Friedrich: Der Bezirk Vöcklabruck, Bd. 1. Vöcklabruck 1981, S. 60–71.

Jeschke 1982 = Jeschke, Hans Peter: Problem Umweltgestaltung. Hrsg. vom Österr. Institut für Agrarpolitik und Agrarsoziologie an der Universität Linz. Linz 1982.

Jeschke 1984 = Jeschke, Hans Peter: Dorferneuerung und Dorfgestaltung – Grundsätze für ein regionales Gestaltungsleitbild. In: Dreiseithof, Projektgruppe Raumordnung und OÖ. Raiffeisenzentalkasse. Linz 1984, S 17.

Jeschke 1988 = Jeschke, Hans Peter: Eine Zukunft für den Lebensraum Mühlviertel. Anmerkungen zur Raumstruktur des Mühlviertels und ausgewählte Hinweise für eine Regionalpolitik der „Erneuerung im ländlichen Raum“. In: Das Mühlviertel. Natur, Kultur, Leben; Oberösterreichische Landesausstellung 1988, 21. Mai bis 30. Oktober 1988 im Schloß Weinberg bei Kefermarkt: Beiträge. Hrsg. vom Amt der Oberösterreichischen Landesregierung, Direktion Kultur. Linz 1988, S. 315–328.

Jeschke 1989 = Jeschke, Hans Peter: Renovation rurale et developement communal: cooperation entre les citoyens, les aménageurs, les communes. Straßburg 1989.

Jeschke 1994 = Jeschke, Hans Peter: Dokumentation der Instrumente des Städtebaus bzw. der Raumordnung der Stadt Linz, 2 Bände, 8 Mappen. Linz 1994.

Jeschke / Pitschmann 1998 = Jeschke, Hans Peter / Pitschmann, Ernst: Kulturgüter-Dokumentation. Warum? Womit? Wie? Wozu? Broschüre 11 des Europaratpilotprojektes „Hof- Dorf- und Stadterneuerung“. 3. veränderte Auflage. Linz 1998.

Jeschke / Pitschmann 1996 = Jeschke, Hans Peter / Pitschmann, Ernst: Ländlicher Raum / Allgemeiner Flächenwidmungsplan. In: Stani-Fertl, Roman / Mayer, Ferdinand / Sitte, Wolfgang u.a.: Unterstufen-Schulatlas: mit Erlass des Bundesministeriums für Unterricht und Kunst [...] Wien 1996.

Kanonier / Schindelegger 2018 = Kanonier, A./ Schindelegger, A. (2018): Planungsinstrumente. In: ÖROK (Hrsg.): Raumordnung in Österreich und Bezüge zur Raumentwicklung und Regionalpolitik, S. 74–122. Wien: 2018. (= ÖROK-Schriftenreihe 202).

Kretschmer 1982 = Kretschmer, Ingrid: Dokumentation der historischen Siedlungsformen, Gehöftformen und Flurformen in Oberösterreich. Bd. 1. Historische Siedlungsformen. Bd. 2. Historische Gehöftformen. Bd. 3. Historische Flurformen. Linz 1982.

Lackinger 1967 = Lackinger, Otto: Die Siedlungstätigkeit im nördlichen Umgebungsbereich von Linz. In: Oberösterreich – Entwicklung und Aufstieg, Heft 2/67. Linz 1967, S. 26–27.

Metzler 2008 = Metzler, Gerhard: Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Stuttgart 2008.

Oberchristl 2000 = Oberchristl, Maria: Von Ansicht zu Ansicht. Oberösterreich in historischen Ortsansichten. Kataloge des Oö. Landesmuseums. Neue Folge Nr. 148, Linz 2000.

Ortsverzeichnis von Österreich 1951 = Österreichisches Statistisches Zentralamt (Hrsg.): Ortsverzeichnis von Österreich. 1951. Wien 1953.

Ortsverzeichnisse 1981 = Österreichisches Statistisches Zentralamt (Hrsg.): Ortsverzeichnisse (nach Bundesländern) 1981. Wien 1984.

Schlögel 2003 = Karl Schlögel: Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik. München 2003.

Schmeiss 1985 = Schmeiss, Maria: Entwicklungsprogramm Mühlviertel – ein frühes Beispiel für Raumordnungspolitik in Österreich. In: 30 Jahre Raumplanung in Österreich. Schriftenreihe der Österreichischen Gesellschaft für Raumforschung und Raumplanung, Band 29. Wien 1985. S 524–535.

Wacha 1982 = Wacha, Georg: Stadtansichten als historische Quelle. In: Rausch, Wilhelm (Hrsg): Städtische Kultur in der Barockzeit. Beiträge zur Geschichte der Städte Europas. Bd. VI. Linz. 1982, S. 35– 52.

<https://www.hagel.at/bodenverbrauch/>

<https://www.hagel.at/presseaussendungen/neue-umfrage-84-prozent-kritisieren-verschandelung-der-landschaft-durch-verbauung/>

<https://www.hagel.at/presseaussendungen/schuetzen-wir-unseren-boden-der-boden-schuetzt-uns/>

Alle Links zuletzt eingesehen am 03.04.2023.

BILDNACHWEISE:

Abb. 1: Graphik aus Jeschke / Pitschmann 1998, S. 16

Abb. 2: Graphik aus Jeschke / Pitschmann 1998, S. 40

Abb. 3: Graphik aus: Kanonier / Schindelegger 2018, S. 77. Unter https://www.oerok.gv.at/fileadmin/user_upload/publikationen/Schriftenreihe/202/OEROK-SR_202_DE.pdf kostenlos downloadbar

Abb. 4, 13: Graphik aus Jeschke 1982, S. 69

Abb. 5, 5a, 6, 6a, 7, 8, 9, 11, 12, 14: Quelle: Oö. Raumordnungskataster

Abb. 10: Quelle: OÖLA

ZWISCHEN PRIVAT UND ÖFFENTLICH – GÄRTEN UND PARKS IN LINZ, CIRCA 1700 BIS 1900

Georg Stöger

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts gab es in der inneren Stadt von Linz kaum Grünflächen: Das Josephinische Lagebuch erfasste in den 1780er-Jahren dort Gartenflächen von insgesamt nur rund 6.000 Quadratmetern (das sind etwa fünf Prozent der Gesamtfläche), die eher als Ziergärten zu sehen sind.¹ Die Vorstädte waren hingegen von Gärten und Feldern geprägt (Abb. 1), wobei diese Flächen aber als landwirtschaftlich und/oder privat genutzte Räume in der Regel nicht allgemein zugänglich waren.²

In den Vorstädten dienten die Gärten vor allem zur Nahrungsmittelproduktion; von den etwas über 500 Häusern der Oberen Vorstadt hatten nur 140 keinen eigenen Garten.³ Diese Gärten waren oftmals „Kuchelgärten“, das heißt, es wurden Gemüse und Kräuter angebaut, zudem gab es zahlreiche Obstbäume; die erzeugten Produkte verbrauchte man selbst oder verkaufte sie vor Ort.⁴ Eine Aufstellung aus den 1780er-Jahren deutet auf die Relevanz derartiger Gärten für Nutzer vor Ort hin: Dem Hausmeister des Lambacher Freihauses wurde als Ausgleich für geringen Barlohn neben freier Unterkunft und anderen Sachleistungen auch die (Mit)Nutzung des Hausgartens eingeräumt. In den 1780er-Jahren wurde diese Gartennutzung auf jährlich 30 Gulden geschätzt, während der Jahreslohn des Hausmeisters zu dieser Zeit 50 Gulden betrug.⁵ Zahlreiche Institutionen unterhielten Obst- und Gemüsegärten: Die Gärten des Linzer Kapuzinerklosters zum Beispiel – bestehend aus „Sakristeigarten“, „Refektorigarten“, „Kräutlgarten“, „Kreitlgarten“, „Feigengartel“ und „Baumgarten“ – waren laut Josephinischem Lagebuch 1,1 Hektar groß.⁶ Östlich der Landstraße befanden sich die umfangreichen Gartenanlagen der Elisabethinen, der Ursulinen, der Jesuiten, des Nordischen Stiftes und des Deutschen

1 OÖLA, Josephinisches Lagebuch, Handschrift 190 (Linz Stadt).

2 Linzer Regesten 1952–93, CIII/H1-3, Reg. 219 (S. 120f.); Linzer Regesten 1952–93, BIIA35, Reg. 18892 (S. 116).

3 Bohdanowicz 1955/56, S. 63.

4 OÖLA, Franziszeischer Kataster, Nr. 534 (Operat 1, Braune Mappe, Linz Untere Vorstadt) u. ebd. (Operat 2, Linz Obere Vorstadt).

5 Linzer Regesten 1952–93, B4, Reg. 780 (S. 311); ebd., Reg. 573 (S. 217–9).

6 Bohdanowicz 1955/56, S. 67; Linzer Regesten 1952–93, E1f, Reg. 448 (S. 184f.).

Ordens.⁷ Im circa 1.300 Quadratmeter großen Ordensgarten (heute Bethlehemstraße) befand sich ein Nutzgarten, in dem, wie 1721 festgehalten wurde, „Biern, Öpfel, Pfersich-“ und Marillenbäume sowie Weinreben gepflanzt waren. Der Gemüsegarten war „in 4en Stücken abgetheilte“ und wurde zum Anbau von „Spargl und anderes Kuchel Kreutlwerch“ genutzt.⁸

Neben diesen Nutzgärten bestanden zahlreiche Ziergärten, in größeren Anlagen oft kombiniert oder nebeneinander, wie Pläne und zeitgenössische Beschreibungen zeigen.⁹ Die meisten vorstädtischen Freihäuser hatten derartige Nutz- und Ziergärten, dazu kamen eigene Gartenhäuser der städtischen Elite im suburbanen Raum.¹⁰ Das „Bergschlössl“ am Froschberg ist das wohl bekannteste Linzer Beispiel für ein „hochbarockes Lustschlößchen“ mit Garten an der städtischen Peripherie. Ende der 1710er-Jahre wurde es gemeinsam mit einem Ziergarten für einen landständischen Beamten errichtet, nach dessen Tod fiel es zunächst an die Landstände und wurde später verkauft. In den späten 1770er-Jahren entstand dort ein botanischer Garten, der jedoch im folgenden Jahrzehnt aufgelöst wurde; die dortigen Gründe wurden teilweise verkauft oder landwirtschaftlich genutzt.¹¹ Auch religiöse Institutionen besaßen umfangreiche Ziergärten, wie zum Beispiel der Deutsche Orden.¹² Bereits während der Bauarbeiten zu Beginn des 18. Jahrhunderts pflanzte man Linden „in die Linien von dem Haus hinab gegen den Brunnen und neben dem Haus gegen den Seminaire-Garten hinüber“.¹³ Ausgaberechnungen und die Korrespondenz zwischen Hausverwalter und Ordensleiter lassen Einblicke in Gartenpraktiken der 1720er-Jahre zu und weisen insgesamt auf einen typischen Barockgarten hin: Die Linden wurden „ganz gleich abgemessen und geschnitten“¹⁴ und „auf Spallier-“ und „Kugel-Art“ gestutzt, zudem kaufte man mehrere Singvögel¹⁵ und Honig, um „die Omeissen dardurch von dem Auflaffen an die Bäume abhalten zu können“.¹⁶ Aus dem Jahr 1729 ist ein ausführliches Verzeichnis der Obst- und Lindenbäume des Gartens erhalten, in dem der damalige Verwalter Auskunft darüber gab, „wie dieselben [...] im Wachstum sich befinden“.¹⁷ Die Aufstellung lässt das Nebeneinander von Zier- und Nutzgarten erkennen: Neben den über 200 Obstbäumen sind 130 Linden und insgesamt über 3.400 Spalierpflanzen angeführt.¹⁸

Ein Vertrag über die Vermietung des Gartens beim Freihaus Lambach aus dem Jahr 1765 dokumentiert dessen Gestaltung – „Buchs bei den Einfassungen der Beete“, dazu

7 Bohdanowicz 1952, S. 581f., 615f. u. 634f.; Linzer Regesten 1952–93, CIIIC4, Reg. 826 (S. 356); Linzer Regesten 1952–93, CIII/H1-3, Reg. 595 (S. 423f.); OÖLA, Josephinisches Lagebuch, Handschrift 192 (Linz Untere Vorstadt); vgl. zum Garten des Deutschen Ordens: Wacha 1955.

8 Linzer Regesten 1952–93, CIII/H1-3, Reg. 447 (S. 288–90).

9 Vgl. den Plan des Gartens des Apothekers (und Bürgermeisters) Joseph Franz Weber bei der Wasserkaserne; abgebildet ist der Plan in Mayrhofer / Katzinger 1990, Bd. 1, S. 332, wobei er hier dem Vorbesitzer, dem Apotheker Justus Pfaller, zugeschrieben wird.

10 Vgl. z.B. Linzer Regesten 1952–93, BII/B1, Reg. 388 (S. 214); Linzer Regesten 1952–93, BII/B2, Reg. 487 (S. 22f.).

11 Berger 2003, S. 80f.; Awecker 1958; Promitzer / Speta 1989; OÖLA, Landschaftsakten, Sch. 443, D.XV.2/Nr. 71.

12 Wacha 1955, S. 119f.

13 Linzer Regesten 1952–93, CIII/H1-3, Reg. 330 (S. 196f.); vgl. Wacha 1955, S. 120.

14 Linzer Regesten 1952–93, CIII/H1-3, Reg. 411 (S. 262).

15 Ebd., Reg. 650 (467); vgl. Linzer Regesten 1952–93, CIII/H4, S. 816–822.

16 Linzer Regesten 1952–93, CIII/H4, S. 848–850.

17 Wacha 1955, S. 123.

18 Ebd., S. 123–6.

mit Schotter und Sand bestreute Wege – und Nutzung: Das Stift behielt sich sporadische Spaziergänge und „honettes divertiment[s]“ vor.¹⁹ Auch der Garten der Patrizierfamilie Thürheim am Oberen Graben diente der Freizeitgestaltung und der Repräsentation. Der Garten war deutlich von barockem Gartenideal geprägt, verfügte über gerade Wege und wurde teilweise auch mit Tieren (Fasanen und Nachtigallen) belebt.²⁰ Die Thürheim'schen Ausgaberechnungen des frühen 18. Jahrhunderts deuten auf eine intensive Beschäftigung mit dem Garten hin: Es finden sich Buchbinderrechnungen für Bücher wie „Der verständige Gartenmeister“, „Die Garten Lust“, „Der kuriose Ppropf- und Oculier-Meister“, „Der wohlerfahrene Zwergbaummeister“ oder „Die Garten Parterres“,²¹ auch Ankäufe von Titeln wie „Granat-Apfel“ und „Anweisung zur Baumzucht“.²² Die Landstände unterhielten ebenso eigene Ziergärten: Bei der ständischen Reitschule (dem späteren Theater) in der Oberen Vorstadt gab es zwei „Lusthäuseln“ und einen Garten, den der Syndikus nutzte und der später als „Casin[o]-Gartl“ beziehungsweise „Theatergarten“ bezeichnet wurde.²³ Dazu kamen die Ziergärten im Zwinger und Graben beim Landhaus und beim (ehemaligen) Minoritenkloster.²⁴

In Summe haben die Gärten vermutlich bis ins 19. Jahrhundert wesentlich zur Ernährung von Linz beigetragen.²⁵ Relevant waren diese Grünflächen aber auch für die Freizeitnutzung, wobei in diesem Zusammenhang genauso die Gastgärten zu nennen sind: Ein Linz-Besucher der 1780er-Jahre habe dort, so schrieb er, „eine Menge Volks sich ergötzen“ gesehen.²⁶ Er selbst besuchte ein Gasthaus, „das einen schönen Garten mit einem Gartenhaus und schattichten Lauben“ und „Aussicht“ auf die Donau besaß.²⁷ Zahlreicher wurden die vorstädtischen Gastgärten während des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts – zumindest gibt es aus dieser Zeit die meisten Hinweise.²⁸ Dazu kamen Gärten, die gegen Bezahlung eines Eintrittsgeldes besucht werden konnten, etwa der ehemalige Jesuitengarten („Mayreder-Garten“) östlich der Landstraße oder das „Hagerstöckl“ beim Kapuzinerkloster.²⁹ Zum Ende der 1830er-Jahre gab der Topograph Benedikt Pillwein einen Überblick zu sehenswerten Gärten in Linz: Neben den Klostergärten fand Pillwein den Garten des ehemaligen Freihauses Starhemberg in der Herrenstraße erwähnenswert, zudem die Gärten „beim Bergschlößchen, beim Alumnote, beim Niklashause (wegen der Hopfenanlage seit 1833), beim Schlaferwirth, beim ökon. [omischen] Magistratsrathe Huemer an der Kaplanhofstraße [...], beim sogenannten Hagerstöckl, [beim Gasthaus] zum römischen Kaiser, beim Handelsvorstande Plank am Schloßberge, beim Strafhause, der Schloßwirths- und Volksgarten, und jener des Erzherzogs Maximilian am Freinberge [...]. Wegen der mannigfaltigsten Tulpenflor wollen der

19 Linzer Regesten 1952–93, B4, Reg. 743 (S. 287).

20 Linzer Regesten 1952–93, B2G/8, Reg. 4791 (S. 50); ebd., Reg. 5527 (S. 162); ebd., Reg. 5392 (S. 143).

21 Linzer Regesten 1952–93, B2G/8, Reg. 4876 (S. 64).

22 Ebd., Reg. 5024 (87).

23 Depiny 1925, S. 180; Linzer Regesten 1952–93, BIIA24, Reg. 17276 (S. 129f.); Linzer Regesten 1952–93, BIIA42, Reg. 20069 (S. 15); vgl. Bohdanowicz 1955/56, S. 110.

24 Linzer Regesten 1952–93, BIIA41, Reg. 19918 (S. 90); OÖLA, Landschaftsakten, Alte Registratur, Sch. 96, D.XV.3/Nr. 21/4; Linzer Regesten 1952–93, BIIA42, Reg. 20137 (S. 70f.); vgl. Bohdanowicz 1955/56, S. 90 u. 108f.

25 Vgl. Stöger 2019, S. 131–142.

26 Füssel 1791, S. 235.

27 Ebd., S. 238.

28 Vgl. z.B. Heinse 1812, S. 93; LZ, 30.06.1806; Pillwein 1824, S. 84.

29 Gielge 1814, S. 135.

kleine Garten beim Herrenwirthshause und jener des ständischen Buchhalters Pfeiffer gesehen werden.“³⁰ In dieser Zeit scheint man einen Besuch von Gartenanlagen – analog zu den Kurgärten – zunehmend mit gesundheitlichen Aspekten verbunden zu haben: 1831 kündigte ein Gastwirt in der Unteren Vorstadt die Eröffnung einer „Trink-Kur-Anstalt“ an und verwies darauf, dass in seinen Gartenanlagen auch „Körperbewegung“ möglich wäre.³¹ Zur Mitte der 1860er-Jahre war Adalbert Stifter ebenso davon überzeugt, dass Spaziergänge in Gärten und die manuelle Arbeit darin als gesundheitsfördernd zu erachten seien. Stifter besuchte regelmäßig den Garten des befreundeten Lederfabrikanten Kaindl am Graben,³² in einem Brief aus dem Jahr 1864 an seinen Verleger gab Stifter sogar an, sich ein „Stück Garten“ gemietet zu haben und „täglich in demselben“ zu arbeiten.³³ Diese Angabe lässt sich nicht verifizieren, sie widerspiegelt aber zumindest den Wunsch Stifters – den er bereits 1859 in einem Brief geäußert hatte – „einen geräumigen Garten“ zu besitzen.³⁴

NEUE ÖFFENTLICHE GRÜNRÄUME

Öffentlich zugängliche Grünanlagen entstanden in Linz erst ab den 1770er-Jahren. In dieser Zeit setzte in vielen Städten die Umwandlung zu einer, wie es Peter Clark bezeichnet hat, „open Enlightenment city“ ein, die nun ohne Befestigung war, aber zunehmend über Parkanlagen, Boulevards und neue semi-öffentliche Gebäude (wie Theater) verfügte.³⁵ In Wien waren in den 1760er- und 1770er-Jahren der Prater, der Augarten und weitere kaiserliche Gärten für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden, zudem wurde das Festungsvorfeld (das Glacis) mit Wegen und Alleen neu gestaltet.³⁶ Diese Transformationen trugen dem Bedeutungsgewinn neuer Freizeitaktivitäten wie dem Spazierengehen Rechnung.³⁷

Auch in Linz wurde im Frühjahr 1772 auf einem Teil des Befestigungswalles vor der Stadtmauer eine „Promenade“ angelegt.³⁸ Diese Initiative der Landstände lässt sich mit zeitgenössischen Vorbildern (den bereits genannten und anderen) erklären, dass man für diese Umgestaltung gerade diesen Ort gewählt hatte, überrascht nicht: Einerseits befanden sich dort mit dem Landhaus und dem Redoutensaal (dem späteren Theater) landständische Prestigeobjekte,³⁹ andererseits knüpfte der neue Grünraum an bestehende Gärten in dieser Gegend an (Abb. 1).⁴⁰ Da es sich beim Wall um städtischen Besitz handelte, wurde der Bereich des Oberen Grabens an die Stände verkauft beziehungsweise übergeben, die sich im Gegenzug zur Erhaltung der Neugestaltung und der sich

30 Pillwein 1837, S. 72.

31 LZ/IB, 25.04.1831.

32 Stifter 1979, S. 335f.; vgl. Bohdanowicz 1952, S. 671f.

33 Stifter 1916–39, Bd. 20, S. 217.

34 Ebd., Bd. 19, 210.

35 Clark 2009, S. 179; Hajós 2007, S. 23–26.

36 Brunner / Schneider 2005, S. 510f.; Hajós 2007, S. 15f. u. 26–30.

37 Vgl. Enzyklopädie 2005–12, s.v. Spaziergang; Clark 2009, S. 188 u. Lenger 2013, S. 171.

38 Linzer Regesten 1952–93, BIIA24, Reg. 17124 (S. 5); vgl. Kunstdenkmäler 1977–99, S. 354–356.

39 Kunstdenkmäler 1977–99, S. 382–385; Mayrhofer / Katzinger 1990, Bd. 1, S. 372; ebd., Bd. 2, 97; Gielge 1814, S. 164.

40 Vgl. Bohdanowicz 1955/56, S. 67; AStL, Handschrift 861 („Chronologische Beschreibung“, 1770er Jahre), fol. 22b u. Berger 2003, S. 92.



dort befindlichen Stadtmauern verpflichteten.⁴¹ Es erfolgte – wie in anderen Städten zu dieser Zeit – eine typische Gestaltung als Allee: Man legte eine „angenehme erhöhte Maulbeerallee“⁴² und Spaliere an⁴³ und errichtete offenbar auch eine Unterstandshütte und Bänke (Abb. 2).⁴⁴ Ein Landesrat „gräbt Spazierwege, und pflanzt Maulbeerbäume daran; ein anderer setzt Laternen“, verspottete eine 1782 erschienene Satire das Engagement der lokalen Elite.⁴⁵ Die Pflanzung der Maulbeerbäume war utilitaristisch und stand im Kontext von merkantilen Bemühungen um die Etablierung einer inländischen Seidenzucht, die aber in Linz – trotz wiederholter Versuche – keine Bedeutung erlangte.⁴⁶

Man habe, so die ständische Selbstsicht, den Wall „zur öffentlichen Zierde und zur Promenade [...] aus Liebe und Achtung für das ganze Publikum hergestellt und verbessert“.⁴⁷ Dass es aber eher um die Schaffung eines bürgerlichen und repräsentativen Freizeitraumes ging, zeigt der Versuch, den „unangenehme[n] Prospect gegen den Schullerberg und daselbst befindlichen zerissenen Planken und Pazenhäuße[r]“ mit einer Bretterwand verschwinden zu lassen.⁴⁸ In der Folge wurde die Promenade deutlich zu einer städtischen Sehenswürdigkeit: 1779 besuchte der durchreisende Kaiser nicht nur Institutionen wie die Wollzeugfabrik und die Kasernen, sondern auch die „neu

Abb. 1: Linzer Grünräume im 19. Jahrhundert.

Dargestellt ist die topographische Situation der 1820er-Jahre, dunkelgrau die Bebauung um 1900.

1 = Promenade, 2 = Stras-serinsel, 3 = Volksgarten, 4 = Freinberg.

41 OÖLA, Landschaftsakten, Alte Registratur, Sch. 96, D.XV.3/Nr. 10 ½.

42 Hoff 1787, S. 7.

43 Linzer Regesten 1952–93, BIIA7, Reg. 9711 (S. 150).

44 Linzer Regesten 1952–93, B2G/6, Reg. 3563 (S. 216).

45 Rabiosus 1782, S. 12.

46 Kneifel 1987, S. 306–316; Linzer Regesten 1952–93, BIIA41, Reg. 19928 (S. 96f.); Fink 1885, S. 100; Pillwein 1846, S. 30.

47 Linzer Regesten 1952–93, BIIA41, Reg. 19912 (S. 84f.).

48 Linzer Regesten 1952–93, B2G/6, Reg. 3563 (S. 216).

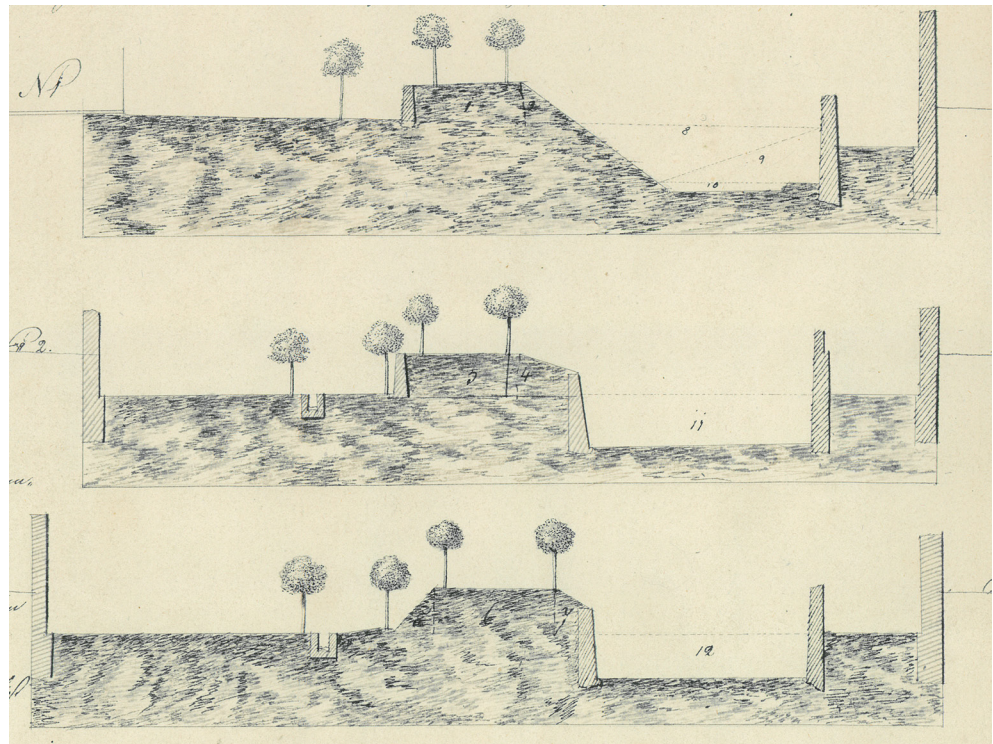


Abb. 2: Die „Promenade“ am Stadtgraben – ein repräsentativer öffentlicher Grünraum, 1800 (Ausschnitt). Die Aufnahme der Querschnitte erfolgte anlässlich einer Kanalplanung.

angelegten Wege“ am Graben und am Schlossberg,⁴⁹ die Promenade wurde anlässlich von Festen illuminiert und taucht ebenso in der Publizistik des ausgehenden 18. Jahrhunderts regelmäßig auf.⁵⁰

Über die alltägliche Nutzung der Promenade weiß man abgesehen von kurzen und kaum variierenden Beschreibungen der Reisepublizistik nur wenig, wenngleich einzelne Berichte aus den 1790er-Jahren Einblicke gewähren und darauf hinweisen, dass auch nichtbürgerliche Schichten diesen Grünraum frequentierten: 1790 lamentierte der zuständige Gärtner wiederholte Zerstörungen an den Maulbeerbäumen und den Spalieren und „nächtliche Blätz Verunreinigung“. Probleme entstanden besonders zur Zeit der Maulbeerenreife, da dann Heranwachsende die Bäume bestiegen; auch das Ernten der Maulbeerblätter schade der Entwicklung der Bäume.⁵¹ Einige Jahre später stellte man fest, dass der „Pöbel“ das Buchenspalier beschädigt habe und die „im(m)er sehr zahlreichen“ Kinder Löcher im Wall verursachen würden.⁵² Sukzessive wurden die Maulbeerbäume, die man als Hauptursache der Probleme sah, mit der Pflanzung von Buchen und Linden ersetzt; bereits zuvor waren die Maulbeerbäume stark zurückgeschnitten worden.⁵³

49 LZ, 08.11.1779.

50 Vgl. z.B. Linzer Regesten 1952–93, E7a u. b, Reg. 494 (S. 123) u. ebd., Reg. 578 (S. 142).

51 OÖLA, Landschaftsakten, Alte Registratur, Sch. 85, D.XV/Nr. 38; vgl. Linzer Regesten 1952–93, BIIA41, Reg. 19935 (S. 102).

52 OÖLA, Landschaftsakten, Alte Registratur, Sch. 85, D.XV/Nr. 38; ebd., Sch. 92, D.XV.2/Nr. 123.

53 Linzer Regesten 1952–93, BIIA41, Reg. 19928 (S. 96f.); vgl. ebd., Reg. 19926 (S. 96) u. Linzer Regesten 1952–93, BIIA41, Reg. 19995 (S. 161).

Der Großbrand im August 1800, der das Landhaus und andere Gebäude an der Stadtmauer zerstörte, schuf eine neue Ausgangslage:⁵⁴ Nach nur wenigen Wochen waren sich die Stände einig, am Beginn der Promenade einen neuen Zugang zur inneren Stadt zu schaffen (der – nomen est omen – zur „Theater Gasse“ wurde), die Befestigung zu beseitigen und den Stadtgraben mit Material des Walles und der Brandruinen zu verfüllen, was größtenteils durch die Stände finanziert wurde. Dies war nicht nur eine pragmatische Entscheidung, sondern sie zielte auch bewusst auf eine Erweiterung dieses repräsentativen (Grün)Raumes ab,⁵⁵ für den *das ganze Linzerische Publicum und selbst die Nachkommenschaft uns noch dancken wird*, wie die Stände betonten.⁵⁶ Die Ausfüllung des Stadtgrabens und das Abtragen des Walles sei ein „besonderes Anliegen“ des naturaffinen ständischen Syndikus Franz Xaver von Spaun gewesen, erinnert sich dessen Sohn Joseph von Spaun.⁵⁷ Als Syndikus verfügte Spaun über den „Genuss eines hübschen Gartens“ bei der Reitschule, in dem, so der Sohn, der Vater für die Kinder oft „Kämpfe und gymnastische Übungen angeordnet und mitgemacht“ hat und der im Sommer jeden Sonntag zum Kegeln genutzt wurde.⁵⁸ Dass die Stände bei der Neugestaltung der Promenade auf „vielen Widerspruch“ gestoßen sind, wie Joseph von Spaun konstatierte,⁵⁹ ist nicht belegt und eher unwahrscheinlich, denn bereits 1799 hatte die Stadt Linz den Ständen den Kauf des restlichen Teiles des Stadtgrabens (also des Unteren Grabens) angeboten.⁶⁰ Ohnehin gab es zu dieser Zeit in vielen Städten keine Befestigungen mehr, auch die Stadtgräben wurden zunehmend als hygienische Bedrohung gesehen.⁶¹

Die Ausweitung des Grünraumes in einen, wie es das ständische Bauamt bezeichnete, *Spaziers- oder Lust-Garten* mit insgesamt rund 8.500 Quadratmetern erfolgte erstaunlich rasch.⁶² Im April 1801 war der Obere Graben bis zum Landhaustor bereits zugeschüttet, der Wall abgetragen und eine ebene Fläche hergestellt, bis zum Jahresende folgte das restliche Grabenstück bis zum Schmiedtor, das nun im Besitz der Stände war. Im Laufe der nächsten Jahre verfüllte auch die Stadt – als Grundeigentümer – den restlichen Graben, wobei die dabei entstandene Fläche parzelliert und zur Bebauung verkauft beziehungsweise zur Erweiterung des Pfarrplatzes verwendet wurde.⁶³ Bei der Neugestaltung der Promenade überlegte man zunächst eine Bepflanzung mit Kastanien, *weil diese am schnellsten gedeihen, guten Schatten und schönes Grün geben*,⁶⁴ schließlich entschied man sich für Linden und Platanen, die in vier Reihen angeordnet wurden.⁶⁵ Auch diese neue Anlage war noch stark von geraden Linien und formenden Pflanzenschnitten geprägt, sie offenbart, wie es Peter Clark bezeichnet hat, eine „highly controlled [...]“

54 Vgl. Awecker 1951 u. Stöger 2019, S. 333–337.

55 OÖLA, Landschaftsakten, Alte Registratur, Sch. 98, D.XV.3/Nr. 79; vgl. Awecker 1951, S. 37.

56 OÖLA, Landschaftsakten, Alte Registratur, Sch. 96, D.XV.3/Nr. 21/4.

57 Spaun 1864, S. 53.

58 Ebd., S. 41.

59 Ebd., S. 53; vgl. Depiny 1925, S. 187.

60 Linzer Regesten 1952–93, BIIA41, Reg. 19998 [S. 163–7]; OÖLA, Landschaftsakten, Alte Registratur, Sch. 96, D.XV.3/Nr. 10 ½.

61 OÖLA, Landschaftsakten, Alte Registratur, Sch. 84, D.XIV.2/196.

62 OÖLA, Landschaftsakten, Alte Registratur, Sch. 98, D.XV.3/Nr. 79.

63 OÖLA, Landschaftsakten, Alte Registratur, Sch. 96, D.XV.3/Nr. 21/4; Linzer Regesten 1952–93, BIIA42, Reg. 20129 [S. 65]; Rechenschaftsbericht 1885, S. 106.

64 OÖLA, Landschaftsakten, Alte Registratur, Sch. 96, D.XV.3/Nr. 21/4.

65 Linzer Regesten 1952–93, BIIA42, Reg. 20098 [S. 44f.]; Stauber 1884, S. 134f.



Abb. 3: Der Linzer Volksgarten; Postkarte, 1901.

vision of nature“.⁶⁶ Die Promenade wurde zunehmend zu einem zentralen bürgerlichen Freizeitraum, der stark frequentiert war. Man veränderte nicht nur die Bepflanzung und die Gestaltung,⁶⁷ sondern erweiterte auch die Infrastrukturen für die Nutzer dieses Grünraumes: Schon 1807 hatten die Stände 40 Bänke aufstellen lassen, zudem einen Pavillon für Militärmusik und eine „Zuckerbäckerhütte“,⁶⁸ in der auch Getränke erworben werden konnten. Die Hütte wurde zur Mitte der 1830er-Jahre durch einen „Kiosk von eleganter Form“ ersetzt, in dem es zeitweise sogar „Schaustellungen bildlicher Kunstwerke“ gab.⁶⁹

DER WEG ZUM STÄDTISCHEN GRÜN

Deutlich beobachteten und bewerteten die Stadtbeschreibungen und Reiseberichte aus den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts urbane Grünräume, auch lassen sie diesbezüglich gestiegene Bedürfnisse erkennen.⁷⁰ Linz verfüge zwar über die Promenade und zahlreiche Gastgärten, aber „englische Gartenanlagen und Parks fürs Publikum kennt man hier nicht“, merkte ein 1809 erschienener Reisebericht an.⁷¹ Tatsächlich fehlte, wenn man von der Promenade absieht, in Linz ein dem Wiener Prater, dem Berliner Tiergarten oder dem Pariser Tivoli vergleichbares Areal.⁷² Erst in den 1820er-Jahren wurden an der südlichen Peripherie der Stadt zwei Parkanlagen etabliert: Am heutigen Schillerplatz

66 OÖLA, Landschaftsakten, Sch. 582, E.XV.8./Nr. 32/1; OÖLA, Landschaftsakten, Alte Registratur, Sch. 92, D.XV.2/Nr. 123; Clark 2009, S. 325.

67 Vgl. OÖLA, Karten- und Plänesammlung, VI/31.

68 Linzer Regesten 1952–93, BIIA42, Reg. 20145 (S. 77).

69 Fink 1885, S. 120f.

70 Mader 1809, S. 14; Heinse 1812, S. 10 u. 15; Pillwein 1824, S. 85 u. 68f.; Kyselak 2009, S. 406.

71 Mader 1809, S. 15.

72 Vgl. Enzyklopädie 2005–12, s.v. Park.

entstand beim Militärerziehungshaus als Privatinitiative eines ranghohen Militärs ein „Vergnügungsgarten“, der aber offenbar nicht lang existierte. „Man wandelt zwanglos unter Blumendüften in demselben“, so die zeitgenössische Beschreibung von Benedikt Pillwein.⁷³ 1828 wurde durch den Urfahrer Kaffeehausbesitzer Bartholomä Festorazzi ein „Volksgarten“ mit „acht schöne[n] Partien“ auf Äckern bei der Landstraße errichtet, der im Folgejahr eröffnet wurde (zur Lage vgl. Abb. 1). Es war ein kommerzielles Projekt: Der Eintritt für die ganze Saison kostete für Erwachsene einen Gulden, was ungefähr drei Tagelöhnen entsprach und damit nicht gerade günstig war.⁷⁴ Schon am Namen erkennt man die Nähe zum Wiener Pendant, das selbst wiederum auf der seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert laufenden „Volksgarten“-Diskussion basierte und unter Franz I. zwischen 1819 und 1823 anstelle der gesprengten Befestigungen südwestlich der Stadt bei der Hofburg entstand⁷⁵ – im Hinblick auf die Ausgestaltung bildete eher der Wiener Prater mit seinen Attraktionen und gastronomischen Angeboten ein Vorbild.⁷⁶ Nach anfänglichen Erfolgen scheinen sich die Einnahmen, die Festorazzi mit seinem Garten lukrierte, reduziert zu haben: Schon 1830 unterbreitete der Kaffeehausbesitzer den Ständen ein Übernahmeangebot, schließlich gewährte die Landesverwaltung der Witwe des 1835 verstorbenen Festorazzi zwischen den Jahren 1847 und 1852 eine jährliche Subvention in der Höhe von 400 Gulden.⁷⁷

1850 hatte die Stadt das Angebot, den Volksgarten zu erwerben, abgelehnt, da dafür *kein Grund vorhanden* sei.⁷⁸ Sieben Jahre später – zwischenzeitlich war das dortige Grundstück sogar als Standort eines neuen „allgemeinen“ Krankenhauses vorgesehen gewesen⁷⁹ – kaufte die Stadt Linz 1857 jedoch den Volksgarten und eröffnete ihn im folgenden Frühjahr als unentgeltlich zugänglichen Park.⁸⁰ Damit trat erstmals die Stadt als Besitzer und Unterhalter einer Grünanlage auf, was zu dieser Zeit keineswegs unüblich war: In England gab es in den 1840er-Jahren einen breiten Diskurs zu städtischen Grünanlagen, in den 1850er-Jahren wurden bei der Umgestaltung von Paris durch Haussmann zahlreiche Alleen angelegt und Parks an der Peripherie eingerichtet, und zur gleichen Zeit entstand der „Central Park“ in New York, der für viele nordamerikanische und europäische Städte zum Vorbild wurde.⁸¹ Diese Parks wurden zunehmend als Gegenentwürfe zu einer „düster gezeichneten Stadt“, als gesundheitsbringende „Lungen der Stadt“ verstanden und als ideale Orte für bürgerliche Freizeitgestaltung gesehen, die – mit ihren zahllosen Vorschriften – auch „Bühnen des hygienischen Erziehungsprogrammes“ wurden.⁸² Interessanterweise entstand in Linz ein „Stadtpark“ rund ein Jahrzehnt früher als in anderen österreichischen Städten, was wohl auf die spezifische Genese dieses Grünraumes zurückzuführen ist: Schließlich übernahm die Stadt Linz einen bestehenden Privatpark,

73 Pillwein 1824, S. 149f.

74 LZ/IB, 24.04.1829.

75 Vgl. zu den Kontexten: Hajós 2007, S. 33–46.

76 Kunstdenkmäler 1977–99, S. 285f.; Leonhartsberger 1994, S. 73; Hajós 2007, S. 61f.; im Frühjahr 1856 konnten dort zum Beispiel eine „Wunder-Dame“ und „Vorstellungen in der höheren Magie“ besichtigt werden (LZ, 05.05.1856).

77 Leonhartsberger 1994, S. 73f.

78 AStL, Gemeinderatsprotokoll 1850, fol. 212a.

79 Vgl. Stöger 2019, S. 284f.

80 Österreichisches Bürgerblatt, 20.01.1854; Mayrhofer / Katzinger 1990, Bd. 2, S. 144; Fink 1885, S. 196.

81 Schott 2014, S. 268f.

82 Lenger 2013, S. 171.

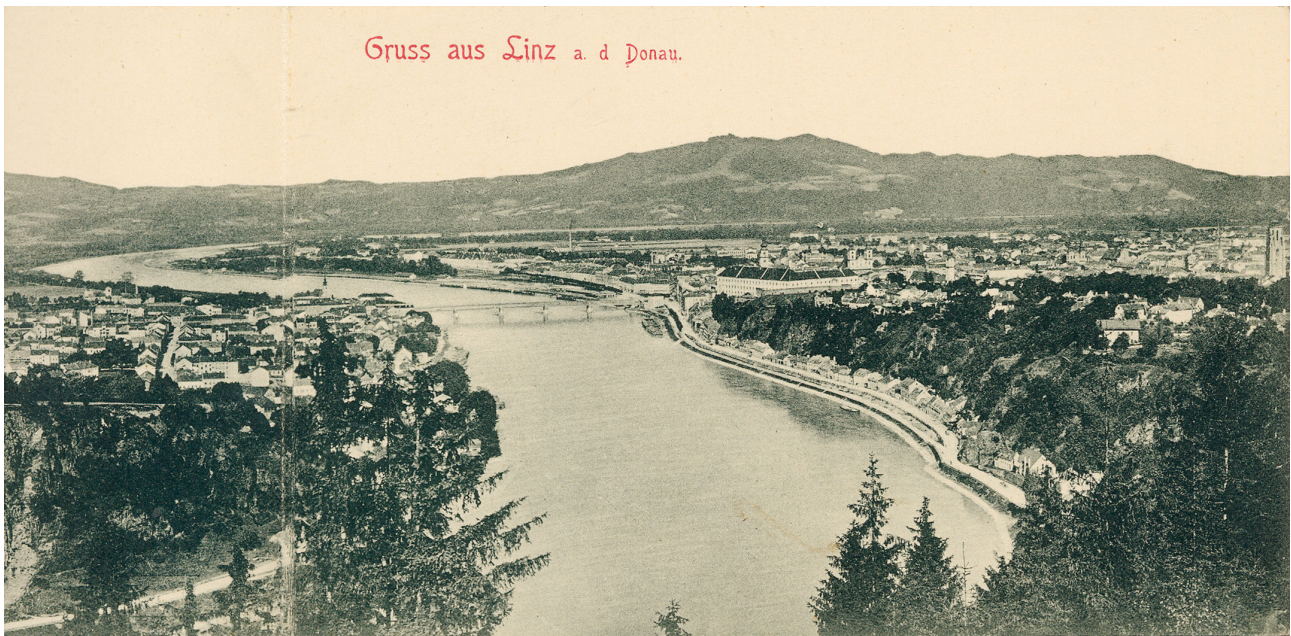


Abb. 4: Blick vom Freinberg auf Linz; Postkarte, ca. 1898.

sie etablierte keinen neuen.⁸³ Die substantiellen Investitionen und Veränderungen, die die Stadt seit dem Kauf vornahm, deuten darauf hin, dass man den Volksgarten tatsächlich als Linzer „Stadtspark“, also als Teil der städtischen Infrastruktur wahrnahm.⁸⁴ Ab den 1860er-Jahren wurde der Volksgarten zu einem zentralen Ort städtischer Repräsentation, an dem Ausstellungen und die Volksfeste abgehalten wurden; 1877 erfolgte – aus dem ersten „Millionendarlehen“ der Stadt finanziert – sogar eine Erweiterung, wodurch der Park auf die heutige Größe von etwas über drei Hektar anwuchs.⁸⁵

Nach der Promenade – dem Projekt der Stände und später der Landesregierung – und dem Volksgarten entstanden erst ab den 1860er-Jahren weitere öffentlich zugängliche Grünräume in der Stadt.

Die Anlage der Grünflächen bei der Donaulände (nahe der Dampfschiffstation) und beim Krankenhaus waren deutlich visuell, im Falle des Krankenhauses auch gesundheitlich (und damit dennoch symbolisch) motiviert.⁸⁶ Ende der 1860er-Jahre wurde durch den neu entstandenen „Verein für Naturkunde in Oesterreich ob der Enns“ ein Botanischer Garten auf stadteigenem Grund in der Neustadt errichtet.⁸⁷ Die Initiative dazu ging von einem botanisch interessierten Beamten aus, der den Garten einerseits als Unterrichtsobjekt für die nahen Schulen, andererseits – wie die Botanischen Gärten der

83 Vgl. Hajós 2007, S. 18f., 47–59 u. 78–80; Brunner / Schneider 2005, S. 445f.

84 AStL, Handschrift 212 (Kammeramt Ausgaben 1860), S. 106f.; AStL, Handschrift 237 (Kammeramt Ausgaben 1870), S. 128f.

85 Rechenschaftsbericht 1876–78, S. 59; Rechenschaftsbericht 1885, S. 106; o.A. 1884, S. 180; Leonhartsberger 1994, S. 74.

86 Rechenschaftsbericht 1879–80, S. 26 u. 84.

87 Gelegen im Geviert der heutigen Mozart-, Dinghofer-, Harrach- und Fadingerstraße.

Frühen Neuzeit – als Teil eines wissenschaftlichen Netzwerkes sah.⁸⁸ Weitere öffentliche Grünanlagen entstanden in den 1880er-Jahren: Die Verwandlung der Sandgruben am Bauernberg, die der Brauerei Hatschek gehörten, in eine Parkanlage war ein Projekt des Verschönerungsvereins,⁸⁹ 1884 beschloss der Gemeinderat die Begrünung des „Marktplatzes“ der Neustadt (des heutigen „Hessenplatzes“), und ab dem Jahr 1885 war ein eigener „Stadtgärtner“ angestellt, der die in städtischem Besitz stehenden Grünflächen betreute.⁹⁰ Dennoch konstatierte ein 1887 erscheinender Zeitungskommentar zur Linzer Luft einen Mangel an öffentlich zugänglichen Grünräumen: Im Linzer Stadtgebiet bestünden außer der Promenade und dem Volksgarten nur Privatgärten, Grünräume wie der Frein- oder Bauernberg und die Strasserinsel seien viel zu weit vom Stadtzentrum entfernt. Die Promenade sei deutlich zu klein, denn dort „verschwindet der von den wenigen Bäumen ausgeathmete Sauerstoff ganz gegenüber den Ausdünstungen und Rauchmengen, welche den dicht herum stehenden Häusern und den im Verhältnisse zur Fläche zahlreichen Passanten entstammen“. Die zunehmende Verbauung verschlechtere die Luft, und besonders in der Neustadt fehle eine größere Parkanlage, die in Städten wie Wien oder München bestünden oder in Planung seien.⁹¹ Tatsächlich blieb öffentlich zugängliches, städtisches Grün bis zum Ende des 19. Jahrhunderts auf die oben genannten Grünräume und die Begrünung des Umschlagplatzes beschränkt, auch der 1888 beschlossene „Generalregulierungsplan“ war von einer weitgehenden Absenz von innerstädtischen Grünflächen gekennzeichnet.⁹²

UMLAND ALS GRÜNRAUMSUBSTITUT

Das Umland von Linz bilde „die schönsten Parks“, konstatierte ein in den 1820er-Jahren erschienenenes „Handbuch für Reisende auf der Donau“: Die Hügel im Norden, die Auen im Osten und Süden, die „Felsenwände und Nadelwälder“ im Westen bieten „Abwechslung von Spaziergängen“, deshalb müsse man „die Linzer entschuldigen, wenn sie keine Parks oder öffentliche Gärten im englischen Style in der Nähe ihrer Stadt anlegten“.⁹³ Diese Sichtweise findet sich auch in einem Tagebucheintrag aus dem Frühjahr 1848: Die Umgebung des Freinbergs gleiche „einer englischen Park-Anlage“, die für das „Vergnügen für die Linzer in dem vollkommensten Zustande“ sei.⁹⁴ Daran anknüpfend könnte man den relativen Mangel respektive das späte Etablieren von öffentlichen Grünräumen als Folge einer ausgeprägten Nutzung des grünen Um- und Hinterlandes interpretieren.

Für die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts sind Hinweise auf eine diesbezügliche Freizeitnutzung jedoch wenig zahlreich und verstreut, und sie betreffen – nicht überraschend – eher Angehörige der städtischen Oberschichten. 1720 richtete der Verwalter der Linzer Niederlassung des Deutschen Ordens brieflich Grüße von drei adeligen Frauen

88 Kerschner 1952, S. 37–46; 1777–88 am Froschberg und 1853–71 am Freinberg hatte es bereits Botanische Gärten gegeben, die aber nur begrenzt zugänglich waren – vgl. Promitzer / Speta 1989, S. 60 u. LZ, 15.03.1856.

89 Berger 2003, S. 88; Leonhartsberger 1994, S. 66; vgl. o.A. 1887, S. 138.

90 Rechenschaftsbericht 1885, S. 108f.

91 (Linzer) Tagespost, 12.06.1887.

92 Mayrhofer / Katzinger 1990, Bd. 2, S. 144.

93 Schultes 1827, S. 115.

94 Zálaha, Tagebücher, 129.

aus, die „aus der Statt heraus spazieren gefahren“ waren;⁹⁵ die Ausgaberechnungen des Patrizierhaushaltes Thürheim dokumentieren für die 1710er-Jahre Fahrten – vermutlich zur Jagd – in den westlich von Linz gelegenen Kürnberger Wald und eine Fahrt nach Kirchschatz.⁹⁶ Die Reiseberichte dieser Zeit, die in nicht überaus großer Zahl vorliegen, fokussierten meist nur den unmittelbaren Stadtraum, nur vereinzelt wurde das Linzer Um- und Hinterland thematisiert (und besucht).⁹⁷ Ein kaiserlicher Gesandter, der auf der Donau nach Wien unterwegs war und Ende November 1698 in Linz kurz Halt machte, verwies darauf, dass im Sommer ins südöstlich von Linz gelegene Zizlau „viel von Linz herauß [...] komen hier die guete Fisch zu essen“.⁹⁸ Es ist aber davon auszugehen, dass in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Linzer Um- und Hinterland einzelne Infrastrukturen der Naturnutzung bestanden. Am stadtnahen Freinberg besaß das „Jägermayrhäusl“ – vermutlich ein altes Forsthaus – schon vor den 1740er-Jahren ein Ausschankrecht,⁹⁹ in einem Häuserverzeichnis aus dem Jahr 1771 wurde der Jägermayr bereits als „Gastgebergüt“ bezeichnet.¹⁰⁰ Ab der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde zudem das circa 12 Kilometer nördlich von Linz und 700 Meter höher gelegene Kirchschatz zu einem Kur- und Ausflugsort der städtischen Elite. Einerseits suchte man die dortige Heilquelle auf, andererseits wurde auch die Luft zu einem Besuchsmotiv: „Die Lufft ist da so gesund“, versprach eine zeitgenössische Werbeschrift.¹⁰¹

In den Reiseberichten, deren Zahl im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts und zu Beginn des 19. Jahrhunderts deutlich anstieg, war das Lob des grünen Umlandes omnipräsent. Dass man die „Gegend“ bei der Stadt als „ungemein angenehm“ empfand,¹⁰² hing möglicherweise mit den topogenen Erfahrungen der nach Linz kommenden Reisenden zusammen: Wenn man donauaufwärts oder über den Landweg von Süden Linz erreichte, dann war man zumindest für mehrere Stunden in flacher, relativ unspektakulärer Landschaft unterwegs gewesen, donauabwärts kam man aus der Enge des Donaudurchbruches in „ein ungemein schönes Amp[h]itheater“,¹⁰³ bei einer Annäherung aus dem Norden lag Linz weit unterhalb in einer „reizende[n] Ebene“, die sich bis zu den Bergen erstreckte, die das Alpenvorland begrenzten.¹⁰⁴ Die Donau war ein wichtiges visuelles Element der „herrlichen Gegend“,¹⁰⁵ sie gab „dieser schönen Landschaft noch mehr Pracht, Leben und Mannichfaltigkeit“. Als Mary Wollstonecraft Shelley im September 1842 von Budweis mit der Pferdeisenbahn nach Linz kam, erlebte sie „glorious sunset“ oberhalb von Linz und war von der Aussicht beeindruckt: „The prospect was extensive; varied by the lines of wooded hills and majestic mountains [...]. The Danube wound through the varied plain below [...] giving that life and sublimity to the landscape“.¹⁰⁷ Ähnlich euphorisch waren viele Stadtbeschreibungen und Reisehandbücher: Man pries „lachende Hügel“, „Felder,

95 Linzer Regesten 1952–93, CIII/H1-3, Reg. 396 (S. 250f.).

96 Linzer Regesten 1952–93, B2G/8, Reg. 4999 (S. 84).

97 o.A. 1769, S. 349.

98 Pillich 1962, S. 509.

99 Linzer Regesten 1952–93, B8/2, Reg. 885 (S. 73f.); Benesch 2009, S. 106.

100 Bohdanowicz 1955/56, S. 740; Benesch 2009, S. 139.

101 Mayer 1753, S. 5.

102 Burney 1773, S. 141.

103 Risbeck 1784, S. 177.

104 Hoff 1787, S. 9f.

105 Füssel 1791, S. 241.

106 Risbeck 1784, S. 177.

107 Wollstonecraft Shelley 1844, S. 19f.

Wiesen und Gruppen von Bäumen im manchfaltigsten Grün“,¹⁰⁸ „alles dieses gewähret dem forschenden Auge einen so ergreifenden Anblick“.¹⁰⁹

Ab dem beginnenden 19. Jahrhundert weitete sich der Diskurs über Naturräume im Um- und Hinterland von Linz aus, was wohl mit einer intensiveren Nutzung dieser Räume korrespondierte. Für Wien lässt sich zu dieser Zeit Vergleichbares beobachten: In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden die städtische Peripherie und der Wienerwald zu Naherholungsgebieten, die bald auch über entsprechende Infrastrukturen verfügten.¹¹⁰ Alltägliche Freizeitbeschäftigungen der Linzer seien, so ein 1811 erscheinener Reisebericht, eine „Spazierfahrt nach Ebersberg“ (Ebelsberg) oder zum Jägermayr am Freinberg, eine „Excursion nach der Zizelau“ oder ein „Spaziergange auf den Pöstlingberg [, wo man] sich bey vollem Glase und gedecktem Tische Vergnügen holt“.¹¹¹ Viele „gardens and taverns in the vicinity are resorted to by the inhabitants as places of recreation“ stellte John Murrays einflussreiches, erstmals 1837 erschienenenes „A handbook for travellers in southern Germany“ fest.¹¹² Franz Xaver von Spaun, zwischen 1796 und 1804 ständischer Syndikus in Linz, unternahm weite „Spaziergänge“, und er ging – so sein Sohn Joseph von Spaun – mit seinen Kindern an den Wochendenden „oft in einen Wald, wo er [...] mit uns spielte und [er] ordnete Wettläufe und Springübungen an“.¹¹³

Bis in den Vormärz hatte sich ein Kanon des Besuchens herausgebildet, der spezifische Orte und Routen – ältere und neuere – umfasste und auch die diesbezüglichen Infrastrukturen mit einschloss. Auf Grund der Nähe zum Stadtzentrum wurden der Freinberg und das dortige Gasthaus „Jägermayr“ häufig besucht.¹¹⁴ „Wenn nicht der Jägermeyr ein so gutes Bier hätte, u. auf dem Schloßberg ein passabler Wein zu haben wäre, so müßte ich mich auf der Promenade aufhängen, mit der Überschrift: Aus Schmerz über die entflohene Linzer-Seele“, schrieb Franz Schubert im Juli 1825 an seinen Freund Joseph von Spaun.¹¹⁵ Vor allem die Aussicht vom Freinberg auf Linz und die Donau wurde zu einem typischen und prägenden Sujet, das sich in zahlreichen Bildern und Fotografien widerspiegelt.¹¹⁶ Man habe den „best point of view“ von „Jägermeyer's Garden“, war Murrays „Handbook“ überzeugt,¹¹⁷ die „Aussicht“ von dort „rührte [...] mein Herz“, bekannte ein Linz-Besucher des Jahres 1829.¹¹⁸ Nördlich der Donau waren der bereits erwähnte Pöstlingberg und die dörfliche Ansiedlung St. Magdalena populäre Nahausflugsziele. St. Magdalena, etwas erhöht am Abhang des Mühlviertler Hochlandes gelegen, konnte „am romantischen Gehwege“ der Donau entlang „durch lachende Felder“ erreicht werden.¹¹⁹ Auch der sonst relativ nüchterne Franziszeische Kataster fand überschwängliches Lob für die „herrliche Aussicht“ von St. Magdalena und „das diesseitige schöne[,] einem Garten gleichende Donautal, durch welches die Städter teils zu Fuß teils auf der neuge-

108 Heinse 1812, S. 5.

109 Pillwein 1824, S. 85.

110 Brunner / Schneider 2005, S. 346 u. 507.

111 Sartori 1811, S. 424.

112 Murray 1837, S. 123f.

113 Spaun 1864, S. 35 u. 41; vgl. Depiny 1925, S. 175–177.

114 Heinse 1812, S. 4; Benesch 2009, S. 141f.; vgl. Bohdanowicz 1955/56, S. 1621.

115 Franz Schubert an Josef von Spaun, 21.07.1825 – Deutsch 1954, S. 113.

116 Benesch 2009, S. 110–112; Zálaha, Tagebücher, 128f.; Deinhardstein 1831, S. 188.

117 Murray 1837, S. 123–125.

118 Krickel 1831, S. 191.

119 Pillwein 1824, S. 343; vgl. Heinse 1812, S. 108.



Abb. 5: Blick vom Pöstlingberg auf Linz; Postkarte, ca. 1898.

bauten [Pferde] Eisenbahn fahrend lustwandeln“.¹²⁰ Beim Pöstlingberg waren ebenso die land- und forstwirtschaftlich genutzten Grünräume und der Ausblick auf das Donautal und die fernen Berge im Süden Hauptanziehungspunkte.¹²¹

St. Peter und Zizlau, ein von der Landwirtschaft und von Auen geprägtes Gebiet südöstlich der Stadt, wurde von den Stadt- und Reisebeschreibungen des frühen 19. Jahrhunderts bereits zu den „Erholungsorten“ gezählt,¹²² wobei die Ärmlichkeit dieses peripheren Gebietes eher als Bestandteil eines ursprünglichen Landlebens romantisch erfahren und gedeutet wurde.¹²³ Mit dem 1836 erfolgten Anschluss an die Pferdeeisenbahn, der auf die Güterbeförderung zur Donau abzielte, verstärkte sich der städtische Besuch von Zizlau deutlich.¹²⁴ An den Wochenenden fuhren zahlreiche Personenwagen nach Zizlau: Gegen Ende der 1830er-Jahre wurden an manchen Tagen angeblich „über 3000 Personen“ befördert.¹²⁵ Die Anzeige des Pächters eines Zizlauer Gasthauses aus dem Jahr 1838 sparte nicht mit lobenden Adjektiven: Zizlau liege „am reizenden Ufer der majestätischen Donau“, sei „mit schattigen Auen und herrlichen Wiesen“ umgeben und weise eine „wahrhaft entzückende Aussicht der am entgegengesetzten Donau-Ufer im malerischen Farbenglanze prangenden Steyregger Waldgebirge“ auf.¹²⁶ Die Pferdeeisenbahn weitete den Radius der bürgerlichen Freizeitaktivitäten aus: Mit ihr konnte man, wie Murrays „Handbook“ 1837 betonte, den „fine view“ in St. Magdalena in nur zwanzig Minuten erreichen.¹²⁷

120 Bohdanowicz 1958/59, S. 243; vgl. Koch 1841, S. 10f. u. 13f.

121 Vgl. Pillwein 1824, S. 340–342; Deinhardstein 1831, S. 188–190.

122 Pillwein 1824, S. 354.

123 Kyselak 2009, S. 408.

124 Fink 1885, S. 118.

125 Heinse 1838, S. 66.

126 LZ/IB, 29.06.1838.

127 Murray 1837, S. 123–125.

Diese Ausflugsorte bestanden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fort, wie Reiseführer und Ego-Dokumente nahelegen.¹²⁸ Der Freinberg rückte in den Fokus des zur Mitte der 1860er-Jahre gegründeten „Verschönerungsvereines“,¹²⁹ die „Spazier-Fahrten“ in die Zizlau an Sonn- und Feiertagen überstanden den Anschluss an die Westbahn,¹³⁰ auch St. Magdalena und der Pöstlingberg blieben wichtige lokale Ausflugsziele, was ein 1864 erschienenes Leporello („Panorama vom Pöstlingberg“) unterstreicht.¹³¹ Der Pöstlingberg wurde in den 1890er-Jahren, was im Kontext der Errichtung von stadtnahen Zahnradbahnen (zum Beispiel Gaisberg- oder Kahlenbergbahn) ab den 1870er-Jahren zu sehen ist, zudem durch eine elektrische Bergbahn erschlossen. Die Bahn, die von einem Linzer Techniker initiiert wurde, sah man als wichtiges symbolisches und touristisches Projekt für Linz, das der Urfahrer und Linzer Gemeinderat zwar unterstützten, aber nicht finanzierten.¹³²

Gleichzeitig weitete sich das Hinterland der Städter in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts deutlich aus. In Kirchschatz, das laut Stifter in den 1840er-Jahren noch ein „vereinsamter Ort“ war,¹³³ verbrachten vermögende Linzer nach der Mitte des 19. Jahrhunderts zunehmend ihre Sommerfrische,¹³⁴ zudem wurde es von zahlreichen Tagesausflüglern besucht.¹³⁵ Bis in die 1880er-Jahre war „eine ganze Colonie netter Villen [... von] Linzer Familien, die hier gerne ihren Sommeraufenthalt nehmen“ entstanden.¹³⁶ Nahe Kirchschatz – und (zu Fuß) von Linz rund zweieinhalb Stunden entfernt – wurde auch der 927 Meter hohe Lichtenberg zu einem neuen Ausflugsziel von Linzern.¹³⁷ Erneut bildete neben der prekär bewirtschafteten Natur die Aussicht auf das Donautal und das nördliche Alpenvorland den Hauptanziehungspunkt. Linzer Geschäftsleute – unzweifelhaft häufige Besucher des Linzer Hinterlandes und auch generell alpinistisch interessiert¹³⁸ – riefen im Frühjahr 1856 zur Errichtung einer Aussichtswarte am Lichtenberg auf, da auf Grund der Bewaldung „die volle Rundschau fehlt“. Dazu wurden über Zeitungen „Freunde der Natur, schöner Aussichten, und unseres schönen Landes“ zur finanziellen Unterstützung aufgefordert.¹³⁹ Das Aufbringen der finanziellen Mittel dauerte nicht lange – bereits im Sommer 1856 konnte die „Gisela-Warte“ (aus taktischen oder patriotisch-emotionalen Gründen benannt nach der damals geborenen Kaisertochter Gisela) eröffnet werden.¹⁴⁰ Dass die Warte ein Projekt von gut vernetzten bürgerlichen Angehörigen des Linzer Establishments war, verdeutlicht die weitere Geschichte des Bauwerks: 1866 wurde die Warte durch den Verschönerungsverein übernommen¹⁴¹ und ging zum Ende der 1870er-Jahre an den „Oesterreichischen Alpenverein“, der 1874 eine eigene Linzer Sektion

128 o.A. 1866, S. 16, 21–25; o.A. 1887, S. 133; o.A. 1883, S. 175; Stifter 1916–39, Bd. 20, S. 275; ebd., Bd. 21, S. 115.

129 Vgl. Stöger 2019, S. 262–266.

130 Linzer Abendblatt, 16.08.1856.

131 Linzer Abendblatt, 09.01.1864; vgl. Fossel 1985, S. 18f.

132 Rausch 1958, S. 333–338; vgl. Linzer Volksblatt, 13.01.1895.

133 Haslinger 1956, S. 120f.

134 Stifter 1916–39, Bd. 21, S. 41–43.

135 Ebd., Bd. 22, S. 40.

136 o.A. 1887, S. 161.

137 Ebd., 161f.; o.A. 1866, S. 26f.

138 Zumindest einer der damaligen Protagonisten (Johann Pollak) war an der Gründung des „Oesterreichischen Alpenvereines“ im Oktober 1862 beteiligt – vgl. o.A. 1887, S. o. S.

139 Linzer Abendblatt, 10.04.1856.

140 Linzer Abendblatt, 21.08.1856; vgl. (Linzer) Tagespost, 18.07.1896.

141 Linzer Abendblatt, 12.05.1866; LZ, 14.04.1866.

erhalten hatte, über.¹⁴² Mit den Eisenbahnanschlüssen – im Falle von Linz ab dem Ende der 1850er-Jahre – erweiterte sich der „Aktionsradius“ der naturbesuchenden Städter deutlich und damit die touristische Infrastruktur im Hinterland.¹⁴³ „Die Eisenbahn hat es dem Städter ermöglicht, selbst für einen Tag billig und schnell einen weiteren Ausflug zu machen“, man könne – so ein Beitrag in der „Linzer Zeitung“ 1866 – zum Beispiel mit der Westbahn nach Attnang-Puchheim oder nach Straßwalchen fahren und dann weiter an Mond- oder Attersee.¹⁴⁴ Als man anlässlich der Hauptversammlung des „Alpenvereines“ im Jahr 1887 betonte, dass man in Linz „an der Schwelle der Alpenwelt“ stehe, bezog man dies zwar auf das nahe Alpenvorland, aber vielleicht ebenso auf die mittlerweile problemlos erreichbaren Alpen.¹⁴⁵ Auch für die Pöstlingbergbahn wurde – zumindest in einem Vorschlag des Jahres 1895 – eine Verbindung mit dem Lichtenberg, also eine touristische Erschließung des weiter entfernten Hinterlandes, überlegt.¹⁴⁶ Viele Stadtbewohner blieben jedoch in den stadtnahen Grünräumen: „Der Freinberg war das äußerste Ziel der damaligen Linzer“, erinnert sich ein Linzer an seine Kindheit in den 1890er-Jahren. „Ein Ausflug war nur ein mehr oder weniger bedeutender Umweg ins Wirtshaus. Höchstens einmal im Jahr ging man [...] auf den Pöstlingberg ‚wallfahrten‘“.¹⁴⁷

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass es besonders in den Linzer Vorstädten zahlreiche Grünräume gab, die aber meist nicht öffentlich zugänglich waren und oftmals als Nutzgärten betrieben wurden. Die Gemüsegärten blieben bis ins 19. Jahrhundert hinein wichtig für die Nahrungsmittelversorgung von Linz. Kirchliche Institutionen und wohlhabende Bürger unterhielten neben Nutzgärten auch Ziergärten, die einerseits der Repräsentation, andererseits der Freizeitgestaltung dienten.

Erste öffentlich nutzbare Grünräume entstanden in Linz ab den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts: Wie in zahlreichen anderen Städten wurden Teile der Festungsanlagen begrünt, was wesentlich von Angehörigen der Oberschichten ausging, die an der Schaffung und Umgestaltung neuer, repräsentativer und semi-öffentlicher (Freizeit-)Räume interessiert waren. Mit dem Aufstieg des Bürgertums intensivierte sich im 19. Jahrhundert das Bedürfnis nach öffentlich zugänglichen Grünräumen, gleichzeitig gewann die Nutzung des Umlandes als grünes Nahausflugsziel an Bedeutung.

Die Entfaltung der bürgerlichen Selbstverwaltung der Städte ab den 1860er-Jahren ermöglichte und initiierte die größeren Infrastrukturprojekte; im Hinblick auf die Schaffung öffentlicher Grünräume trat die Stadt als Akteur nur zögerlich auf: In Linz erwarb die Stadt zur Mitte des 19. Jahrhunderts eine bestehende (kommerziell genutzte) Parkanlage, bis zur Jahrhundertwende entstanden aber kaum weitere stadteigene Grünräume. Dafür wurden ab den 1860er-Jahren über eine Kooperation zwischen Stadtverwaltung und Bildungsbürgertum Grünräume an der Peripherie und im unmittelbaren Umland zur Freizeitgestaltung umgestaltet. Zudem weitete sich die Nutzung des Hinterlandes als Freizeit- und Erholungsraum aus.

142 o.A. 1887, S. o. S.

143 Vgl. zu Wien: Brunner / Schneider 2005, S. 546f.

144 LZ, 18.05.1866.

145 o.A. 1887, S. VI.

146 Linzer Volksblatt, 13.01.1895.

147 Puffer 1987, S. 165.

QUELLEN UND LITERATUR:

- Awecker 1951** = Awecker, Hertha: Der Brand von Linz im Jahre 1800. In: Jahrbuch der Stadt Linz 1951, S. 26–40.
- Awecker 1958** = Awecker, Hertha: Das Bergschlößl. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1958, S. 181–227.
- Benesch 2009** = Benesch, Alfred: Am Freinberg. Eine kurze Natur- und Kulturgeschichte – „Hortigrafie“ des zentralen Linzer Frei- und Grünraumes. In: Berichte für Ökologie und Naturschutz der Stadt Linz 2009/2, S. 99–213.
- Berger 2003** = Berger, Eva: Historische Gärten Österreichs. Garten- und Parkanlagen von der Renaissance bis um 1930. Bd. 2. Wien / Köln / Weimar 2003.
- Bohdanowicz 1952** = Bohdanowicz, Franz Xaver: Die Linzer Vorstädte. Dargestellt nach dem „Josephinischen Lagebuch“ und „Francisceischen Kataster“. Bd. 1. Linz 1952.
- Bohdanowicz 1955/56** = Bohdanowicz, Franz Xaver: Die Linzer Vorstädte. Dargestellt nach dem „Josephinischen Lagebuch“ und „Francisceischen Kataster“. Bd. 2. Linz 1955/56.
- Bohdanowicz 1958/59** = Bohdanowicz, Franz Xaver: Die Linzer Vororte. Dargestellt nach dem „Josephinischen Lagebuch“ und „Francisceischen Kataster“. Gemeinde Katzbach. Linz 1958/59.
- Brunner / Schneider 2005** = Brunner, Karl / Schneider, Petra (Hg.): Umwelt Stadt. Geschichte des Natur- und Lebensraumes Wien. Wien u.a. 2005.
- Burney 1773** = Burney, Carl: Tagebuch seiner Musikalischen Reisen [...], Bd. 2. Hamburg 1773.
- Clark 2009** = Clark, Peter: European Cities and Towns. 400-2000. Oxford u.a. 2009.
- Deinhardstein 1831** = Deinhardstein, Johann Ludwig: Skizzen einer Reise [...]. Wien 1831.
- Depiny 1925** = Depiny, Adalbert: Aufzeichnungen aus Alt-Linz. Aus den Lebenserinnerungen des Joseph Freiherrn von Spaun. In: Heimatgau 6 (1925), S. 173–189.
- Deutsch 1954** = Deutsch, Otto Erich: Franz Schubert. Briefe und Schriften, 4. Aufl. Wien 1954.
- Enzyklopädie 2005-12** = Friedrich Jäger, Hg., Enzyklopädie der Neuzeit. 12 Bde., Stuttgart 2005-12. Zitiert nach: <https://referenceworks.brillonline.com/entries/enzyklopaedie-der-neuzeit>, zuletzt eingesehen am 17.06.2023.
- Fink 1885** = Fink, Josef: Geschichte von Linz. 2 Bde. Linz 1885.
- Fossel 1985** = Fossel, Annemarie: Mädchenjahre in Linz 1855-77 (Typoskript 1985, Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien).
- Füssel 1791** = [Füssel, Johann Michael]: Unser Tagbuch oder Erfahrungen und Bemerkungen eines Hofmeisters und seiner Zöglinge [...], Bd. 3. Erlangen 1791.
- Gielge 1814** = Gielge, Ignaz: Topographisch-historische Beschreibung aller Städte, Märkte, Schlösser, Pfarren, und anderer merkwürdigen Oerter des Landes Oesterreich ob der Enns. [...], Bd. 2. Wels 1814.
- Hajós 2007** = Hajós Géza (Hg.): Stadtparks in der österreichischen Monarchie 1765-1918. Studien zur bürgerlichen Entwicklung des urbanen Grüns in Österreich, Ungarn, Kroatien, Slowenien und Krakau aus europäischer Perspektive. Wien / Köln / Weimar 2007.
- Haslinger 1956** = Haslinger, Franz: Literarisches Ehrenbuch der Donaustadt Linz. Stadt und Umgebung in der Schau älterer und neuerer Dichter, Gelehrter und Reiseschriftsteller. Vom Humanismus bis zur Gegenwart. 2. Aufl. Linz 1956.
- Heinse 1812** = Heinse, Gottlob Heinrich: Linz und seine Umgebungen. [...]. Linz 1812.
- Heinse 1838** = Heinse, Gottlob Heinrich: Linz und seine Umgebungen. [...] Zweyte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Linz 1838.
- Hoff 1787** = Hoff, Heinrich-Georg: Skizze von Linz. [Leipzig] 1787.
- Kerschner 1952** = Kerschner, Theodor: Der alte botanische Garten und der Verein für Naturkunde. In: Jahrbuch der Stadt Linz 1952, S. 37–68.

- Kneifel 1987** = Kneifel, Herbert: Maulbeerpflanzungen in Enns im 19. Jahrhundert. In: Oberösterreichische Heimatblätter 41 (1987), S. 306–317.
- Koch 1841** = Koch, Matthias: Die Donaureise von Linz bis Wien [...], 2. Aufl. Wien 1841.
- Krickel 1831** = Krickel, Adalbert Joseph: Fußreise durch den größten Theil der österreichischen Staaten [...], Bd. 3. Wien 1831.
- Kunstdenkmäler 1977–99** = Die profanen Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Linz. 3 Bde., Wien 1977–99.
- Kyselak 2009** = Kyselak, Joseph: Skizzen einer Fußreise durch Österreich. Hg. von Gabriele Goffriller und mit einem Vorwort von Gabriele Goffriller und Chico Klein. Salzburg / Wien 2009 [zuerst Wien 1829].
- Lenger 2013** = Lenger, Friedrich: Metropolen der Moderne. Eine europäische Stadtgeschichte seit 1850. München 2013.
- Leonhartsberger 1994** = Leonhartsberger, Andrea: Freizeiträume und Freizeitaktivitäten des Linzer Bürgertums in der franzisko-josephinischen Epoche, unveröffentlichte Dissertation. Wien 1994.
- Linzer Abendblatt 1856–1866** = Linzer Abendblatt, 10.04.1856, 16.08.1856, 21.08.1856, 09.01.1864, 12.05.1866.
- Linzer Regesten 1952–93** = Linzer Regesten, herausgegeben vom Archiv der Stadt Linz. 199 Bde. Linz 1952–93.
- (Linzer) Tagespost 1887 u. 1869** = (Linzer) Tagespost, 12.06.1887, 18.07.1896.
- Linzer Volksblatt 1895** = Linzer Volksblatt, 13.01.1895.
- Linzer Zeitung 1779–1866** = Linzer Zeitung (LZ): 08.11.1779, 30.06.1806, 15.03.1856, 05.05.1856, 14.04.1866, 18.05.1866; Intelligenzblatt der Linzer Zeitung (LZ/IB): 24.04.1829, 25.04.1831, 29.06.1838.
- Mader 1809** = Mader, J[oseph] Eduard: Reise von Böhmischem Krumau durch das Oberösterreichische Salzkammergut nach Salzburg und Berchtesgaden. Im Herbste 1807. Prag 1809.
- Mayer 1753** = Mayer, Johann Georg: Nothwendiger Vorbericht Von der Beschaffenheit und Gebrauch Des Kirchschrager Baads In Ober-Oesterreich. Linz 1753.
- Mayrhofer / Katzinger 1990** = Mayrhofer, Fritz / Katzinger, Willibald: Geschichte der Stadt Linz. 2 Bde. Linz 1990.
- Murray 1837** = Murray, John: A Handbook for Travellers in Southern Germany [...]. London u.a. 1837.
- o.A. 1769** = o.A.: Des Herrn Johann Peter Willebrand [...] Historische Berichte und Practische Anmerkungen auf Reisen in Deutschland und andern Ländern. Leipzig 1769.
- o.A. 1866** = o.A.: Linz und seine Umgebung. Ein Führer für Einheimische und Fremde. Mit einer Karte. Linz 1866.
- o.A. 1883/84** = Der Oberösterreich. Geschäfts-, Haus- und Volks-Kalender [...]. Linz 1883/84.
- o.A. 1887** = o.A.: Linz a./d. Donau und seine Umgebungen. Festgabe der Section Linz des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereines [...]. Linz 1887.
- Österreichisches Bürgerblatt 1854** = Österreichisches Bürgerblatt für Verstand, Herz und gute Laune, 20.01.1854.
- Pillich 1962** = Pillich, Walter: Die Donaureise des kaiserlichen Gesandten Ferdinand Bonaventura Graf Harrach im Jahre 1698. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1962, S. 502–514.
- Pillwein 1824** = Pillwein, Benedikt: Beschreibung der Provinzial-Hauptstadt Linz und ihrer nächsten Umgebung [...]. Linz 1824.
- Pillwein 1837** = Pillwein, Benedikt: Neuester Wegweiser durch Linz und seine nächste Umgebung [...]. Linz 1837.
- Pillwein 1846** = Pillwein, Benedict: Linz, Einst und Jetzt, von den ältesten Zeiten bis auf die neuesten Tage. Bd. 2. Linz 1846.

Promitzer / Speta 1989 = Promitzer, Christian / Speta, Franz: Naturgeschichte im josephinischen Linz. Ignaz Schiffermüller und der „ökonomisch-botanische Garten“ beim Bergschlössl. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1989, S. 45–66.

Puffer 1987 = Puffer, Emil: So sah ich meine Heimatstadt. Aus den Erinnerungen des Linzer Primars Dr. Fritz Reiß. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1987, S. 145–180.

Rabiosus 1782 = Rabiosus, Anselmus: Reise nach dem Kürbislande im Jahre 1779 [...]. [Wien] 1782.

Rausch 1958 = Rausch, Wilhelm: Josef Urbański. Dem geistigen Vater der Pöstlingbergbahn zur Ehrenrettung. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1958, S. 331–358.

Rechenschaftsbericht 85 = Rechenschaftsbericht des Gemeinderathes der Landeshauptstadt Linz über 1876- seine Thätigkeit [...]. Linz 1876-85.

Risbeck 1784 = [Risbeck, Johann Kaspar]: Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder zu Paris, Bd. 1. o.O. 1784.

Sartori 1811 = Sartori, Franz: Neueste Reise durch Oesterreich ob und unter der Ens [...]. Bd. 1. Wien 1811.

Schott 2014 = Schott, Dieter: Europäische Urbanisierung (1000 – 2000). Eine umwelthistorische Einführung. Köln / Weimar / Wien 2014.

Schultes 1827 = Schultes, J. A.: Donau-Fahrten. Ein Handbuch für Reisende auf der Donau, Bd. 2. Stuttgart / Tübingen 1827.

Spaun 1864 = Spaun, Joseph von: Etwas über unsere Voreltern und Verwandten / Einiges über mein Leben für meine Kinder, 1864 (Typoskript 1981, Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien).

Stauber, Ephemeriden = Stauber, Franz X.: Historische Ephemeriden über die Wirksamkeit der Stände von Österreich ob der Enns. Linz 1884.

Stifter 1916-39 = Adalbert Stifters sämtliche Werke. Bde. 17-24. Reichenberg / Prag 1916-39.

Stifter 1979 = Adalbert Stifters sämtliche Werke, Bd. 25. Hildesheim 1979.

Stöger 2019 = Stöger, Georg: Transformationen städtischer Umwelt. Das Beispiel Linz, 1700 bis 1900, unveröffentlichte Habilitationsschrift. Salzburg 2019.

Wacha 1955 = Wacha, Georg: Ein Linzer Obstgarten Anno 1729. In: Naturkundliches Jahrbuch der Stadt Linz 1 (1955), S. 119–126.

Wollstonecraft Shelley, Rambles 1844 = Wollstonecraft Shelley, Mary: Rambles in Germany and Italy in 1840, 1842, and 1843. Bd. 2. London 1844.

Bestände des Archives der Stadt Linz und des Oberösterreichischen Landesarchivs.

BILDNACHWEISE:

Abb. 1: Eigene Darstellung

Abb. 2: Quelle: OÖLA, Karten- und Plänesammlung, VI/26

Abb. 3, 4, 5: Quelle: Bibliothek der OÖ Landes-Kultur GmbH, Postkartensammlung

HISTORISCHE WASSERREGULIERUNG IM WELTERBEGEBIET HALLSTATT

Friedrich Idam

AUSGANGSLAGE

Der Hallstättersee im Süden Oberösterreichs ist nicht nur wegen seiner landschaftlich großartigen Lage zwischen den steilen Felsabfällen des Dachsteingebirges auf die Liste des UNESCO Welterbes gesetzt worden, sondern er ist auch integraler Bestandteil einer vom Menschen überformten und über Jahrhunderte wirtschaftlich genutzten Kulturlandschaft, dem nunmehrigen Welterbegebiet Hallstatt-Dachstein/Salzkammergut. Der Hallstättersee und seine Zuflüsse wurden durch künstliche Einbauten wie Klausen, Rechen, Polster sowie Grund- und Uferverbauten zu einem steuerbaren hydrologischen Transportsystem ausgebaut, das die distributive Grundlage der historischen Salzwirtschaft ausmachte. Wässer, die den Salzbergbau gefährdeten, und bedrohliche Niederschlagswässer konnten rasch abgeleitet werden, an den Oberläufen der Bäche wurde Wasser für die Holztrift gestaut, der Seespiegel konnte reguliert und auf der Traun der erforderliche Wasserstand für eine reibungslose Traunschiffahrt gehalten werden. Schlaglichtartig sollen hier einige Knotenpunkte dieses Systems beleuchtet und deren Funktionsweise dargestellt werden.

HISTORISCHE BAUTECHNIK IN DER KULTURLANDSCHAFT

Es ist im eigentlichen Wortsinn naheliegend, das Baumaterial in der unmittelbaren Umgebung des Bauwerks zu gewinnen. Mit dieser Form der Baukultur ist es in der Vergangenheit gelungen, eine Symbiose aus Naturraum und menschlichen Eingriffen zu schaffen: die Kulturlandschaft. Erst die nahezu unbeschränkten und dennoch kostengünstigen Transportmöglichkeiten, die seit dem zweiten Drittel des 20. Jahrhunderts zur Verfügung stehen, ließen diese Tradition abbrechen.

Diese landschaftsgerechte Form der Baukultur, der Art zu planen und zu bauen, war im Salzkammergut bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein eine Selbstverständlichkeit. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts sind umfangreiches Fachwissen und spezifische Arbeitstechniken verloren gegangen beziehungsweise außer Gebrauch geraten.

WASSERBAUTEN AUS HOLZ

Im Laufe der Zeit hat sich im Wasserbau, dem „Würwesen“, ein spezielles Fachvokabular entwickelt, das ebenfalls außer Gebrauch geraten, aber in einigen Handschriften aus dem 18. Jahrhundert festgehalten ist.¹ Auf Basis der „Nenn-Wörter“² des Ischler Forstmeisters Mathias Vasold und der reich illustrierten Manipulations-Beschreibung³ sowie durch Befundungen erhaltener historischer Bauten können traditionelle Handwerkstechniken im Wasserbau ansatzweise rekonstruiert werden.

Das Interesse daran ist nicht nur kulturhistorisch begründet. Die gesamte materielle Kultur der Welterberegion Hallstatt-Dachstein/Salzkammergut ist ein hervorragender Beleg dafür, wie mit lokal verfügbaren Werkstoffen und dem tradierten spezifischen Fachwissen der lokalen Bevölkerung über Jahrhunderte das Überleben in einer unwirtlichen Region möglich war. Dieses Wissen und diese Fertigkeiten in einem „Arche-Noah-Projekt“ zu sichern, ist auch eine Zukunftsstrategie für eine qualitätsvolle Regionalentwicklung, wenn nicht sogar eine Überlebensstrategie im „Worst Case“.

Die kunstreichen hölzernen Wasserbauten waren zu Beginn der Neuzeit eine der Schlüsseltechnologien im Salzkammergut, mit deren Hilfe der umfangreiche Holztransport zu den Pfannen, aber auch der reibungslose Abtransport des produzierten Salzes an der Traun möglich wurde. Ursprünglich war im – auch heute noch – dicht bewaldeten Salzkammergut über Jahrhunderte der Holzbau vorherrschend. Holz wurde nicht nur im Hochbau für Boden-, Wand- und Deckenkonstruktionen verwendet, sondern auch für Fundierungen, Dachdeckungen und stand sogar bis ins 18. Jahrhundert als Baumaterial für Rauchfänge im Einsatz. Hölzerne Konstruktionen dienten aber auch im Bergbau als Rüstholz für Grubenzimmerungen und über Tage für Wasserbauten, Wildbachverbauten und Hangsicherungen.

In den Bereichen des Hallstätter Salzbergs, wo starke Oberflächenbewegungen zu beobachten sind, halten hölzerne Verbauten, so genannte „Holzgschlachten“, den geogenen Kräften besser stand als Werke aus Stein oder Beton, da die Holzstämmen und deren Verbindungen elastischer sind.

Wasserbauten aus Holz verdienen aber auch eine ganzheitliche Betrachtung sowohl in ihrer ökologischen als auch energetischen Bilanz von „cradle to grave“. Die Festigkeitseigenschaften von Holz stehen im äußerst günstigen Verhältnis zu dessen Gewicht. Das bedeutet, dass mit relativ geringer Transport- beziehungsweise Manipulationsenergie leichte, aber dennoch äußerst duktile Bauwerke hergestellt werden können. Gelingt es darüber hinaus, Holz aus der unmittelbaren Umgebung des Arbeitsfeldes zu verwenden, ist der Energieaufwand für den Transport sehr gering. Da Holz im Gelände schadstofffrei verrottet, ist auch in weiterer Folge kein Energieeinsatz für die Entsorgung zu erwarten.⁴

Die Seeklause am Hallstättersee

Um den Wasserstand des Hallstättersees zu regulieren und um Triftwasser zu stauen, wurde bereits zu Beginn des 16. Jahrhunderts am Ausfluss des Hallstättersees eine Seeklause errichtet. Im Salzkammergut waren solche Seeklausen bis in das 20. Jahrhun-

1 HKFA Vasold und SOA Vasold.

2 HKFA Vasold.

3 BBMF Kefer / Engel.

4 Idam / Kain 2018, S. 219–366.

dert hinein auch am Altausseersee, am Toplitzsee, am Grundlsee, am Vorderen Gosausee, am Wolfgangsee, am Schwarzensee und am Vorderen Langbathsee vorhanden.⁵

Die bis heute in originaler Bauweise bestehende Seeklause am Nordende des Hallstättersees ist die größte erhaltene historische Anlage ihrer Art weltweit und zählt zu den ältesten technischen Denkmälern Österreichs. Die vorwiegend aus Holz errichtete Anlage steht seit über 500 Jahren in Funktion. Mit dieser Klause kann sowohl der Pegelstand des Hallstättersees als auch die Wasserführung der daraus abfließenden Traun gesteuert werden.

Die Seeklause besteht aus zwei voneinander getrennten Bauten, der eigentlichen Klause und dem Polster, einem etwa 40 Meter flussabwärts gelegenen Gegenwehr. Die eigentliche Klause besteht aus zwölf hölzernen, mit Steinen gefüllten Kästen, den „Klausstuben“, welche in einer Reihe quer über dem Seeausfluss stehen. Die elf Öffnungen zwischen den „Klausstuben“ können durch Tore verschlossen werden, die um eine senkrechte Achse drehbar sind. Diese Drehachsen stehen leicht außermittig, so dass sich die Tore im geöffneten Zustand durch den Wasserdruck in Strömungsrichtung einpendeln. Dabei weist der etwas größere Teil des Tores in Strömungsrichtung. Umgekehrt erlaubt es diese Konstruktion aber auch, das „Klaustor“ gegen die Strömung zu schließen, da der Wasserdruck auf den kleineren Teil des Tores die Schließbewegung unterstützt. Die „Klaustore“ wurden im geschlossenen Zustand ursprünglich durch einen Holzprügel, die „Torspreize“, zugehalten. Um die Klause zu öffnen, wurde dieser Holzprügel herausgeschlagen und das Klaustor durch das anstehende Wasser aufgedrückt. Beim Schlagen aller Klaustore, das von einer Person innerhalb von weniger als 15 Minuten durchgeführt werden konnte, lässt sich der Abfluss aus dem Hallstättersee um bis zu 35 Kubikmeter pro Sekunde erhöhen.⁶ Dabei entsteht ein Wasserschwall, der traunabwärts wandert und als „Klausschlag“ oder bloß „Klaus“ bezeichnet wird.⁷ Je nach Anzahl der geöffneten Klaustore ist es möglich, den Wasserstand der Traun von 35 Zentimetern bis zu einem halben Meter zu erhöhen. Um die Klaustore im geschlossenen Zustand vom Wasserdruck teilweise zu entlasten, wurde unterhalb der Klause ein etwas niedrigerer Zwischenstau, der „Polster“, geschaffen.

Mithilfe der Seeklause war es aber auch möglich, kurzfristig einen kräftigen Wasserschwall für die Holztrift auf der Traun abzulassen.⁸

Gegenwärtig dient die Seeklause nur noch zur Regulierung des Wasserstandes am Hallstättersee, wobei der Seespiegel bis zu einem Meter gehoben werden kann. Zur Wasserdisposition an der Klause bedarf es allerdings einer kompetenten Fachkraft, des „Klausmeisters“. Im Zuge einer Rationalisierungsmaßnahme des beginnenden 21. Jahrhunderts wurde dieser Dienstposten eingespart und versucht, die Seeklause ferngesteuert zu bedienen. Seit dieser Umrüstung treten am Hallstättersee deutlich häufiger Hochwasserereignisse auf, da die Kapazität der Klause nicht mehr voll genutzt wird. Das dramatische Hochwasser des Jahres 2013 hat eine Diskussion ausgelöst, welche die technische Tauglichkeit des denkmalgeschützten Wasserbauwerks in Frage stellt. Die politischen Entscheidungsträger fordern den Umbau der Seeklause auf den rezenten Stand der Technik, was einer Zerstörung dieses weltweit einzigartigen technischen

5 Koller 1954, S. 10.

6 Rosenauer 1934, S. 128–37.

7 Neweklowsky 1952, S. 151.

8 HKFA Quieux, fol. 31–35.

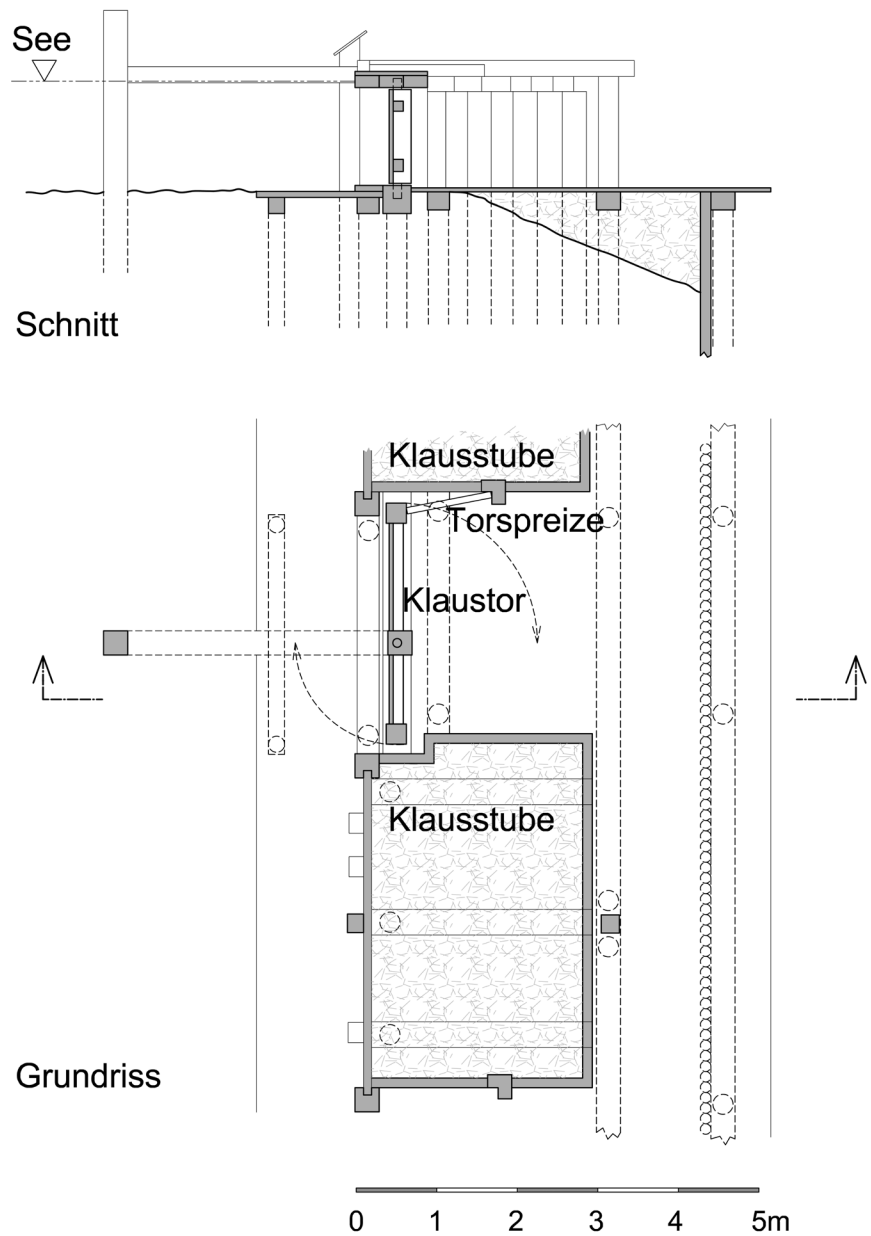


Abb. 1: Grundriss und Schnitt eines Klaustores.

Denkmals gleichkämte.⁹ Es stellt sich die Frage, ob es möglich ist, die historische Anlage zu erhalten und dennoch einen zeitgemäßen Hochwasserschutz zu gewährleisten. Wie die Erfahrungen im Schweizer Kanton Bern beim Thunersee zeigen, ist es heute möglich, mithilfe meteorologischer Prognosen und entsprechender Rechenmodelle den Eintritt eines Hochwassers sicher bis zu fünf Tage im Voraus zu bestimmen. Bei erkanntem Hochwasserrisiko wird der Thunersee kurzfristig abgesenkt. Diese so genannte Vorab-

9 o. A. 2013.

senkung schafft das nötige Rückhaltevolumen, um übermäßige Zuflüsse aufzufangen und damit die Hochwassersicherheit rund um den Thunersee zu erhöhen.¹⁰

Es erscheint sinnvoll, diese Erfahrungen auf den Hallstättersee zu übertragen und eine Wasserdisposition zu schaffen, die eine rechtzeitige Vorabsenkung des Seespiegels erlaubt.

Rechenanlage Gosaumühle

Die Überreste der Rechenanlage in der Gosaumühle, Rote Gosauzwang, Gemeinde Hallstatt in der Kernzone des UNESCO Welterbes Hallstatt-Dachstein/Salzkammergut sind dem Verfall preisgegeben. Dieses komplexe Wasserbauwerk im Mündungsbereich des Gosaubaches in den Hallstättersee diente bis zur Mitte der 1930er-Jahre dazu, das aus dem Gosautal getriftete Holz aufzufangen. Diese beträchtlichen Holzmengen brauchte man zur Feuerung der Salzsud-Pfanne in Hallstatt, wohin sie in weiterer Folge, nachdem sie sortiert und übertrocknet waren, über den Hallstättersee transportiert wurden.

„Die Holzrechen waren große, kunstvoll ausgeführte Wasserbauten in Stein und Holz mit Zulaufkanal, Auffangraum für das Schwemmholz und Abwasserschleusen, deren Einrichtung und Erhaltung beträchtliche Kosten erforderte. Vielleicht der älteste Rechen im Kammergut ist der noch heute [1932] bestehende in Gosaumühle.“¹¹ Das Kernstück der Anlage bildete der „Rechenhof“, ein großes Staubecken, dessen Wasserstand mit Hilfe des „Ablassstores“ reguliert werden konnte. Der Grund der Ablassrinne war mit hölzernen Dielen ausgelegt, über denen ein aus Baumstämmen gezimmerter Rost, das „Sandgitter“, angeordnet war. Mit dieser Konstruktion war es möglich, Wasser und Schottergeschiebe abzulassen, während das Holz aufgefangen werden konnte.

War die Trift abgeschlossen und Wasser sowie Geschiebe abgelassen, lagen nun Unmengen von Holz kreuz und quer im Rechenhof. Zur Sortierung des Holzes wurde das „Ablassstor“ wieder geschlossen und der Rechenhof geflutet, wobei das Holz nun bis an die Krone des Rechenkörpers aufschwamm.

Auf diesem Niveau führten Wasserrinnen, die „Auslände-Riesen“, zu den Holzteichen. Mit geringer Kraftanstrengung konnte nun das schwimmende Holz mit einem „Rahelbeil“, einer ein bis eineinhalb Meter langen Stange mit eisernem Hauer und Stecher, manipuliert werden. Die Holzteiche wiesen einen rechteckigen Grundriss auf, waren mit Rundhölzern ausgelegt und besaßen schräge Seitenwände, über die das Holz ohne Schwierigkeit an Land gezogen werden konnte.¹² Bevor das Holz weiter zum Hallstätter Sudhaus gelangte, wurde es auf dem „Aufsatzplatz“ zwischengelagert und dabei übertrocknet. Ein großes und detailreiches Modell des Gosaumühler Rechens befindet sich in den Beständen des Technischen Museums in Wien.

Die Darstellung der Rechenanlage Gosaumühle Baumgartners (Abb. 2) zeigt im linken Bildbereich den Rechen, der zu dieser Zeit noch überwiegend aus Holz gefertigt war, davor den Holzaufsatzplatz mit vier Ausländeriesen und zwei Ablass- beziehungsweise Zufahrtskanälen, auf denen man mit Plätzen in den Aufsatzplatz einfahren konnte, um das dort zwischengelagerte Holz zu laden.

10 o. A. 2010, S. 11.

11 Schraml 1932, S. 397.

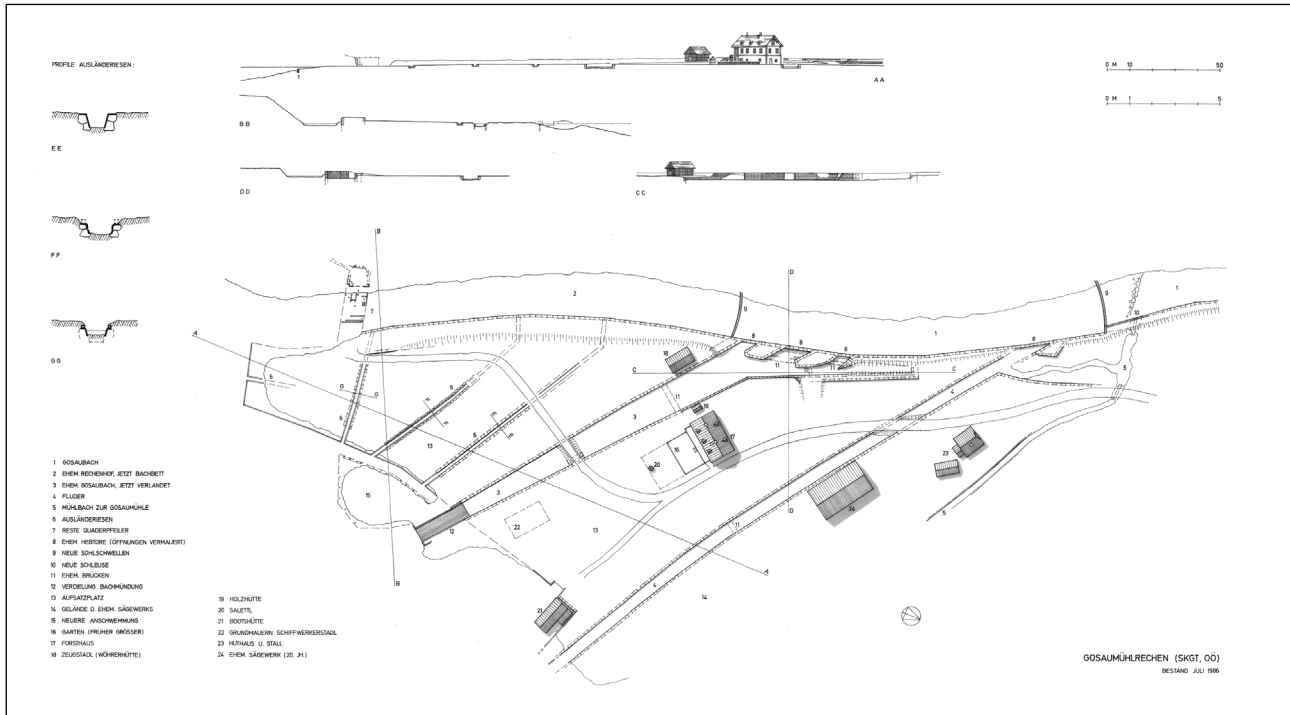
12 Koller 1954, S. 11f.



Abb. 2: Rechenanlage Gosaumühle um 1790.



Abb. 3: Rechenanlage Gosaumühle, Franziseische Arbeitsmappe (1825).



Auf Grund des hohen Holzbedarfs der Hallstätter Saline wurden die Waldungen des Gosautales zumindest schon im 16. Jahrhundert abgeholzt und das Holz zum Hallstättersee getriftet. Der erste schriftliche Beleg für eine Klause in der Gosau stammt aus dem Jahr 1526.¹³ Erste schriftliche Belege für den Rechen in der Gosaumühle, der in landesfürstlichem Besitz stand,¹⁴ finden sich allerdings erst nach 1688.¹⁵ 1792 bis 1794 baute man den Rechen zu großen Teilen neu.¹⁶ Im Verlauf des 19. Jahrhunderts wurde die Anlage dann in massivem Quadermauerwerk ausgeführt¹⁷ und mehrmals repariert.¹⁸ Die Umstellung von Holz- auf Kohlefeuerung im Hallstätter Sudhaus ab 1887¹⁹ und der daraus resultierende dramatisch gesunkene Holzbedarf war die erste Zäsur, die das Ende der Holztrift und damit der intensiven Nutzung der Rechenanlage einleitete. Mit dem systematischen Ausbau der Wasserkräfte des Gosautales durch die Errichtung der Kraftwerkskette Gosau ab 1907 war die Trift nur mehr im Unterlauf des Gosaubachs möglich. Nach dem Katastrophenhochwasser von 1920 wurde der Gosaumühlrechen noch einmal repariert, wobei bereits Stampfbeton zum Einsatz kam. Der systematische Bau von Forststraßen ab dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts²⁰ war schließlich eine letzte Zäsur, welche zur gänzlichen Einstellung der Holztrift führte und letztendlich den Verfall dieses technischen Denkmals einleitete. Aus den Quadern der nach dem Zweiten

Abb. 4: „Gosaumühlrechen“, Bestand 1986.

13 HKFA 1494 – 1710, fol. 83^r

14 Schraml, 1932, S. 396.

15 Rausch / Katzinger / Lackner u. a. 1986, S. 38.

16 Schraml 1934, S. 389 u. Urstöger 2000, S. 182.

17 Wie Anm. 13, S. 38.

18 SOA Registratur

19 Wie Anm. 11, S. 23.

20 Hafner 1977/78, S. 61.



Abb. 5: Rechenanlage Gosaumühle, quadergemauerter Kanal, Zustand 2014.

Weltkrieg abgetragenen Hauptpfeiler wurde um 1950 von den Bundesforsten die Bogenbrücke über den Waldbach nahe der Klaus-Alm in Hallstatt gebaut. Die noch erhaltenen Teile der Rechenanlage belegen die bereits zu einem frühen Zeitpunkt technisch hoch entwickelte Wasserbaukunst des Salzkammerguts. (Abb. 5)

GEFAHRENPOTENZIAL RAUBENDE WÄSSER IM SALZBERGBAU – MÜHLBACH-VERBAUUNG – MURE

Um das Eindringen „raubender Wässer“ von der Geländeoberfläche ins Salzlager zu unterbinden, wurden in der langen Bergbautradition Hallstatts große Mühen und umfangreiche Mittel dazu aufgewendet, um diese Wässer bereits ober Tage möglichst vollständig zu fassen und in verbauten Gerinnen abzuleiten. Lang anhaltende Niederschlagsereignisse vergangener Zeiten sind in schriftlichen Quellen dokumentiert: *Und weil die groß wassergüß in diesen Jar [1572] eingefallen [...] wie auch im volgendten [15]73. Jar beschehen.*²¹ Die Hauptvisitationskommission von 1707 schlug bereits damals vor, „alte, schon aufgelassene Wasserstollen“ wieder zu öffnen „und auch die obertägigen Wasserläufe auszupflastern oder mit Rinnen zu versehen.“²² Die Formulierung *ist not mit teglicher bessrung zu underhaltn*²³ aus dem 16. Jahrhundert weist auf die damals übliche ständige Wartung der baulichen Anlagen hin. Eine Vernachlässigung der Wasserhaltung sowohl ober Tage als auch unter Tage birgt ein signifikantes Risikopotenzial für das Eindringen von Oberflächenwasser in die Salzlagerstätte. Die Privatisierung der Salinen im Jahre 1997 führte zu einer Konzentration der Betriebstätigkeit auf unmittelbar gewinnbringende Tätigkeitsfelder, während langfristig wirksame Maßnahmen, wie etwa die Pflege der Oberflächenentwässerungssysteme, eingeschränkt wurden. (Abb. 6, 7)

21 HKFA 1494 – 1710, fol. 1260^r.

22 Wie Anm. 10, S. 139.

23 HKFA 1494 – 1710, fol. 76.



Abb. 6: Verfallene Holzrinnen, Salzberghochtal Hallstatt.



Abb. 7: Wasserableitung Gusseisen auf Trockenmauerwerktrasse Salzberghochtal.

Die Verbauung des Hallstätter Mühlbachs

Der Hallstätter Salzberg gilt als der älteste Untertagebau der Welt und liegt etwa 500 Höhenmeter über dem Spiegel des Hallstättersees in einem kesselförmigen, etwa 3,4 Quadratkilometer großen Hochtal. Die Entwässerung des Salzberg-Hochtals erfolgt ausschließlich über den Mühlbach, der im Unterlauf durch das historische Ortszentrum von Hallstatt fließt. Dabei überwindet der Wildbach in seinem Mittellauf eine Höhenstufe von etwa 300 Metern, die als steile Felsklamm in die Berglehne eingeschnitten ist und „Höll“ genannt wird. Starkregenereignisse lösen periodisch Murgänge aus, die durch den Mühlbachlauf in den Hallstättersee strömen und so im Laufe der Jahrtausende einen Schuttkegel gebildet haben. Auf diesem Mündungsdelta ist das etwa vier Hektar umfassende historische Ortszentrum von Hallstatt gegründet. Das Salzberghochtal besteht aus Gesteinen des Haselgebirges der jüngeren Perm-Zeit, einem bunten Gemisch aus wasserundurchlässigen tonig-schluffigen Gesteinen sowie Salz und Gips.²⁴

An der Geländeoberfläche sind seit der Ausaperung nach der letzten Eiszeit die Salzanteile durch die Witterung ausgelaugt worden, sodass nun über dem Salzlager ein Schutzmantel liegt, der aus Mergelschiefen, schwarzem und grauem Ton sowie darin eingelagerten Gipsbrocken besteht. Über diesem relativ undurchlässigen Schutzmantel lagert eine äußerst durchlässige Schuttdecke aus Gehänge-, Lawinen- und Haldenschutt, welche die Vegetation trägt. Einerseits schützt nun das „Ausgelaugte“ mit einer Mächtigkeit von zwei bis 20 Metern durch seine relative Wasserundurchdringlichkeit das Salzlager, andererseits verhindert es aber das weitere Versickern von Niederschlägen.

24 Lobitzer 2013, S. 54.

Bei Starkregenereignissen schwillt deshalb der Mühlbach innerhalb kürzester Zeit zu einem reißenden Wildbach an, der an Stellen steileren Gefälles die Schuttdecke tief aufreißt und auskolkt. Die angrenzenden lockeren Ufereinhänge werden in weiterer Folge unterwaschen und stürzen mit den darauf stehenden Bäumen in das Bachbett, was zu Verklausungen führt, die, wenn sie aufbrechen, die folgenschweren Murgänge erzeugen.

Am 18. Juli 1884 ereignete sich wieder eine solche Muren-Katastrophe. Ausgelöst durch Niederschläge von 40 Millimetern pro Stunde scholl die Schüttung des Mühlbachs auf rund 20 bis 25 Kubikmeter pro Sekunde an.²⁵ In weiterer Folge strömte eine Masse aus Schlamm, Gehölz, Schutt und Felsbrocken durch die Mühlbachklamm ins Ortszentrum von Hallstatt, verlegte in kürzester Zeit den Abfluss und bahnte sich mit Gewalt ein neues Bachbett zwischen den Häusern, die teilweise bis ins erste Obergeschoß überflutet wurden.

Die wenige Wochen zuvor, am 5. Juni 1884, mit Verordnung des Ackerbauministeriums gebildete forsttechnische Abteilung für Wildbachverbauung befasste sich auf Grundlage des Gesetzes vom 30. Juni 1884 betreffend Vorkehrungen zur unschädlichen Ableitung von Gebirgswässern umgehend mit einem Verbauungsprojekt für den Mühlbach.²⁶

Ein wesentlicher Grund für das rasche Handeln der Behörden muss auch darin gesucht werden, dass der damals noch staatliche Salzbergbau durch ein Eindringen des Oberflächenwassers in die Salzlagerstätte massiv gefährdet gewesen wäre. Mit der Projektierung wurde der k.u.k. Forstinspektions-Commisär der forsttechnischen Abteilung für Wildbachverbauungen Adalbert Pokorny beauftragt, dessen handschriftlicher Motiven-Bericht²⁷ erhalten geblieben ist und als Grundlage für den folgenden Abschnitt dient.

Das Konzept, welches Pokorny für die „dauerhafte Beruhigung des Mühlbaches am Hallstätter Salzberge“ entwickelte, bestand im Wesentlichen aus einer Kombination von forstlichen und baulichen Maßnahmen sowie einer Anleitung, wie das System in Zukunft zu handhaben wäre.

Die gezielte Bepflanzung von Brachflächen beziehungsweise gefährdeten Flächen bildete den Schwerpunkt der forsttechnischen Maßnahmen, wobei bei der Auswahl der Pflanzensorten auf deren Wurzel Ausbildung und Verflechtung mit dem Boden, Wasseraufnahmekapazität und Beständigkeit geachtet wurde. Durch die Verwurzelung der Pflanzendecke mit dem Untergrund konnte die Bodenerosion reduziert werden. Ursprünglich war im Salzkammergut der Holzbau auch für Wasserbauten, Wildbachverbauten und Hangsicherungen vorherrschend. Hölzerne Wasserbauten, die im Salzkammergut seit dem ausgehenden Mittelalter mit großer Kunstfertigkeit ausgeführt wurden, zeichneten sich besonders durch ihre hohe Duktilität aus, mussten aber wegen ihrer relativ geringen Bestandsdauer von etwa 60 Jahren häufig erneuert werden.²⁸ Erst gegen Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden die ersten Wildbachverbauten aus Stein. Um Wasserbaukörper mit einer langen Bestandsdauer ausführen zu können, sprach sich Pokorny bei der Wahl des Baumaterials vehement für die Verwendung schwerer Quadersteine aus. Hochwertiges Kalksteinmaterial war in der unmittelbaren Nähe des Arbeitsfeldes

25 AWLV Pokorny, fol. 21.

26 o. A. 1909, S. 3.

27 Wie Anm. 24.

28 Förster 1885, S. 337.



vorhanden, als Facharbeiter für die Bearbeitung und den Einbau der Blöcke wurden Arbeitskräfte aus Krain und Trentino-Südtirol herangezogen.²⁹

Alle Zubringerbäche sowie der Oberlauf des Mühlbachs selbst wurden als Künetten ausgeführt, die mit schweren Kalksteinen im eng gefügten Polygonverband gepflastert waren, wodurch eine Eintiefung der Sohle sowie die Auskolkung der Ufer über Jahrzehnte hintangehalten werden konnte. Der überwiegende Teil dieser Künetten ist auch noch zu Beginn des 21. Jahrhunderts intakt, rezente Ausbesserungen aus Beton liegen in ihrer Ausführungsqualität aber deutlich hinter dem Bestand. (Abb. 8)

Die quadergemauerten Querbauten, welche die Abflussgeschwindigkeit bremsen und die Geschiebmassen aufnehmen, sind an den topologisch günstigsten Stellen positioniert und gegen eine Unterwaschung der Fundamente entweder durch ein massives Vorpflaster oder durch Anbringung einer Gegensperre mit Sturzbettpflasterung gesichert. Im Grundriss sind diese Querbauten gewölbt, so dass sie durch Verspreizung mit den seitlich anstehenden Felsen auch stärksten horizontalen Lastangriffen standhalten können.

Am Übergang von Oberlauf zum Mittellauf des Mühlbachs, am Beginn der „Höll“, wurde bereits 1885 das Werk Nro. II, die „Falkenhayn-Sperre“, benannt nach dem dama-

Abb. 8: Quadermauerwerk versus Beton, Zubringerbachverbauung.



Abb. 9: Werk Nro. II „Falkenhayn-Sperre“.

²⁹ Pokorny 1902, S. 280.



Abb. 10: Mühlbachkanäle, nach einem Plan der Salinenverwaltung, Hallstatt 1897.

ligen Ackerbauminister, errichtet. Der Querbau weist eine Spannweite von 14,6 Metern, eine Höhe von durchschnittlich fünf Metern und eine Kronenbreite von zwei Metern auf. Das Werk ist mit dem rechten Flügel im gewachsenen Felsen, mit dem linken in einem Kolossal-Felsblock eingelassen.³⁰ (Abb. 9)

Der Unterlauf des Mühlbachs, der durch das historische Ortszentrum von Hallstatt führt, war von den Salinen bereits zu Beginn des 18. Jahrhunderts gut ausgebaut worden, um die Wasserkräfte zum Antrieb von Wasserrädern zu nutzen.³¹ Dabei teilte sich der Bachlauf in drei zum Zeitpunkt des Pokorny-Projekts bereits mit Quadersteinen ausgemauerte Arme auf, die als „Fluder“ bezeichnet wurden. Mit diesen offenen Kanälen standen im Katastrophenfall hinreichende Abflussquerschnitte zur Verfügung. (Abb. 10)

Die Mühlbachverbauung funktionierte auch ohne Wartungsmaßnahmen über viele Jahrzehnte klaglos. Fatal wirkte sich allerdings die Entscheidung der Marktgemeinde Hallstatt im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts aus, zwei der insgesamt drei Kanäle im Bereich des Hallstätter Ortszentrums zuschütten zu lassen. Der einzige verbliebene Kanal wurde an mehreren Stellen überbaut, der Querschnitt verengt und damit die Abflussleistung im Unterlauf weiter reduziert.

In den Abendstunden des 18. Juni 2013 lösten heftige Unwetter wieder einen Murenabgang durch den Hallstätter Mühlbach aus. Im Bereich einer Überbauung im flachen Unterlauf verklebten Holz und Geschiebe den letzten verbliebenen Mühlbachkanal, sodass der Bach mit einer Schüttung von etwa 25 Kubikmetern pro Sekunde über die Ufer trat und weite Flächen des Weltkulturerbe-Orts schwer in Mitleidenschaft zog. Ein mächtiger Abflussarm bildete sich genau oberhalb jener Strecke, unter welcher der

³⁰ Wie Anm. 24, fol 7.

³¹ OÖLA, Rietzinger 1713.



in den 1960er-Jahren zugeschüttete, quadergemauerte so genannte „Feilfluder“³² liegt. Mit großem finanziellem Aufwand ist nun die Mühlbachverbauung saniert worden, wobei die zugeschütteten Kanäle wieder geöffnet und in deren Verlauf Druckkanäle aus Stahlbeton eingebaut wurden. (Abb. 11)

Der Anlage Pokornys kann neben ihrem hohen funktionalen Wert durchaus auch baukünstlerische Qualität zugesprochen werden. Die natürliche Tektonik und das Material der Gesteinsschichten des Naturraums wiederholen sich im Bauwerk. Auf diese Weise entstand nicht nur ein Baukörper mit höchster Festigkeit, sondern auch ein Bauwerk, das die Struktur der Umgebung künstlerisch rezipiert. Die Tektonik des Bauwerks ergibt sich somit aus der Struktur des Materials. Um auf diese Art bauen zu können, muss die Planung ganzheitlich erfolgen, das heißt: Planungsparameter dürfen nicht nur technische Anforderungen und daraus abgeleitete materialunabhängige Idealformen sein. Mit gleichem Gewicht müssen geologisches Fachwissen über die in unmittelbarer Nähe anstehenden Gesteine und das handwerkliche Fachwissen über deren Gewinnung, Bearbeitung und Einbau in das Projekt einfließen. Mit dieser Art der Baukultur gelang es im 19. Jahrhundert, bei der Verbauung des Hallstätter Mühlbachs eine Symbiose aus Naturraum und menschlichem Artefakt zu schaffen: eine Kulturlandschaft, die zum Welterbe der Menschheit zählt.

Abb. 11: Einbau eines Betonkanals in den wieder geöffneten Steinkanal.

32 SOA 1809, fol. 17085

QUELLEN UND LITERATUR

AWLV Pokorny = Archiv der Wildbach- und Lawinenverbauung, Bad Ischl, Handschriften, Pokorny, Adalbert, Motivenbericht zum Detail-Projeete über die systematische Verbauung und dauernde Beruhigung des Mühlbaches am Hallstätter Salzberge, 1885.

BBMF Kefer / Engel = Bibliothek des Bundesministeriums für Finanzen, Wien, VII. b. 177, Michael Kefer und Joh. Engel, Beschreibung der verschiedenen Manipulations-Methoden bei dem k. k. Salzberge zu Ischl in LXX Tabellen vorgestellt. Ischl 1836.

Förster 1885 = Förster, G. R.: Das forstliche Transportwesen. Wien 1885.

Hafner 1977/78 = Hafner, Franz: Bau und Verwendung von Triftklausen in Österreich vom 13. Jh. bis zur Auflassung der Trift im 20. Jh. In: Blätter für Technikgeschichte, 39./40. Heft, (1977/78).

HKFA Vasold = Hofkammer- und Finanzarchiv Wien, Bancale, rote Nummer 1959, Mathias Vasold, Nenn-Wörter, 1768.

HKFA Quieux = Hofkammer- und Finanzarchiv, Wien, Altes Bancale, rote Nummer 286, Bericht von Quieux Jan. 1751.

HKFA 1494 – 1710 = Hofkammer- und Finanzarchiv, Wien, Obderensisches Salzkammer Gut, Fonds 6, Salinen zu Hallstatt, rote Nummer 47, Handschriften aus den Jahren 1494 – 1710.

Idam / Kain 2018 = Idam, Friedrich / Kain, Günther: Historische Bautechniken für Wildbachverbauten im Salzkammergut. In: Jahrbuch der Gesellschaft für Landeskunde und Denkmalpflege Oberösterreich, 163. Bd. Linz 2018.

Koller 1954 = Koller, Engelbert: Die Holztrift im Salzkammergut. Linz 1954.

Lobitzer 2013 = Lobitzer, Harald: Geologische Spaziergänge rund um den Hallstättersee. Hrsg. von der Geologischen Bundesanstalt. Wien 2013.

Neweklowsky 1952 = Neweklowsky, Ernst: Die Schifffahrt und Flößerei im Raume der oberen Donau. Linz 1952, Bd. 1.

o. A. 1909 = o. A.: Die Wildbachverbauung in den Jahren 1883 - 1908, Hrsg. vom k. k. Ackerbauministerium. Wien 1909.

o. A. 2010 = o. A.: Hochwasserschutz am Thunersee. Hrsg. vom Amt für Wasser und Abfall (AWA), Abteilung Gewässerregulierung Bern. Bern 2010.

o. A. 2013 = o. A.: Oberösterreichische Landeskorespondenz Nr. 123 vom 28. Juni 2013.

OÖLA Rietzinger = Oberösterreichisches Landesarchiv, Karten und Plänesammlung, Sig. XXII 260a(rot) Rietzinger, Hans, Tagrevierkarte 1713.

OÖLA Karten = Oberösterreichisches Landesarchiv, Karten und Plänesammlung , Hallstätter Bergkarten, XXII / 259a (rot)

Pokorny 1902 = Pokorny, Adalbert: Die Verbauung der Wildbäche im österreichischen Salzkammergut. In: Öst. Vierteljahresschrift f. Forstwesen, Bd. neu XX. Wien 1902.

Rausch / Katzinger / Lackner u. a. 1986 = Rausch, Wilhelm / Katzinger, Willibald / Lackner, Helmut / Rafetseder, Hermann / Schimböck, Maximilian: Die Salzorte an der Traun. Linz 1986.

Rosenauer 1934 = Rosenauer, Franz: Die Seeklause am Hallstättersee in Steeg. In: Heimatgäue, Zeitschrift für oberösterreichische Geschichte, Landes- und Volkskunde, 15. Jg. (1934).

Schraml 1932 = Schraml, Carl: Das oberösterreichische Salinenwesen vom Beginne des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Wien 1932.

Schraml 1934 = Schraml, Carl: Das oberösterreichische Salinenwesen von 1750 bis zur Zeit nach den Franzosenkriegen. Wien 1934.

SOA Registratur = Salzoberamtsarchiv im Oberösterreichischen Landesarchiv, Registratur, Fasc. 960, 1826.

SOA Vasold = Salzoberamtsarchiv im Oberösterreichischen Landesarchiv HS 10, Vasold, Mathias.

SOA 1809 = Salzoberamtsarchiv im Oberösterreichischen Landesarchiv, Jahresfaszikel 1809, Nr. 74.

Urstöger 2000 = Urstöger H[ans].J[örgen]: Hallstatt-Chronik. Hallstatt 2000.

BILDNACHWEISE:

Abb. 1, 5, 6, 7, 8, 9, 11: © Friedrich Idam

Abb. 2: OÖLM, Baumgartner Matthäus, Gosauzwang um 1790, Tusche laviert, Inv. Nr. OA II 89/3

Abb. 3: © BEV N55229/2019

Abb. 4: © Franz Federspiel

Abb. 10: Zeichnung Friedrich Idam

VERÄNDERUNGEN IM GEWÄSSERSYSTEM UND IHRE AUSWIRKUNGEN AUF DIE BERUFSFISCHEREI

Zwei Fallbeispiele aus dem Eferdinger Becken (16. und 18. Jahrhundert)

Regine Jungwirth

Berichtet wird in der Folge über zwei Fälle aus dem Eferdinger Becken. Sie sollen zeigen, wie sehr sich Änderungen im naturräumlichen Umfeld auf die hier lebenden Menschen und deren Kampf um den Lebensunterhalt auswirken konnten. Warum ich aus meinen bisherigen Untersuchungen gerade diese zwei Beispiele auswählte, liegt daran, dass sich in ihnen anhand der dafür vorliegenden Quellen sowohl die Auslöser der Entwicklungen als auch die Entwicklungsprozesse selbst besonders gut nachvollziehen lassen.

Das Eferdinger Becken war bis nach der Mitte des 19. Jahrhunderts eine stark von der Donau geprägte, in weiten Teilen von ihr auch beherrschte Landschaft. Letzteres traf vor allem auf die niedrig gelegenen Regionen, wie die obere und untere Austufe, zu.

Beide zu erläuternden Fälle spielten sich innerhalb dieser Region ab, genauer gesagt, im Gebiet zwischen Goldwörth im Norden und Alkoven im Süden, dem so genannten „Gstocket“, einem früher inselähnlichen Landstrich. Die Donau erreichte hier die enorme Breite von drei Kilometern, war in viele Arme aufgespalten und von unzähligen Inseln und Sandbänken durchsetzt.

Durch die schwankenden Durchflussmengen der Donau war dieses Gewässersystem freilich nicht stabil, sondern – speziell als Folge von Hochfluten – großen Veränderungen ausgesetzt. An den einen Stellen wurde Land abgetragen, an den anderen wieder angeschwemmt, in manchen Bereichen wurden neue Gerinne aufgerissen, in anderen dafür wieder bestehende Arme abgetrennt oder verschüttet.

Die hier siedelnden Menschen – fast durchwegs Fischer, Schiffer sowie Klein- und Kleinstbauern – hatten in so einem Lebensumfeld nicht nur den Segen der Donau, sondern auch ihren Fluch zu spüren. Neben den regelmäßigen kleinen Hochwässern, mit denen sie zu leben gelernt hatten, wurden sie in mehr oder minder großen Abständen auch von großflächigen Überschwemmungen oder von Eisstößen heimgesucht. Gerade im betreffenden Gebiet gibt es schon früh Meldungen von großen Zerstörungen.

Als Folgeerscheinung einer oder mehrerer solcher für die Menschen katastrophalen Fluten kann vermutlich jene Problematik angesehen werden, die im ersten Fallbeispiel im Mittelpunkt steht.

FALLBEISPIEL EINS

Fischereirechtlich gesehen, trafen im „Gstocket“ die Fischweiden der Schauberberger auf die Fischweiden der Passauer Bischöfe. Die längste Grenze zwischen dem „passauischen Norden“ und dem „schaunbergischen Süden“ bildete dabei die „Mitte der Donau“. Wie auch anderswo – die Geschichte der Fischerei ist voll von Grenzstreitigkeiten – sorgte dabei die Nicht-Einhaltung der Fischrechtsgrenzen immer wieder für Zwistigkeiten.

So wurde auch der betreffende Streit – er spielte sich um die Mitte des 16. Jahrhunderts ab – durch anfänglich gegenseitige sporadische, auf die Dauer aber von Schaubenberg aus nicht mehr akzeptierbare Grenzverletzungen seitens passauischer Untertanen ins Rollen gebracht. Das umstrittene, damals erst vor wenigen Jahrzehnten entstandene Gewässer war ein als „Eishagen“ bezeichneter kleiner Donauarm, den man speziell zur Zeit des „Eisbruchfischens“ aufsuchte. Anzumerken ist dabei, dass von den meist reichen Fängen dieser sehr effizienten Fangart auch die Grundherren ihre schriftlich gesicherten Anteile bekamen.

Die ersten Versuche, den Konflikt gütlich zu beenden, scheiterten. Als die männliche Linie der Schauberberger 1559 ausstarb, bekam die Witwe des letzten Schauberbergers, Anna, unter anderem auch das Fischwasser zugesprochen.¹ Da inzwischen nicht mehr nur der „Hagen“, sondern als Ergebnis des bisherigen Zwists die gesamte südliche Donauhälfte bis Fall bei Wilhering-Ufer hinunter seitens Passau als strittig angesehen wurde, war Anna natürlich jetzt besonders daran interessiert, das Fischwasser für sich erhalten zu können. Der Streit zwischen ihr und Bischof Urban eskalierte und mündete 1564 in einen von Passau eingeleiteten Prozess.

Da beiden Herrschaften im Kampf um ihr Recht aussagekräftige Beweismittel fehlten, wurden 56 Personen – größtenteils Berufsfischer – zu ihrer Sicht der Dinge befragt. In den Antworten dieser Zeugen offenbart sich nun – sozusagen als zweiter Handlungsstrang – eine Entwicklung, die sich in der Region südlich der Donau – eben im „Gstocket“ – mittlerweile in Gang gesetzt haben musste. Ein Teil der Bevölkerung dürfte sich nämlich gezwungenermaßen sukzessive an die neuen Bedingungen des unmittelbaren Umfelds anzupassen begonnen haben.

Wo war diese Bevölkerung angesiedelt? Wie schauten die rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse derselben aus? Während sich im Raum Goldwörth der Großteil der Häuser zum einen um die Kirche und zum anderen im Weiler Rutzing scharte, war das „Gstocket“ eine reine Streusiedlung. In beiden Bereichen waren die Passauer Bischöfe Grundherren über insgesamt 48 untertänige Bauerngüter. 20 dieser Güter – vor allem die kleinen – wurden 1526 von Fischern bewirtschaftet. Die im Jahr 1431 zum ersten Mal genannten Goldwörther Fischer waren also Grundholden der Passauer Bischöfe und neben ihrer landwirtschaftlichen Tätigkeit auch Fischer des passauischen Donaufischwassers, wofür sie Natural- und Geldabgaben zu leisten hatten.

¹ Ulbrich 1968, S. 45.

Wichtig für den weiteren Verlauf der Ausführungen ist jenes Faktum, dass von diesen auch namentlich genannten Fischern nur einer südlich der Donau, also im „Gstocket“, behaust war.

Was hatte sich nun, naturräumlich betrachtet, für die Menschen in der Zwischenzeit verändert? Was war in den Jahrzehnten zuvor geschehen?

Die größten landschaftlichen Umformungen können sicherlich mit dem so genannten „Jahrtausendhochwasser“ des Jahres 1501 in Verbindung gebracht werden. Diese Flut, deren Höchststände die von 1954 noch um ein bis zwei Meter übertrafen,² dürfte gerade in der betreffenden Region große Teile besiedelten und kultivierten Gebiets regelrecht ausradiert haben. Der Goldwörther Amtmann erinnerte zumindest im Jahr 1518 – er unterbreitete dem Passauer Bischof in einem Brief die bedauernswerte Lage, in der sich die Bevölkerung gerade befand – an die Zerstörung eines Dorfs, das aus 17 Häusern bestanden hatte.³

Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist auch jener Umstand, dass von den schon zuerst erwähnten Fischern im Zeugenstand einige die Angabe ihres Alters oder auch ihr Erinnerungsvermögen damit untermauerten, dass sie die „große Güß“ erlebt hatten.

Bei der Bildung des Ebelsberger Urbars im Jahr 1670 wurde mit einem Verweis auf das Gültbuch von 1526 als Quelle dann ebenfalls angegeben, *dass in diesem Amt ganze Dörfer abgehen und über 4000 Tagwerk Äcker und Wiesen zu Wasser und steinigem Gries liegen*.⁴ Ob daran nun nur das Hochwasser von 1501 oder auch noch nachfolgende Hochfluten schuld gewesen waren, muss dahingestellt bleiben. Die Zeugen im Prozess wiesen in ihren Aussagen jedenfalls eindeutig auf Naturereignisse hin, die einige Jahrzehnte zuvor den Bewohnern des „Gstockets“ einen wesentlich veränderten Lebensraum hinterlassen hatten.

So wären zu der Zeit alß die von der Thonau dann später weggerissenen Grundt nämlich noch zu truckhnenm Lannd gelegen, in diesem Gebiet mit einer Ausnahme⁵ nuer Paurn gewesen, die sich des Vischens nicht gebraucht hätten. Erst als die Thonau über lere Grundt geprochen, sei ein Fischer nach dem anndern [...] eingedrungen vnnd entstanden⁶ beziehungsweise *entsprungen*, wie dies ein anderer Zeuge formulierte.

Als sich die hier ansässigen Menschen also ihrer landwirtschaftlichen Gründe beraubt sahen, dürften zumindest einige von ihnen nach einem anderen Lebensunterhalt gesucht haben und diesen im vorerst Unheil bringenden, dann aber im zweifachen Sinn nahe liegenden Element Wasser gefunden haben. Dass sich diese Entwicklung oder Umstrukturierung auch noch weiter fortsetzte, zeigen dann die ersten Mitgliederlisten der Goldwörther Fischerzunft aus dem 18. Jahrhundert. Von den damals 24 Fischern waren dann schon circa die Hälfte Leute aus dem „Gstocket“.⁷

2 Golker 2008, S. 15.

3 BayHStA, Hochstift Passau, Blechkastenarchiv, Rep. 112, Fasz. 23, 1518.

4 OÖLA, ASt, Starhemberger Urbare und Grundbücher, Urbar der Herrschaft Ebelsberg, Amt Goldwörth 1670 [coll. 1731].

5 *Sagt Zeug seinn Vatter vnnd er Zeug seien vor vierzigg Jarnn allain Vischer gewest. Aber ballt hernach seien Ire immerdar mer wordenn.* OÖLA, ASt (Diverse Herrschaften), Herrschaft Schauberg, Handschrift 107, Fischwasser und Weide Gollnerwerth, fol. 166^r.

6 Ebd., fol. 228^r.

7 OÖLA, ASt (Diverse Herrschaften), Sch. 266, Goldwörth 1544–1781, 29. Juni 1779, *Ver-zaichnus deren samenth. Fischdiensten*.

FALLBEISPIEL ZWEI

Während im soeben dargestellten Fall ein Zuviel an Wasser der Auslöser von Veränderungen innerhalb der Berufsfischerei gewesen war, mussten im Gegenteil dazu im Fall zwei die Fischer sowohl um die Qualität als auch um die Quantität dieses Elements bangen. Und während es im ersten Fall Naturereignisse gewesen waren, die die landschaftlichen und gesellschaftlichen Umbildungen herbeigeführt hatten, zeigten sich jetzt menschliche Eingriffe hauptverantwortlich dafür.

Das südlichste Gerinne des Gewässersystems der Donau im Eferdinger Becken war das so genannte Ofen- oder „Offenwasser“, das mit seinem Lauf auch die südliche Grenze des „Gstockets“ bildete. Das heute kaum mehr wahrnehmbare Gewässer wurde noch im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts als ein Fluss oder Donauarm mit einer durchgehenden Breite von circa 24 Metern beschrieben. Das damalige „Offenwasser“ wurde deswegen nicht nur als Schifffahrtsweg genützt – im 16. Jahrhundert auch noch für große Schiffszüge – sondern nachweislich auch schon seit dem 14. Jahrhundert als Fischwasser. Diesbezügliche Rechte besaßen die drei Herrschaften Hartheim, Freiling und Pürnstein.

Als Einstieg in die Problematik des betreffenden Falls soll ein Brief aus dem Jahr 1725 dienen. In diesem beschreibt der Pfleger von Hartheim seinen Kollegen seinen Ärger mit den untätigen Fischern und über die Strafmaßnahmen, die er diesen angedroht hatte:

*Zumahlen hießige Offenwasser Fischer ainiche Zeit hero so wenig, ja fast gar nichts an Fischen geliefert, als habe ich ihnen auf Hochgnädigen Herrschaffts Befelch schon ain und anders Mahl ernstlich aufgetragen, sich mit Fischlieferungen eyfriger einzustellen, ansonsten man wider sie mit wükhlicher Bestraffung verfahren wirdet.*⁸

Man verdächtigte die Fischer unter anderem, die Fische andernorts zu verkaufen und damit den Anfeilzwang zu missachten. Im Zuge der Rechtfertigungen, die die Fischer nun lieferten, kamen dann aber die schwerwiegenderen Ursachen ans Licht.

Die längste Zeit schon waren nämlich von den Anrainern des Ofenwassers Handlungen gesetzt worden, die sowohl das Ufer als auch das Flussbett in Mitleidenschaft gezogen hatten. Von den Fischern wurden dabei folgende Missstände angeführt: die intensive Haltung von Wassergeflügel, die Absperrung des Flusses mittels quer über das Flussbett errichteter Zäune, um damit die Viehweide zu vergrößern, das Aufschütten des Flusses zur Errichtung von Furten und das der Holzgewinnung dienende Bepflanzen von seichten Flussbereichen mit Bäumen.

Land- und forstwirtschaftliche Interessen standen damit fischereiwirtschaftlichen entgegen. Äußerst negativ machte sich dabei auch das Fehlen eines einschlägigen Handwerkerverbands bemerkbar. Fischerzünfte erstellten neben organisatorischen Regeln ja auch immer Satzungen, die die Hegemaßnahmen eines Fischwassers mit einschlossen.

Um nun *das Offenwasser in seiner alten Braiten, Lenge und Weite wie es vorhin gewesen*⁹ wiederherzustellen und dafür auch die nötige Handhabe zu besitzen, wurde schon einige Monate später eine vom Freilinger Pfleger entworfene und sieben Artikel

8 OÖLA, ASt (Diverse Herrschaften), Sch. 198, Herrschaft Hartheim 1711–1775, Streitakten wegen des Ofenwassers.

9 Ebd.

umfassende „Instruction“ erlassen. Sie sollte auch den Fischern gewisse Vollmachten geben, gegen fischereibehindernde Aktivitäten vorgehen zu können.

Zwei Jahre nach Herausgabe dieser Ordnung kam es zu einem ersten Kontrollgang. Dabei stellte sich heraus, dass die schädigenden Eingriffe immer noch gang und gäbe waren. Man konnte beispielsweise Strecken des Gewässers wegen frisch gesetzter Weiden nun gar nicht mehr mit der Zille befahren. Dem nicht genug, machte man nun auch die erschreckende Beobachtung, dass das Ofenwasser unter der Bevölkerung geradezu als ein ideales Gewässer galt, um hier die Flachsstängel zur „Röste“ einzulegen. Es wird berichtet, dass das Wasser zur Zeit des Lokalausgangs ganz braun gefärbt war. Obwohl nun das „Flachs rösten“ in Fischgewässern offiziell schon seit 1585 verboten war, sahen sich die drei Herrschaftsverwalter dennoch außerstande, gegen diese hier anscheinend schon lange Zeit bestehende Gepflogenheit aufzutreten. Einer der Pfleger verwies in seiner Hilflosigkeit auf die Traun, an der es ebenfalls zu solchen Vorfällen käme.

Über den Ausgang der Kontroversen in diesem Jahr liegen leider keine schriftlichen Quellen vor. Die noch erhaltenen Ergebnisse einer Fischwasserbeschau aus dem Jahr 1748 – also zwei Jahrzehnte später – zeigen aber eine weitere rücksichtslose Ausnutzung des Wasserlaufs. Die einzelnen Verstöße ergeben eine lange Liste. Der für Hartheim verantwortliche Pfleger äußerte sich angesichts dieser Zustände, *daß in gar kurzer Zeit der genzliche Ruin und Verschüttung diss Fischwassers zu erfahren seyn dürffte.*¹⁰

Als Beobachter der weiteren Entwicklung dieses sowohl ökologisch als für die Fischer auch ökonomisch Wirkung zeigenden Umweltskandals muss man erkennen, dass die Angst des Pflegers leider gerechtfertigt war. Der Fischfang wurde in der Folge aufgegeben, die Fischerhäuser wurden verkauft und die Fischereirechte gerieten vielfach in Vergessenheit.

QUELLEN UND LITERATUR:

Golker 2008 = Golker, Adolf: Häuserchronik der Gemeinde Alkoven. Aham, Gstocket. Linz 2008.

Jungwirth 2010 = Jungwirth, Regine: Erwerbsfischerei an Donau und Nebenflüssen in den Gemeinden Goldwörth und Alkoven. Eferding 2010.

Ulbrich 1968 = Ulbrich, Gertraud: Beiträge zur Geschichte der Grafen v. Schaunberg. Das Ende des Geschlechts und die Auseinandersetzung um das Erbe. Dissertation an der Philosophischen Fakultät der Universität Wien. Wien 1968.

Bestände des Oberösterreichischen Landesarchivs und des Bayerischen Hauptstaatsarchivs.

DIE AUFBAUGEMEINSCHAFT LIEBENAU – 1939 BIS 1945

Helmut Atteneder

Im Gemeindeamt Liebenau existiert eine umfangreiche Quellensammlung zur neueren Geschichte des Ortes: die Sammlung Mittmannsgruber. Für den folgenden Bericht über die Aufbaugemeinschaft Liebenau, ein Projekt zur Förderung bäuerlicher Siedlungen während der Zeit des Nationalsozialismus, standen mir sechs Ordner dieser Sammlung und außerdem ein Stoß Originaldokumente, die ich sozusagen vor der Tür des Altstoffsammelzentrums retten konnte, zur Verfügung. Darin enthalten waren unter anderem zwei Referate Josef Zangels¹, des Leiters der Aufbaugemeinschaft, und eine Bestandsaufnahme der geplanten Projektregion, „um später die Grundlage für etwaige Feststellungen und Vergleiche zu schaffen.“² Autor ist Karl Itzinger; sein Manuskript enthält folgende Punkte: geographische Lage, Landschaft, Siedlungsgeschichte, geschichtliche Denkwürdigkeiten, Bodenbeschaffenheit, Klima und Witterung, Vegetationsperiode, Bodennutzung und Bodenertrag, Bevölkerung, Lebensweise, Gesundheitszustand, Schulwesen, Brauchtum, politische Haltung der Bevölkerung, Verkehrslage, Viehhaltung und Viehstand.³

Warum gerade Liebenau gewählt wurde, erklärt Zangel so: „Diese in jeder Hinsicht schwierige Gemeinde wurde zur Errichtung einer Aufbaugemeinde ausersehen. Damit wurde dem Wunsch des Gauleiters Rechnung getragen, der einerseits wollte, daß dieser ärmsten Gemeinde des Gaues zuerst geholfen wird, sich aber auch sagte, daß alle Maßnahmen, die hier zum Ziele führen, auch anderwärts Erfolg haben müssten.“⁴ Weiters sollten in der bäuerlichen Bevölkerung möglichst „reinrassige Merkmale“ vorhanden sein, und Itzinger stellte diese in Liebenau auch fest: „In der Haar- und Augenfarbe sowie in der Kopf und Gesichtsbildung treten die Merkmale der nordischen bzw. der dinarischen Rasse auffällig stark in Erscheinung.“⁵

Die „Aufbaugemeinschaft Liebenau“ arbeitete 1939 bis 1945. Folgende zwölf Punkte finden sich in den Aufzeichnungen Zangels: Grundzusammenlegung und Flurbereinigung; Anlieger Um- und Aussiedlung; Bildung einer Waldeigentümer- beziehungsweise Waldwirtschaftsgenossenschaft; Verbesserung des Verkehrsnetzes; Versorgung mit Licht-

1 Josef Zangel (1888 bis 1967) war gebürtiger Welser. Er brachte es zum Nationalrat (1927 bis 1930) und zum Bundesrat (1930 bis 1932). Während seiner Tätigkeit als Direktor der Landwirtschaftsschule und der Wirtschaftsberatung in Freistadt (1938 bis 1943) war er 1940 bis 1945 vom Ministerium bestellter ehrenamtlicher Leiter der „Aufbaugemeinschaft Liebenau“.

2 Mittmannsgruber, Ordner 6.

3 Vgl. Itzinger 1941.

4 Zangel 1944, S. 6.

5 Itzinger 1941, S. 43.



Abb. 1: 81-jähriger Bauer bei der Heuarbeit.

und Kraftstrom; Bodenverbesserungen: Steinrodung, Entwässerung und Waldrodung mit entsprechenden Folgemaßnahmen (Aufforstung, Fluss- und Bachregulierung, Moornutzung, Bodenuntersuchung) und Gesunddüngung; wirtschaftliche Maßnahmen: Wirtschaftsziel, Saatgutversorgung, Maschinen- und Geräteeinsatz, Viehzucht und Viehhaltung sowie Entschädigung für vorübergehenden Wirtschaftsverlust durch Aufbaumaßnahmen (zum Beispiel Futterausfall bei größeren Kultivierungen); Bautenförderung: Einzelbetriebe, Gemeinschaftsbauten samt Wasseranlagen und Ausgestaltung des Dorfes Liebenau; Schulung; Versuchswesen; Erfordernisse für Personal und Planung und schließlich der voraussichtliche Erfolg der vorgeschlagenen Aufbaumaßnahmen. „Die Planung erstreckte sich wohl auf alle Betriebe, in die Aufbauarbeit wurden jedoch nur die Aufbauwilligen und Aufbauwürdigen einbezogen.“⁶

Nicht alles wurde auch durchgeführt, so fanden die geplanten Aus- und Umsiedlungen nicht statt:

„Die Ackernahrung im Sinne des REG [Reicherhbfgesetzes] wird dann in den meisten Fällen schon mit 15 – 20 ha [Hektar] Nutzfläche und 5 – 10 ha Wald vorhanden sein. Schlecht gelegene Betriebe und solche, deren Aufstockung nicht möglich ist, sind in Land- oder Forstarbeiterstellen umzuwandeln. Nicht lebensfähige Zwischenstufen, sogenannte Elendsbetriebe, müssen verschwinden. Der freiwerdende Grund ist zur Bildung bzw. Aufstockung von Erbhöfen und Landarbeiterstellen zu verwenden oder aufzuforsten. Die freiwerdenden Familien sind umzusiedeln.“⁷ 232 Bauernhöfe hatten damals unter zehn Hektar Grund!

Die landwirtschaftliche Kanzlei der NSDAP befand sich in einem Zimmer des Schneidemeisters Otto Atteneder. Da er natürlich einen Zweitschlüssel für das Zimmer besaß, hatte er nachts des Öfteren Gelegenheit, heimlich Akten zu lesen. So hat er – was auch seine Tochter Maria berichtet – auch ein Dokument gesehen, das die Umsiedlung der Menschen betraf: Neben den benötigten Bauern durften nur „Systemerhalter“, also die nötigen Versorgungsstrukturen wie Bäcker, Fleischhauer et cetera erhalten bleiben. Die restliche Bevölkerung sollte in die Ukraine oder in die Tschechoslowakei umgesiedelt werden. Die Namenslisten lagen bereits auf. Die aneinandergrenzenden Ortschaften Schanz, Hirschau, Maxldorf, Monegg und Eibenberg sollten eine riesige Schafweide bilden. Diese Dokumente wurden bei Kriegsende verbrannt.⁸

Durch die akribische Beschreibung Itzingers sind wir in der Lage, uns ein ziemlich genaues Bild der Situation in Liebenau zu machen. Er beschäftigt sich sogar mit der Zeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts und schreibt über die bäuerliche Situation 1830. Er bezieht seine Informationen über die im Allgemeinen überall gleiche Beschaffenheit des nutzbaren Grundes aus einer Hinterlassenschaftsabhandlung nach dem im Jahr 1830 verstorbenen Bauern Franz Haslinger am Ahornergut:

Im Jahr 1835 war die Fläche der Gemeinde bedeckt mit rund 40 Prozent Wald, 20 Prozent Wiesen, 30 Prozent Hutweiden (Kuhweiden unter Aufsicht eines „Hüters“), fünf

⁶ Zangel 1944, S. 9.

⁷ Ebd., S. 19.

⁸ Mündlicher Bericht der Zeitzeugen Fritz Atteneder, Otto Atteneder und Maria Hackl.



Abb. 2: Weinzierl – durch Wegsprengung der Steine versucht man, schöne Weideplätze zu erhalten.

Prozent Äckern und fünf Prozent Öd- und Unland. „Die Ackergründe liegen sehr winterlich und kalt. Die Frucht ist im Frühjahr dem Erfrieren und im Herbst dem Verschneien häufig ausgesetzt. Auch die Nässe schadet viel. Die Wiesen sind durchwegs einmähdig und zum grössten Teil sumpfig, sodass sie über den Arbeitslohn und die landesfürstlichen Steuern kaum einen Ertrag übrig lassen.“⁹

In dieser Zeit herrschte in Liebenau noch restlos die Dreifelderwirtschaft bei folgender Fruchtfolge: Im ersten Jahr Winterroggen, im zweiten Jahr Hafer, im dritten Jahr auf ein Achtel Erdäpfel, auf ein Achtel Lein (Flachs) und sechs Achtel lagen in Schwarzbrache¹⁰. Das galt für die besseren Böden, bei den schlechteren Feldern dauerte die Schwarzbrache oft zwei oder mehr Jahre. Über die Wiesenwirtschaft sagt ein Bericht über Liebenau aus 1848 in den Beiträgen der k.k. Landwirtschaftsgesellschaft Linz: „Einige verbessern ihre Wiesen mit Holzasche, die meisten aber bleiben der Natur überlassen.“¹¹ Genauere Angaben über Bodenverbesserungen werden nicht gemacht.

Durchschnittlich beliefen sich die Erträge pro Joch auf 12 Metzen¹² beim Winterkorn, 17 Metzen beim Hafer und fünf Metzen Leinsamen; Heu 12 Zentner und Grummet fünf Zentner. Der Wald war mit rund vier Fünftel Nadelholz und mit einem Fünftel Buchen bestanden. Das nutzbare Holz wurde in Scheitern entweder über Harrachstal die Aist oder auf der Naarn vom Rubner-Teich abwärts geschwemmt.¹³

Für 1940 postuliert Itzinger folgende Zahlen: „Im Gemeindegebiet Liebenau befinden sich derzeit 352 landwirtschaftliche Betriebe in nachstehender Aufteilung: 115 Betriebe in der Größe unter 5 Hektar, 117 Betriebe in der Größe von 5 – 10 Hektar, 81 Betriebe in der Größe von 10 – 20 Hektar, 37 Betriebe in der Größe von 20 – 50 Hektar und 2 Betriebe in der Größe von 50 – 100 Hektar.“¹⁴

⁹ Itzinger 1941, S. 18.

¹⁰ Nicht bearbeitete Fläche mit zufälliger Vegetation, die als Futter oder später zum Einackern verwendet wird.

¹¹ Zitiert nach Itzinger 1941, S. 18, 19.

¹² Ein Metzen sind 60 Liter.

¹³ Vgl. Itzinger 1941, S. 18, 19.

¹⁴ Ebd., S. 20.

VEGETATIONSPERIODE, BODENNUTZUNG UND BODENERTRAG

„Die Vegetationsperiode währt in der Regel von Mitte April bis Oktober, also kaum sieben Monate. Das Heu wird Anfang Juli eingebracht, das Grummet Mitte September. Die Kirschen (kleine Vogelkirschen) blühen Mitte Mai bis Anfang Juni und reifen Mitte August. Der Salat reift Mitte Juli.“

Saat- und Erntezeit ist für:

	Saat	Ernte	Ausnahmen
Winterroggen	24.8.(Barthlmä) bis 29.9.(Michaeli)	10.-15.8.	1941: Ende August
Sommerroggen	wenn Schnee weggeht	Ende August	1941: Anfang Sept.
Hafer	gleich nach Sommerroggen	Mitte Sept.	1940: Mitte Oktober
Kartoffel	bis Mitte Mai	Ende Sept. anfangs Okt.	manchmal Ernte im Schnee
Flachs	Mitte Mai	um 24.8. (Barthlmä)	
Klee gras	mit Hafer	vor Heumahd	

„In den meisten Jahren befindet sich das Korn noch in Mandeln am Feld, wenn die Wintersaat zu bestellen ist. Die wenigen Apfelbäume standen noch am Sonnwendtag (21. Juni) in voller Blüte. Die Kartoffel blühten 1941 noch am 1. September.“¹⁵

Das Gebiet der Gemeinde Liebenau umfasst laut Itzingers Bericht 7.631 Hektar, davon sind 5.042,43 Hektar, das sind 66 Prozent, im Besitz von Bauern und Kleinstbesitzern. Der Rest entfällt auf Großgrundbesitzer (Herrschaften Sachsen-Coburg-Gotha und Baron Czernin-Kinsky) und Besitzer, die außerhalb der Gemeinde wohnen.

2042.07 Hektar	, d.s.	40.50 Prozent	Ackerland
1340.00 "	d.s.	26.57 "	Wiesen
1272.59 "	d.s.	25.24 "	Wald
262.74 "	d.s.	5.21 "	Weideland
63.47 "	d.s.	1.26 "	Öd- und Unland
39.47 "	d.s.	0.78 "	unkultivierte Moorflächen
18.83 "	d.s.	0.37 "	Gebäude und Hofflächen
2.94 "	d.s.	0.06 "	Gärten
0.32 "	d.s.	0.01 "	Sonstiges Land (Wege usw.)
Zusammen	5042.43 Hektar,	d .s.	100.00 Prozent

Von den 2.042,07 ha Ackerland sind im Jahre 1941 bebaut:

Hektar	d. s. Prozent	mit
357.16	17.44	Winterroggen
108.13	5.15	Sommerroggen
309.99	15.00	Hafer
177.57	8.60	Wechselwiesen
217.18	10.60	Kartoffel
38.88	1.90	Futterrüben
5.10	0.23	Kohlrüben
2.94	0.13	Futterkohl
84.25	4.05	Rotklee
13.01	-.60	anderer Klee
287.75	14.00	Klee gras
3.54	0.16	Mischling
58.15	2.78	Futterwicken
43.28	2.30	Flachs
8.42	0.40	Mohn
198.19	9.70	Mähweiden
0.16	-.--	Gemüse
123.37	6.96	sind Schwarzbrache
2.042.07	100 Prozent	

„An Saatgut wird pro Hektar verwendet:

Roggen 160 bis 200 kg, Hafer 220 bis 240 kg.

Der Ertrag beläuft sich durchschnittlich pro Hektar: bei Sommerroggen auf 750 kg (niederster Reichsdurchschnitt = 1000 kg), bei Winterroggen auf 850 kg (niederster Reichsdurchschnitt = 1200 kg), bei Hafer auf 1200 kg (niederster Reichsdurchschnitt = 1500 kg), bei Kartoffeln auf 7500 kg (niederster Reichsdurchschnitt = 10.000 kg), bei Flachs auf 3000 kg Flachsstroh (niederster Reichsdurchschnitt = 3000 kg).

Das Hektolitergewicht des Roggens beträgt durchschnittlich 62 bis 68 kg (Reichsdurchschnitt 69 kg), des Hafers 44 bis 46 kg (Reichsdurchschnitt = 49 kg). Angebaut werden bei Roggen zumeist Lokalsorten, in letzter Zeit auch Schlögler Roggen, bei Hafer wird durchwegs eigenes Saatgut verwendet. Im Kartoffelbau werden grösstenteils alle Sorten, neuerdings aber auch „Ackersegen“, „Parnassia“ und „Frühbote“ angebaut.“¹⁶

„Es wird vorwiegend Dreifelderwirtschaft betrieben mit nachfolgender Fruchtfolge: Schwarzbrache bzw. Kartoffel oder Feldfutter, darauf Roggen und darauf Hafer. An tierischen Schädlingen macht sich besonders die Wühlmaus bemerkbar, an pflanzlichen Schädlingen am Getreide das Mutterkorn. Eine ständige starke Plage bilden Quecke und Hederich¹⁷. [...] Von den 1340 ha Wiesen sind 960,47 ha (71,67 %) einmähdig, 371,66 ha (27,74 %) zweimähdig, 3,17 ha (0,24 %) dreimähdig, 4,70 ha (0,35 %) liefern nur Streu. Mit Ausnahme der in geringer Zahl vorhandenen Koppeln wird das Wiesenland weder gedüngt noch sonst wie gepflegt. Der Grummettertrag bei den zweimähdigen Wiesen ist um fast zwei Drittel geringer als der Heuertrag. Die Weidegründe sind nur zum geringeren Teil halbwegs entsprechend. Von den 262,74 ha Weideland sind nur 9,32 ha (3,77 %) als gut, 23,95 ha (9,12 %) als mittel und 229,47 ha (87,11 %) als schlecht zu bezeichnen.

¹⁶ Itzinger 1941, S. 37-39.

¹⁷ Ackerrettich.



Abb. 3: Eines der Steinfelder, wie sie in Liebenau häufig anzutreffen sind.

außer sogenannten „Kriecherl“, gedeihen überhaupt nicht, ebenso wenig Marillen. Apfel- und Birnbäume gibt es nur sehr wenige, der Ertrag ist kaum nennenswert. Verhältnismässig gut gedeiht die Vogelkirsche, der einzige Obstbaum, der halbwegs ertragreich ist. Sehr gut gedeihen Johannisbeeren, Heidelbeeren, Preiselbeeren und Himbeeren. An Gemüse wird in den kleinen Hausgärten vorwiegend Salat gepflanzt. Der Gemüsebau ist stark vernachlässigt.“¹⁸

Der insgesamt 1272,59 Hektar umfassende bäuerliche Nutzwald ist zu gut zwei Drittel mit Fichten und zu schwach einem Drittel mit Tannen bestanden. Föhren finden sich im südöstlichen Gemeindegebiet, Eschen sind im ganzen Gemeindegebiet anzutreffen. Eichen gibt es nicht, es sei denn künstlich gepflanzt. Der früher ziemlich starke Buchenbestand ist sehr gelichtet. Die Waldpflege lässt sehr zu wünschen übrig, die Wüchsigkeit im Bauernwald ist durch starke und ständige Streuentnahme behindert. Genutzt wird der Bauernwald durch Schlägerung und Verwertung von Bauholz, Schleifholz und Brennholz. Die meisten bäuerlichen Waldbesitzer müssen jedoch von den Herrschaften noch Brennholz zukaufen.

Obst gedeiht nur spärlich. Zwetschken,

VIEHHALTUNG UND VIEHSTAND

„In der Gemeinde Liebenau wird vorwiegend das sogenannte Waldviertler Rind gehalten. So war es schon immer, denn in den Protokollen zur Grund- und Viehbestandsaufnahme des Jahres 1834 heisst es, dass die Rinder mittel hohe Gebirgsgrösse haben, eigener Zucht entstammen und rötlich-braun oder von weiß-grauer Farbe sind.“¹⁹ Von den Pferden wird gesagt, sie seien mittel starken, böhmischen Schlages und würden weniger zum Feldbau als zum Holzführen benützt. Die Schafe werden als „grobwollig“ bezeichnet. Im Jahr 1835 gab es in Liebenau nur neun Pferde und zwar im Pfarrhof und bei den Gastwirten. Der Viehstand betrug um diese Zeit bei den mittleren Bauern: 4 Ochsen, 4 – 5 Kühe, 2 – 3 Stück Jungvieh, 3 – 4 Schafe, 2 Schweine und einige Stück Hühner. Heute ist die Durchschnittszahl jeder Viehgattung, außer bei den Schafen, eine wesentlich höhere. Ein mittlerer Bauer hält heute 2 – 3 Ochsen, 8 – 10 Kühe, 4 – 6 Schweine und 18 – 20 Hühner. Das Rindvieh ist durch Inzucht und Tuberkulose in vielen Fällen stark degeneriert. Die Kühe wiegen durchschnittlich 250 – 280 kg und geben jährlich im Durchschnitt rund 850 Liter Milch. Für die Ackerbestellung und das Fuhrwerk werden vorwiegend Ochsen verwendet, das Pferd ist dafür unrentabel, es frisst zuviel weg. Die Schafe sind meist eine

¹⁸ Itzinger 1941, S. 39–42.

¹⁹ Die Kühe litten oft an Trichomonaden und waren stark abgemagert. Als Ursache der bei den gesunden Tieren vielfach auftretenden Unfruchtbarkeit stellte Prof. Dr. Benesch von der tierärztlichen Hochschule in Wien Hungersterilität fest. Zangel 1943, S. 24.

Kreuzung von „Seeländern“ mit einheimischen Schafen, die übliche Schweinerasse ist das veredelte „Landschwein“. Die Hühner – gewöhnliche Bauernhühner – legen durchschnittlich etwa 70 Eier im Jahr.

Die Ziffern der wesentlichsten Viehzählungen seit 1834 sind²⁰:

Jahr	Pferde	Rinder	Ziegen	Schafe	Schweine	Hühner	Gänse	Enten	Kaninchen	Bienenstöcke
1834	9	1676	+	248	312	+	+	+	+	-
1900	42	2627	+	461	887	+	+	+	+	-
1923	83	2285	344	559	948	2559	20	6	2	99
1934	88	2267	375	228	1214	4448	36	2	-	86
1938	62	2425	377	186	1393	4710	-	-	-	136
1940	52	2504	322	226	1396	4557	10	1	22	137

+ = nicht gezählt.

1938 teilten sich die 2425 Stück Rinder folgendermaßen auf: 484 Ochsen, 1243 Kühe, 603 Kälber und Jungvieh, 95 Kalbinnen.“²¹

DIE DURCHFÜHRUNG DER AUFBAUMASSNAHMEN

Entsteinung: „In der Zeit von 1.8.1940 bis 31.7.1943 wurden insgesamt 150 Hektar auf 30 Zentimeter Tiefe entsteint, abgeräumt, gesundgedüngt (mit Kalk, Phosphorsäure und Kali) und in anbaufähigen Zustand versetzt.[...] Die anfallenden Gesteins- und Schottermassen wurden im Straßenbau, bei Trockenlegungen, beim Hausbau und bei der Errichtung von Jauchengruben, Siloanlagen er cetera verwendet.“²²

Entwässerung: Es konnten schätzungsweise 1.189 Hektar (125 Hektar Ackerland, 804 Hektar Wiesen und 260 Hektar Hutweiden) entwässert werden.“²³

Fruchtfolge: „An Stelle der bestehenden Dreifelderwirtschaft (zu nicht geringem Teil noch mit Brache) trat eine vierfeldrige Fruchtwechselwirtschaft (Norfolker), die durch einen fünften Futterschlag mit eigener Fruchtfolge ergänzt – ohne Störung des Ablaufs der Hauptfruchtfolge und Verringerung der Hauptfruchtfläche –, die ihm in diesem Gebiet gebührend Stellung einräumt.“²⁴

Getreide: Es wurden verschiedene Sorten erprobt und empfohlen: Schlägler Winterroggen (halbwegs befriedigend), Schlägler Sommerroggen (noch unbefriedigend; Anbaueinstellung wurde erwogen); Endreiß Weißhafer,



Abb. 4: Haferfeld zwischen Steinen.

20 Itzinger 1941, S. 73–74.

21 Itzinger 1941, S. 74.

22 Zangel 1943, S.15.

23 Vgl. ebd., S. 16.

24 Vgl. ebd., 1943, S. 20.



Abb. 5: Durch Inzucht degeneriertes Vieh.



Abb. 6: Wiese nach Gesteinssprengung.

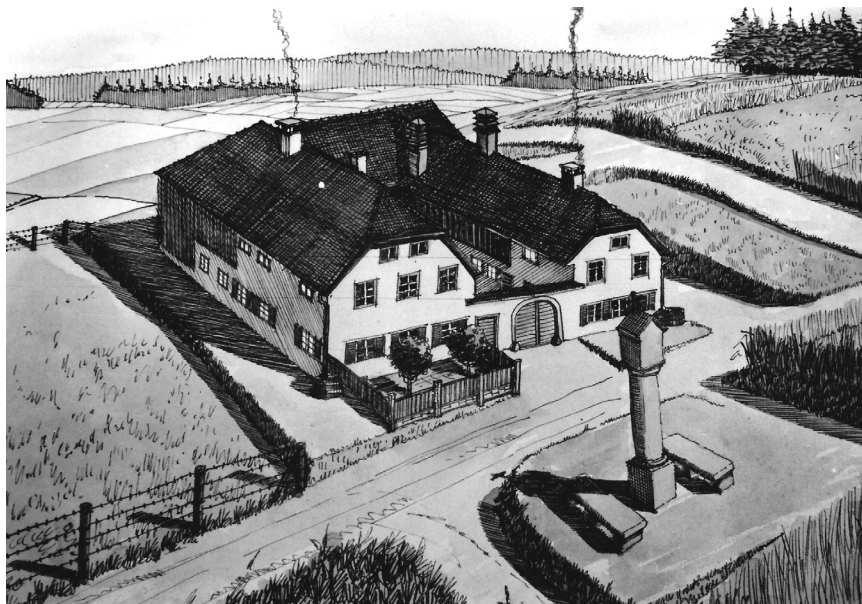


Abb. 7: geplanter Musterhof.

Schlägler Hafer, Tschermaks Frühhafer; Gerste: Lungauer, Peragis und Donaria
Kartoffel: Frühbote, Böhms Mittelfrühe und Ackersegen
Flachs: Freistädter Lein. Boden und Klima waren für den Anbau sehr günstig.
Viehhaltung: Sie musste von der noch bevorzugten Ochsenhaltung auf Milchwirtschaft umgestellt werden. Ein Hof sollte acht bis zehn Kühe, das dazugehörige Jungvieh und zwei Ochsen füttern können, sodass eine Milchleistung von wenigstens 2500 Litern erreicht würde. Dazu müssten die minderwertigen Kühe gegen gesunde und leistungsstarke getauscht werden.²⁵

²⁵ Vgl. ebd., 1943, S. 23.

DER ERFOLG

Die Ernteerträge bei Hafer und Kartoffeln nahmen deutlich zu. Die Flachserträge lagen 1944 wegen der frisch kultivierten und gekalkten Böden noch etwas zurück.

„Die Marktleistung der Ortsbauernschaft im Jahre 1942 mit 64.000 kg Hafer und 263.000 kg Kartoffeln – bei letzteren ist eine Mehrleistung von 190.000 kg zu verzeichnen – und die ansteigende Milchleistung ist für dieses Gebiet aner kennenswert. Vergleicht man jedoch die Leistung der 12 Bauern und Kleinlandwirte mit der Gesamtleistung der Ortsbauernschaft, dann tritt der Erfolg der Aufbauarbeit klar zu Tage; denn diese haben zur Gesamtablieferung bei Brotgetreide 1/4 und bei Hafer, Kartoffel und Milch 1/8 beigetragen.

Selbst die Ergebnisse der Viehhaltung, besonders der Viehaufzucht, sind für die kurze Anlaufzeit gut. Zu Beginn der Beratungstätigkeit war die kontrollierte Milchleistung im Jahresdurchschnitt je Kuh 1800 l, eine Leistung, die damals in der Gegend noch als sehr gut bezeichnet wurde. Sie stieg aber schon 1942 fast auf das Doppelte, erreichte 1943 bereits einen Jahresdurchschnitt von 4118 l bei 4,4 % Fett.“²⁶

Zur Durchführung der Maßnahmen, die mit körperlicher Arbeit verbunden waren, dürften auch Kriegsgefangene (Belgier, Franzosen) eingesetzt worden sein, da sich am Westrand des Ortes ein Gefangenenlager befand.

QUELLEN UND LITERATUR:

Itzinger 1941 = Itzinger, Karl: Auftragsarbeit der HA I (Abt. I F) der Lbsch Donauland über Liebenau. 1941. Masch. (Privatarchiv Helmut Atteneder, Liebenau).

Mittmannsgruber = Mittmannsgruber, Anton: Aufbaugemeinschaft. Ordner 6, 6a, 7, 8, 9 und 10. Masch. (Gemeindeamt Liebenau).

Zangel 1943 = Zangel, Karl: Nahrungsreserven im deutschen Mittelgebirge. Aufbauarbeit in einer Gemeinde des Mühlviertels – Oberdonau. Referatsmanuskript. Masch. [1943].

Zangel 1944 = Zangel, Karl: Die Aufbauarbeit in Liebenau. Referatsmanuskript 1944. Masch. (Privatarchiv Helmut Atteneder, Liebenau).

BILDNACHWEISE:

Tabelle 1: Itzinger 1941, S. 36.

Tabelle 2: Itzinger 1941, S. 37.

Tabelle 3: Itzinger 1941, S. 38.

Tabelle 4: Itzinger 1941, S. 74.

Alle Fotos aus dem Privatarchiv Helmut Atteneder (Konvolut Itzinger 1941).

BEMÜHUNGEN UM DIE AUSROTTUNG VON BÄR, LUCHS UND WOLF IM SÜDÖSTLICHEN OBERÖSTERREICH (CIRCA 1600 BIS 1900)

Josef Weichenberger

Anhand von historischen Dokumenten aus dem Oberösterreichischen Landesarchiv sollen die intensiven Bemühungen um die Ausrottung von Bär, Luchs und Wolf dargestellt werden.

Diese drei Großraubtiere erregen unsere Gemüter, sie polarisieren, die Medien greifen gern dieses Thema auf. Sie rufen in uns oftmals ambivalente Gefühle hervor, zugleich Bewunderung und Abscheu. Einerseits ist man fasziniert vom Sozialleben der Wolfsrudel, der Kraft des Bären oder von der Eleganz des Luchses. Andererseits schreckt die Vorstellung ab, einem aggressiven Bären gegenüberzustehen, nachts ein heulendes Wolfsrudel zu hören oder einen Luchs in der Nähe der geliebten Schafe zu wissen. Viele der zwiespältigen Einstellungen, die wir gegenüber Großraubtieren entwickelt haben, sind emotional gefärbt. Die mystifizierenden Bilder werden den Tieren indes ebenso wenig gerecht wie die verdammenden. Großraubtiere gehören in die Natur wie Besen und Staubsauger in unsere Wohnungen. Der Vergleich passt buchstäblich: Großraubtiere erfüllen die Funktion der Saubermacher in der Natur, die auch dem Menschen zugute kommt. Sie entfernen jedoch nicht nur Aas, sondern halten als Jäger auch die Wildbestände gesund und fit.

Großraubtiere sind in den meisten Fällen extrem scheu und meiden den Menschen, von dem sie seit Jahrtausenden gejagt werden. Begegnungen mit Menschen sind eine Seltenheit. Das Zusammenleben muss trotzdem wieder erlernt werden. Wolf, Luchs und Bär kommen von selbst zurück und fühlen sich auch in unserer Kulturlandschaft wohl, denn der Tisch ist im Gegensatz zu früher reich gedeckt. Nahrung und Rückzugsmöglichkeiten sind vorhanden.

Bis zum Zeitpunkt ihrer Ausrottung waren diese drei Großraubtierarten Teil der heimischen Fauna. Durch ihr Verschwinden veränderte sich das natürliche Gleichgewicht, denn Beutegreifer und Beute hatten sich über lange Zeit hinweg mit verschiedenen Strategien aneinander angepasst. Mit der Rückkehr von Bär, Luchs und Wolf beginnt sich dieses Gleichgewicht wieder einzustellen.¹

¹ Nach Kurt Eichenberger, WWF Schweiz. In: Luchs, Wolf und Braunbär. Im Internet abrufbar unter <https://www.wwf.ch/sites/default/files/doc-2017-07/2008-XX-factsheet-luchs-wolf-braunbaer.pdf>.



Abb. 1: Archivalien aus dem Herrschaftsarchiv Steyr und dem Stiftsarchiv Spital am Pyhrn lieferten Angaben über die einstige Jagd im Raum der Pyhrn-Eisenwurzen.

SCHÄDLICHES WILD

Bären, Wölfe und Luchse waren einst in Mitteleuropa weit verbreitet. Weil diese drei großen Beutegreifer aber als Gefahr für Mensch und Vieh sowie als Konkurrenten um das Jagdwild galten, wurden sie erbarmungslos verfolgt und schließlich ausgerottet. Die Tötung dieser imposanten Raubtiere wurde durch hohe Kopfgeldprämien gefördert und erfolgreiche Bärenjäger stiegen im Ansehen. Man hatte die ökologische Bedeutung dieser Beutegreifer nicht erkannt.

Bär, Luchs und Wolf galten als *schädliches Wild*, als *böse, gefährliche Raubtiere*, als *unedles Wild*,² als *Untiere schlechthin*,³ sie zählten zum *Schadwild*, genauso wie Fischotter, Edelmarder und Steinmarder, Fuchs, Iltis, Wiesel, Wildkatze, Adler, Bartgeier, Gänsegeier, Uhu, Kranich, Reiher, Sperber und Krähe. Bär, Luchs und Wolf hatten das Image von reißenden blutrünstigen Bestien, zu deren Bekämpfung jedermann gefordert war. „Wer Bär oder Wolf ansichtig wird, das ist ein jeder schuldig anzusagen, nachmals soll jedermann auf sein, die selben helfen zu jagen, so lang, bis man sie fällt. Wer aber nit helfen will, den soll man den Ofen niederschlagen und dem Amtmann 72 Pfennig schuldig sein.“⁴

2 OÖLA, StIA Spital, Sch. 358, Schuss- und Fang-Ordnung, § 25.

3 Zeman, Rudolf: Die Jagd die Leiden-schafft. Kirchdorf 1989, Manuskript im OÖLA, Bibliothek J-855/1. S. 36.

4 OÖLA, Neuerwerbungen, Sch. 53, Faszikel 4: Ruegbuch des Marktes Weyer und Gaflenz. 1532. OÖ. Weistümer 1956, S. 11f.



Von 1580 ist eine Instruktion erhalten, in der die Förster und Jäger der Herrschaft Steyr genau in ihre Aufgaben eingewiesen werden. Ein wichtiger Punkt darin ist, dass Luchs, Bär und Wolf nicht im Revier zu dulden sind. Wer den Schädel eines dieser erlegten Raubtiere zur Herrschaft bringt, bekommt dafür eine ansehnliche finanzielle Belohnung. Bemerkenswert ist auch, dass der Luchs an erster Stelle steht:⁵ *Also soll ein jeder Förster bei Strafe schuldig sein, damit in seinem Forst dem Wildprät zu Nachteil und Schaden sich weder Luchs, Bär noch Wolf aufhalten oder zeigen, sondern sobald er derselben schädlichen Tier gewahr wird, von Stund an nachstellen und aus seinen Forsten ächten und bringen tue, wie er durch Schießen und in ander Weg Gelegenheit hat. Und welcher Förster nun von einem Wolf, Bärn oder Luchs den Kopf samt was zugehörig zu der Herrschaft bringt, dem soll ein Dukaten nach altem Brauch und Herkommen dafür bezahlt werden.*

Abb. 2: Der Luchs ist ein Einzelgänger und lebt sehr unauffällig. In dieser alten Abbildung wird er aber als Herdentier dargestellt, das hinterlistig Hirsche anfällt.

Das Taiding vom 27. September 1641 vom Stift Spital am Pyhrn bestimmte zur Raubtierjagd: „Und demnach auch [durch] die Untier der Wölf und Pern den Unterthonen in iren Viech grosser Schaden zuegefüegt wüerdet, wie dan auf solhe Gejaidsaufbietung zu ir der Underthonen aigenen Nacht[ei]l kain gehorsamb gelaistet wierdt, also wierdet hiemit allen Underthonen anbevohlen, dass, sobald auf gemaines Aufbot, in welcher nachbarschaft sich nun ain solhes Unthier befinden thuet, nit ain ieder, dem die Ansag oder die Verruefung offentlich beschiecht, alsपालten mit seiner pesten Hauswehr erscheint, sol unnachlässlich um 2 Reichstaller gestrafft werden. So haben auch eben die Vorster

5 OÖLA, HA Steyr, Hs 151, Instruktion und Urbar, 1580, Forst Arzberg.



Abb. 3: Es gab genaue Anleitungen zur Errichtung von Wolfsgruben. In diesen wird empfohlen, eine Ente als Lockvogel zu verwenden, weil diese auch nachts schreit und so den Wolf am besten anlockt.

und Knecht und andere dies böse Gewohnheit, wan sie auf die Anzag zusambekomen, das sie mit iren Pixen zuvor ain Umschnalzen und Schiessen haben und durch solhes Geschäll das Unthier – es sein ain Peer oder Wolf – auß dem Gejaid oder jenigen Orth, wo er etwo sein Äz [Verköstigung, Weide] hatt, schrecken und auskeren, dahero solhes hiemit bei Straff abgestölt wierdt; und solle alle fein fürderlich und stüll an bequeme Warten angestellt werden.“⁶

Bereits in der „Reißgejaidt“-Ordnung von Rudolf II. für Österreich ob der Enns vom 30. Juni 1581 wurden Selbstgeschoße und Fallbäume allgemein verboten, ausgenommen waren aber diese Maßnahmen auf *die wilden und schadhafte Thier, als Wölff, Peren, Lux und derley, an Orten, wo es von alters her gebreichig ist.*⁷

In der kaiserlichen Jägerordnung vom 18. April 1614, 14. Mai 1644 und 30. März 1701 findet sich die Aufforderung, die „schädlichen Tiere“ auszurotten:⁸ „Was die Bären, Wölff, Füchs, Otter, Wild-Katzen und andere schädliche Thier anbelangen thut, mögen solche von einem jeden seines Gefallens (doch in seinem eigenen Wild-Pahn und Gejaidern) gefangen, erschlagen und ausgerottet werden.“ Die Errichtung von Wolfsgruben an ungewöhnlichen Orten ist jedoch untersagt, weil jemand hineinfallen könnte.

In der Jägerordnung vom 24. November 1727 für Österreich ob der Enns wird den Untertanen ausdrücklich die Errichtung von Wolfsgruben verboten. Aber den Inhabern des Wildbanns ist das Betreiben von Selbst-Geschoßen, Fallen, Wolfsgruben und

6 OÖ. Weistümer 1956, S. 242 [33-46]. Als Quelle wird OÖLA, StiA Spital am Pyhrn, Sch. 120 zitiert, darin aber nicht auffindbar.

7 OÖLA, HA Steyr, Sch. 891, Fasz. 91, Nr. 9, §12.

8 Codex Austriacus I, S. 491 und 506; OÖLA, HA Steyr, Sch. 891.

dergleichen zum Fangen und Vertilgen von Bär, Wolf und Luchs an jenen Orten erlaubt, *wo weder Mensch noch Vieh hinzukommen pflegt*.⁹

In der Jägerordnung von Josef II. vom 28. Februar 1786 wird in § 6 den Jagdbesitzern das Anlegen von Wolfsgruben nur in ihrem eigenen Wildbann gestattet, doch sind zur Verhütung von Unglück und Schaden Zeichen aufzustecken, die von jedermann leicht wahrgenommen und erkannt werden können.¹⁰

In der Jagdordnung für seine Forstmeister und Revierjäger ordnete Fürst Johann Friedrich von Lamberg am 1. März 1794 an, dass die für Mensch und Vieh gefährlichen Raubtiere wie Bären, Wildschweine, Wölfe, Luchse und dergleichen, wann und wo immer sie auch angetroffen werden, mit *möglichstem Fleiß auszurotten* sind.¹¹ Sobald ein Bär oder Wolf auftauchte, wurde eine Jagd organisiert. Ein Gesetz regelte die verpflichtende Teilnahme. Verlangt wurde das Erscheinen mit einer *dienlichen Waffe*. Die Ausrottung der Großraubtiere war ein allgemeines Anliegen. Bärenjagden wurden fast überall in Europa abgehalten.¹²

1701 ordnet das Stift Spital an, dass bei einer angesagten Bären- oder Wolfsjagd jeder Untertan dazu mit einer Hausbüchse oder anderen Hauswehr (Waffe) ohne Ausrede erscheinen müsse. Wer nicht kommt, hat zwei Reichstaler Strafe zu zahlen.¹³

Etwa 40 Jahre später wird in der niederösterreichischen Jagdordnung von 1743 zwar dem allgemeinen Volk die Jagd ausdrücklich verboten,¹⁴ allerdings wird die Bevölkerung angewiesen, den Jägern bei den Wolfsjagden „alle erforderliche Assistenz und Hilfe unweigerlich“ zu leisten, damit dieses Raubtier, „welches nicht allein dem heimischen Vieh, sondern auch dem Wildprät großen Schaden zufüget, desto besser und leichter verfolgt und ausgerottet werden möge.“¹⁵ Auch wird im § 25 geregelt, dass die „Bären, Wölfe, Fuchse, Otter, Wildkatzen und andre schädlichen Thiere“ von den Jägern im eigenen hohen Wildbann „zu aller Zeit“ gefangen oder geschossen werden dürfen. Es ist jedoch verboten, „Legbüchsen, Schlageisen und Fallbäume auf die Bären zu richten.“¹⁶

Wenn jemand einen Luchs, Wolf oder Bär erlegte, dann stand ihm das Recht zu, herumzugehen und bei der Bevölkerung die Jäger-Steuer einzusammeln. Er zeigte als Beweis den Kopf des Tieres vor. So erhielt zum Beispiel 1728 Johann Eder, der im Forst Ramsau einen Luchs erlegt hatte, die Erlaubnis, dass Simon Habberger für ihn mit dem Luchs-Kopf herumgehen und *für seinen angewendten Fleiß und Müh* die Jäger-Steuer einsammeln dürfe.¹⁷ Als 1730 der Jäger von Ternberg einen starken Luchs geschossen hatte, stellte der Waldmeister einen Passierbrief aus, damit Simon Polz von Molln mit dem Luchs-Kopf ungehindert herumgehen durfte, um für den Jäger Geld zu sammeln.¹⁸

Die Jäger erhielten außerdem von der Herrschaft pro erlegtem Wild ein festgelegtes Schussgeld. In der entsprechenden „Taxordnung“ vom Stift Spital vom Jahr 1793¹⁹ und

9 Jäger- und Reißgejaidtsordnung 1727, § 12. OÖLA, Landschaftakten, Sch. 657, G.I/5.30 u. HA Steyr, Sch. 891, Fasz. 110, Nr. 44.

10 Ein Exemplar u.a. in OÖLA, StiA Spital am Pyhrn, Nachtrag Schachtel 36, IV, Jagd.

11 OÖLA, HA Steyr, Sch. 891.V.1), Jagdordnungen, Fasz. 112, Nr. 58, u. Fasz. 525, Nr. 4, §5.

12 Höneisen / Schoenberger / Yannik 2009, S. 52.

13 OÖW 1956, S. 247 [1-5].

14 Codex Austriacum V, S. 124f, § 39.

15 Ebd., S. 119, § 29.

16 Ebd., S. 118, § 25.

17 OÖLA, HA Steyr, Sch. 920, V, 22], Fasz. 120, Nr. 9.

18 OÖLA, HA Steyr, Sch. 920, V, 22], Fasz. 120, Nr. 6.

19 OÖLA, StiA Spital, Sch. 358.



Abb. 4: Wenn ein Jäger einen Bär oder Luchs erlegt hatte, dann war es üblich, dass jemand mit dem abgeschnittenen Tierschädel von Haus zu Haus ging und Geld einsammelte. Der Waldmeister der Herrschaft Steyr stellte dafür einen „Passierbrief“ aus, der den Sammler legitimierte.

1803²⁰ werden für die Erlegung eines Bären fünf Gulden bezahlt, für einen Wolf vier Gulden und für einen Luchs drei Gulden. Im Vergleich dazu bringt ein 14er Hirsch zwei Gulden 15 Kreuzer (ein Gulden = 60 Kreuzer), eine Gämse 45 Kreuzer (sieben Gämse = ein Bär), ein Auerhahn 45 Kreuzer, ein Edelmarder 45 Kreuzer, ein Steinmarder 30 Kreuzer (einen halben Gulden), ein Fuchs 24 Kreuzer, ein Gamsgeyer einen Gulden 30 Kreuzer.

1793 setzte die Herrschaft Steyr für jeden gefangenen oder geschossenen Luchs, der noch frisch zur Herrschaft nach Steyr geliefert wurde, als zusätzliche Prämie einen *Species Ducaten* aus.²¹

In der Liste der 1731 im Gebiet der Herrschaft Steyr erlegten wilden Tiere scheinen ein Bär, ein Luchs, fünf Otter, fünf Steinmarder, 47 Edelmarder und 278 Fuchse auf. Auf der Rückseite dieser Liste steht: Bär, Luchs und die fünf Otter *haben Ihre Hochfürstliche Durchlaucht für sich behalten*, alles andere kaufte der Kürschner.²²

DAS GRÖSSTE RAUBWILD – DER BÄR

Das Erlegen eines Bären wurde von alters her besonders geregelt, wir finden in den Weistümern und Urbaren entsprechende Hinweise:

Das Stift Spital am Pyhrn legte im Taiding (Aufzeichnung über das geltende Recht)²³ von 1492 fest: *Wann des Gotshaus Holden [Untertanen] ainen Peren vahn [fangen, fällen],*

20 OÖLA, StIA Spital, Sch. 358, fol. 287 u. 295ff.

21 OÖLA, HA Steyr, Sch. 920, V, 22, Fasz. 112, Nr. 53.

22 OÖLA, HA Steyr, Sch. 920, V, 22, Fasz. 702, Nr. 25.

23 Taiding: 1. Gericht, Gerichtsversammlung, Gerichtstagung; 2. das geltende Recht, nach dem die Urteile auf der Gerichtsversammlung gefällt werden, bzw. die Aufzeichnungen desselben; 3. Gerichtsfall.



so sullen sie dem Herrn gen Spital den vordern linken Puge [Tatze, Pranke] antworten und den rechten gen Claws.²⁴

Es durfte also jeder Untertan des Gotteshauses Spital einen Bären fangen/fällen, man musste nur die vordere linke Bärenpatze dem Stift abliefern und die rechte Tatze in die Burg Klaus bringen.

Die Rechte der Herrschaft Klaus sind in einem Urbar²⁵ von 1498/99 festgelegt, darin ist ebenfalls das Fangen eines Bären geregelt: Dem Pfleger von Klaus ist die rechte Vorderpatze abzuliefern, wenn der Bär *zwischen den zwei Türmen* erlegt wird, andernfalls eine *Strafe von fünf Pfund 60 Pfennig* fällig wird.²⁶ Die Ortsangabe „zwischen den zwei Türmen“ bezeichnet einerseits die Straßen-Klausen von Klaus und andererseits den Turm an der Pyhrnpass-Straße. Wahrscheinlich ist hier der so genannte Pflegerturm gemeint, denn der einst auf der Passhöhe stehende Klausenturm musste ja 1455 auf Befehl Kaiser Friedrich III. abgerissen werden.²⁷

Abb. 5: Schloss Klaus: Nach einem alten Rechtsbrauch stand den Inhabern der Herrschaft Klaus von jedem Bären, der zwischen den zwei Türmen gefällt wurde, die rechte Bärenpranke zu. Mit dem einen Turm war das Schloss Klaus (bzw. der Turm darunter an der Straße) und mit dem anderen der „Pflegeturm“ am Weg zum Pyhrnpass gemeint.

24 OÖLA, StIA Spital am Pyhrn, Hs 13, pag. 8 und Hs 14, pag. 2; Schiffmann 1913, S. 613. OÖW 1956, S. 221 [14-16].

25 Urbar: von der Grundherrschaft angelegtes Verzeichnis der Güter u. deren Ertragnisse, sowie Rechte und Pflichten.

26 Hofkammerarchiv Wien, Niederösterreichische Herrschaftsakten, Fasz. K 36. OÖLA, StIA Spital am Pyhrn, Hs 51, pag. 35. OÖW 1956, S. 76 [28-31].

27 Grabherr 1975, S. 60. Vgl. auch im Internet: DORIS, Karten, Themen: Burgen, Schlösser, Ruinen. Datenquelle: Land Oberösterreich – data.ooe.gv.at.

Im Urbar 1646 wird dieses Recht nochmals, mit leicht geändertem Wortlaut, wiederholt.²⁸

Diese Tatzen-Regelung führte immer wieder zu Streit; weiter unten wird noch davon die Rede sein.

Auch im übrigen Land ob der Enns gab es ähnliche Bestimmungen. Im Landgerichtstading der Herrschaft Kammer aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist festgelegt, dass die Bären- und Wolfsjagd jedem frei ist, lediglich der Schädel und die rechte Pranke muss der Herrschaft abgeliefert werden. Das sei schon von „altem Herkommen“ so.²⁹ Wer in Frankenburg im Wald einen Bären jagt, der muss den Förstern den Bärenkopf und die rechte Pranke geben, das wird von alters her so gehandhabt.³⁰

In der Beschreibung von 1557 der verschiedenen Jagd- beziehungsweise Wildbann-Reviere im Land ob der Enns werden immer wieder auch die darin vorkommenden wichtigen jagdbaren Tierarten erwähnt. Und da findet sich neben dem Rotwild, den Gämsen und Wildschweinen auch der Bär angeführt: Vom Wildbann der Herrschaft Steyr wird berichtet, dass es *darinen viel Hirsch und ander Rotwild, auch Pern, Wildschwein und an etlichen Bergen Gämsen hat*. Auch in den Wäldern der Herrschaft Kogl gibt es *gern Roth und Schwarz-Wildprät, hat auch an etlichen Bergen Gäms-Wild und Pern*. In der Herrschaft Kammer kommen *gern Hirsche, auch Sauen und Pern* vor. Wildenstein hat *Hirsch, Rotwildbrät, Gämsen und Pern*. Scharnstein hat *viele Hirsch und Rotwild, auch Gäms, Pern und Wildschwein*. Für die Herrschaft Klaus ist angegeben: *Hirsch und Rotwild, auch Pern und Gäms, und Wildschwein*. Seisenburg weist in seinen Wäldern *Hirsch und Rotwildbräth, auch Pern und Wildschwein* auf. Bei der Herrschaft Pernstein sind *Hirsch und Rotwild, auch Pern und Wildschwein* angeführt.³¹

Im Mai 1675 schrieb der Spitaler Waldmeister an die Herrschaft Klaus:

Die Bären und Wölfe hätten seit geraumer Zeit einen *merklichen Schaden* angerichtet, worüber *starke Clagen eingelaufen*. Es sei daher für den nächsten Mittwoch eine Hetzjagd anbefohlen, wobei *der ganze Stoder völlig zu Berg und Tal eingenommen werden soll*. Die Aktion soll um sechs Uhr früh bei der Jagdhauswiese starten. Diese Hetzjagd wurde *öffentlich verrufen* und von *Haus zu Haus angesagt, damit die so schädlichen Tier mit Ernst übermannt oder gar gefällt werden möchten. Und damit auf einem Tag zugleich das ganze Tal eingenommen wird, so wäre wohl gut, wenn auch der Herr von Klaus seine Leute schickt. Sie sollen zur selbigen Stund zeitlich zugleich erscheinen. Wären dieselben zu schwach, so wolle ichs dem Herrn mit den unserigen etwas verstärken helfen*. In Spital am Pyhrn müssen neun Gruppen, jeder Bauer und Herberger [= Vermieter] mit all seinen Knechten erscheinen. Bleibt einer aus, muss er fünf Gulden und für einen Knecht 18 Kreuzer Strafe zahlen. Weiters schreibt der Waldmeister, der Herr von Klaus möge auch den kaiserlichen Forstknecht in der Steyrling informieren, damit auch er zur Bären-Hetzjagd aufruft. Und damit nicht die Leute miteinander auf einem Haufen auf den Lichtungen daherziehen und den Wald leer lassen (was schon einmal geschehen und der

28 OÖLA, StiA Spital am Pyhrn, Hs 53, fol. 63^r (wobei hier das Strafgeld schon „moderner“ mit 5 Gulden 2 Schilling angegeben wird) und Hs 54, fol. 110. OÖW 1956, S. 85 [39-42].

29 Hofkammerarchiv, Niederösterreichische Herrschaftsakten, Faszikel K 10/A, fol. 491-526; OÖLA, HA Kammer, Hs 1, fol. 220^v; OÖ. Weistümer 1958, S. 355 [5-6].

30 OÖW 1958, S. 301 [24-28; von 1632].

31 OÖLA, HA Steyr, Hs 1320, Jagdbeschreibungen, Steyr fol. 27 [39], Kogl fol. 18 [21], Kammer fol. 20 [25], Wildenstein fol. 21 [27], Scharnstein fol. 22^v [39], Klaus fol. 24^v [34], Seisenburg fol. 25^v [36], Pernstein fol. 26^v [38].

Bär entkommen sei), so bitte er den Pfleger, er möge selbst *als guter Commentanden mit in die Hätz gehen*. Er selbst werde auch bei der *Hatz* dabei sein. Er wünsche sich, dass zur *guter Anstalt eine dröstliche anzahl Leith* kommen mögen.³²

Dem Grundherrn, der für den Schutz seiner Untertanen zu sorgen hatte, war die Erlegung eines Bären einiges wert. Ein Bärenabschuss wurde mit hohen Geldprämien belohnt. Dem Schützen winkte nicht nur Geld, es stiegen damit auch Ruhm und Ansehen. Die Erlegung eines Bären galt als Heldentat, weil der Jäger damit die Bevölkerung von der Bedrohung durch dieses „Untier“ befreit hatte. Obwohl der alte Spruch „Zur Bärenjagd gehört der Bader, zur Sauhatz der Pfaff!“³³ suggeriert, dass die Wildschweinjagd gefährlicher als die Bärenjagd sei, gibt es auch bei dieser Tote und Verletzte. Denn es kam vor, dass sich ein angeschossener Bär gegen den Jäger wandte und diesen massiv angriff.

Der Streit um des Bären Pranke – eine Prinzipienfrage

Wegen der bei der Herrschaft Klaus abzuliefernden Bärenpranke gab es immer wieder Streit. Die Regelung lautete ja, wer einen Bären *zwischen den zwei Türmen* erlegt, der muss die vordere rechte Pranke abliefern, sonst hat er eine Strafe von fünf Pfund 60 Pfenning zu zahlen. Diese räumliche Abgrenzung war aber im Süden nicht eindeutig genug definiert, jedenfalls gehörten große Teile dieses Gebietes nicht zur Herrschaft Klaus, sondern zum Stift Spital, und diese Unklarheit führte immer wieder zu Streitigkeiten. Nachdem ein kaiserliches Gerichtsurteil vom 5. November 1534 eindeutig die Rechte von Klaus bestätigt hatte,³⁴ dürfte ein paar Jahre Ruhe geherrscht haben. Aber schon 1555 kam es zur nächsten heftigen Bärenpranken-Auseinandersetzung zwischen der Herrschaft Klaus und dem Stift Spital. Klaus wollte für eine nicht abgelieferte Bärenpranke das Strafgeld von Spital kassieren, der Dechant von Spital wollte davon nichts wissen. Der Streit dauerte drei Jahre lang und ging schließlich sogar an den Landeshauptmann mit der Bitte um Klärung; Streitpunkt war die Frage, wo genau der Bär geschossen worden war.³⁵ Schließlich entschied der Landeshauptmann zu Gunsten von Klaus und bestimmte, dass das Stift Spital den Geldbetrag zu zahlen habe.³⁶

1627 lagen die Dinge ähnlich; ein Jahr nach dem Abschuss eines Bären erfuhr der Pfleger von Klaus davon und wollte sich von Spital das Strafgeld für die fehlende Pranken-Ablieferung holen. Spital weigerte sich, weil angeblich den Untertanen die Ablieferungs-Pflicht nicht bekannt sei; wie die Sache endgültig

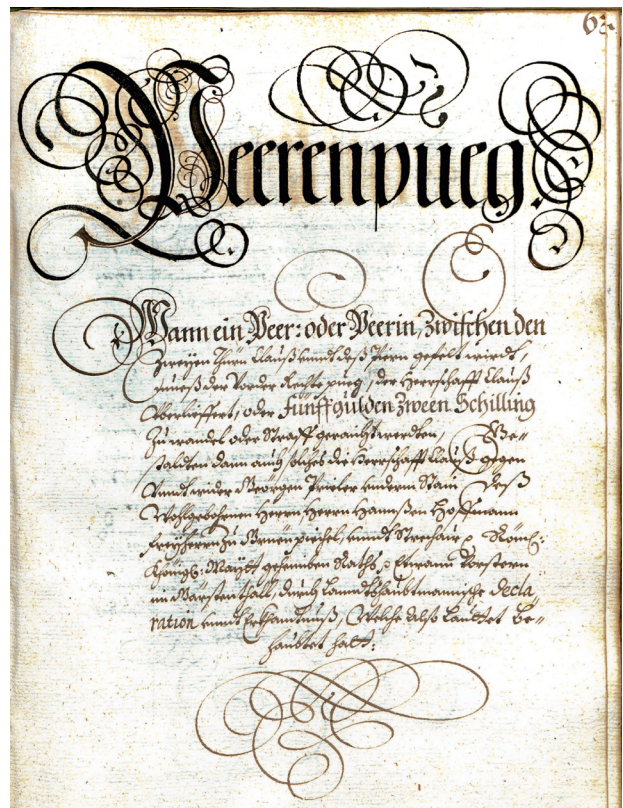


Abb. 6: Im Urbar von 1646 der Herrschaft Klaus wird die Verpflichtung zur Ablieferung der Bärenpranke auf zwei Seiten ausführlich dargelegt, wobei als mahnendes Beispiel der Streitfall von 1555–57 um den erlegten Bären von Georg Prieler angeführt ist.

32 OÖLA, StIA Spital, Sch. 755, fol. 150-152.

33 Oesterreichische Forst- und Jagd-Zeitung, Nr. 1927 vom 12. Dez. 1919, S. 1, „Jägerei-Titel“.

34 OÖLA, StIA Spital, Sch. 704, fol. 3.

35 OÖLA, StIA Spital, Sch. 704, fol. 16–28.

36 OÖLA, StIA Spital, Sch. 699, fol. 3f. Eine entsprechende Anmerkung findet sich auch im Urbar Klaus von 1646, siehe StIA Spital, Hs 53, fol. 63–64 u. Hs 54, fol. 110f.

ausging, wissen wir nicht.³⁷

Am 23. Juni 1641 schoss der Förster vom Stift Spital am Pyhrn, Hans Peer, einen Bären. Dies kam auch dem Schlossherrn von Klaus zu Ohren, weil der Schütze *mit dem Kopf im Stoder und sonst sambeln gangen ist*. Er ließ sofort ein Beschwerdeschreiben betreffend rechter Bärenatze an das Stift Spital schicken. Der dortige Abt antwortete, er habe sich genau erkundigt, der Bär sei weit außerhalb von Spital geschossen worden, nämlich in der Gegend der Gleinkerauer Almen *am hechsten Wipfel* [Gipfel], und das habe mit Klaus rein gar nichts zu tun.³⁸

1644 wiederholte sich das Ganze, der Streit entzündete sich wieder über den genauen Erlegungsort des Bären. Die Spitaler versicherten, der Ort läge in der Höll, außerhalb der beiden Türme und sehr abgelegen; der Propst setzte sogar eine Kommission ein, die *wohlkundige und erfahrene Leut* befragte – unter Eid sagten diese aus, dass sich besagter Ort in der Höll weit außerhalb des Spitaler Turms befinde.³⁹

Jahrelang zog sich dieser Streitfall hin. Er eskalierte so weit, dass wieder die Landeshauptmannschaft eingeschaltet wurde. Die erhaltenen Prozess-Akten sind sehr umfangreich und die Schilderungen der Begebenheiten interessant.⁴⁰ Propst Damian berichtet: Als sein Förster erfuhr, dass ein Bär sein Unwesen treibe, machte er sich mit Proviant für zwei Tage versehen auf die Suche, fand ihn tatsächlich und schoss ihn an. Der verletzte und stark blutende Bär ergriff die Flucht, und der Förster setzte ihm nach, fand ihn aber nicht. Nach zwei Tagen, als er seinen Proviant aufgegessen hatte und bereits sehr erschöpft war, traf er einen anderen Förster, erzählte ihm den Vorfall und bat ihn, den Bären zu suchen. Dieser tat das, und tatsächlich fand er das tote Tier nach einigen Tagen an einem Bächlein liegend und *allbereits grob schmeckend*. Wegen des Gestanks und der fortgeschrittenen Verwesung konnte er weder Pelz noch Pranken mitnehmen – nur den Kopf hackte er *zum Sammeln herum zu tragen* ab. Propst Damian meint, dass in diesem speziellen Fall – obwohl er natürlich normalerweise den Herren von Klaus ihren Anteil am Bären geben würde – die Klage abzuweisen wäre, worum er den Landeshauptmann bitte.

Es wurden in dieser Angelegenheit viele Zeugen befragt und auch eine Skizze angefertigt, die zeigen sollte, dass der Bär in der Höll und folglich außerhalb der beiden Türme erlegt wurde. Graf Salburg von Klaus fühlte sich auch durch den Hofrichter von Spital provoziert, weil dieser geschrieben hat, er werde die *Peernprazen gahr selchen und in der Canclai aufhencken lassen*. Graf Salburg formuliert in seinem Brief, dass er versuche, die Angelegenheit in Güte zu regeln. Er glaube kaum, dass weder dem Herrn Propst noch dem Konvent an der Bärenpranke so viel liege, dass man sich dafür so kapriziere. Weil mit dem Stift Spital keine Einigung zu erzielen sei, möge der Landeshauptmann diesen ausufernden Rechtsstreit entscheiden. Dieser befahl dem Stift Spital am 24. Jänner 1647 in aller Kürze und im Namen der kaiserlichen Majestät *unverzüglich die Forderungen von Klaus zu erfüllen*. Zu einem *gütigen Vergleich* in diesem langwierigen Streit kam es aber erst 1656.⁴¹

Vom Herbst 1745 ist wieder ein Bärenstreit zwischen Klaus und Spital bekannt:

37 OÖLA, StiA Spital, Sch. 699, fol. 1–8.

38 OÖLA, StiA Spital, Sch. 755, fol. 272.

39 OÖLA, StiA Spital, Sch. 704, fol. 53–54.

40 OÖLA, StiA Spital, Sch. 755, fol. 270–339 u. Sch. 704, fol. 60–61, sowie Sch. 699, fol. 15–63.

41 OÖLA, StiA Spital, Sch. 699, fol. 58 u. Sch. 438, Vergleich 1656, Cista E, Laad 163, Nr. 19.

Balthasar Huebmer, der Jäger in der Steyrling, berichtete dem Waldmeister vom Stift Spital, dass am 21. Oktober ein Bär einen *wunden Hirsch von 8 Enden* in der Plutscherau gerissen habe. Daraufhin stellten er und sein Knecht mit zwei Hunden dem Bären nach. Unter den so genannten Hochkögeln spürten ihn die Hunde auf und der Knecht erschoss ihn. Hirsch und Bär wurden nach Hause gebracht. Kurz darauf erschien der Jäger von Klaus und verlangte den Bären, weil dieser *in das Reißgejaid gehörig*. Huebmer wiederum wollte davon nichts wissen, weil seiner Meinung nach der Bär zur Hohen Jagd gehöre. Der Klausner Jäger erstattete daraufhin beim Pfleger eine Anzeige und dieser forderte nicht nur den Bären, sondern drohte auch, wenn ihm der Bär nicht gebracht werde, so werde er ihn selbst abholen und wegbringen lassen. Notgedrungen lieferte Huebmer dann den Bären nach Klaus. Und die Bären-Pranke wurde höchstpersönlich *seiner hochgräflichen Gnaden Herrn Grafen Norbert von Salburg* übergeben.⁴²

Damit war der Streit aber noch lange nicht beigelegt, jetzt ging es um prinzipielle Dinge wie etwa Jagdprivilegien. Der Pfleger von Klaus, Mathias Egger, lieferte bei der Landeshauptmannschaft einen 20 Seiten umfassenden Bericht ab. Darin bestritt er die Lieferung des Bären nach Klaus. Er selbst hätte, als er von der Bärenfällung erfahren habe, dem Förster zu Damberg aufgetragen, sich zu erkundigen und die Ablieferung des Bären verlangt. Der Jäger Huebmer wisse ganz genau, dass die Bärenfänge nach Klaus zu liefern sei. Im Klausner Reißgejaid-Gebiet befänden sich etliche Wolfs- und Bärengruben, und diese dürften nur die Wildbannsherren errichten und nicht die Besitzer der Niederwildjagd. Außerdem stehe Klaus als landesfürstlicher Lehensherrschaft das Jagdrecht auf alles Raubwild zu. Spital habe zwar jetzt das Stoderer Gebirge gekauft, aber das ändere nichts am alten Privileg – Spital könne die Jagdordnung nicht nach Gutdünken ändern.

Seinem Herrn, Franz Ludwig von Salburg, berichtete Egger ebenfalls: Er schilderte zuerst die Erlegung des Bären und schrieb dann, dass er dem Jäger Huebmer den Berechtigungs-Pass ausgestellt habe, mit dem Bärenkopf Geld zu sammeln. Huebmer habe dann den Spitaler Untertan Elias Stummer beauftragt, nach altem Rechtsherkommen unter der Bauernschaft abzusammeln. Am 5. Dezember 1745 sei beim Sensenschmied in der Au dieser absammelnde Untertan *urplötzlich ausgehoben* und nach Spital geführt worden. Vom Pfleramt in Spital sei ihm *gewaltmäÙig* der Bärenkopf wie auch der Sammelerlaubnis-Pass *ungeachtet seines Protests* abgenommen worden. Dieses schimpfliche Verfahren sei über Anordnung des Propstes geschehen. Egger schlug in seinem Bericht dem Dienstherrn vor, er solle das Stift Spital pfänden, denn es habe gegen die Jagdordnung gehandelt. Mit *zu hoher Huld* endet des Klausner Pflegers wortreicher Rapport.



Abb. 7: Das Stift Spital am Pyhrn kosteten die Streitfälle um die Ablieferung der Bärenpranke mit den Inhabern der Herrschaft Klaus viel Geld.

42 OÖLA, StIA Spital, Sch. 704, fol. 141–143.



Abb. 8: Die Herrschaft Steyr besaß auch rund um Weyer und Gafenz ausgedehnte Waldungen, die den Hammerwerken zur Nutzung überlassen waren (Verlasswald). Das Jagdrecht war in Österreich schon lange mit dem Grundbesitz verknüpft.

Am 14. Dezember 1745 schrieb Georg Freiherr von Hoheneck (der bei der Landeshauptmannschaft die Stelle eines Verwalters innehatte) nach Klaus, dass es *freylich wol beschehen, wan der Herr Pfleger es unterlassen hette, dem Elias Stummer einen Pass zu erteilen, um mit dem Bären-Kopf unter der Bauernschaft sammeln gehen zu dürfen*. Spital würde sich mit dem Bärenkopf nicht zufrieden geben, sondern als Wildbann-Herr auch die Haut verlangen. Er riet Egger, die Bärenhaut sicherheitshalber nach Linz zu bringen und alle die Jagd betreffenden Dokumente der Herrschaft Klaus bereitzuhalten. Indirekt empfahl er, das Stift Spital zu klagen.

Vier Monate später ersuchte Propst Antonius die Landeshauptmannschaft, den Klausener Pfleger Mathias Egger wegen des zurückgehaltenen Bären mit 50 Reichstalern zu bestrafen, und bereits zwei Tage später verlangte der Landeshauptmann Graf Weißenwolf eine Stellungnahme von den beiden Streitparteien und lud sie binnen sechs Wochen nach Linz vor. Das Stift Spital forderte hartnäckig für den Eingriff und die Entwendung von Wildbann und Bär 1.000 Reichstaler in bar oder die Exekution.

Dass weder das eine noch das andere geschah, ist aus einem kurz gefassten Schreiben vom 20. November 1747 ersichtlich: Durch einen Vergleich, der zwischen dem Stift Spital und der gräflichen Familie Salburg wegen des Wildbann-Kaufes getroffen wurde, ist der über zwei Jahre dauernde Streit endlich beendet.⁴³

43 OÖLA, StiA Spital, Sch. 704, fol. 144ff.

Nicht nur Klaus und Spital legten großen Wert auf die Bärenatzen-Lieferung, auch von Steyr ist Ähnliches zu berichten:

Von drei in der Frenz bei Gaflenz geschossenen Bären brachte der Jagdpächter jeweils den Kopf und die rechte Pranke zur Grundherrschaft Steyr, das Fell behielt er sich. Als er aber 1616 beim vierten geschossenen Bären gar nichts nach Steyr schickte, hatte das schlimme Folgen. Die Steyrer Förster meldeten nämlich ihrer Herrschaft, dass der Pächter, der Hammermeister Tobias Winterl, den von ihm geschossenen Bären nicht teilen wolle. Dabei hätten sie mit weiteren Untertanen insgesamt 600 Tagwerk (Manntage, Tagesarbeit) aufgewendet, um dem Bären nachzustellen, ihn mit den Schützen, Hunden und Hetzern über den Berg gejagt, wo ihn dann der Winterl in seinem Verlasswald (gepachteten Wald), die Frenz genannt, erlegt habe. Eine Aufteilung wäre also nur recht und billig. Der Steyrer Grundherr reagierte streng: Neben anderen Strafmaßnahmen sollte der Übeltäter die Bärenhaut bei der Herrschaft abliefern. Winterl verteidigte sich damit, dass bereits zu Lebzeiten seines Vaters drei Bären im Frenzberg erlegt wurden und davon jeweils der Kopf und die rechte Pranke den Förstern von Gaflenz mit einem Trunk Wein übergeben worden seien. Auch als nun jüngst der Knecht den Bären am Frenzberg erlegte und heimbrachte, habe er den Jägern von Gaflenz nicht nur Wein und Brot gebracht (also Unkosten aufgewendet), sondern nach altem Herkommen auch den Bärenschädel und die rechte Pranke übergeben. Nur die Bärenhaut habe er sich, so wie sein verstorbener Vater das auch getan habe, behalten.

Jetzt blieb ihm nichts anderes übrig, als das Fell (das ihm für das Gerben acht Gulden an Unkosten verursacht hat) der Herrschaft zu übergeben.⁴⁴

Die Bärenatze – eine ganz besondere Delikatesse

Eine Bärenpranke galt als lust- und potenzfördernde Köstlichkeit, im Gegensatz zum restlichen Bärenfleisch, den Kopf ausgenommen. „Das Wildbret des Bären ist wegen der großen Fettigkeit etwas widrig, aber sonderlich die Tatzen werden als eine große Delicatesse für große Herrn zurecht gemacht.“⁴⁵

In Zedlers Universal-Lexikon aus der Mitte des 18. Jahrhunderts lesen wir folgendes Rezept:

„ [...] der Kopff und die Tatzen werden als eine besondere Delicatesse folgender Gestalt zugerichtet: Man nimmt einen Bären-Kopff, nachdem derselbe wie ein Schweins-Kopff abgeschnitten worden, und brennt diesen eben, als wie jenen mit heißen Eisen. Wenn diesem genug geschehen, so schneidet man ihm vorne am Maule das Fleisch loß, und zugleich inwendig die Nase entzwey, damit solche kan überbrochen werden, darauf wird er sauber abgewaschen, mit Wasser, Wein und Eßig zum Feuer gesetzt, Salz nebst allerley Kräutern, als Tyhmian, Salbey, Lorbeer-Blättern, Roßmarien und a.m. daran geworffen, worinnen er so lange kochen muss, bis er weich ist, alsdann wird er vom Feuer gehoben, in der Sultze kalt gemacht, beyrn Anrichten wohl beschnitten und sodann zum Speisen aufgetragen; die Tatzen vom Bären werden sauber gewaschen, die Knorren abgehauen, mit Wasser ans Feuer gesetzt, da sie so lange, bis sie Haut und Haare fahren lassen, kochen müssen, so dann werden die Haare samt den Häuten fein sauber herunter gezogen und wohl in acht genommen, daß vom Fleische nicht viel mitgerissen werde,

44 OÖLA, HA Steyr, Sch. 920, V, 22 Raubtiere, Fasz. 91, Nr. 34, fol. 3–7.

45 Jägerrey 1745, S. 197.

Abb. 9: Honig zählt zur Lieblings Speise der Braunbären. Sie fressen aber auch Kräuter, Knollen, Beeren, Pilze, Eicheln, Bucheckern, Nüsse und Früchte. Als Fleischbeilage schmecken ihnen Insekten, Schnecken, Frösche und Kleinsäuger. Gelegentlich reißen sie auch Wild oder Vieh.



Verzinsung

Das hier angeführte ist die 1731 auf Formel gefertigte
Verzinsung der Herrschaft Steyr, welche folgendermaßen
beschrieben ist.

Zinsdienst	2
Vorst. Pflanz.	40
Vorst. Holz und Viehhaltung	15
Vorst. Wein und Weinbau	40
Vorst. Kellerei	18
Vorst. Leinwand	0
Vorst. Mehl und Kleingewerbe	3
Vorst. Holzgewerbe	24
Vorst. Schmiederei	40
Vorst. Weberei	17
Vorst. Gerberei und Fleischerhandlung	68
Vorst. obb. Arbeit	17
Vorst. obb. Gylend.	3
Zinsen der Völk. Erlösung	47 5 278

SCHLOSSARCHIV STEYR

Abb. 10: In einer Aufstellung der Herrschaft Steyr werden für das Jahr 1731 die Abschüsse von einem Bären, einem Luchs, fünf Fischottern, fünf Steinmarder, 47 Edel- bzw. Baum-mardern und 278 Füchsen aufgelistet.

wenn dieses geschehen und sie gereinigt sind, legt man sie in kaltes Wasser, bis sie ganz weiß werden, da sie sich denn auf verschiedene Art, wie es nur beliebig, zurichten lassen, davon die eine Art mit Senffbrühe nicht die schlechteste [...]“⁴⁶

Auch wenn man den Bären nicht essen kann, als Arznei taugt er allemal: Sein Fett wärmt, hilft gegen Gicht, Geschwüre, Haarausfall und macht die Haare weiß. Die Galle, innerlich angewendet, kuriert unter anderem Epilepsie und Gelbsucht, äußerlich Krebs und Zahnweh. Das rechte Auge hängt man Kindern gegen das Aufschrecken aus dem Schlaf um.⁴⁷

Bären-Fallgruben

Es gibt auch Beschreibungen von Bären-Fallgruben, so im 1745 verlegten Jagdlehrbuch *Kurtzer doch gründlicher Begriff der Edlen Jägerey*: Nachdem man den Wechsel des Bären erkundet hat, gräbt man ein Loch im Geviert von sechs bis sieben Ellen (4,6 bis 5,4 Meter) und 18 bis 20 Schuh (5,7 bis 6,3 Meter) tief. Damit der Bär weder hochsteigen noch sich eingraben kann, werden die Wände und der Boden mit dicken Bretterbohlen

46 Zedler 1732, S. 115f.
47 Vgl. ebd.

belegt. Oben wird das Loch mit schwachen Baumstangen und wegen der Tarnung mit Reisig abgedeckt und belegt. Als Lockmittel wird ein Gefäß mit Honig auf die Abdeckung gestellt.⁴⁸

DER WOLF

Nicht nur Bären fing man in Gruben, auch für Wölfe gab es spezielle Fallen: Eine Wolfsgrube muss umzäunt sein, an einer Seite aber einen offenen Zugang haben, drei Klafter tief (5,7 Meter) sein und zwei Klafter breit, unten weiter als oben (glockenförmig). Die Oberfläche wird mit Zweigen getarnt. Als Köder nimmt man eine Ente, weil die auch in der Nacht schreit und so den Wolf am besten anlockt (Lockvogel, siehe Abb. 3).⁴⁹

In einer Grenzbeschreibung der zur Herrschaft Klaus gehörenden Wälder wurden im Jahr 1642 die Wolfsgruben beim Humsenbauer am Humsenbauernkogel bei Micheldorf erwähnt.⁵⁰ Der Humsenbauernhof existiert heute nicht mehr, die Reste seines Waldes liegen nun südlich des Segelflugplatzes in Micheldorf.

Aufrufe zur Wolfsjagd im Stodertal sind für die Jahre 1765, 1766, 1807 und 1808 belegt.⁵¹ Der Forst- und Waldmeister von Stift Spital schickte am Samstag, dem 3. August 1765, die Anordnung zur Wolfsjagd aus: Am Montag, dem 5. August und Dienstag, dem 6. August müsse jeder Hof-Inhaber mindestens eine Person zur Jagd schicken. Um fünf Uhr früh hätten alle beim Wagner in der Bäderrau zu erscheinen; die Strafe bei Nicht-Erscheinen: drei Reichstaler.

Am 3. Februar 1766 rief das Waldamt vom Stift Spital dazu auf, dass jeder, der des Schießens kundig ist, den Wolf auf seinen Wiesen, Feldern und Wegen zu erlegen habe. Wer einen Wolf erschießt, bekommt als Belohnung drei *Species-Ducaten*. Es ist jedoch streng verboten, mit einem Schießgewehr in den Wald, in die Gräben oder das Gebirge zu gehen. Wer einen Wolf sieht oder spürt, soll dies den beiden Jägern im Stodertal anzeigen. Am 26. März 1766 wurde eine neuerliche Wolfsjagd angeordnet, bei der wieder jeder Hof-Inhaber eine Person beistellen musste.

1807 informierte das Hofgericht von Admont das Stift Spital am Pyhrn, dass für den 21. August eine Wolfstreibjagd angesetzt sei. Man werde dazu 50 Treiber und 30 Schützen stellen. Auch das Stift Spital möge so viele Männer beibringen.

Am 29. September 1807 ließ das Stift Spital in Windischgarsten und im Stodertal verlautbaren, dass *beim nächst eintretenden neuen Schnee* eine allgemeine Wolfsjagd stattfinden wird. Jeder Hof hat dazu je nach Größe ein oder mehrere Treiber zu stellen. Die

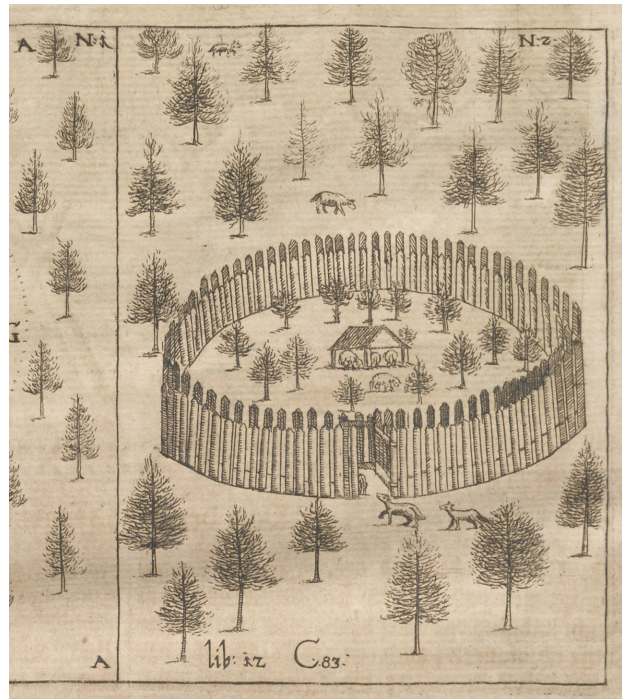


Abb. 11: In alter jagdlicher Fachliteratur findet sich die Anregung, Wölfe in ein Gatter zu locken, in dem sie dann gefangen sind. Die Wölfe sollten durch eine bewegliche Klappe zwar hineingelangen, aber dann nicht mehr zurück können.

48 Vgl. Jägerrey 1745.

49 Georgica Curiosa 1682, S. 647.

50 OÖW 1956, S. 94 [14f].

51 OÖLA, StIA Spital, Sch. 358, Wolfsjagden Stoder.



Abb. 12: Wölfe sind Rudeltiere, die in ganz Europa verbreitet waren. Sie wurden jedoch im 19. Jahrhundert in nahezu allen Regionen durch menschliche Bejagung stark dezimiert oder vollständig ausgerottet.

stellt. Nach der Treibjagd berichtete der Schullehrer, dass einige Hausbesitzer niemanden geschickt hätten. Das ärgerte die pflichtgemäß Erschienenen, und sie erklärten, in ähnlichen Fällen künftig ebenfalls wegzubleiben, wenn man die Nachlässigen nicht bestrafe. Die genaue Häuser- und Namensliste legte der Schullehrer vor.⁵³

Ende 1822 kam es zu einem Streit über die Wildbann-Grenzen zwischen der Herrschaft Steyr und dem Stift Admont. Der Abt beschwerte sich über den Jäger der Herrschaft Steyr, weil dieser zwei Knechte beauftragt habe, die Reste eines Hirschen, den die Wölfe gerissen hatten, vom fremden Jagdgebiet über die Grenze hinüberzuschaffen.⁵⁴

Auch Fangeisen setzte man zur Wolfsjagd ein: In einem Bericht des Forstmeisters der Herrschaft Steyr wird 1826 erwähnt, dass insgesamt fünf Wölfe mit Fangeisen gefangen worden seien.⁵⁵ Das Traunkreisamt legte am 2. April 1817 eine Prämie von acht Gulden für die Erlegung eines Wolfes fest (wobei die Schnauze als Beleg vorzuweisen war) und erweiterte diese am 29. September 1827 auch auf die Erlegung eines Luchses.⁵⁶

AUSROTTUNG VON BÄR, LUCHS UND WOLF

Die intensive Verfolgung von Bär, Luchs und Wolf, insbesondere seit dem Mittelalter, setzte deren Populationen immer mehr zu. Besonders das Aufkommen der Schusswaffen verringerte massiv das Vorkommen dieser Beutegreifer. Vom Ende des 18. bis Mitte des 19. Jahrhunderts kamen immer bessere, handlichere und treffsichere Gewehre auf den Markt. Kaum ein Tier wurde in Oberösterreich so intensiv verfolgt wie Bär und Wolf. Im Böhmerwald erlegte man 1833 den letzten Bären,⁵⁷ 1810 wurde im Reichraminger Hintergebirge das letzte Rudel Wölfe gesichtet, 1821 im Almtal der letzte Luchs erlegt, 1835 der letzte Bartgeier in den nördlichen Kalkalpen und 1870 der letzte Bär in der Görz

52 OÖLA, StIA Spital, Sch. 358, Wolfsjagden Stoder.

53 OÖLA, HA Steyr, Sch. 920, V. 22, Fasz. 836, Nr. 2.

54 OÖLA, HA Steyr, Sch. 894, Fasz. 118, Nr. 2.

55 OÖLA, HA Steyr, Sch. 920, V. 22, Fasz. 836, Nr. 4.

56 OÖLA, HA Steyr, Sch. 891, Fasz. 643, Nr. 2, Kurrende Nr. 10541/135 mit Hinweis auf die Kurrende vom 2. April 1817 Nr. 3314 und Regierungsdekret vom 6. September 1817 Nr. 23364.

57 Rauer / Gutleb 1997 S. 6.

Schützen mit einer Büchse haben *unausbleiblich und zuverlässig* zu erscheinen, damit *diesem Untier Einhalt geschieht*.⁵²

Das Kreisamt in Steyr ordnete für den 15. und 16. Juni 1818 eine Treibjagd an, weil noch immer *mehrere Stücke Wölfe vorhanden* seien und eine Bedrohung für das Weidevieh darstellten. Die Treibjagd beginnt jeweils um fünf Uhr früh, die Treiber und Schützen haben zuverlässig zu erscheinen und sich für zwei Tage mit Brot auszustatten. Der Schullehrer von Ternberg wird aufgefordert, dafür zu sorgen, dass dieser Befehl von Haus zu Haus angesagt und bekanntgemacht wird und jedes Haus einen Schützen oder Treiber

(Geritz) im Bodinggraben bei Molln geschossen.⁵⁸ Ein paar Vergleiche: Im Allgäu wurde 1770 der letzte Bär zur Strecke gebracht, in Oberbayern 1835, in der Nordschweiz 1850, in Südtirol 1873, im Engadin 1904 (als der letzte Bär der Schweiz), in Frankreich 1937.⁵⁹

Nach langer Abwesenheit kehrte der Luchs im Jahre 1995 wieder in die Region des Nationalparks Kalkalpen zurück.⁶⁰

BELEGE FÜR ERLEGTE BÄREN, WÖLFE UND LUCHSE

Abschusslisten oder Jagdrechnungen haben sich nur sporadisch erhalten, deshalb ist keine geschlossene Belegreihe über erlegte Bären, Wölfe und Luchse möglich. In den erhaltenen historischen Unterlagen fällt auf, dass speziell in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts immer wieder die Erlegung von Bär, Luchs und Wolf aufscheint. Oder anders ausgedrückt: Wenn Archivalien mit Angaben über die im Gebiet der Herrschaft Steyr erlegten Wildtiere vorhanden sind, dann finden sich darin auch Bär, Luchs und Wolf. Zwar auch lückenhaft, aber doch in guten Jahresfolgen gibt es vom Stift Spital am Pyhrn Listen des von den Revierjägern an das Kloster abgelieferten Wildes von 1610 bis 1710. In diesem Zeitraum, von dem 28 Jahre fehlen, scheint der Abschuss von 54 Wölfen auf. Es wurden also in den 72 dokumentierten Jahren 54 Wölfe erlegt.

Von den Jahren 1840 und 1842 sind genaue Schusslisten der 25 Jagd-Reviere der Herrschaft Steyr erhalten. In diesen gedruckten Formularen bleiben die Spalten für „Wölfe“ und „Luchse“ stets leer, aber jene für die „*Kleinen und Großen Geyer*“ belegen zahlreiche Abschüsse. Beispielsweise wurden im Revier Steinbach 1840 insgesamt 41 kleine Geier und 11 große Geier erlegt.⁶¹

WIEDERANSIEDLUNG DER BÄREN IN ÖSTERREICH

Bär, Luchs und Wolf sind für ein natürliches und ausgewogenes Ökosystem wichtig. In Österreich wanderte 1971 der erste Bär von Slowenien kommend ins Ötschergebiet ein („Ötscherbär“), er blieb aber fast 20 Jahre allein. 1989 wurde im Ötschergebiet eine Bärin ausgesetzt. 1991 gab es wieder erste Jungbären in Österreich.

Von 1998 bis 2006 wurden slowenische Braunbären im Trentino und in den Pyrenäen ausgesetzt, um die zu klein gewordenen Bärenpopulationen zu stützen. 2005/06 wanderten die ersten Jungbären aus dem Trentino (der Name *Trentino* bezeichnet das Land um Trient) über Österreich bis in die Schweiz und nach Bayern.

BÄREN IN DER PYHRN-EISENWURZEN

Im Raum der Pyhrn-Eisenwurzten leben derzeit keine sesshaften Bären. Es ziehen jedoch gelegentlich einzelne Bären durch das Gebiet. In der Zeitschrift des Nationalparks Kalk-

58 Internet: <https://www.kalkalpen.at/de/Waldwildnis>.

59 Hespeler 2006, S. 78f.

60 Internet https://www.kalkalpen.at/de/Kalkalpen_Luchse_erhalten_Unterstuetzung.

61 OÖLA, HA Steyr, Sch. 916, V, 18 Jägerrecht, Fasz. 733, Nr. 1.

alpen „Natur im Aufwind“ wurde im Heft 49 von der Begegnung eines Menschen mit einem Braunbären berichtet. Herr Ernst de Haan fotografiert gern Orchideen und machte deshalb am 25. Mai 2004 im Nationalpark ein paar Bilder. Auf einer abgelegenen Forststraße auf der Südseite des Sengsengebirges lehnte er gerade am Straßenrand an einer Fichte, als er einen Braunbär auf sich zutrotten sah. Weil er seine Kamera „schussbereit“ hatte, gelangen ihm ein paar Bilder von seiner ungewöhnlichen Begegnung mit dem Bären, der ihm bis auf 35 Meter nahe gekommen war. Als dieser schließlich das Klicken der Kamera hörte, drehte er sich um und lief davon.⁶²

Auszug aus der Homepage von WWF Österreich:⁶³

„In Österreich zweimal ausgestorben

Der Braunbär (*Ursus arctos*) zählt zu den größten an Land lebenden Raubtieren der Welt und ist von allen Bärenarten die am weitesten verbreitete. Der Europäische Braunbär (*Ursus arctos arctos*) kam einmal, mit Ausnahme von ein paar wenigen Inseln, in ganz Europa vor. Auch hierzulande waren die ehemaligen Herren des Waldes weit verbreitet – Österreich galt einst sogar als „Bärenland“. Doch „Meister Petz“ wurde als Nahrungskonkurrent und potenzielle Gefahr für Menschen immer mehr dämonisiert und gnadenlos gejagt. Bis ins 19. Jahrhundert waren Braunbären in Europa beinahe ausgerottet – auch in Österreich. Zwischen 1989 und 1993 startete der WWF Österreich den Versuch einer Wiederansiedlung in den nördlichen Kalkalpen. Trotz der Geburt von insgesamt 31 Jungtieren war das Projekt leider kein Erfolg. Der letzte in Österreich geborene Braunbär „Moritz“ verschwand im Jahr 2011. Mit seinem Verschwinden starben die Braunbären hierzulande ein zweites Mal aus.

Sorgt für Gesundheit und Samenverbreitung im Wald

Braunbären leben vor allem in großräumigen Waldgebieten und Gebirgswäldern. Sie zählen zwar zu den großen Fleischfressern, sind aber keine besonders guten Jäger und ernähren sich überwiegend vegetarisch etwa von Knospen, Wurzeln, Beeren oder Früchten. Jene Tiere, die von Braunbären erbeutet werden, sind oft krank, alt oder bereits tot. Als Allesfresser steht auch Aas auf ihrem Speiseplan. Bären erfüllen eine wichtige ökologische Funktion im Lebensraum Wald, indem sie zur Samenverbreitung beitragen und kranke Tiere erbeuten bzw. Aas beseitigen.“

62 Natur im Aufwind. Die Nationalpark Kalkalpen Zeitschrift. Heft 49, 2004, S. 3.

63 Internet: https://www.wwf.at/tierarten/braunbaer/?gclid=EAlaIQobChMIqqwwivW9AIVbY9oCR0GTgcSEAMYASAAEgl6t_D_BwE.

ANHANG

Wie bestimmend und beeindruckend die Anwesenheit von Bär, Wolf und Luchs für die Menschen waren, zeigen die vielen Flurnamen, die auf diese Tiere hinweisen.⁶⁴

Reichraminger Hintergebirge und Sengsengebirge

- *Bärenriedlau* und *Bärenwald* an der Sengsengebirge-Südseite in der Gemeinde Roßleithen
- *Bärenwald* im Hinteren Rettenbachtal, am Abhang des Mayrwipfels
- *Bärenmauer* im Hintergebirge, südlich der großen Klause
- *Wolfslucken* im Bodinggraben⁶⁵
- *Wolfsgruben* Flurbezeichnung auf der Sengsengebirge-Südseite im Bereich der Gruben zwischen Gamskogel und Rohrauer Größtenberg, Gemeinde St. Pankraz
- *Wolfsgraben* auf der Sengsengebirge-Südseite zwischen Rohrauer Größtenberg und Schneeberg
- *Wolfskopf* Bergrücken im Reichraminger Hintergebirge, südlich der Anlaufalm, zwischen Hochschlachtbach und Schwarza Bach, über ihn läuft auch genau die Gemeindegrenze von Reichraming und Weyer
- *Luchsboden* unterhalb des Alpstein nahe der Ebenforstalm, Reichraminger Hintergebirge, genau an der Gemeindegrenze zwischen Reichraming und Rosenau am Hengstpass

Ennstal, Raum Ternberg, Losenstein, Großraming, Weyer, Gaflenz

- *Bärenkogel* und *Bärenmauer* in der Gemeinde Großraming
- *Bärenau* und *Bärenreith* in der Gemeinde Gaflenz
- *Bärenkogel* bei der Viehtaleralm, *Bäreneben* (Obsweyer), *Bärenlucken* (Forst Weyer) in der Gemeinde Weyer
- *Bären-Riegl* (eine Erhebung beim Saugrabenspitze, Weyer) ist zwar urkundlich 1575 als *Pernriegl* belegt,⁶⁶ aber heute nicht mehr gebräuchlich
- *Bärenreith* nahe der Mariengrotte in der Gemeinde Gaflenz
- *Bärenau* in der Nähe der Lindaumauer, Gemeinde Gaflenz
- *Bärengaben* am Nordabhang des Schobersteins (Graben zwischen Schoberstein und Pfaffenmauer), Oberlauf des Klausbaches im Trattenbachtal, Gemeinde Ternberg
- *Bärengaben* in Unterdambach am Sonnberg in der Gemeinde Garsten
- *Wolfau*, ein Hausname in der Ortschaft Breitenfurt, Gemeinde Ternberg,
- *Wolfstalergraben* ist ein Zubringer zum Stiedelsbach in der Gemeinde Losenstein
- *Wolfberg* Hausname am Hutterberg in der Gemeinde Losenstein
- *Wolfberg* Hausname südwestlich von Laussa (in der Urmappe als *Außerwolfberg* angeführt)
- *Wolflöschbach*, *Wolfbauer* und *Rotwolf* im Pechgraben in der Gemeinde Laussa
- *Wolfsgrub* an den Abhängen zum Stodergraben in der Gemeinde Laussa

64 Ermittelt auf der Kartenbasis von DORIS, insbesondere der Urmappe und Ö-Grundkarte. Datenquelle: Land Oberösterreich – data.ooe.gv.at.

65 OÖLA, Kirchdorf-Micheldorf-Sensenschmieden, Sch. 296, Wälder und Waldwirtschaft.

66 Hauptwaldbuch 1575, Staatsarchiv Wien, Abschrift im OÖLA, HA Steyr, Hs 1317. Schiffmann 1935, S. 56.

- *Wolfthal* Stiedelsbach, Losenstein
- *Wolfsgrub* südlich von Pettendorf in der Gemeinde Gafrenz

Raum Spital, Windischgarsten, Hinterstoder, Molln

- *Bär im Graben*, Flurbezeichnung im oberen Bereich des Fraitgraben zwischen Windischgarsten und Rosenau am Hengstpass
- *Bärenwald* im Hinteren Rettenbach, Roßleithen
- *Bärenalm* und *Bärenkopf* in Hinterstoder
- *Wolfbauer*, Hausname in der Gemeinde Molln
- *Wolfsgrub* am Paltenbach, nahe Dirngraben, zwischen Ramsau und der Forsthub, Gemeinde Molln

QUELLEN UND LITERATUR:

Codex Austriacus I = Codicis Austriaci ordine Alphabetico compilati Pars Prima [...] aller unter [...] Leopold I [...] einlaufenden Generalien, Patenten, Ordnungen [...] Wien 1704.

Codex Austriacus V = Supplementum Codicis Austriaci oder chronologische Sammlung aller vom 20^{ten} Oktober 1740 [...] bis letzten Dezember 1758 [...] erlassenen Generalien, Patenten, Satz-Ordnungen [...] zusammengetragen. 5. Teil. Wien 1777.

Georgica Curiosa 1682 = Hohberg, Wolf Helmhardt von: Georgica curiosa : das ist: Umständlicher Bericht und klarer Unterricht Von dem Adelichen Land- und Feld-Leben, [...] und in Zweyen absonderlichen Theilen, deren jeder in Sechs Bücher bestehet, vorgestellt. 2. Teil. Nürnberg 1682.

Grabherr 1975 = Grabherr, Norbert: Historisch-topographisches Handbuch der Wehranlagen und Herrensitze Oberösterreichs. Veröffentlichungen der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte, Band VII-VIII, Wien 1975.

Hespeler 2006 = Hespeler, Bruno: Brunos Heimkehr. Bär, Wolf und Luchs kommen wieder. Ängste, Risiken und Hoffnungen. Bozen 2006.

Jägerey 1745 = Kurtzer Begriff der edlen Jägerey. Nordhausen 1745.

Jäger- und Reiß-Gejaidordnung 1727 = Der Röm. Kaiserl. Majestät Caroli VI. Neu-verbesserte Jaeger- und Reiß-Gejaid-Ordnung in Österreich Ob der Enns. Wien 1727.

Höneisen / Schoenberger / Yannik 2009 = Höneisen, Maya / Schoenberger, Johanna / Yannik, Andrea: Der Braunbär. Die Rückkehr eines Großraubtiers. Bern, Wien 2009.

OÖW 1956 = Oberösterreichische Weistümer II. Teil. Hrsg. von Herta Eberstaller u. a. (= Österreichische Weistümer, 13. Bd.). Graz 1956.

OÖW 1958 = Oberösterreichische Weistümer III. Teil. Hrsg. von Herta Eberstaller u. a. (= Österreichische Weistümer, 14. Bd.). Innsbruck 1958.

Rauer / Gutleb 1997 = Rauer, Georg / Gutleb, Bernhard: Der Braunbär in Österreich. Wien 1997.

Schiffmann 1913 = Schiffmann, Konrad: Die mittelalterlichen Stiftsurbare des Erzherzogtums Österreich ob der Enns, 2. Bd. Wien 1913.

Schiffmann 1953 = Schiffmann, Konrad: Historisches Orstnamen-Lexikon des Landes Oberösterreich. 1. Bd. Linz 1935.

Zedler 1733 = Zedler, Johann Heinrich: Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, Welche bißhero [...] Dritter Band, Halle und Leipzig 1733. Im Internet verfügbar unter <https://www.zedler-lexikon.de/>.

<https://www.wwf.ch/sites/default/files/doc-2017-07/2008-XX-factsheet-luchs-wolf-braunbaer.pdf>.

https://www.kalkalpen.at/de/Kalkalpen_Luchse_erhalten_Unterstuetzung

<https://www.kalkalpen.at/de/Waldwildnis>

https://www.wwf.at/tierarten/braunbaer/?gclid=EAlaIqobChMlqqwwi-vW9AIVbY9oCR0GTgc-SEAMYASAAEgl6t_D_BwE

<https://www.zedler-lexikon.de/index.html?c=blaettern&seitenzahl=73&bandnummer=03&view=100&l=de>

Alle Links zuletzt eingesehen am 05.03.2023.

Bestände des Oberösterreichischen Landesarchivs

BILDNACHWEISE:

- Abb. 1: Matthaeus Merian: Topographia provinciarum Austriacarū. Frankfurt 1649, Tafel „Ober Österreich“ gegenüber S. 8, südöstlicher Ausschnitt
- Abb. 2: Georgica curiosa oder Adeliches Landleben, Herren von Hohberg, 2. Teil. Nürnberg 1682. S. 650
- Abb. 3: Georgica curiosa oder Adeliches Landleben, Herren von Hohberg, 2. Teil. Nürnberg 1682. S. 647
- Abb. 4: OÖLA, HA Steyr, Sch. 920, Fasz. 120, Nr. 6
- Abb. 5: Matthaeus Merian: Topographia provinciarum Austriacarū. Frankfurt 1649. S. 36
- Abb. 6: OÖLA, StiA Spital, Hs 53, fol. 63
- Abb. 7: OÖLA, Panzerschrank 2, Hs 36, Topographie von Oberösterreich (Schlösserbuch Hager von Allensteig), 1661, S. 35
- Abb. 8: Georg Matthäus Vischer: Topographia Austriæ superioris modernæ, 1674
- Abb. 9: Coler, Johann: Oeconomia ruralis et domestica. Mainz 1645. S. 593
- Abb. 10: OÖLA, HA Steyr, Sch. 920, Fasz. 702, Nr. 25
- Abb. 11: Georgica curiosa oder Adeliches Landleben, Herren von Hohberg, Nürnberg 1682. S. 648
- Abb. 12: Coler, Johann: Oeconomia ruralis et domestica. Mainz 1645. S. 583

DIE JAGD, EIN INDIKATOR FÜR ARTENVIELFALT UND INDIVIDUENHÄUFIGKEIT AM BEISPIEL LIEBENAU

Helmut Atteneder

DIE JAGD IN LIEBENAU¹

Die ältesten Einblicke in die Jagd unserer Gegend geben uns die Urbare (Abgabenverzeichnisse der Grundherrschaft) und Teidinge (Beschlüsse fassende Versammlungen). Die Ausübung der Jagd war bis 1848 Vorrecht des Adels. Im Teiding von Waldhausen aus 1549 heißt es, dass die Bälge von Luchs, Wolf, Bär, Marder, Dachs und Fuchs dorthin abzuliefern seien. 1585 und 1598 wurde die finanzielle Bewertung der Jagden Ruttenstein, Weißenbach und Königswiesen herabgesetzt, da der Wildbestand durch Wolf und Bär stark dezimiert worden war. Die um 1600 einsetzende Wildhege trug bereits zur Zeit der Bauernkriege zu vielen Beschwerden der Untertanen bei, da sie große Belastungen der Bauern zur Folge hatte.

Die Bauernbefreiung 1848 hatte auch für die Jagd in Liebenau starke Auswirkungen. Nun unterstand das Jagdrecht nicht mehr ausschließlich der Herrschaft. Wer über 100 Joch Grund hatte, bekam eine Eigenjagd, die Restgebiete wurden zur Gemeindejagd. Da man nun der Ansicht war, mit der Herrschaft gleichberechtigt zu sein, wurde der gesamte Rehbestand ab 1848 ausgerottet. Noch 1951 war es eine Sensation, dass bei Liebenau ein Reh gesehen worden war.

Einer der ersten nicht adeligen Jagdinhaber in Liebenau war der Glashüttenbesitzer Ignaz Greisenegger, der seine Jagd an die erste Liebenauer Jagdgesellschaft 1878/79 verpachtete.

In den 1920er-Jahren war der Gemeinderat ermächtigt, die Liebenauer Jagd zu vergeben. Der Herrschaft Sachsen-Coburg-Gotha gelang es, diese zu pachten, da viele Liebenauer bezüglich des Holz- und Reisigkaufes sowie des Rechens von Waldstreu auf die Herrschaft angewiesen waren und diese somit den Gemeinderat unter Druck setzten



Abb. 1: Liebenauer Jägerschaft um 1870/1875.

¹ Zur Geschichte der Jagd in Liebenau: vgl. Mittmannsgruber Ordner 13, leider ohne Quellennachweise.

konnte. Die Herrschaft verpachtete einen kleinen Teil der Liebenauer Jagd weiter an die Liebenauer Jagdgesellschaft („Afterpacht“). Die Liebenauer erhielten den Zuschlag deswegen, weil die Jäger mit dem Oberverwalter Renner guten Kontakt hatten und Josef Atteneder mit ihm sogar verwandt war.

Bis 1938 konnte jegliches Wild erlegt werden; ab 1938 wurden Abschusspläne eingeführt.

Mit der russischen Besetzung wurde die Jagd 1945 der Herrschaft weggenommen und ein USIA²-Betrieb. Damit war es mit der Jagd auch für die Liebenauer vorerst aus. Da die Russen aber keinen Wert auf die Jagd legten, gelang es Josef Atteneder, das Jagdrecht zu erhalten, das er dann mit den ehemaligen Kollegen teilte. 1949 gründete er mit ihnen eine Jagdgesellschaft. 1945/46 durfte überhaupt nicht gejagt werden, da Waffenbesitz generell verboten war, später dann nur mit der Schrotflinte.

Natürlich waren viele Kugelgewehre versteckt worden. So auch von Herrn Payreder aus Komau (Gemeinde Liebenau). 1946 war bei der Familie ein Pole einquartiert, der das Versteck verriet. Vater und Sohn kamen für sieben Jahre nach Sibirien und überlebten.

Ab 1949 verlief die Jagdvergabe in gesetzlich geregelten Bahnen. Heute beträgt die Gemeindefläche von Liebenau 7.600 Hektar. Die Gemeindejagd umfasst 4.778 Hektar, Sachsen-Coburg-Gotha hat 2.070 Hektar und Czernin-Kinsky 588 Hektar; der Rest fällt auf nicht bejagbare Flächen.

„Die Brüder Franz und Anton Egger fuhren während der Besetzungszeit mit dem Motorrad auf einen Rehbock. Zur Tarnung hatten sie ein Schrotgewehr umgehängt, doch in den Innentaschen des Hubertusmantels war das zerlegte Kugelgewehr versteckt. Sie wurden von Gendarmerieinspektor Grubauer angehalten, mit dem sie eigentlich befreundet waren. Er sah aus einem Mantel einen Kugelstutzen hervorlugen. Er schrieb einen Bericht, den aber sein Chef Kolb mit dem Ausruf ‚Da kommen ja alle nach Russland!‘ zerriss.“³

DIE TIERWELT

Raubwild: Braunbär, Wolf, Fuchs, Marder und Fischotter

Die großen Raubtiere **Bär** und **Wolf** waren nicht nur wegen des Schadens unbeliebt, den sie durch die Dezimierung des jagdbaren Wildes verursachten; sie stellten auch für die Menschen eine Gefahr dar.

„Den 27. Juni 1641 hat Georg Haslhofer am Strasserlehnergut in Schönau seinen Sohn Jakob, bei 10 oder 12 Jahren, mit Pflugeisen nach Zell in die Schmidt geschickt. Underwegen vom ainem Wilten Bern zerrissen worden. Gott sei ihm gnädig! (Totenbuch der Pfarre Zell). Am 20. Juni 1643 wurde Magdalena, des Simon Plaimers Weib, 36 Jahre alt, bei Pierbach von einem Bären zerrissen. Die Überreste der Leiche wurden am Pierbacher Friedhof ‚zur Erde bestattet‘. (Pfarrchronik Pierbach)“⁴ Auch in Königswiesen wird in dieser Zeit ein Bär erwähnt.

2 USIA: Verwaltung des sowjetischen Eigentums in Österreich

3 Atteneder / Reindl 2016, S. 54.

4 Eder 2006, S. 140.



Abb. 2: Junger Braunbär.



Abb. 3: Wolf.

1651 erlegte Michael Pump, der Glasmeister am Bauernberg in Liebenau einen ‚Pern‘, der in die Greinburg gebracht wurde. 1730 wurde in Ruttenstein ein Bär gespürt, der aber nicht gestellt werden konnte.⁵

„Den letzten Bären im Mühlviertel erlegte der Pfarrer von Ulrichsberg, Gregor Hain, am 30. Oktober 1834: ‚Das zu Tode getroffene Tier lag heulend am Boden und trachtete fortwährend, die Wunde mit Moos zu verstopfen, das es fetzenweise ausriss, und verwendete langsam unter jämmerlichem Stöhnen. Bei diesem Anblick traten dem Jäger Tränen in die Augen.‘ Das Tier wurde präpariert und befindet sich in der naturkundlichen Sammlung des Stiftes Kremsmünster.“⁶

Nicht nur Bären, auch Wölfe waren gefürchtet. So erzählte man sich, dass 1606 in der Gegend von Oberndorf (Gemeinde Schönau) ein Bursche, der bei einem Bauern Schafe geschlachtet hatte, mit Fleisch (andere Versionen: Innereien, drei Lämmer) bezahlt wurde und heim nach Schönau ging. Plötzlich wurde er von einem Rudel Wölfe verfolgt. Er

⁵ Atteneder / Reindl 2016, S. 54.

⁶ Eder 2006, S. 140–141.



Abb. 4: Fischotter.

warf ihnen dreimal Fleisch (Innereien, Lämmchen) hin, was ihm schließlich das Leben rettete. An jeder Stelle wurde ein Wolfskreuz errichtet.⁷ 1827 schrieb Pillwein, dass Wölfe im Ruttensteiner Gebiet vor 200 Jahren, also um 1600, heimisch geworden seien.⁸

1655: Markus Mölzer aus Unterweißenbach starb am 27. Mai. Ihn „hat der winig Wolf zerrissen“.⁹

Für 1664 sind drei Todesfälle von Schulkindern erwähnt, und zwar eines aus Nadelbach (Gemeinde Weitersfelden), eines aus Tischberg (Gemeinde Kaltenberg) und eines vom Reschenreiter in Windhagmühl (18. Juli; Reschenreiter, Windhagmühl 27, Gemeinde Liebenau), welche die Schule in Weißenbach besuchen wollten; alle drei hat der „winnig Wolf zerbissen.“¹⁰ Die Zeitangaben differieren: Schober 1664, Mitmannsgruber 30. Juli 1644, Eder setzt das Begräbnis des Kindes aus Nadelbach für den 20. Juli 1665 an.¹¹

Mit ‚Fählbäumen‘ (Fallen) wurde dem Wolf eifrig nachgestellt. „Die Grube, die drei Meter und tiefer war, wurde wie ein Brunnenschacht ausgehoben. Oft war die Grube mit Steinen gemauert, dann konnte der Boden breiter als die Öffnung sein, um ein Entkommen zu verhindern. Als Deckel wurde eine getarnte Klappe gebaut, die sich um einen Baumstamm in der Mitte drehen konnte. Als Köder wurde Fleisch auf den Wippdeckel gelegt oder ein Lamm oder Kitz in die Grube gelassen, deren Blöcken/Meckern den Wolf anlocken sollte.“¹² Zwei Wölfe konnten in Kienau (Gemeinde Liebenau) im Jahr 1731 nicht erwischt werden.¹³ Am 6. August 1834 erlegte der Jägerjunge Hyronimus Pilz im Bau-

7 Eder 2006, S. 141–142. Eder gibt für alle diese Fälle als seine Quellen altes Erzählgut an.

8 Mitmannsgruber, Ordner 13.

9 Eder 2006, S. 141.

10 Schober 1948, S. 58

11 Mitmannsgruber, Ordner 13; Eder 2006, S. 141.

12 Atteneeder 1995, S. 73.

13 Mitmannsgruber, Ordner 13.

ernberg, Gemeinde Liebenau, Herrschaft Kinsky, einen 41,72 Kilogramm schweren Wolf, dessen Fell sich im Freistädter Heimathaus befindet.¹⁴

„1836: In St. Oswald bei Freistadt wurde am 3. November nur 50 Schritte außerhalb des Ortes ein Wolf erlegt. 1854: In Grein wurde ein Wolf gespürt, über Pabneukirchen und Mönchdorf nach Unterweißenbach und Liebenau verfolgt und am 17. Mai in Königswiesen erlegt. (Präparat im Oberösterreichischen Landesmuseum)“¹⁵ In Neustift, Gemeinde Liebenau, wurde 2011 ein neugeborenes Kuhkalb vermutlich von einem Wolf gerissen.¹⁶ In letzter Zeit – 2022 – sind vor allem im nördlichen Wald- und Mühlviertel vermehrt Wolf-sichtungen in Siedlungsnähe und Wolfrisse an Schafen und Wildtieren berichtet worden. Besonders Wölfe, die die Scheu vorm Menschen vermissen lassen, dürften Hybridtiere (zum Beispiel Kreuzungen Wolf/Wolfshund) sein, wie sie angeblich bei den tschechischen Grenztruppen in Verwendung gewesen sein sollen. Es wäre auch denkbar, dass diese Wölfe fühlen, dass für sie vom Menschen keine Gefahr ausgeht.

Der **Marder** kommt in Liebenau als Gold- oder Edelmarder und als Stein- oder Hausmarder vor, ersterer sehr selten, letzterer überaus häufig. Jährlich werden circa 20 Steinmarder und ein bis zwei Edelmarder erlegt oder gefangen.¹⁷

Der **Fischotter** wurde gegen Ende des 20. Jahrhunderts im Mühl- und Waldviertel wieder heimisch gemacht. Die Population nahm in den letzten Jahrzehnten sehr zu, in Oberösterreich leben geschätzt 600 Tiere, und die Fischer beklagen große Verluste an besonders Jungfischen.¹⁸

Füchse gab und gibt es in großer Zahl; aus vielleicht diesem Grund traten Fuchsräude und Tollwut auf; die Tollwut bekämpfte man – mit gutem Erfolg – mit einer Impfaktion (Hühnerköpfe wurden mit Impfstoff präpariert und ausgelegt.) Als das „Fuchseisen“ (Schlagfalle) noch erlaubt war, wurden in der Gemeindejagd jährlich 80 bis 100 Füchse zur Strecke gebracht, seither 20 bis 40 geschossen. Man erzählt sich, dass in der Zeit des Tollwutbefalls einmal ein Jäger einen abgebalgten Fuchs zur Untersuchung bringen wollte. Er traf auf einen Straßenwärter, der das eigenartige Fleisch neugierig betrachtete. Der Jäger meinte, das sei ein Hase, und verkaufte ihn dem Straßenwärter um 30 Schilling. Kurze Zeit später erschien der Käufer fuchsteufelswild beim Jäger und beschwerte sich, dass seine Frau das Tier nicht in die Tiefkühltruhe gebracht hätte – wegen des langen Schwanzes, das könne kein Hase sein! Der Jäger meinte, das sei ein Riesenhase, und die hätten Schwänze – doch schließlich musste er die 30 Schilling zurückzahlen.¹⁹

Schwarzwild

Vor circa 30 Jahren war es eine Sensation, als ein Schwarzkittel erlegt wurde. Der Jäger kommentierte später seine Beobachtung am nächtlichen Ansitz auf einen Hirschen folgendermaßen: ‚A Hirsch bist net, a Reh bist net, du bist a Sau. Dia pflusch i oani!‘²⁰ In den letzten Jahren wurden Wildschweine jedoch zur Landplage und verursachen große

14 Ebd.

15 Petz 1988, S. 175.

16 Atteneder 1995, S. 72.

17 Atteneder 1995, S. 80.

18 Ebd., S. 81.

19 Ebd.

20 Ebd., S. 77.



Abb. 5: Hirsch. Schäden in der Landwirtschaft. Das hat mehrere Ursachen: Auf die Klimaerwärmung mit ihren Wetterextremen reagieren Buchen und Eichen mit Samenüberproduktion, das bedeutet mehr Futter. Die Frühjahre werden wärmer, es gibt wesentlich mehr (überlebende) Frischlinge. Auf großen Flächen wird Mais angebaut, ein Schlaraffenland für die Schweine, die scheu, vorsichtig und nachtaktiv und daher schwer zu jagen sind. Dazu kommt, dass der Fall des Eisernen Vorhangs Zuzug aus dem Norden ermöglicht hat. Der Jahresrekord an erlegten Wildschweinen liegt in Liebenau bei 30 Stück, durchschnittlich sind es 15 bis 20. Der Abschuss in Österreich stieg im Jagdjahr 2012/13 gegenüber dem Vorjahr um 88,5 Prozent (in Oberösterreich waren das 2.250 Stück).²¹

Rotwild

Zwischen 1632 und 1682 werden in Liebenau nur vier Hirschabschüsse erwähnt, jedoch stieg durch einsetzende Wildhege in den nächsten Jahrzehnten der Bestand zum Beispiel in der Herrschaft Weinberg, Gemeinde Kefermarkt, gewaltig: für 1718/19 sind 356 geschossene Stücke belegt.²²

Nach 1945 war in Liebenau der Rotwildbestand sehr hoch. 1949 wurde etwa ein Rudel mit 16 Stück gesehen, und auch nahe der Siedlung war das Röhren der Hirsche in der Brunft zu hören. Die Einstände der Tiere befanden sich hauptsächlich in den großen Waldungen der Herrschaften. Dort richteten sie oft große Schältschäden an; aus diesem Grund dezimierte man den Rotwildbestand drastisch.²³

Aus dem Jahr 1953 ist bekannt, dass ein Hirsch – was ja normalerweise nicht vorkommt – mit einer Pistole erlegt wurde, und das kam so:

Der spätere Jagdleiter Josef Haubner schoss an einem Herbstmorgen auf einen

21 Atteneder / Reindl 2016, S. 76

22 Mitmannsgruber, Ordner 13.

23 Atteneder / Reindl 2016, S. 78.



Abb. 6: Rehe.

Hirsch. Dieser zeichnete zwar, fiel aber auch nach dem zweiten Schuss nicht um. Das waidwunde Tier zog in Richtung des Bauernhofes Zeiler. Der Bauer war bereits munter und beobachtete das Geschehen. Haubner schrie ihm zu, er solle das Hoftor öffnen. So trieb er den Hirschen in den Hof, und sie schlossen das Tor. Leider hatte der Jäger keine Patronen mehr und wollte nach Hause, um welche zu holen. Doch der Bauer meinte, solange der Hirsch im Hof sei, komme ihm der Haubner nicht aus dem Haus. Jetzt war guter Rat teuer, aber Zeiler holte schließlich eine Pistole, die er verbotenerweise besaß, aus ihrem Versteck. Nach einigen wirkungslosen Schüssen ging der Hirsch auf die Schützen los und trieb sie ins Vorhaus. Dem Jäger blieb nichts anderes übrig, als trotz seiner Angst nah an das Tier heranzugehen, um ihm mit der Pistole den Fangschuss zu geben.²⁴

Rehwild

Wie schon beim Rotwild, stieg der Rehbestand durch die Wildhege ab circa 1650 trotz der starken Hirschpopulation enorm an, wie an den Abschusszahlen zu sehen ist: Wurden 1702 zwei Rehe geschossen, waren es 1718 bis 1729 bereits 128. Nach dem Zweiten Weltkrieg kam Rehwild in Liebenau nicht besonders häufig vor – im Gegensatz zu fast allen anderen Wildarten. Vermutlich ist ein Grund im hohen Rotwildbestand zu suchen; dazu kam noch, dass in der Hamstererzeit „bei jedem Fensta außa g’schossn worn is“²⁵ Heute ist das Reh die vorherrschende Wildart.

Feldhase

Für den Feldhasen sind kaum Abschusszahlen zu finden, für 1878 sind 41 Hasen belegt. Heutzutage kann man in Liebenau gelegentlich noch welche beobachten, doch werden bei den Treibjagden nur wenige Tiere erlegt. Man vermutet, dass neben dem Ausfall durch

²⁴ Ebd.

²⁵ Atteneder / Reindl 2016, S. 82



Abb. 7: Feldhase. Raubwild und Raubzeug (Katzen, Hunde) im Winter etliche Hasen in tiefere Gegenden abwandern.²⁶

Vogelwild²⁷

Als jagdbares Wild galten beziehungsweise gelten **Wacholderdrosseln** (auch Krametzvogel oder „Kraunawitta“), die im 19. Jahrhundert sehr begehrt waren und mit Rosshaarschlingen gefangen wurden. Anton Mitmannsgruber und Josef Atteneder lieferten um 1910 „wöchentlich hunderte Vögel“ an die Firma Broz in Budweis.

Für den **Haselhahn**, die **Schnepfe** und das **Rebhuhn** betrug das Schussgeld im Jahr 1879 15 Kreuzer, das war der Tageslohn eines Hilfsarbeiters im Sommer. Haselwild gibt es auch heute noch vereinzelt in Liebenau, und Rebhühner sind seit den 1980er- und 1990er-Jahren aus Liebenau verschwunden.

Der Bestand an **Auerwild** war nach dem Krieg so hoch, dass sich die Bauern über Fraßschäden bei der Haferaussaat beschwerten. Das sollte sich jedoch schnell ändern, und der Auerhahn verschwand aus der Gegend. Um 1980 versuchte man in einem aufwändigen Zuchtprogramm, die Tiere wieder heimisch zu machen. Der Versuch scheiterte grandios: Die ausgesetzten Tiere fraßen mit den Hühnern und dachten nicht daran, „wild“ zu werden; seitdem gibt es in Liebenau endgültig keine Auerhähne mehr.²⁸

Birkwild ist erst seit dem 19. Jahrhundert im Mühlviertel heimisch. Durch die Intensivierung der Holznutzung mit Kahlschlägen und die Holztrift wurden geeignete Lebensräume geschaffen – neben Mooren gab es jetzt landwirtschaftliche Kulturen, offene Bachtäler und Lichtungen. 1897 konnte man schon in allen Bezirken des Mühlviertels

²⁶ Ebd.

²⁷ Zum Vogelwild vergleiche Atteneder / Reindl 206, S. 78–79.

²⁸ Ebd.



Abb. 8: Wacholderdrossel.



Abb. 9: Haselhahn.



Abb. 10: Rebhuhn.



Abb. 11: Auerhahn. Birkhähne erlegen, man zählte 43 Stück.²⁹ Allerdings nahm der Bestand sehr bald ab, und seit 1970 ist der Abschuss generell verboten. Damals gab es in Liebenau noch an die 40 Tiere. Das Verschwinden des Birkwildes innerhalb weniger Jahrzehnte im gesamten Mühlviertel wurde durch forcierte Aufforstung von Grenzertragsböden verursacht, saure Wiesen und Moore verschwanden. Die Vögel verloren durch die großräumige Entwässerung ihre Nahrung wie Wollgras, Moosbeeren und bestimmte Insekten. Jungvögel verendeten an Düngerkörnern und ertranken in Entwässerungsgräben. 2010 wurde in Liebenau der letzte Birkhahn gesichtet.³⁰

Immigranten (Neozoen)³¹ und Rückkehrer

Der **Marderhund** war ursprünglich im östlichen Sibirien, nördlichen China und Japan heimisch. In Osteuropa hielt man ihn zur Pelzgewinnung. Als Gefangenschaftsflüchtling hat er vermutlich durch eigenständige Ausbreitung Österreich erreicht; erstmals ist er 1963 dokumentiert.³²

Die Heimat des **Waschbären** ist Nordamerika. Er wurde im 19. Jahrhundert nach Europa gebracht und entkam in den 1920er- und 1930er-Jahren aus Pelzzuchtfarmen in Deutschland. Erstmals in Österreich gesichtet wurde er 1974.³³

Seit 1987 gibt es in Österreich vereinzelte Nachweise für den **Goldschakal**. Das fuchsähnliche Tier ist ein Nahrungsgeneralist und Opportunist, der sich sehr gut an die verfügbaren Ressourcen anpassen kann. Neuesten genetischen Forschungen zu-

29 Schmalzer 1988, S. 199–203.

30 Atteneder 1995, S. 80.

31 Neozoen sind nicht-heimische Tierarten, die erst nach 1492 hierher gelangt sind. Dazu vgl. <https://www.neobiota-austria.at/>.

32 <https://www.neobiota-austria.at/neobiota-national/neobiota-auswahl/marderhund>.

33 <https://www.neobiota-austria.at/procyon-lotor>.

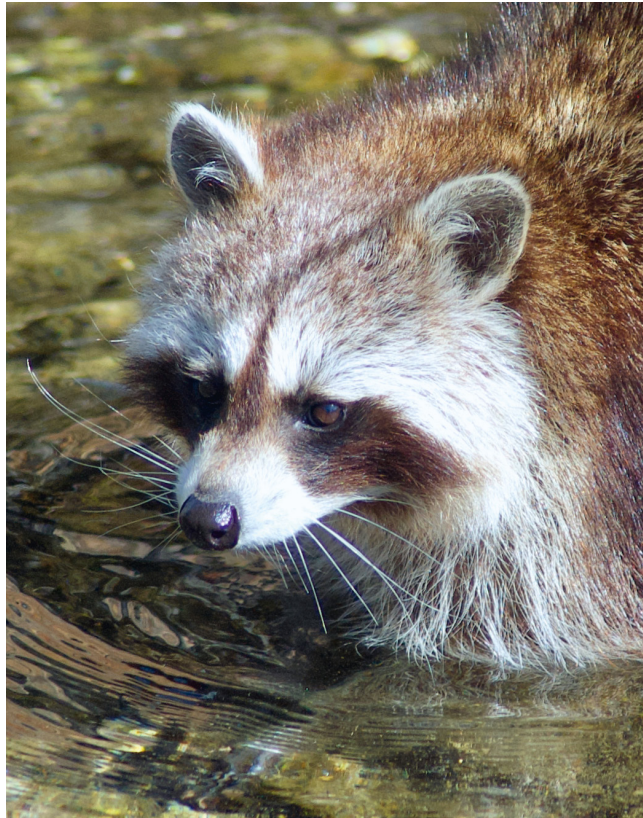


Abb. 12: Waschbär.

folge ist der eurasische Goldschakal eine eigene Spezies und nicht sehr eng mit dem afrikanischen verwandt. Sein natürliches Verbreitungsgebiet reicht von Asien bis nach Ost- und Südeuropa, wobei er sich langsam vom Balkangebiet aus nach Norden und Westen „vorarbeitet“.³⁴

Der **Luchs** war Anfang des 20. Jahrhunderts bei uns als „Schädling“ ausgerottet. Seine Wiederansiedlung begann in den 1960er-Jahren, als vereinzelte Exemplare gesichtet wurden. Heute gibt es im Dreiländereck Österreich-Deutschland-Tschechien bereits wieder eine Luchspopulation, deren Grundstock hauptsächlich jene karpatischen Luchse sind, die in Südböhmen um 1980 offiziell ausgesetzt wurden.³⁵

Am **Kormoran** scheiden sich die Geister³⁶ – die Fischer beklagen große Verluste an Edelfischen, die Naturschutzbünde halten dagegen. Fact ist, dass der Kormoran am Anfang des 20. Jahrhunderts beinahe ausgerottet war und sich seine Bestände seit einigen Jahrzehnten langsam wieder erholen. Mittlerweile darf er unter bestimmten Bedingungen auch bejagt werden.³⁷

Ende des 19. Jahrhunderts war auch der **Biber** beinahe ausgerottet. Durch Wiederansiedlungsprojekte in den 1970er- und 1980er-Jahren wurde er wieder heimisch gemacht. Man schätzt derzeit die Zahl der Biber in Oberösterreich auf 800 bis 1.000, und

34 <https://www.goldschakal.at/>.

35 http://luchs.boehmerwaldnatur.at/05_ausrottung/index.html.

36 <https://www.geo.de/natur/tierwelt/8359-rtkl-der-kormoran-plage-oder-suendenbock>.

37 <https://www.lfvoe.at/wann-und-wo-darf-der-kormoran-vergraemt-werden/>.

sie leben an allen größeren Flüssen, auch an Kleiner und Großer Naarn. Er zählt derzeit zum nicht jagdbaren Wild.³⁸

WILDERER

Eine der Ursachen für die Bauernunruhen in der Zeit von 1525 bis 1626 war der enorm starke Hochwildbestand. 1727 durfte Wild weder durch Schüsse noch durch frei laufende Hunde vertrieben werden. Zäune zum Schutz der Felder durften nicht hoch und oben nicht zugespitzt sein. Falltüren mussten den Wildwechsel ermöglichen. In Eingaben ist zu lesen, dass es Hirschrudel von 50 bis 80 Stück gab, im Raum Ansfelden sogar 100 bis 200. Seit Beginn des Dreißigjährigen Krieges war kaum gejagt worden und die Vermehrungsrate stieg somit ungeheuer. Weiters findet man Angaben über Felder, in denen kein hutgroßes Stück zu finden sei, das nicht vom Wild verwüstet worden ist. Der Bauer hatte kein Recht, sich vor Wildschaden zu schützen. Die Herrschaftsjäger hatten die Einhaltung zu überwachen. Deren Umgang mit der Bevölkerung war meist sehr roh und willkürlich. Sie standen ja unter dem Schutz ihres Arbeitgebers, der alle Übergriffe deckte. Außer einem Glashüttenmeister durfte niemand eine „Bixn“ besitzen. Natürlich entwickelten sich zwischen Jägern und Bauern tiefe Feindschaften.

Bauernproteste 1704 in Freistadt brachten nichts, es wurde das Holzhacken, die Holzbringung und sogar das Betreten jeglichen Waldes zwischen Georgi (24. April) und Michaeli (29. September) verboten. Erst am 12. Oktober 1739 wurde der Abschuss des „Überflusses“ an Rot- und Schwarzwild angeordnet.

Überführte Wilderer wurden zu Kerkerstrafen verurteilt, in Eisen gelegt, zu Strafeinheiten nach Wien oder Ungarn zum Schiffziehen verbannt und/oder des Landes verwiesen.

Natürlich gab es auch Wilderer, die nicht aus Not, sondern aus Jagdleidenschaft zur Büchse griffen.³⁹ Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhunderte waren die Reviere der Herrschaft Sachsen-Coburg-Gotha von der Wilderei besonders betroffen. Eine Anordnung an die Forstämter, aus dem Kreis der Wilderer – die den Förstern natürlich bekannt waren – die fähigsten und „anständigsten“ als Heger einzustellen, war ein genialer Schachzug. In die verschworene Wilderer-Gemeinschaft wurde dadurch ein Keil getrieben.

Auch in den östlichen Ortschaften von Liebenau wurden nach dem Zweiten Weltkrieg bekannte Wilderer als Jäger in das Jagdkonsortium aufgenommen und ihre Leidenschaft somit legalisiert und kontrolliert.⁴⁰

„Die uralte Komauermühle (Lehrmühle, Komau 7) war die Heimat einiger Wilderer. Dies begünstigte die ‚Gastschankgerechtigkeit‘ des Hauses. Vater und Söhne gingen auf die illegale Jagd; und dies nicht aus persönlicher Not, sondern aus Leidenschaft und wegen des zusätzlichen Verdienstes. Das Wildbret wurde nach Niederösterreich verkauft. Das Zentrum der Wilderei lag im benachbarten Arbesbach, Purraath und Rammelhof.

38 Atteneder / Reindl 2016, S. 84 und <https://naturschutzbund.at/auenbewohner/articles/biber-au.html>.

39 Atteneder 1995, S. 62.

40 Ebd., S. 66.

Der Genannte und seine Söhne veranstalteten beinahe schon traditionshalber zu Silvester mit weiteren Wilderern eine Treibjagd. Die Beute wurde am Abend selber verbraucht und der Überschuss an den Wirt in Schönfeld verkauft. Sonst wurde die Beute meist in der Komauer Kapelle unter dem Altartisch in Schaffln aufbewahrt, ebenso die zerlegbaren Spezialgewehre, die „Abschraufer“.

Um 1917 stellte der in Ruben stationierte Förster Pehamberger (laut Aussage von Oberförster Hebenstreit war es Förster Renner) einen maskierten, schwarz angestrichenen Mann mit Gewehr. Der Kampf ging auf Leben und Tod. Der Wilderer konnte entkommen, doch verlor er sein Notizbuch. Er wurde somit als der Lehmüller identifiziert, zu 18 Monaten Arrest verurteilt und starb 1918.“⁴¹

41 Atteneder / Reindl 2016, S. 63-64.

QUELLEN UND LITERATUR:

Atteneder 1995 = Atteneder, Helmut: Die Liebenauer Jägerschaft. Liebenau 1995.

Atteneder / Reindl 2016 = Atteneder, Helmut / Reindl, Maximilian: Liebenau V. Wald, Wasser, Feld, Sozialwesen. Liebenau 2016.

Eder 2006 = Eder, Dieter: Die Geschichte eines Dorfes und seiner Menschen. Schönau im Mühlkreis 2006.

Mittmannsgruber Ordner 13 = Mittmannsgruber, Anton: Jagd, Jäger, Wild und Wilderer. Ordner 13. o.O. o.J., unpaginiert. [Gemeindeamt Liebenau].

Petz 1988 = Petz, Emmerich: Als es im Mühlviertel noch Bär, Wolf, Luchs und Wildkatze gab. Geschichte ihrer Ausrottung. In: Das Mühlviertel. Natur. Kultur. Leben. Oberösterreichische Landesausstellung Bd. 2: Beiträge (Linz 1988). S. 169–178.

Schmalzer 1988 = Schmalzer, Alois: Birkhühner im Mühlviertel. In: Das Mühlviertel. Natur. Kultur. Leben. Oberösterreichische Landesausstellung Bd. 2: Beiträge (Linz 1988). S. 199–203.

Schober 1948 = Schober, Friedrich: Unterweißenbach. Ein Heimatbuch des Marktes und seiner Umgebung. Linz 1948.

<https://naturschutzbund.at/auenbewohner/articles/biber-au.html>

<https://www.goldschakal.at/>

<https://www.geo.de/natur/tierwelt/8359-rtkl-der-kormoran-plage-oder-suendenbock>

http://luchs.boehmerwaldnatur.at/05_ausrottung/index.html

<https://www.lfvooe.at/wann-und-wo-darf-der-kormoran-vergraemt-werden/>

<https://www.neobiota-austria.at/neobiota-national/neobiota-auswahl/marderhund>

<https://www.neobiota-austria.at/>

<https://www.neobiota-austria.at/procyon-lotor>

Alle Links zuletzt eingesehen am 25.06.2023.

BILDNACHWEISE:

Abb. 1: Fotograf unbekannt, Foto aus dem Besitz von Helmut Atteneder

Abb. 2, 3, 7, 8: © Eva Maria Ginal

Abb. 4, 5, 6, 9, 10, 11: © Ernst Füreder

Abb. 12: © Victoria Haider

ALFRED SIGHARTNERS „SALZKAMMERGUTPLANUNG“ (1947 BIS 1949) Eine ideengeschichtliche Spurensuche als Beitrag zur Geschichte des Lebens- und Wirtschaftsraumes „Salzkammergut“

Hans Peter Jeschke

Alfred Sighartner (1882 bis 1965), erster Landesbaudirektor von Oberösterreich nach dem Zweiten Weltkrieg, gilt als Pionier der Raumplanung: Das erste Raumordnungsgesetz für ein Flächenbundesland im deutschsprachigen Raum aus dem Jahr 1937 geht auf ihn zurück.¹ Im Zuge der „Salzkammergutplanung“, der ersten österreichischen Regionalplanung in den Jahren 1947 bis 1949, entwickelte er ein Modell zur Sicherung des Rohstoffes „Landschaft“ mit dem methodischen Konzept „Landschaft als Gesamtbauwerk“ in Analogie zur „Stadt als Gesamtbauwerk“.

Angesichts des internationalen Trends des „Bauens in der Landschaft“ in der Zwischenkriegszeit, der „Wochenendbewegung“ (Wochenendhaus im Umkreis größerer Städte) und des großen Siedlungsdrucks auf herausragende Landschaften erkannte Sighartner die dringliche Verpflichtung für nachhaltige Schutz- und Entwicklungsstrategien durch Raumplanungsinstrumente. Er beschrieb 1947 in seinem Landesüberblick die strategischen Raumplanungsinstrumente der Oberösterreichischen Landesregierung für die verschiedenen Landesteile Oberösterreichs (Innviertel, Mühlviertel, Vöcklabruck – Timelkam – Abergzell („Lenzing“), Salzkammergut et cetera) unter anderem so:

„Das wichtigste Ziel unserer Salzkammergutplanung habe ich bereits herausgestellt; es ist der Inbegriff aller jener Maßnahmen raumordnungsmäßiger Art, die erforderlich sind, um den Fremdenverkehr wieder in Gang zu bringen und seine weitere Entwicklung zu fördern. War die naturgegebene Grundlage der Wirtschaftskraft des alten Kammergutes das Salz, so ist es, wie bereits erwähnt, im neuen, erweiterten Wirtschaftsraum des jetzigen Salzkammergutes die Schönheit seiner Landschaftsbilder. Gegenüber den einschlägigen Verhältnissen des alten Kammergutes zeigt jedoch der neue Wirtschaftsfaktor Fremdenverkehr einen wesentlichen Unterschied. Während nämlich beim Salinenwesen des Kammergutes die Planung und Betriebsführung sämtlicher Belange

1 Vgl. Gerhard Schimak 1980.

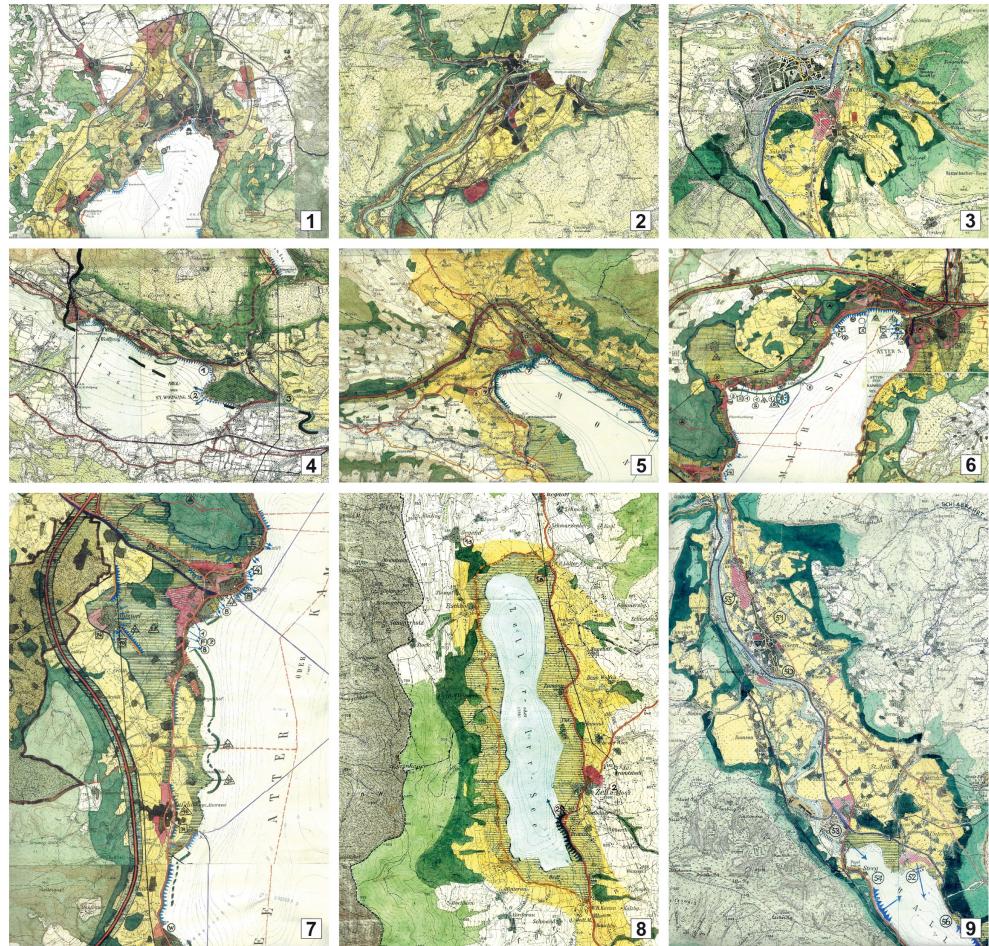


Abb. 1: Salzkammergutplanung 1949 (I). Ausschnitte (1) Attersee – Nord, (2) Ebensee, (3) Bad Ischl, (4) Wolfgangsee, (5) Mondsee, (6) Traunsee, (7) Attersee, (8) Irsee und (9) Ausschnitt des Kartenteiles Marktgemeinde Bad Goisern (zentrales Siedlungsgebiet und Steeg Gosau). Teilbereich: Teilgebiet II: Hallstättersee und Gosausee. Originalmaßstab: M. 1:20.000.

in einer Hand gelegen war, greift beim Fremdenverkehr eine überaus große Vielheit von Komponenten verschiedenster Art zusammen, die nicht so ohne weiteres durch eine gemeinsame Lenkung zu einer Resultierenden vereinigt werden können.“²

In der Nachkriegszeit, in der die geeigneten Rechtsgrundlagen in heutigem Sinn, Identifizierung der Verantwortungsbereiche zur Landschafts- und Raumordnung und die fachliche Ausformung der Raumordnung in Österreich, noch fehlten, entwickelte er somit ein völlig neues Konzept, ein in der heutigen wissenschaftlichen Diskussion und Praxis ideengeschichtlich wieder höchst aktuelles Modell. Er verknüpfte Landschafts- und Denkmalschutz zu einer „landschaftlichen Raumordnung“ und einem evolutiven Entwicklungsansatz für die „Kulturlandschaft“ als Basisressource (landschaftsbedingtes Erholungspotenzial) für das Salzkammergut, seine Bewohner und Besucher.

2 Sighartner 1948, Anhang S. 20.

KONZEPT UND MOTIVE SIGHARTNERS FÜR DIE „SALZKAMMERGUTPLANUNG“

Vom 3. bis 6. Februar 1948 fand in Bad Ischl, Oberösterreich, die erste und gründende Arbeitstagung der „Arbeitsgemeinschaft österreichischer Landesplaner“ nach einer im Oktober des Vorjahres abgehaltenen ersten Zusammenkunft 1947 in Wien statt. In seinem Vortrag bei dieser Veranstaltung sind Sighartners Motive und Ziele deutlich erkennbar.

„Über die Salzkammergutplanung werde ich im folgenden noch nähere Mitteilungen machen. Sie erstreckt sich auf das gesamte oberösterreichische Seengebiet, das heute unter dem Namen Salzkammergut bekannt ist. Sie umfaßt daher sowohl das frühere ‚Kammergut‘, das als Salzkammergut im engeren Sinne des Wortes zu bezeichnen ist, als auch das Gebiet des Attersees, des Mondsees und des St. Wolfgangsees, welche Gebiete früher dem historischen Kammergut nicht angehört hatten, sich aber unter dem Wirtschaftsprimat des Fremdenverkehrs in der neuen Zeit zu einem mehr oder weniger einheitlichen Wirtschaftsgebiete zusammengeschlossen haben. Hiebei gingen wir von der grundlegenden Erkenntnis aus, daß die Anziehungskraft für den Fremdenverkehr in den landschaftlichen Schönheiten des Salzkammergutes gelegen ist und daß diese auf ihrer ästhetischen Wirkung beruhende Wirtschaftsquelle genau so vorsorgend zu behandeln und zu pflegen ist, wie ein Rohstoffvorkommen materieller Art eines anderen Gebietes oder wie etwa das Salzvorkommen des alten Kammergutes selbst. Die Vorsorgen, die uns in dieser Hinsicht bei den Rohstoffvorkommen materieller Art selbstverständlich sind und auch allgemein als notwendig empfunden werden, müssen daher auch im Falle des Rohstoffes der Naturschönheiten getroffen werden. Das heißt, diese Naturschönheiten müssen in ihrem Bestande möglichst erhalten, vor jedem Raubbau sowie vor vermeidbaren technischen Eingriffen und vor spekulativer Ausnützung geschützt und als ein naturgegebener Schatz so behandelt und verwaltet werden, daß aus ihnen die Allgemeinheit und nicht bloß, wie dies bisher vielfach der Fall war, eine kleine Zahl bevorzugter einzelner den größten Nutzen zieht. Dieser Nutzen ist nicht nur wirtschaftlich zu verstehen; auch der ästhetische Genuß der Landschaftsbilder und die sportlichen Möglichkeiten sollen allen naturfreudigen und erholungsbedürftigen Besuchern des Salzkammergutes offen stehen.“³

Damit ist eigentlich das wichtigste Ziel der Salzkammergutplanung bereits umschrieben. Es kann kurz als die Abstimmung allen räumlichen Geschehens seines Bereiches auf die Erhaltung der Schönheit seiner Landschaften, also auf die Erhaltung jenes Rohstoffvorkommens bezeichnet werden, dessen Vorhandensein die grundlegende Voraussetzung für den Fremdenverkehr dieses Gebietes bildet.

DAS DOKUMENTEN-KONVOLUT „SALZKAMMERGUTPLANUNG“ – HINWEISE ZUM PLANUNGSGEBIET, ZUR KONZEPTION UND STRUKTUR

Das Dokument „Salzkammergutplanung“ besteht im Wesentlichen aus einer graphischen Darstellung (Verordnungsentwurf) im Maßstab 1:25.000 (Österreichkarte im Maßstab 1:25.000 auf Leinen aufgezogen) für fünf Teilbereiche (Traunsee I, Hallstättersee und Gosausee II, Wolfgangsee III, Attersee IV, Mondsee Irrsee V) samt Legende beziehungs-

3 Sighartner 1948, Anhang. S 5.

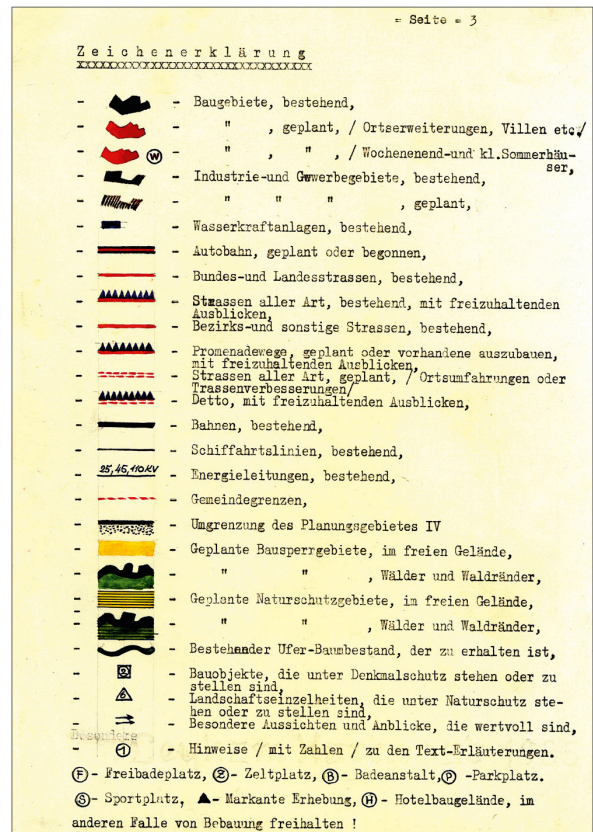
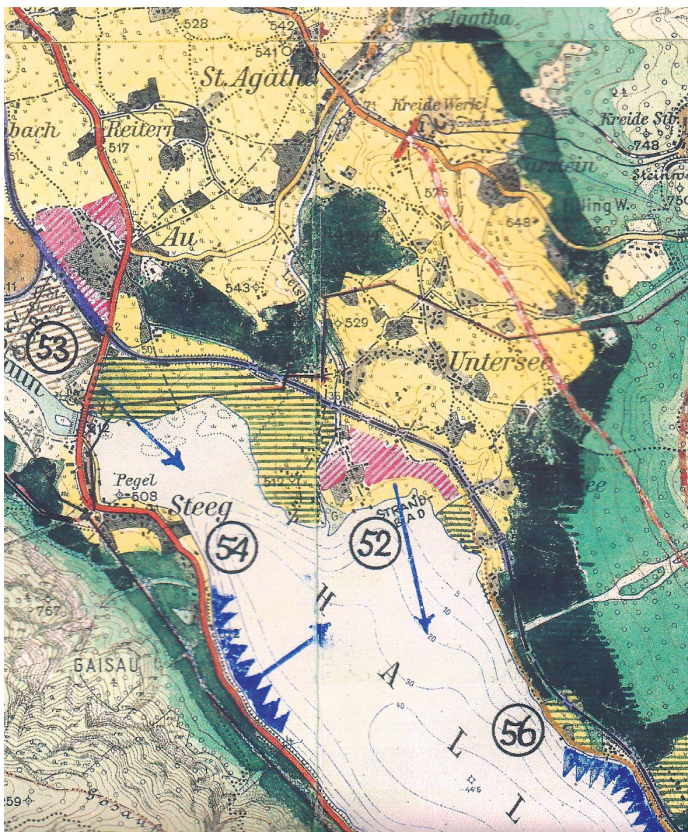


Abb. 2: Salzkammergutplanung 1949 (II). Links: Ausschnitt Steeg Gosau: Der östliche Teil des nördlichen Ufers ist im Regionalplan als „geplantes Naturschutzgebiet“ eingetragen. „Freizuhaltende Ausblicke in die Landschaft“ sind mit blauen Pfeilen und „besondere Aussichten und Anblicke, die zu erhalten sind“ mit blauen Zackenlinien fixiert. (Marktgemeinde Bad Goisern, Teilgebiet II: Hallstättersee und Gosausee. Rechts: Legende zum Ausschnitt des Kartenteils Marktgemeinde Bad Goisern.

weise den zugehörigen maschineschriebenen Kurzberichten der Bearbeiter für jeden Teilbereich (Bestandsaufnahme, Planung und Zukunftsgestaltung samt fotografischen Landschaftsaufnahmen mit Standortbezeichnung).

Das Originaldokument wurde vom Autor aus einem Altpapierbehälter geborgen, fotografisch dokumentiert und dem Oberösterreichischen Landesarchiv übergeben.⁴ Es bildete eine wesentliche Basis für den „Managementplan“ (Kulturlandschaftspflegeplan) für die UNESCO-Weltkulturerbelandschaft „Hallstatt – Dachstein / Salzkammergut“ sowie die Grundlagenforschung für die Dokumentation der Instrumente des Städtebaues und der Raumordnung in Oberösterreich in der diesbezüglichen Datenbank „Archiv der überörtlichen und örtlichen Raumordnung“ im nach den Bestimmungen des oberösterreichischen Raumordnungsgesetzes öffentlich zugänglichen Raumordnungskataster beim Amt der Oberösterreichischen Landesregierung.⁵

Der von Alfred Sighartner erwähnte steiermärkische Teil ist im erhaltenen oberösterreichischen Dokument nicht inkludiert. Das Land Salzburg wurde zwar zur Mitarbeit eingeladen, hat sich aber damals nicht beteiligt.

4 OÖLA, ZL 717/316-95 Karten und Plänesammlung II 59/1-5: Sighartner, Alfred: Salzkammergutplanung. Karten (Verordnungsentwürfe) mit Berichten (Ister, W., Kranl, F. J., Maier, L., Matuschek, H., Sturmberger, A. und Ubl, U.). Amt der Oberösterreichischen Landesregierung, Unterabteilung Raumforschung und Landesplanung, 1949.
 5 Amt der Oberösterreichischen Landesregierung, Landesbaudirektion: Raumordnung und Landesplanung in Oberösterreich. Schriftenreihe 1979, 1980, 1982 und 1986.

Alfred Sighartner definiert den Planungsraum unter Berücksichtigung der historischen Genese und in weit vorausschauender Weise als eine Region der landschaftlichen Schönheiten des Salzkammergutes nach heutigem Verständnis. Eine umfassende Darstellung dieser Planung, die in die Geschichte der Landesplanung in Österreich und Oberösterreich eingebettet ist, liegt vor.⁶

HINWEISE ZU BESTANDSAUFNAHME, PLANUNG UND ZUKUNFTSGESTALTUNG

Im Schreiben des Amtes der Oberösterreichischen Landesregierung (Bau/2-Zl. 43/22-1949) und Arbeitsbesprechungen am 17.02.1949 (Bau/2-Zl. 10/6 vom 23.02.1949) wurden daher zusammenfassend folgende „zu behandelnde Fragen“ aufgelistet:

Bestandsaufnahme: Bestehende Ortsgebiete, Wasserflächen, forstliche und landwirtschaftliche Flächen, unter Denkmalschutz stehende Objekte, Verkehrsflächen (Straßen, Bahnen, Seilbahnen, Aufzüge), Sportanlagen, Skiaufzüge, Sprungschanzen, Wasserkraftanlagen, Energieleitungen über 25 Kilovolt, Soleleitungen und Bergwerksanlagen.

In der Bestandsaufnahme wurden auch wichtige zu schützende Landschaftselemente (Bäume, Alleen, et cetera), Schutzzonen (Wälder, Wiesen und Agrarflächen, Naturschutz, Denkmalschutz, Ortsbilder) sowie nicht näher bezeichnete „besonders geschützte Zonen“, Aussichtsstrecken, Aussichtspunkte aufgenommen.

Planung und Zukunftsgestaltung: Bauverbotsgebiete, Landschaftsschutzgebiete, Ortserweiterungsgebiete, Flächen für Villenkolonien, Wochenendhausbauten, Boots- und Badehäuser, Zelt-, Rast-, Park-, Freibade-Plätze; See-Promenaden, Ufer- und Wanderwege, Verkehrsflächen, geplante Autobahnen, Anlagen und Rastplätze, Ortsumfahrungenstraßen, Eisenbahnen, Seilbahnen, Bergbahnen (Güterwege), Wasserkraftanlagen; geplante Energieleitungen, Sportanlagen sowie Erschließung von wertvollen Ausblicken und Landschaftsbildern.

UMSETZUNG

Die gewählte Planungs- und Aussageebene war Teil eines von Sighartner entworfenen Planungssystems, das auf der Dreistufigkeit der Raumordnung beziehungsweise Landesplanung (Raumordnung für das Staatsgebiet, Landesplanung der Bundesländer und Gemeindeplanung und der Integrationsmöglichkeit überörtlicher Raumplanungsinstrumente in die damaligen Landesbauordnungen) aufbaute. Die Regionalplanung mit ihrer kartographischen Darstellung (Verordnungen) im Maßstab 1:25.000 sollte dabei einen überörtlichen Ordnungsrahmen für die parzellenscharfen Pläne der Gemeinden vorgeben. Die Salzkammergutplanung entsprach damit methodisch und inhaltlich der im Bauordnungsentwurf 1949 vorgesehenen Planungskonzeption. Gleichzeitig werden damit auch die Motive für die Einrichtung von Planungsausschüssen („Beiräten“) im Salzkammergut mit allen Beteiligten transparent. Die Gemeinden beziehungsweise die anderen regionalen sowie sonstigen staatlichen Planungsträger sollten den amtlichen Entwurf in einem Dialog akzeptieren.

6 Jeschke 2002.

QUELLEN UND LITERATUR:

Jeschke 2002 = Jeschke, Hans Peter (Hrsg.): Das Salzkammergut und die Weltkulturerbelandschaft „Hallstatt - Dachstein / Salzkammergut“. Grundlagenforschung, Kulturlandschaftspflegewerk und Monitoring. Oberösterreich. Musealverein. Historische Reihe, Band 1. Linz 2002.

Schimak 1980 = Schimak, Gerhard: Das erste österreichische Landesplanungsgesetz aus dem Jahre 1937 für das Bundesland Oberösterreich. In: Österreichische Gesellschaft für Raumforschung und Raumplanung (Hrsg.): Berichte zur Raumforschung und Raumplanung. Heft 2/3. Wien 1980. S. 111–132.

Sighartner 1948 = Sighartner, Alfred: Ein Überblick über die Landesplanung in Oberösterreich mit besonderer Berücksichtigung der Salzkammergutplanung. In: Arbeitsgemeinschaft der österreichischen Landesplaner. 1. Arbeitstagung in Bad Ischl 3.– 06.02.1948. (masch., Technische Universität Wien. Archiv des Instituts für Städtebau).

Sighartner 1954 = Sighartner, Alfred: Rohstoff: Schönheit der Landschaft. In: Natur und Land. Heft 4/6 (Festschrift zur 2. Österr. Naturschutztagung in Gmunden 06. – 08.05.1954). (Wiederabdruck in: Wutzel, Otto (Hrsg.) 1965/66: Kunst, Geschichte, Landschaft, Wirtschaft, Fremdenverkehr. Heft 3/4 Sondernummer „Raumordnung in Oberösterreich“. Linz 1965/66, S. 2–8).

BILDNACHWEISE:

Abb. 1 und 2: OÖLA, Zl. 717/316-95 Karten und Plänesammlung II 59/1-5: Sighartner, Alfred: Salzkammergutplanung. Karten (Verordnungsentwürfe) mit Berichten (Ister, W., Kranl, F. J., Maier, L., Matuschek, H., Sturmberger, A. und Ubl, U.). Amt der Oberösterreichischen Landesregierung, Unterabteilung Raumforschung und Landesplanung, 1949.

STERBEDATEN IN OBERÖSTERREICH VON 1577 BIS 1940

Erich Lang

Ausgangspunkt für dieses Projekt war eine Anfrage aus dem Oberösterreichischen Landesarchiv, ob ich, auf Grund meiner jahrelangen Familienforschungen, auffällige Sterbejahre nennen könnte. Mein Interesse war geweckt, aber weder in meiner Familiendatenbank mit circa 70.000 Personen noch im von mir verfassten Ortsfamilienbuch der Pfarre St. Aegidi¹ waren extrem auffällige Jahre ersichtlich. Angespornt durch diese Fragestellung versuchte ich, offizielle Zahlen für Sterbefälle zu bekommen. Ich musste aber feststellen, dass Werte in Oberösterreich auf Gemeindeebene vor 1950 nicht vorhanden sind.² Sterbestatistiken mit Jahressummen für ganz Oberösterreich existieren in Buchform erst ab 1828.³ Somit konnte für dieses Projekt nur auf Gesamtsummen zurückgegriffen werden, welche sich aber im Nachhinein für die Überprüfung der Qualität dieses Projektes als hilfreich erwiesen. Das bedeutete, dass die Sterbefälle durch die Projektbeteiligten in mühsamer Kleinarbeit in den jeweiligen Quellen gezählt werden mussten.

MATRIKEN – DIE WICHTIGSTEN QUELLEN

Da die Standesämter in Oberösterreich erst 1939 gegründet wurden,⁴ konnten nur die Matriken der jeweiligen Religionsgemeinschaften die Grundlage für dieses Projekt liefern. Als Matriken bezeichnet man die Kirchenbücher, in denen die Taufen, Trauungen und Sterbefälle einer Pfarrgemeinde eingetragen werden.⁵ Es gibt sie seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, als das Konzil von Trient am 11. November 1563 die Einführung schriftlicher Aufzeichnungen von Taufen und Eheschließungen in so genannten Kirchenbüchern oder Matriken beschloss;⁶ 1614 wurde diese Aufzeichnungspflicht durch die Sterbebücher

1 Lang 2019.

2 Laut Auskunft Amt der Oberösterreichischen Landesregierung, Abteilung Statistik, Email von Elke Larndorfer, 14. 05. 2012.

3 k.k. Statistische Central-Commission 1828, Abschnitt B, Seite 9.

4 Gesetzblatt für das Land Österreich, 287 / 1938.

5 In Deutschland nennt man die Matriken übrigens „Matrikeln“.

6 Hederer / Kluger 2018, S. 11.

ergänzt.⁷ Unter Maria Theresia und Joseph II. kam es zu zahlreichen Änderungen bei der Matrikenführung, so zum Beispiel 1771: Ab diesem Jahr schrieb man die Matriken nicht mehr im Fließtext, sondern in Tabellenform. Dies erleichtert das Zählen der Sterbefälle für dieses Projekt enorm. Per kaiserlichem Patent durch Joseph II. wurden mit 20. Februar 1784 die Matriken zu staatlichen Personenstandsaufzeichnungen.⁸ Leider erfasste man ab 1784 die Sterbefälle nicht mehr rein chronologisch, sondern innerhalb einer Pfarre zuerst nach Ortschaften. Diese Reform war für die Datenerhebung dieses Projektes leider mit einem sehr großen Mehraufwand verbunden, weil innerhalb einer Pfarre zuerst alle Ortschaften einzeln gezählt werden mussten und dann erst jahresbezogen aufsummiert werden konnten. Pfarren mit mehr als 20 verschiedenen Ortschaften sind leider keine Seltenheit. Allerdings wurde diese Art der Matrikenführung – zum Vorteil der späteren Bearbeiter – speziell in den größeren Pfarren sehr bald wieder zu Gunsten der rein chronologischen Schreibweise aufgegeben.

Mit 30. Jänner 1849 erhielten die von den evangelischen Seelsorgern geführten Matrikenbücher dieselbe Rechtswirksamkeit als staatliche Personenstandsaufzeichnungen wie die katholischen Kirchenbücher,⁹ jedoch mussten die evangelischen Matrikenfälle auch in den katholischen Matrikenbüchern eingetragen werden. Für Konfessionslose oder für Mitglieder nicht anerkannter Religionsgemeinschaften führte laut Gesetz vom 25. Mai 1868 die Bezirkshauptmannschaft die Matriken.¹⁰ Am 9. April 1870 ergänzte das Matrikengesetz die Aufzeichnungspflicht auch für Geburten und Sterbefälle.¹¹

1892 führte man neue Formulare ein, welche auch eine Reihenzahl beinhalteten. Für dieses Projekt verringert sich dadurch sicher die Fehlerquelle durch Doppelzählung von überführten Verstorbenen, die in den Sterbematriken sowohl am Sterbeort als auch im Begräbnisort eingetragen wurden.

Bis zum Jahr 1940 existierten in Oberösterreich 427 römisch-katholische, 20 evangelische, eine altkatholische und zwei jüdische Matrikenstellen.¹² Sterbefälle wurden auch in drei militärischen Matrikenstellen und – für Konfessionslose – in den 15 Bezirkshauptmannschaften und den drei Statutarstädten erfasst. Es ergibt sich daher eine Anzahl von 471 möglichen verschiedenen Matrikenstellen in Oberösterreich. Die Militärmatriken des Kriegsarchives in Wien wurden nicht berücksichtigt, da diese nach Militäreinheiten gegliedert sind und ein oberösterreichischer Sterbeort nur nach genauer Durchsicht eines jeden Sterbefalls ersichtlich gewesen wäre. Im Jahr 2012 wurde daher im Rahmen des Projektes begonnen, den Bestand aller Sterbebücher der Matrikenstellen zu erheben und diese Werte in Tabellen zu erfassen. Leider konnten weder in den 15 Bezirkshauptmannschaften noch den drei Statutarstädten Sterbebücher gefunden werden – es existieren offenbar nur Einträge für Geburten und Zivilehen.

7 Hederer / Kluger 2018, S. 12.

8 Gesetzestext online einsehbar unter <http://alex.onb.ac.at/cgi-content/alex?aid=vpe&datum=1784&page=34>.

9 Allgemeines Reichs-Gesetz- und Regierungsblatt für das Kaiserthum Österreich, 107 / 1849.

10 Allgemeines Reichs-Gesetz- und Regierungsblatt für das Kaiserthum Österreich, 47 / 1868.

11 Allgemeines Reichs-Gesetz- und Regierungsblatt für das Kaiserthum Österreich, 51 / 1870.

12 Grüll 1939, S. 6.

VORGEHENSWEISE

Alle Sterbefälle pro Jahr und pro Matrikenstelle zu zählen – dieses Vorhaben war für eine Person allein unmöglich zu bewältigen: Circa 100.000 Werte mussten erfasst werden. Zum Glück fand ich mehrere Forscherkollegen, die sich bereit erklärten, an meinem – unserem – Projekt mitzuarbeiten, insgesamt 28 Personen.¹³

Nicht nur die oben genannten Primär- sondern auch Sekundärquellen lieferten wichtige Hinweise, vor allem die so genannten Heider-Regesten und das Archivinformationssystem im Stadtarchiv Linz. Die Heider-Regesten wurden von Professor Josef Heider (1903–1984) in den Jahren 1957 bis 1983 angelegt und umfassen die Matriken des Mühlviertels und des Salzkammergutes von Beginn der Aufzeichnungen bis mindestens zum Jahr 1784. Es handelt sich um eine Abschrift der wichtigsten Daten eines jeden Matrikenfalls für Taufen, Hochzeiten und Begräbnisse. Mit diesem Material erstellte er auch umfangreiche Statistiken, die natürlich für unser Projekt sehr hilfreich waren. Ein kompletter Bestand dieser maschinengeschriebenen Bücher befindet sich im Oberösterreichischen Landesarchiv.¹⁴ Weitere Komplettsätze sind im Diözesanarchiv in Linz sowie bei der heraldischgenealogischen Gesellschaft Adler in Wien einsehbar.¹⁵ Das Archivinformationssystem im Stadtarchiv Linz umfasst unter anderem die Matrikenfälle aller Linzer Pfarren vom Beginn der Aufzeichnungen bis 1938,¹⁶ die daher für unser Projekt nicht nochmals gezählt werden mussten. Allein die römisch-katholische Stadtpfarre Linz umfasst vom Jahr 1640 bis zum Jahr 1940 119.734 Sterbefälle. Als weitere große Linzer Pfarre ist die römisch-katholische Pfarre Heilige Familie mit 94.792 Sterbefällen in den Jahren 1786 bis 1940 zu nennen. Die Linzer Pfarre St. Matthias verzeichnet zwischen 1785 und 1940 46.058 Sterbefälle.

Im Herbst 2012 wurde eine Datenbank online gestellt, in der sich die Projektmitarbeiter einzelne Pfarren zur Bearbeitung reservieren konnten und auch gleich begannen, die Datei mit Werten zu füllen. Sehr hilfreich war natürlich die Tatsache, dass zu dieser Zeit das Diözesanarchiv Linz und das Oberösterreichische Landesarchiv die römisch-katholischen Matriken in digitalisierter Form zur Verfügung stellten. Somit konnte die Arbeit größtenteils von den Mitarbeitern zu Hause durchgeführt werden. Die evangelischen Pfarren konnte ich parallel dazu im digitalen Lesesaal des Landesarchivs erfassen – dankenswerterweise wurde mir dort für zwei Wochen ein eigener Arbeitsplatz zur Verfügung gestellt. Gleichzeitig mit diesem Projekt wurden zu den digitalen Dateien auch die Entstehungsjahre aufgenommen, daher konnten auch die evangelischen Matriken unter Einhaltung der Sperrfristen im Internet veröffentlicht werden (zu finden im Oberösterreichischen Raum-Informationssystem DORIS).

Die Sterbefälle der altkatholischen Kirchengemeinden Ried im Innkreis und jener von Linz wurden aus den Originalmatriken erfasst. Ein Spezialfall waren die Matriken der Israelitischen Kultusgemeinde in Linz. Die Originalmatriken und die Zweitschriften waren

13 Besonders erwähnen möchte ich Mitarbeiter, die mir mehr als eintausend einzelne Werte bereitstellten. Dies waren Ingeborg Voglgruber aus Altmünster, Heinz Emhofer aus Perg, Rosina Doppler aus Goldwörth, Helmut Hartl aus Wels und August Doppelbauer aus Linz. Mehr Information auf <http://www.statistik-ooe.at/pdfs/info.pdf>.

14 OÖLA, Lesesaal-Freihandbereich, Heider-Regesten, Signatur D_475, Wien 1957-1983.

15 Hederer / Kluger 2012, S. 55.

16 Ebd.

1938 eingezogen worden und sind leider noch immer verschollen.¹⁷ Nach dem Zweiten Weltkrieg konnte die Israelitische Kultusgemeinde die Sterbefälle auf Grund der Gräber des jüdischen Friedhofes in Linz nachträglich erfassen; diese Abschriften wurden von mir im Original eingesehen und ausgewertet.

ERGEBNISSE UND WEITERFÜHRENDE FORSCHUNG

Nach etwa einem Jahr hatten wir die Anzahl aller Sterbefälle Oberösterreichs für jede Matrikenstelle erfasst. Eine Tabelle mit 99.742 Jahreswerten für den Zeitraum von 1577 bis 1940 und insgesamt 4.877.672 Sterbefällen war das Ergebnis.

Nun konnten die Werte aus diesem Projekt mit den Werten der k.k. Statistischen Central-Commission verglichen werden, und erfreulicherweise war die Korrelation sehr gut. Probleme ergaben sich jedoch aus der Tatsache, dass wir die Sterbefälle pro Kalenderjahr¹⁸ zählten und die k.k. Statistische Central-Commission bis zum Jahr 1855 die Werte nach dem Verwaltungsjahr¹⁹ aufzeichnete. Für die Jahre 1828 bis 1854 ist die Abweichung der verschiedenen Jahre nicht auffällig, da von beiden Seiten zwölf Monate gezählt wurden. Im Jahr 1855 stellte man die offizielle Erfassung von Verwaltungsjahr auf Kalenderjahr um, wodurch die Tafeln der Commission das Jahr 1855 mit 14 Monaten zählen.

Differenzen gab es auch in den Jahren 1939 und 1940. 1939 wurden die Standesämter eingeführt und auf Grund der politischen Lage hielt man für viele Verstorbene kein kirchliches Begräbnis mehr ab. Diese Sterbefälle scheinen daher nur mehr in den Matriken der Standesämter auf und nicht mehr in den kirchlichen Matriken.

Jahr	offizielle Sterbefälle	Sterbefälle lt. Projekt	Differenz in %
1939	14.818	14.237	3,68
1940	14.196	13.923	1,92

Durch die Erstellung eines Diagrammes auf Basis der erhobenen Zahlen waren sofort Jahre mit überdurchschnittlich mehr Sterbefällen als sonst zu dieser Zeit üblich erkennbar, nämlich die Jahre 1649, 1684, 1694, 1742, 1772, 1806 und 1918.

Die Jahre 1649, 1684 und 1694 sind als Pestjahre in Oberösterreich bekannt.²⁰ Das Jahr 1713 ist als letztes Pestjahr in Österreich²¹ für unser Bundesland nicht mehr sehr auffällig. Weitere Informationen über die Pestjahre sind in den Publikationen von Franz Bohdanowicz²² und Johann Mittendorfer²³ nachzulesen. Bohdanowicz` diesbezügliche Aufzeichnungen zu den einzelnen Pfarren fanden auch auf der Internetseite unseres Projekts Eingang.

17 Ebd., S. 56.

18 Kalenderjahr = 1. Jänner bis 31. Dezember.

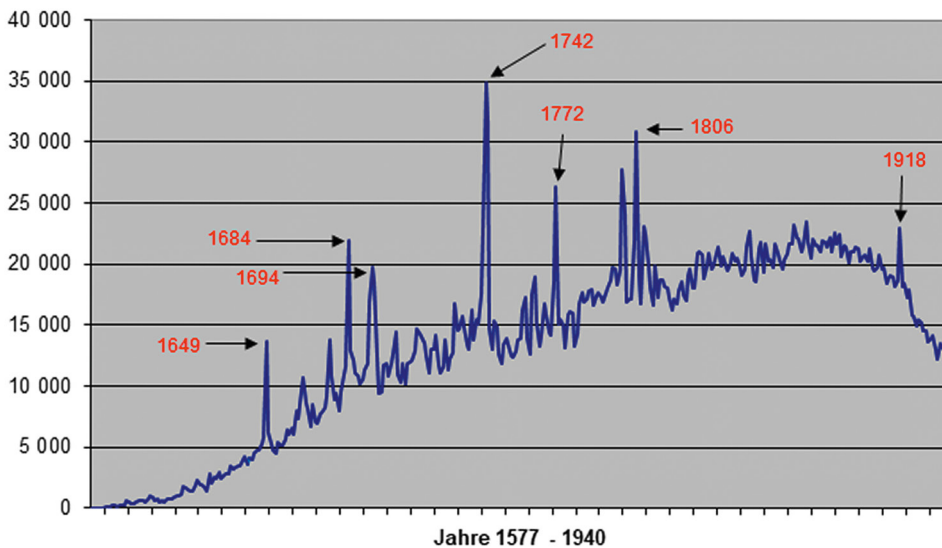
19 Verwaltungsjahr = 1. November bis 31. Oktober des Folgejahres.

20 Bohdanowicz 1930, S. 199–247.

21 Ebd., S. 312.

22 Bohdanowicz 1930.

23 Mittendorfer 1903, Ausgaben Nr. 289–295 und 297–299.



Das Jahr mit den meisten Sterbefällen in Oberösterreich war das Jahr 1742, in dem 34.833 Sterbefälle in den Matriken verzeichnet wurden. Aber auch im Jahr 1741 mit 22.986 und im Jahr 1743 mit 31.742 Sterbefällen war die Sterblichkeit überdurchschnittlich hoch. Zum Vergleich: 1730 bis 1740 zur Zeit des Österreichischen Erbfolgekrieges starben im Durchschnitt 14.954 Personen. Aus den Matriken ist ersichtlich, dass die erhöhten Sterbefälle im Osten Oberösterreichs im Jahr 1741 begannen, sich 1742 auf das ganze Land ausbreiteten und im Jahr 1743 im Westen ihren Ausklang fanden. Ursache dafür könnte die Verbreitung von Krankheiten während des Durchmarschs der Panduren nach Bayern sein.²⁴ Um dies genauer beurteilen zu können, ist als Folgeprojekt eine monatliche Erfassung der Sterbefälle für den Zeitraum von 1741 bis 1744 angedacht. Dieses Projekt würde sich dann auf 12.376 verschiedene Werte in 259 verschiedenen Matrikenstellen stützen.

Ein weiteres Schicksal, das die Bevölkerung zu tragen hatte, war die Hungersnot von 1770 bis 1772.²⁵ Sie erreichte im Jahr 1772 ihren Höhepunkt und hat sich mit 26.357 Sterbefällen in diesem Jahr in den Matriken niedergeschlagen.²⁶

Die nächsten auffälligen Jahre finden sich zur Zeit der Franzosenkriege,²⁷ und zwar 1800, 1806 und 1809 mit jeweils 27.803, 30.905 und 23.097 Sterbefällen. Hier ist in den meisten Matriken auch schon die Todesursache eingetragen.

Das letzte auffällige Sterbejahr für Oberösterreich ist das Jahr der „Spanischen Grippe“ 1918 mit insgesamt 22.985 Sterbefällen.²⁸ Auch hier geben die Matriken die Todesursache sehr oft an.

Ergänzend zu diesem Projekt sollen nun für alle Matrikenstellen im Zeitraum von 1820 bis 1940 für auffällige Jahre die Sterbefälle nach Alter und Todesursache erfasst

Abb. 1: Anzahl der Sterbefälle 1577 bis 1940.

24 Kriegsarchiv 1896, Band 4, S. 61–862.

25 Vgl. Weinzierl-Fischer 1954.

26 Kumpfmüller 1969, S. 111.

27 Vgl. Wolkerstorfer 1999.

28 Vgl. Rosenfeld 1921.

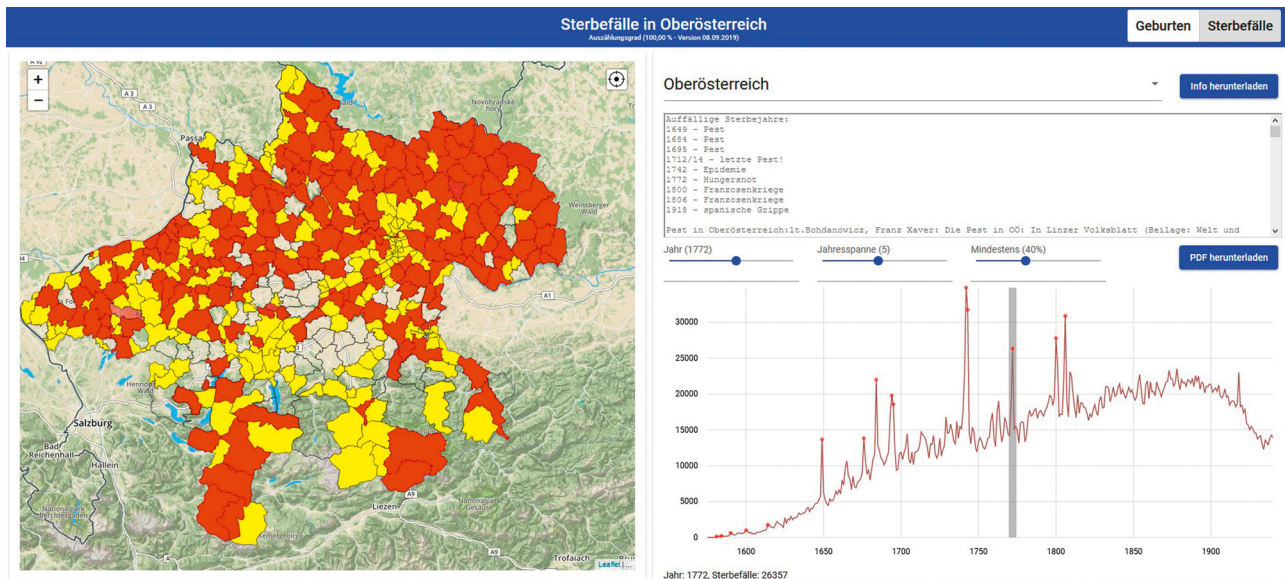


Abb. 2: www.statistik-ooe.at, Sterbefälle des Jahres 1772.

werden. Eine Verarbeitung vor 1820 ist nicht sinnvoll, da die Todesursachen hier meist fehlen. Als auffällig gelten Jahre, in denen die Anzahl der Sterbefälle 70 Prozent über dem Zehnjahresdurchschnitt liegen. Nach der vollständigen Erfassung der Todesursachen werden diese nach dem System der „Internationalen statistischen Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme“ der Weltgesundheitsorganisation vereinheitlicht werden, und somit wird es auch leichter möglich sein, eine Aussage über Todesursachen für einzelne Matrikenstellen in diesem Zeitraum zu treffen.

Zusätzlich wurde mit der Erfassung der Geburten Oberösterreichs begonnen. Hier sind schon alle Daten für den Zeitraum von 1820 bis 1940 sowie die Matrikenstellen des Mühlviertels vom Beginn der Aufzeichnungen bis 1940 bearbeitet. Ob dieses Folgeprojekt für ganz Oberösterreich weitergeführt wird, ist noch nicht entschieden.

ÖFFENTLICH ZUGÄNGLICHE BEREITSTELLUNG DER DATEN

Nun stellte sich aber die Frage, wie dieses Forschungsprojekt dem interessierten Forscher zugänglich gemacht werden sollte. Ursprünglich war geplant, das Projekt im Digitalen Oberösterreichischen Geschichtsatlas (DOGA) einzubinden, was aber an der technischen Umsetzung von digitalen Schieberegler, ohne die eine leichte Bedienung der graphischen Darstellung des Projekts nicht möglich war, scheiterte.

Daraufhin begann man, ein Computerprogramm zu erstellen, mit dem die Sterbefälle für ganz Oberösterreich auf einer Landkarte dargestellt werden konnten. Ein Problem ergab sich aus dem Fehlen von Koordinaten historischer Pfarrgrenzen. Als Kompromiss wurde eine Karte mit heutigen Pfarrgrenzen gewählt und mit farblicher Kennzeichnung noch nicht existierender Pfarren ergänzt. Nach Fertigstellung des Projektes „Hofnamen

und Häusergeschichte“ im DOGA²⁹ wird es dann auch möglich sein, historische Pfarrgrenzen für die Zeit des Theresianischen Gültbuches, Josefinischen Lagebuches und des alten Grundbuches sichtbar zu machen.

Als zweiter Schritt wurde eine eigene öffentlich zugängliche Internetseite erstellt. Sie entstand 2018 und ist unter der Adresse www.statistik-ooe.at abrufbar.

Eine Anleitung zur Bedienung dieser Internetseite ist unter dem Button „Info herunterladen“³⁰ zu finden. Nun ist es jedem Forscher möglich, rasch auf alle Werte zuzugreifen; durch Verschieben der Regler werden in der Graphik die einzelnen Pfarren farblich markiert. Der Graph der Sterbefälle oder der Geburten ist entweder für ganz Oberösterreich oder für einzelne römisch-katholische Pfarren ersichtlich. Die Werte der anderen Matrikenstellen gehen nur in die Gesamtsumme für ganz Oberösterreich ein.

Nach der geplanten Erfassung der Todesursachen wird es für jede Matrikenstelle eine eigene Datei auf www.statistik-ooe.at geben, in der alle Werte gesammelt sind. Dann ist auch eine gedruckte Version für ganz Oberösterreich geplant.

Abschließend möchte ich noch darauf hinweisen, dass sich die tatsächliche Anzahl an Sterbefällen von den ermittelten Werten unterscheidet; Grund dafür sind einzelne fehlende Matrikenbücher. Unabhängig von dieser Differenz erscheinen die dargestellten extremen Anstiege in den auffälligen Jahren als plausibel. Für das 19. und 20. Jahrhundert ist wegen der fast vollständigen Datenlage diese Einschränkung zu vernachlässigen.

29 <http://www.doris.at/themen/geschichte/hofnamen.aspx>.

30 <http://www.statistik-ooe.at/pdfs/info.pdf>.

QUELLEN UND LITERATUR:

Bohdanowicz 1930 = Bohdanowicz, Franz: Die Pest in Oberösterreich. Linzer Volksblatt, Beilage „Welt und Leben“. Sammelband. Linz 1930.

Grüll 1939 = Grüll, Georg: Die Matrikeln in Oberdonau. Linz 1939.

Hederer / Kluger 2018 = Hederer, Kerstin / Kluger, Robert: Tipps für Familienforschung in Österreich. (= Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft der Diözesanarchive Österreichs). Band I, Online-Ausgabe, 4. überarbeitete Auflage. Salzburg und Klagenfurt 2018.

Heider-Regesten = Oberösterreichisches Landesarchiv, Lesesaal-Freihandbereich, Heider-Regesten, Signatur D_475. Wien 1957–1983.

k.k. Statistische Central-Commission 1828 = K.k. Statistische Central-Commission: Tafeln zur Statistik der oesterreichischen Monarchie. Wien 1828–1871.

Kriegsarchiv 1896 = Oesterreichischer Erbfolge-Krieg 1740–1748. nach den Feld-Acten und anderen authentischen Quellen bearbeitet in der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des K. und k. Kriegs-Archivs. Wien 1896.

Kumpfmüller 1969 = Kumpfmüller, Josef: Die Hungersnot von 1770 bis 1772 in Österreich, Dissertation der philosophischen Fakultät der Universität Wien. Wien 1969.

Lang 2019 = Lang, Erich: Ortsfamilienbuch St. Aegidi 1690–1940. Linz 2019.

Mittendorfer 1903 = Mittendorfer, Johann: Die Pest in Oberösterreich. Nach authentischen Quellen gesammelt und zusammengestellt von Johann B. Mittendorfer. In: Linzer Volksblatt, Ausgaben Nr. 289 (17. Dezember 1903) bis Nr. 295 (24. Dezember 1903) jeweils S. 1 und 297 (29. Dezember 1903, S. 1f) bis Nr. 299 (31. Dezember 1903, S. 2f). Linz 1903.

Rosenfeld 1921 = Rosenfeld, Siegfried: Die Grippeepidemie des Jahres 1918 in Österreich. Wien 1921.

Weinzierl-Fischer 1954 = Weinzierl-Fischer, Erika: Die Bekämpfung der Hungersnot in Böhmen 1770–1772 durch Maria Theresia und Joseph II. (= Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 7) Wien 1954.

Wolkerstorfer 1999 = Wolkerstorfer, Herbert: Schatten des Krieges: Napoleons arme Soldaten. In: Oberösterreichische Heimatblätter, Jg. 53, S. 257–267. Linz 1999.

<http://alex.onb.ac.at/cgi-content/alex?aid=vpe&datum=1784&page=34>

<http://www.doris.at/themen/geschichte/hofnamen.aspx>

<http://www.statistik-ooe.at/pdfs/info.pdf>

Alle Links zuletzt eingesehen am 11.03.2023.

BILDNACHWEISE:

Abb. 1: www.statistik-ooe.at, eigene Homepage

Abb. 2: <http://www.statistik-ooe.at/pdfs/info.pdf>, eigene Homepage

VON DUNG KRIPPEN UND HAIMBLICHEN SIZEN BIS ZUR VERGÜFFTUNG DES LUFFTS UND DER BENOMMENEN LICHTEN

Umweltverschmutzung um die Mitte des 17. Jahrhunderts im Markt Ried und ihre gerichtliche Ahndung

Peter Fußl

Die Verschmutzung der Umwelt, oder zumindest die Beeinträchtigung derselben, ist so alt wie die Menschheit selbst. Doch erst mit der ständig rasanter werdenden Zunahme der Bevölkerung und vor allem mit dem Entstehen immer größerer Siedlungen und Ballungszentren wuchsen auch die Probleme, sodass diese schließlich in den 1970er-Jahren in der Politik „ankamen“. Es war die Geburtsstunde der Umweltschutzbewegungen und der Grünparteien. Aber wer glaubt, dass es vor diesem Jahrzehnt noch keine Auseinandersetzung mit dieser Thematik gab, der irrt. So sind in den Markt- und Verhörprotokollen des Marktes Ried (heute Stadt Ried im Innkreis) um die Mitte des 17. Jahrhunderts zahlreiche Fälle dokumentiert, bei denen Umweltverschmutzung im weitesten Sinne zu gerichtlichen Auseinandersetzungen führte. Im Folgenden werden sechs davon beispielhaft geschildert. Im heutigen Sprachgebrauch und Rechtsverständnis handelt es sich um Probleme bei der Abwasserentsorgung, um Trinkwasserverschmutzung, Geruchsbelästigung, Luftverpestung und daraus resultierende Infektionsgefahr und, so seltsam es klingen mag, um „Lichtentzug“. Derartige Tatbestände werden heute nach dem Österreichischen Strafgesetzbuch als „vorsätzliche und fahrlässige Beeinträchtigung der Umwelt“ geahndet. Darüber hinaus kann sich laut dem ABGB, dem Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuch, ein Liegenschaftseigentümer gegen so genannte Immissionen, das sind schädliche Einwirkungen auf sein Grundstück in Form von Lärm, Gestank, Abwässern und so weiter, durch eine Unterlassungsklage wehren.¹ Doch nun zu den einzelnen historischen Vorkommnissen:

¹ Vgl. § 364 ABGB.

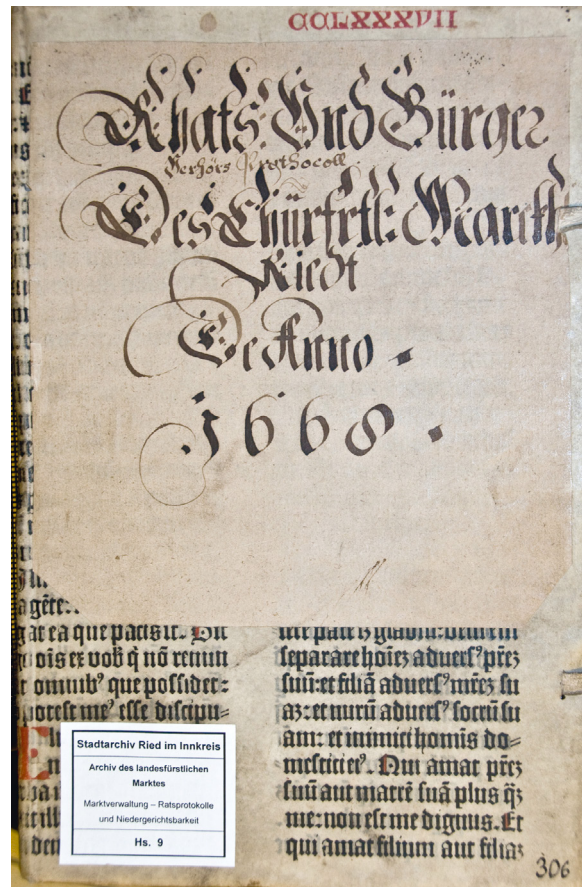


Abb. 1: Verhörsprotokoll, Deckblatt. Als Einbände der Verhörprotokolle wurden oft noch ältere, damals nicht mehr gebrauchte Schriften wie z. B. Notenblätter, Bibeltexte und Urkunden verwendet (Pergamentmakulatur); ein eigener Forschungszweig befasst sich mit der Aufarbeitung dieser zum Teil sehr wertvollen Fragmente (Makulaturforschung).

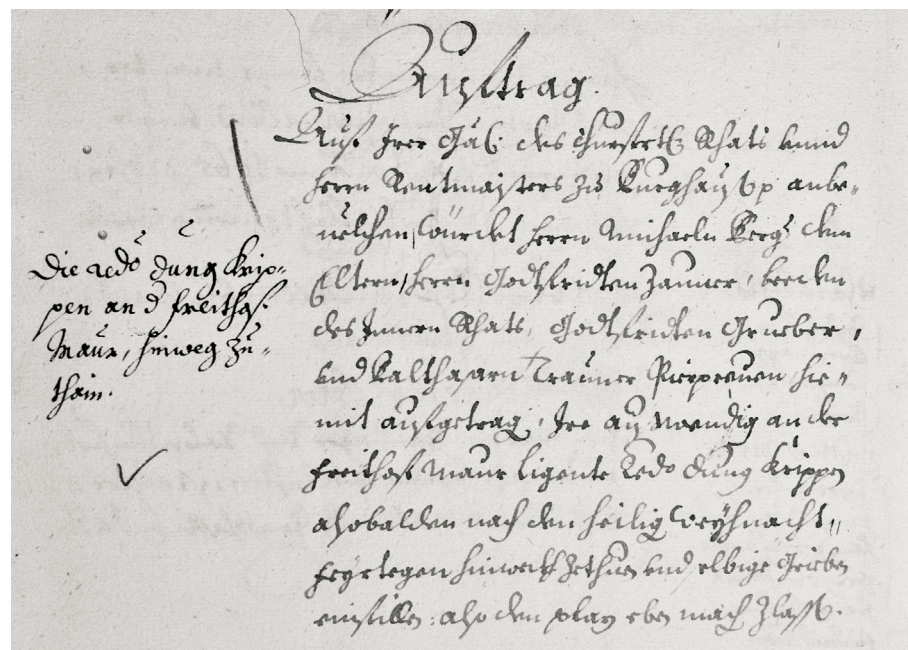


Abb. 2: Marktverhörsprotokoll, Ausschnitt.

Auftrag: Die redo:² Dung Krippen an der Freithof Maur hinweg zuthain [Die Misthaufen an der Friedhofsmauer wegräumen]³ [Abb. 2]

Auf Befehl des Rentmeisters von Burghausen müssen die Herren *Michael Berger* der Ältere, *Godtfridt Zauner*, beide Mitglieder des Inneren Rats (Gemeindevorstands) des Marktes Ried sowie *Godtfridt Grueber* und *Balthasar Trauner*, Bierbrauer, ihre *Dung Krippen* [Misthaufen] sofort nach den Weihnachtsfeiertagen entfernen. Es hätten sich nämlich einige Bewohner des Marktes nach ihrem Kirchenbesuch zu Weihnachten beschwert, dass *Ire auswendig an der Freithof Maur ligente redo: Dung Krippen* Gestank verbreiten und für die Kirchenbesucher kein schöner Anblick seien. Die Beschuldigten bekommen den Auftrag, diese *Dung Krippen alsobalden nach den heiligen Weynachtfeyrtegen hinwegzethuen und selbige Grieben einfillen: also den plaz eben machen zlassen.*

Clag: Khuestahl, haimbliches Gemach und Tunghauffen betreffend [Klage wegen eines Kuhstalles, Klosetts und Misthaufens]⁴

Georg Eisenreich, ein Leinweber, klagt *Wolfen*, den jungen *Doppelhueber*, einen Grießler. Dieser hat aus seiner Holzhütte einen Kuhstall gemacht und daneben ein *redo: haimbliches Gemach (alda auch niemals eines gewest)* errichtet, *nechst sein Clegers behausung und hinderen Stuben, ia es wirdet der redo: Gaill [Mist] an die Gärtt plankhen geworffen das sowoll der Khüeatl, als auch von der Haimblichkeit auf sein Clegers Grund duchsizet und Ime hierdurch unleidenlicher Gschmach causirt wirdet.*⁵ Auch sei der nahe gelegene Brunnen gefährdet *vergüfft* zu werden. Außerdem lagert der Beklagte über dem Kuhstall sein Heu und Stroh, was eine erhebliche Feuergefahr bedeutet. Der Beklagte antwortet mit einer Gegenklage, in der er behauptet, sein Nachbar habe ihn beschimpft, des Diebstahls bezichtigt und gedroht, er *habe seinen Carbiner schon gericht, will Ime ein Kugl in Puesen schenken.*⁶ Das Gericht beendet diese Gegenklage mit der Bestrafung des Bedrohers, widmet sich nach einem vorgenommenen Augenschein den ursprünglichen Problemen und kommt zu folgendem *Beschaidt [Urteil]*⁷: Dem Beklagten *Doppelhueber* wird aufgetragen, *sowoll besagten Gailhauffen, als das redo: haimblich Gemach von dem orth erhaltenen Stritts hinwegzethuen, und hinaus werts gegen den Wisen wi andere seiner Nachbarn redo: haimbliche Siz gerichtet seyen, zusetzen.* Ebenfalls muss er *eine rechte* [rechtmäßige, dem Gesetz entsprechende] *Tungkrippen: und zwar nit an die Plankhen an machen zlassen, damit der Eisenreich ohne Clag Und beschwerdt gehalten werde.* Sein Heu und Stroh darf er über dem Stall lassen, aber er solle vorsichtig mit dem Feuer umgehen. Außerdem verhängt das Gericht einen *Peenfahl* [auch *Pöhnfall*, angedrohtes

2 Redo, rdo, rvd sind „Abkürzungen von reverendo, Vorsatz, der vor alles gesetzt wurde, was unrein ist oder stinkt ... gleichsam abmildernd u. entschuldigend, um auszudrücken, daß man, mangels eines besseren Wortes, keinesfalls den Gesprächspartner beleidigen wolle.“ Riepl 2004, S. 316.

3 StAR HS 11, fol. 101^r, Marktverhörprotokoll.

4 StAR HS 9, fol. 82–83, 89–90^r.

5 Ebd., fol. 82, 82^r.

6 Ebd., fol. 83.

7 StAR HS 10, fol. 149, 149^r.

Bußgeld, Strafgeld für den Wiederholungsfall] von drei Pfund Pfennig, um *ieden thail mit wortt Und werkhen gegen einander fridt Und sicherheit zuhalten*.⁸

Clag: Haimblicher Siz und Rohr [Klage wegen eines Klosetts und Abflussrohres]⁹

Die Mühlen der Justiz mahlen auch früher schon oft sehr langsam. Nachdem im Jahr 1652 der Hausbesitzer *Mathias Hofer* das erste Mal seinen Nachbar *Wolf Pachinger* [...] *beede bürger und Leinweber alhir am Perg ob dem Keller* (heute Kapuzinerberg) geklagt hatte, dauerte es schier unvorstellbare sechzehn Jahre, bis der Rat des Marktes einen Lokalausgutschein vornahm und den Fall entschied. Doch was war passiert? Mathias Hofers Klage lautete: Sein Nachbar Wolf Pachinger habe zwar auf seinem eigenen Grund einen *haimblichen Siz* samt Senkgrube errichtet, aber mittels eines Rohres den Auslauf herüber auf den Grund des Klägers gemacht. Der zu einem Augenschein berufene Markt-Zimmermeister *Stephan Windtersteiger* stellt schließlich fest, dass vom Ende des Rohres *der gesambte Unflat nicht nur durch den Garten des Klägers rinnet, sondern auch noch auf die Straße und daher sowoll denen Raisendten als auch an ermeltem Capuciner Perg denen in: und von der Capuciner Kirchen und Kloster weg Ja stündtlich auf und nidergehnten Leithen ein greülichen Unflat, und gestankh verursacht*¹⁰ wird. Nach diesem Lokalausgutschein entscheidet der Rat, dass der Graben zugeschüttet und das Rohr entfernt werden muss. Um ein weiter andauerndes Überlaufen der Senkgrube zu verhindern, wird der Beklagte in einem *Beybschaidt* [Zwischenurteil in einem gerichtlichen Verfahren] verpflichtet, *ermelte von Holz ausgezimerte grueben weiter* [größer] *zema-chen: und solche zu gewonlicher Zeit, so offts die Notturfft ervordert, wie seine Nachbarn der Wolf Ebmer Leinweber und merbesagter Matthias Hofer zuthuen pflegen, austragen zlassen*.¹¹ Doch damit ist dieser Fall noch nicht beendet. Offenbar hat inzwischen der Kläger, Matthias Hofer, selbst die Initiative ergriffen, und seinem Nachbarn, dem Wolf Pachinger, das Abflussrohr verstopft. Das Gericht entscheidet, dass der vorige Zustand wieder hergestellt werden muss, bis der endgültige Rechtsspruch erfolgt sei. Damit die beiden Streithähne sich „beruhigen“, wird ein *Pöhnfall* von drei Pfund für beide erlassen. Der weitere Verlauf ist leider in den Protokollen nicht mehr dokumentiert.

Weyer Rämber [Weiher Räumen]¹²

Die meisten mittelalterlichen Märkte und Städte hatten geschlossene Befestigungs- oder Stadtmauern um ihre Siedlungen, außerhalb derer sich Wassergräben und/oder Weiher befanden. Einerseits dienten diese als zusätzlicher Schutz vor Eroberung, andererseits auch als Wasserreservoir bei eventuellen Brandfällen. Eine weitere Funktion erfüllten diese Gräben beziehungsweise Weiher aber auch als Sammelbecken für die Abwässer, ehe eine Einleitung in einen nahegelegenen Fluss erfolgte. Derartige Gewässer exis-

8 Ebd., fol. 149^v.

9 StAR HS 9, fol. 71–73.

10 Ebd., fol. 72.

11 Ebd., fol. 72, 72^v.

12 StAR HS 11, fol. 71^v, 72.

tierten auch beim Markt Ried, noch in Zeiten, als die Befestigungsmauern schon längst geschleift waren.

Der Rat des Marktes beschloss am 10. Oktober 1660, einen dieser verbliebenen Marktweiher, genauer gesagt jenen oberhalb des Schlaftürls¹³, räumen zu lassen. Der Grund: Er war *voller rdo: Unflats, so aus den Heusern darein kombt und zur Verhietung solch yblen gestankh sonderlich [besonders] bei haisser Zeit wegen der leichtlich entspringenden Infection und der Vergüfftung des Luffts*.¹⁴ Mitglieder des Rats werden bei der Anordnung dieser Maßnahme sicherlich auch noch die Pestzeiten im Innviertel (1634 und 1648) in ihrem Kalkül gehabt haben, deren Ursache man sich unter anderem durch die schlechten hygienischen Zustände zu erklären versuchte. Die *Unumbgengliche Notturfft erfordert, berieten Weyer räumen zlassen also ist solches bei Angehundert khalter Zeit ins werkh Zustellen*.¹⁵ Das Räumen des Weihers sollte demnach in der kalten Jahreszeit erfolgen, da es dann wegen des geringeren Gestanks für die Arbeiter nicht so beschwerlich sei wie im Sommer. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang noch die Tatsache, dass genau in diesem Weiher, sprich in dieser Kloake, 30 Jahre später ein Bäcker mit der Bäckerschupfe bestraft wurde, und das im Juli!¹⁶

*Clag: Einem Nachbarn beschwerliche redo: haimbliche Siz und anders betreffend [Klage wegen eines für den Nachbar unzumutbaren Klosetts und anderes betreffend]*¹⁷

Noch einmal geht es um die umstrittene Errichtung von, dieses Mal gleich zweien, *haimbliche Siz*. *Augustin Staininger*, Bürger und Schneider, klagt deshalb den *Christophen Hättinger*, einen Zimmermann. Dieser hat gleich zwei Plumpsklos so nahe an des Klägers Haus gestellt, dass sich eines davon *zum thail unnder sein Clegers tachtropfen* [Traufe, Rechtsbereich des Hausbesitzers] befindet. Außerdem wird ihm dadurch *die Lichten benommen*. Der Kläger führt weiters ins Treffen, dass die vorigen Besitzer des Nachbarhauses keinen *haimblischen siz* gehabt hätten, sondern nur *ain Ställel, und redo: misthauffen gehebt, warauf alle Unflättery geschitt: auch anstatt ainer Redo: Haimblichkeit gebraucht* worden sei.¹⁸ Der Beklagte rechtfertigt den Bau der beiden Klosetts einerseits damit, dass er *in der understuben ainen Inman* [eine Art Untermieter] *haben* möchte, der ebenfalls ein separates Klosett benötige, und er selbst sich *obenauf behausen möge*. Andererseits habe er seinen *haimblischen siz* wegen der *seyberkhait* und vor allem deshalb errichtet, weil *alda am graben stündlich die Leith voryber gehen* und ihm somit die Verrichtung der Notdurft auf dem Misthaufen nicht mehr zuzumuten sei.¹⁹ Im Lauf der Verhandlungen, die sich ein Jahr hinziehen, stellt sich heraus, dass der Kläger erst nach der Errichtung der *Haimblichkeiten* in seine Hauswand ein Loch geschnitten und ein Fenster gemacht hat, ihm also *ursprünglich keine Lichten benommen worden sey*. Das Gericht entscheidet, dass *ime aines ausgeschnidnen Lochs und gemachten Fensters halber die abschaffung*

13 Das Schlaftürl war ein schmaler Durchgang am oberen Stelzhamerplatz.

14 StAR HS 11, fol. 71^v, 72.

15 Ebd., fol. 72.

16 Genaueres dazu: Fußl 2011, S. 369–378.

17 StAR HS 10, fol. 60–62^v, 66^v–69, 123^v–125, 135^v–138.

18 Ebd., fol 67.

19 Ebd.

geschehen werde, er also diese Fensteröffnung wieder verschließen muss.²⁰ Wie die Sache schließlich ausging, bleibt für uns eine „Haimblichkeit“, da in den nächsten drei Jahren kein Schiedsspruch in den Protokollen aufscheint.

Clag: Der Nachbarschaft beschwerliches Pauen betrfd: [Klage: Bauvorhaben, welches die Nachbarschaft beeinträchtigt]²¹

Auch in diesem Fall zeigt sich ein weiteres Mal, wie Baumaßnahmen die Umwelt so negativ beeinflussen können, dass sich Nachbarn geschädigt fühlen und deshalb vor Gericht ziehen. Am 30. Juli 1660 klagen *Stephan Grilnauer*, Tuchmacher, und *Wolf Lackhner*, ein Binder, gemeinsam gegen *Hannsen Leyrer*, einen Schneider. Ein Lokalausweis gibt zuerkennen, was beclagter für ein hohes gepey führet, wardurch den Clagenden Grilnauer an 4 und dem Lackhner an 2 Fenstern die Liechten merckhlich benommen worden.²² Die Kläger bitten das Gericht, es möge dem Beklagten auftragen, *das Kienholz²³ und yberzimmer²⁴ innerhalb der Maur zulegen*. Es geht zwar nicht klar hervor, um welche Mauer es sich handelt, es könnte aber die noch in Resten vorhandene Stadtmauer gemeint sein, an die sich viele Häuser „anlehnten“. Doch viel wichtiger ist, dass das Gericht in seiner Entscheidung der Klage folgt und den Beklagten ermahnt, er solle seine Baumaßnahmen derart ausführen, dass den Nachbarn genügend Licht bei den Fenstern bleibt, sie also in ihrer Wohn- und Lebensqualität nicht beeinträchtigt werden: Er muss mit der *Tachrinnen und dem yberzimmer Inerhalb der Maur²⁵* bleiben.

20 Ebd., fol. 138.

21 StAR HS 1, fol. 100^v–102^v.

22 Ebd., fol. 101.

23 Das Kienholz war vermutlich ein Teil des Dachstuhl. Harzreiches Holz sollte das Eindringen von Wasser verhindern.

24 Der Begriff „Yberzimmer“ bezeichnet jenen Raum, der durch Aufstockung des ebenerdigen Gebäudes neu geschaffen wird. Das Zimmer über der bestehenden Wohnung.

25 StAR HS 1, fol. 102^v.

QUELLEN UND LITERATUR:

Fußl 2011 = Fußl, Peter: Bäckerschupfe und Narrenhäusl – zwei spektakuläre Schandstrafen auch im Markt Ried. In: Streitt, Ute / Kocher, Gernot / Schiller, Elisabeth (Hg.): Schande, Folter, Hinrichtung. Forschungen zu Rechtsprechung und Strafvollzug in Oberösterreich, Linz 2011.

Riepl 2004 = Riepl, Reinhard: Wörterbuch zur Familien- und Heimatforschung in Bayern und Österreich, Waldkraiburg, 2004.

Bestände des Stadtarchivs Ried im Innkreis (StAR).

BILDNACHWEISE:

Abb. 1: Verhörprotokollbuch, Deckblatt. StAR, HS 9. © StAR

Abb. 2: StAR HS 11, fol. 101^r. © StAR

DIE „MAGISTRI SANITATIS“ IM LAND OB DER ENNS (circa 1550 bis 1650)

Helga Heist

In Seuchenzeiten gab es seinerzeit ein überaus wichtiges Amt, nämlich den Magister Sanitatis, den Pest- oder Seuchenarzt.

Bei Gefahr in Verzug – also wenn befürchtet wurde, dass eine Seuche eingeschleppt werden könnte, oder wenn es gar schon Infizierte gab, wurden die Landschaftsärzte von den Ständen beauftragt, aus ihren Reihen einen Magister Sanitatis zu wählen. Es war dies, neben schärferen Grenzkontrollen, eine der Maßnahmen der Obrigkeit zum Schutz vor Ausbruch beziehungsweise Weiterverbreitung der *laidigen Seuch*.

Es war ein schweres, ungeliebtes, undankbares Amt, denn es bestand für den Magister größte Ansteckungsgefahr. Er musste sozusagen „auf Abruf“ seine Familie verlassen und in ein Quartier außerhalb oder überhaupt in eine andere Stadt ziehen. Er durfte ab seinem Einsatz im Lazarett nur mehr die „Infizierten“ behandeln, keinen Kontakt mit den „Nichtinfizierten“ halten, auch nicht mit seinen Patienten, die ihm durch seine Wahl zum Pestarzt größtenteils abhanden kamen. In der Regel wurde der jüngste Arzt gewählt, dabei hatte gerade der meist noch kleine Kinder, die im Fall des Todes unversorgt zurückblieben, denn eine finanzielle Absicherung für die Familie oder eine Altersversorgung gab es nicht.¹ Es wurde ihm lediglich zugesichert, dass sich – falls er an der Infektion erkrankte – die Herren Verordneten zu seiner Genesung um einen „qualifizierten Vertreter“ kümmern würden.

Die chronologisch angeführten Verordnungen, Beschwerden, Gutachten, Dekrete und so weiter spiegeln sehr lebendig die Lebensumstände der Ärzte, das Gesundheitswesen, ärztliche Kunst und nicht zuletzt die Glaubenswelt der Menschen wider. Der Focus liegt in diesem Beitrag auf der Person des Arztes.

Das Amt des Magister Sanitatis führt uns in das Sanitätswesen in der Mitte des 16. Jahrhunderts. Die durch Europa ziehenden, häufig aufflackernden Infektionskrankheiten und Epidemien, welche als pestilenzische Seuche, hitziges Fieber oder einfach Contagion bezeichnet wurden,² zwangen die Behörden der großen Städte zu Bekämpfungsmaßnahmen,³ denn „Seuchen bildeten eine Gefahr für die städtische bzw. staatliche Ordnung.“⁴ So brachte die medizinische Fakultät der Universität Wien im Jahre 1540 die erste Infektionsordnung heraus und gründete noch im selben Jahr das Amt eines

1 Vgl. Guggenberger 1962, S. 38–41; Putschögl 1977, S. 329–330.

2 Reith 2011, S. 94. „Pest und Pestilenz waren auch Synonyme für die Seuche schlechthin.“

3 Vgl. Huttmann 1958, S. 47–72.

4 Reith 2011, S. 21.

„Magister sanitatis“⁵. Nach diesem Vorbild organisierten die Stände des Landes ob der Enns einen Teil des Sanitätswesens. Sie stellten Landschaftsärzte ein und besoldeten sie auch.

Die Bestallung, also gewissermaßen der Dienstvertrag eines Landschaftsarztes,⁶ beinhaltete Besoldung, Dauer der Anstellung, Wohnort, Kündigungsfrist, Pflichten, wie etwa Betreuung der Kranken, vor allem der ständischen Beamten, Ausbildung der Wundärzte, Visitation der Apotheken, Gutachten, jedoch keinen Hinweis auf den Einsatz als Seuchenarzt. Erst als sich im Jahre 1613 zwei Landschaftsärzte weigerten, das Amt des Magister Sanitatis anzutreten, weil davon nichts in ihrer Bestallung stünde, wurden in der Folge einzelne Bestallungen mit einer Extraklausel versehen. Grundsätzlich wurde (nach Wiener Vorbild) im Seuchenfall der Jüngste aus der Reihe der Landschaftsmedici zum Magister Sanitatis gewählt.

DIE MAGISTRI SANITATIS VON 1555 BIS ZUM ENDE DES DREISSIGJÄHRIGEN KRIEGES

Dr. Martin Stopius war Pestarzt im Wiener Bürgerspital, von wo er 1553 nach Linz übersiedelte; der Grund sind vielleicht starke Einkommensverluste durch seine Betätigung als Pestarzt.⁷ Als Nachfolger des Dr. Mändler⁸ blieb er volle 24 Jahre im Dienst der Stände. Sein Anstellungsrevers, datiert mit 30. Juni 1555, ist erhalten geblieben. 1556 wurde er Arzt der Kinder von König Ferdinand I.⁹ Als eifriger Lutheraner behandelte er auch Jörg von Perkheim und Erasmus von Starhemberg.¹⁰ Zu seinen Pflichten gehörte es unter anderem, in Linz und Umgebung die Tätigkeit der Apotheker, Wundärzte, Barbier, Bader, Steinschneider, Bruchschneider, Augenärzte oder Franzosenärzte¹¹ auf ihre Eignung zu prüfen.¹² 1579 sahen sich die Stände vermutlich aus finanziellen Gründen veranlasst, die Verträge mit den Landschaftsärzten nicht mehr zu verlängern. Im Jahr darauf übersiedelte Dr. Stopius nach Wien, wo er am 13. Oktober 1580 zum Rektor der Wiener Universität gewählt wurde. Vor seiner Wahl musste er auf Druck des damaligen Kanzlers Melchior Khlesel das katholische Glaubensbekenntnis ablegen.¹³ Im April 1581 bewarb er sich bei den Ständen in Linz um eine Anstellung, wurde aber abgewiesen.¹⁴ Ende des Jahres 1581 verstarb Dr. Stopius.¹⁵

5 Vgl. Vocelka / Traninger 2003, S. 71.

6 Putschögl 1977, S. 258–264; Diensturkunden wurden als Bestallung bezeichnet; „Landschaftsärzte waren in erster Linie für die Betreuung der Kranken angestellt, hatten aber daneben auch gewisse öffentliche Aufgaben zu versehen und können insofern durchaus als Vorläufer der heutigen Amtsärzte betrachtet werden.“

7 Ob Stopius tatsächlich die Stelle des Magister Sanitatis innehatte, kann aus den vorliegenden Quellen nicht zweifelsfrei geklärt werden: Huttmann 1958, S. 61–63.

8 Vgl. Kissling 1887, S. 7; Guggenberger 1962, S. 252, dort wird Mändler als Magister Sanitatis bis 1555 bezeichnet; laut Mayrhofer / Katzinger 1990, S. 225, wurde Dr. Christoph Hüfftl erstmals von den Landständen besoldet, er wird jedoch bei Kissling und in der Ärztechronik nicht erwähnt.

9 Vgl. Huttmann 1958, S. 61–63.

10 Vgl. Doblinger 1951, S. 101.

11 Franzosenärzte sind Ärzte, die Syphilis behandeln. Vgl. Huttmann 1958, S. 64.

12 Vgl. ebd.

13 Vgl. ebd., S. 65.

14 OÖLA, LA, Sch.1213, J.III.6, Nr. 76: Schreiben der Stände vom 18. April 1581 an Dr. Stopius.

15 Vgl. Huttmann 1958, S. 66; Guggenberger 1962, S. 342.

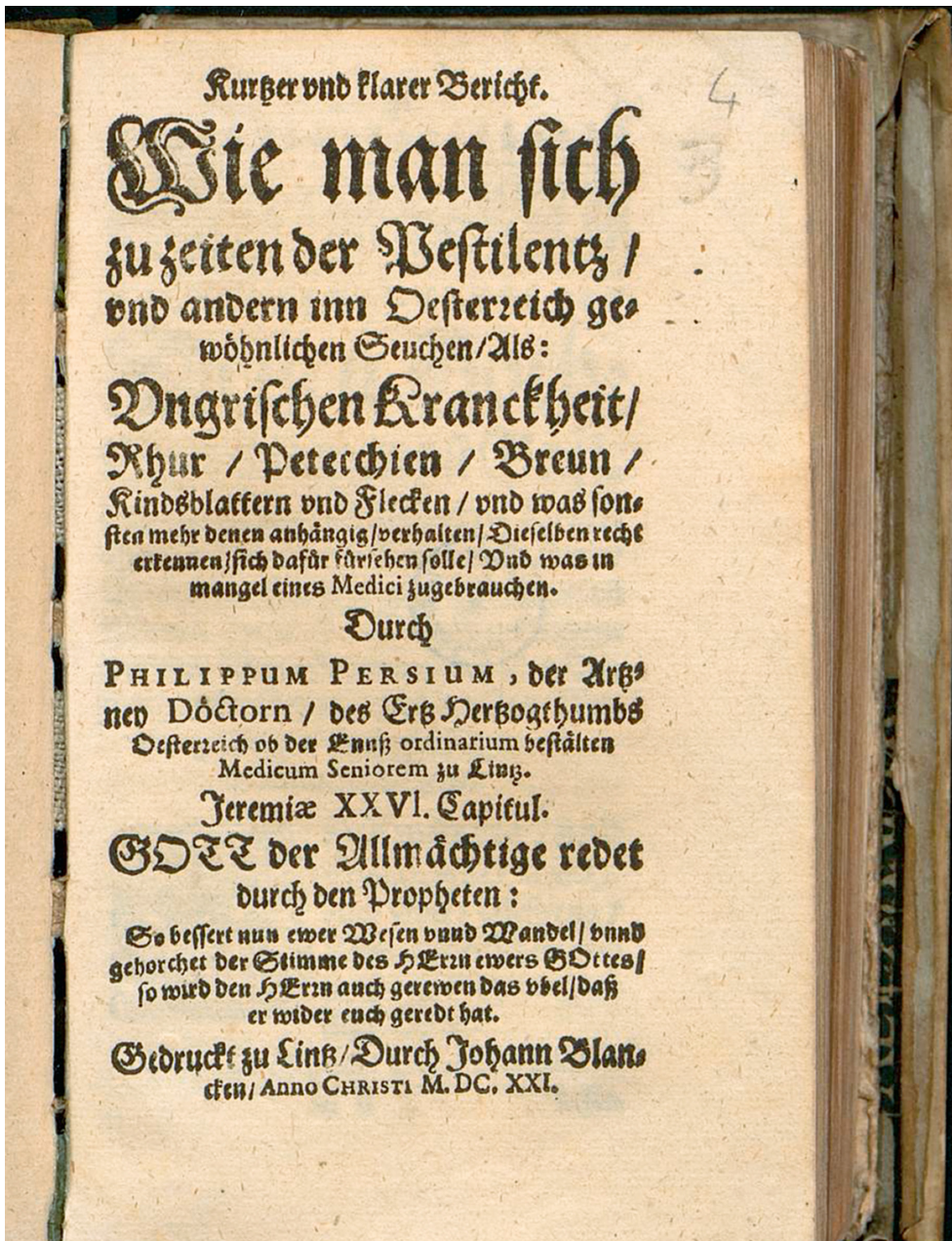
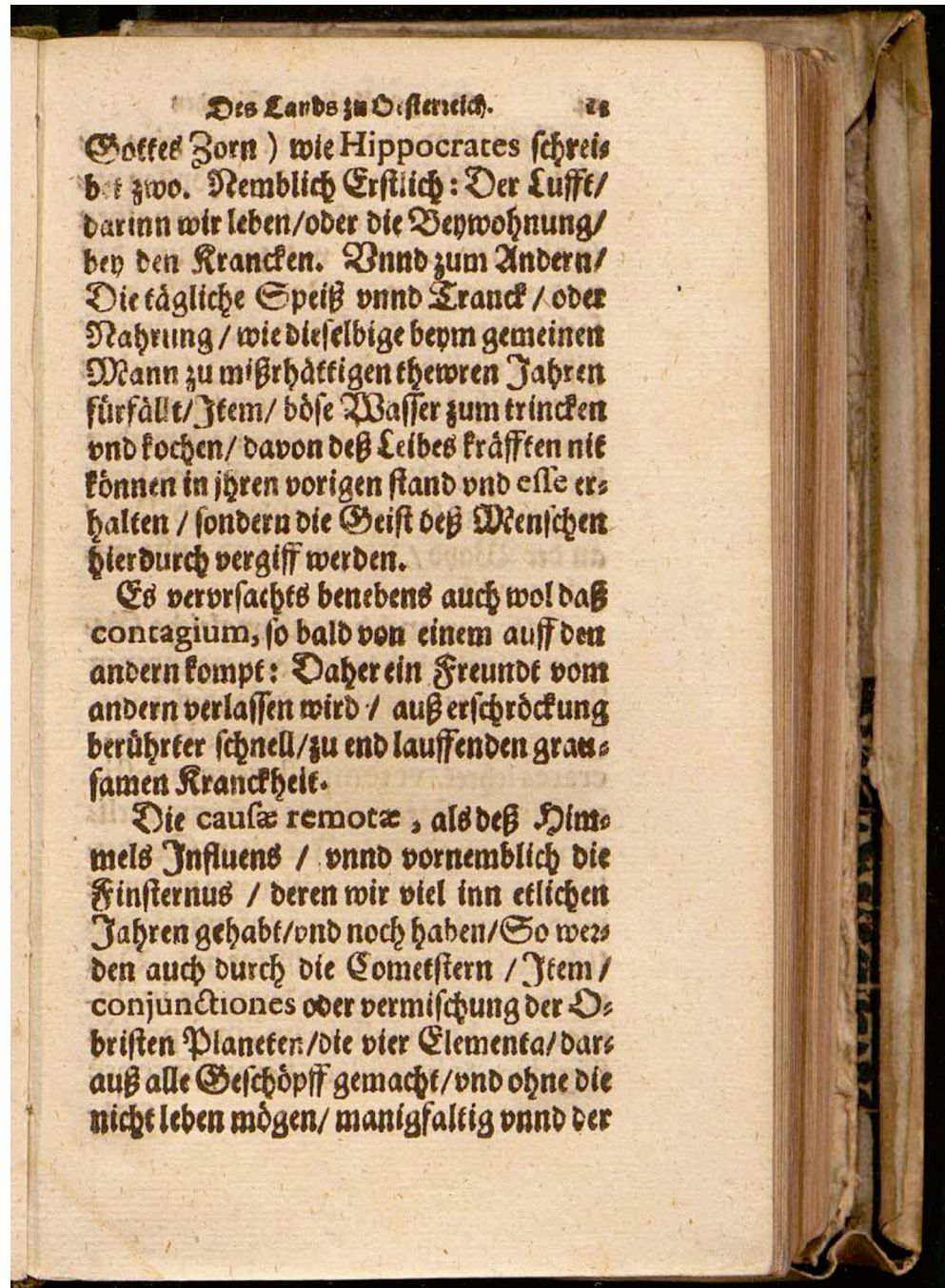


Abb. 1: Das Pestbüchlein des Dr. Persius, Deckblatt.



Des Lands zu O. stentich.

28

Gottes Zorn) wie Hippocrates schreibt
 bei zwei. Nemblich Erstlich: Der Luft/
 darinn wir leben/oder die Beywohnung/
 bey den Krancken. Vnnd zum Andern/
 Die tägliche Speiß vnnd Tranck / oder
 Nahrung / wie dieselbige beyin gemeinen
 Mann zu mißhättigen thewren Jahren
 fürfällt/Item/ böse Wasser zum trincken
 vnd kochen/ davon des Leibes kräfte nicht
 können in ihren vorigen stand vnd esse er-
 halten / sondern die Geist des Menschen
 hierdurch vergiff werden.

Es verursachtes benebens auch wol daß
 contagium, so bald von einem auff den
 andern kompt: Daher ein Freunde vom
 andern verlassen wird / auß erschrockung
 berührter schnell/zu end lauffenden grau-
 samen Kranckheit.

Die causæ remotæ, als des Him-
 mels Influens / vnnd vornemblich die
 Finsternus / deren wir viel inn etlichen
 Jahren gehabt/vnd noch haben/So wer-
 den auch durch die Cometsstern / Item/
 conjunctiones oder vermischung der
 bristen Planeten/die vier Elementa/dar-
 auß alle Geschöpf gemacht/vnd ohne die
 nicht leben mögen/ manigfaltig vnnd der

Abb. 2: Von den Ursachen der Pest.

Dr. Friedrich Lagus: 1583 wurden vier Landschaftsärzte eingestellt, darunter Dr. Lagus. In seinem Testament wird er „Medicus der Stände in Linz und Magister Sanitatis 1583“ genannt.¹⁶

Dr. Matthias Anomäus: „Eine der wichtigsten Arztgestalten des alten Linz“, heißt es in der Ärztechronik. Er wurde 1583 gegen 200 Taler jährliche Besoldung in den Dienst der Stände aufgenommen, „er soll sich, laut Instruktion, beim Schulwesen, oder wo sonst nötig, gebrauchen lassen. 1585 fordern ihn die ständischen Verordneten auf, während der Infektion die Kranken zu besuchen, alle Versammlungen außer der Kirche möge er aber meiden“,¹⁷ das heißt, er wirkte 1585 als Seuchenarzt, wird aber nicht als Magister Sanitatis bezeichnet. 1598 erhielt er die Stelle als Rektor der Landschaftsschule, musste seine Praxis jedoch wegen der Infektionsgefahr aufgeben. 1605 musste er – als Protestant – das Land verlassen, ging an die Universität in Wittenberg, kam aber auf Einladung der Stände im Dezember 1609 wieder als Rektor nach Linz zurück. Am 5. August 1614 starb er in Steyr.¹⁸

Am 1. August 1597 trat eine „neue verbesserte Infektionsordnung“ in Kraft. Durch Absperren der Stadttore und verschärfte Kontrollen sollte der Zuzug von infizierten Personen verhindert werden. Das Anzünden von Kranewittfeuern¹⁹ sollte die Luft reinigen, jeder Krankheitsfall musste sofort dem Magister Sanitatis gemeldet und das Haus mit einem weißen Kreuz bezeichnet werden.²⁰ Bei der Ratssitzung vom 23. August wurde nicht nur eine neue Sanitäts-Ordnung erstellt, man setzte auch fest, dass je ein Landschaftsarzt in Wels, Steyr und Freistadt und zwei in Linz ordinieren sollten.²¹

1611 traten Seuchen in Pressburg, Wien, Prag und einigen Orten Deutschlands auf. Da in Linz die Ankunft von Kaiser Matthias bevorstand, wurden die Verordneten beauftragt, vorsichtshalber für einen Magister Sanitatis zu sorgen.²² Von einer Bestellung eines solchen erfahren wir aber erst wieder im Jahr 1613; dabei gab es jedoch größere Probleme:

Dr. Johannes Perillius, am 30. August 1613 zum Magister Sanitatis bestimmt, entschuldigte sich postwendend von diesem Amt, weil davon nichts in seiner Bestallung stehe und er viele seiner Patienten wieder verlieren würde, da jedermann die Ansteckung mit der Seuche fürchte. „Er scheue sich keineswegs, Seuchenkranke zu behandeln, aber nur solche Krankheiten und keine anderen, das mißfalle ihm.“ Dr. Perillius verstarb am 6. August 1618 in Linz.²³

Der nächste der Vorgeschlagenen, **Dr. Jean Baptist Wrona**, entschuldigte sich ebenfalls. Sein Hauptargument war, dass er in Vöcklabruck viele Patienten gewonnen habe, „die er nun ohne ärztliche Fürsorge lassen müßte, da sie oft weit und breit keinen Arzt

16 Vgl. ebd., S. 239: Dr. Lagus starb am 18. Dezember 1593; Stauber 1884, S. 255.

17 Guggenberger 1962, S. 132–133. Bohdanowicz 1962, S. 117–119, S. 126, Fußnote 82: Infections-Ordnung v. 1. Oktober 1585.

18 Vgl. Guggenberger 1962, S. 132–134.

19 Kranewitt = Wacholder.

20 Vgl. Topitz 1961, S. 105–106.

21 Vgl. Bohdanowicz 1962, S. 123; Stauber 1884, S. 258–259.

22 Ebd., S. 259.

23 Ebd.; Guggenberger 1962, S. 279–280. Dr. Perillius dürfte vermögend gewesen sein und einen guten Rechtsbeistand gehabt haben. Er hinterließ seiner Witwe 629 Gulden an Bargeld sowie 3.990 Gulden an Schuldscheinen etc. (Linzer Regesten 1952–93, S. 1: B II A 28, Nr.18096, 1620, März 26.)

erreichen können, dies könne er mit seinem Gewissen nicht verantworten“; außerdem habe er für fünf Kinder zu sorgen.²⁴

Indes wurde die Lage immer schlimmer: Mitte Oktober starben pro Haus oft vier oder fünf Personen, wie aus den Totenzetteln hervorgeht,²⁵ und ein Magister Sanitatis musste unbedingt installiert werden. Per Dekret vom 2. November wurden die Landschaftsärzte aufgefordert, binnen acht Tagen einen Magister Sanitatis zu benennen, andernfalls würde ihre Besoldung gestrichen.²⁶ Die Reaktion der in Linz versammelten Medici erfolgte prompt: Die Wahl eines Magister Sanitatis aus ihren Reihen lehnten sie ab, weil dieser wegen der Ansteckungsgefahr seine bisherigen Patienten im ganzen Land verlöre, was weder ihm noch den Patienten zuträglich wäre. Außerdem wäre es für den künftigen Magister unmöglich, alle infizierten Patienten im Land zu besuchen. Sie böten jedoch an, dass sie jeden Infizierten – *gegen gebührende Vergütung - mit gethreuem Rath versorgen und zum notfall auch besuechen wollen*, wie es bisher auch geschehen sei. Sie hofften auch, dass sie mit der Auflage, einen Magister Sanitatis aus eigener Tasche zu erhalten, nicht belastet würden, weil sie von ihrer Besoldung gerade noch ihre eigenen Dienstleute bezahlen könnten: *Roß und khnecht, so wiew zu E: G: diennst in stäter bereitschafft halten sollen*. Schlussendlich wird **Dr. Ranzenbach** zum Magister Sanitatis gewählt.²⁷

Dieses Schreiben quittierten die Stände mit dem strengen Verweis, „dass in Zukunft derjenige, welchen die Stände als Magister bestimmen werden, diese Stelle nach der diesfalls neu aufzurichtenden Instruction [...] ohne Weigerung anzunehmen habe.“²⁸ Demzufolge wurden in den Bestellungen der Ärzte Dr. Johannes Puechner, Dr. Christoff Lutz, Dr. Wilhelm Männer, Dr. Jacobus Aricha, Dr. Nicolaus Holzäus, Dr. Matthias Ebenhanß, die Klausel eingefügt, dass sie sich im Notfall auch als Magister Sanitatis gebrauchen zu lassen schuldig seien.²⁹

Dr. Johannes Ranzenbach, wohnhaft in Enns, wurde, wie schon erwähnt, im November 1613 zum Magister Sanitatis gewählt – er war der jüngste aus der Reihe der Landschaftsärzte. Gemäß seiner Bestellung wurde er verpflichtet, *an allen denen orten, wohin Er im Land ob der Ens erfordert wierd, zu dienen*.³⁰

24 Guggenberger 1962, S 369–371.

25 OÖLA, LA, Sch. 1213, J.III.21, GGG Nr. 242: Schreiben des Landeshauptmanns Wolff Wilhelm von Wolkherstorff vom 12. Oktober 1613 an die Herren Verordneten; sowie Nr. GGG. Nr. 248, Nr. 2, vom 4. November 1613.

26 Vgl. Stauber 1884, S. 260; Guggenberger 1962, S. 279.

27 OÖLA, LA, Sch. 1213, J.III.21, GGG Nr. 250/613, Nr. 2: Schreiben der Landschaftsärzte v. [7.] November 1613 an die Verordneten; Stauber 1884, S. 260.

28 Stauber 1884, S. 260; vgl. Putschögl 1977, S. 386, Fußnote 36.

29 OÖLA, LA, Sch. 462, E.III.81, Bestellung v. 31. Oktober 1618, Dr. Johannes Puechner; ebd., E.III.95, Bestellung vom 15. April 1628, Dr. Christoff Lutz; sowie Linzer Regesten 1952–93, B. II. A. 25, Nr. 17589. 1628, Nov. 21. Linz: „Da die Verordneten es für besser halten, wenn nicht alle Medicis in Linz wohnen, sondern ihre Praxis in den vier Vierteln ausüben, so beauftragen sie Dr. Lutz, seinen Wohnsitz nach Aschach zu verlegen, von wo aus er auch leicht ins Mühlviertel gelangen kann. Wenn ihm Aschach nicht angenehm, kann er auch nach Haslach oder Rohrbach ziehen. LA, E. III. 99.“ OÖLA, LA, Sch. 462, E.III.100, Bestellung vom 9. März 1630, Dr. Wilhelm Männer; ebd., E.III.84, Bestellung vom 5. August 1623, Dr. Jacobus Aricha (Archer); ebd., E.III.85, Bestellung vom 14. Mai 1625; Nicolaus Holzäus; ebd., E.III.93, Bestellung vom 4. März 1628, Dr. Matthias Ebenhanß; zu den Bestellungen vgl. auch Putschögl 1977, S. 386; Guggenberger 1962, S.134, 164 und 209.

30 OÖLA, LA, Sch. 1213, J.III.21, GGG Nr. 250/613, Nr. 2: Schreiben v. [7.] November 1613; OÖLA, LA, Sch. 462, E.III.67, Bestellung für Dr. Johann Ranzenbach; vgl. Guggenberger 1962, S. 300.

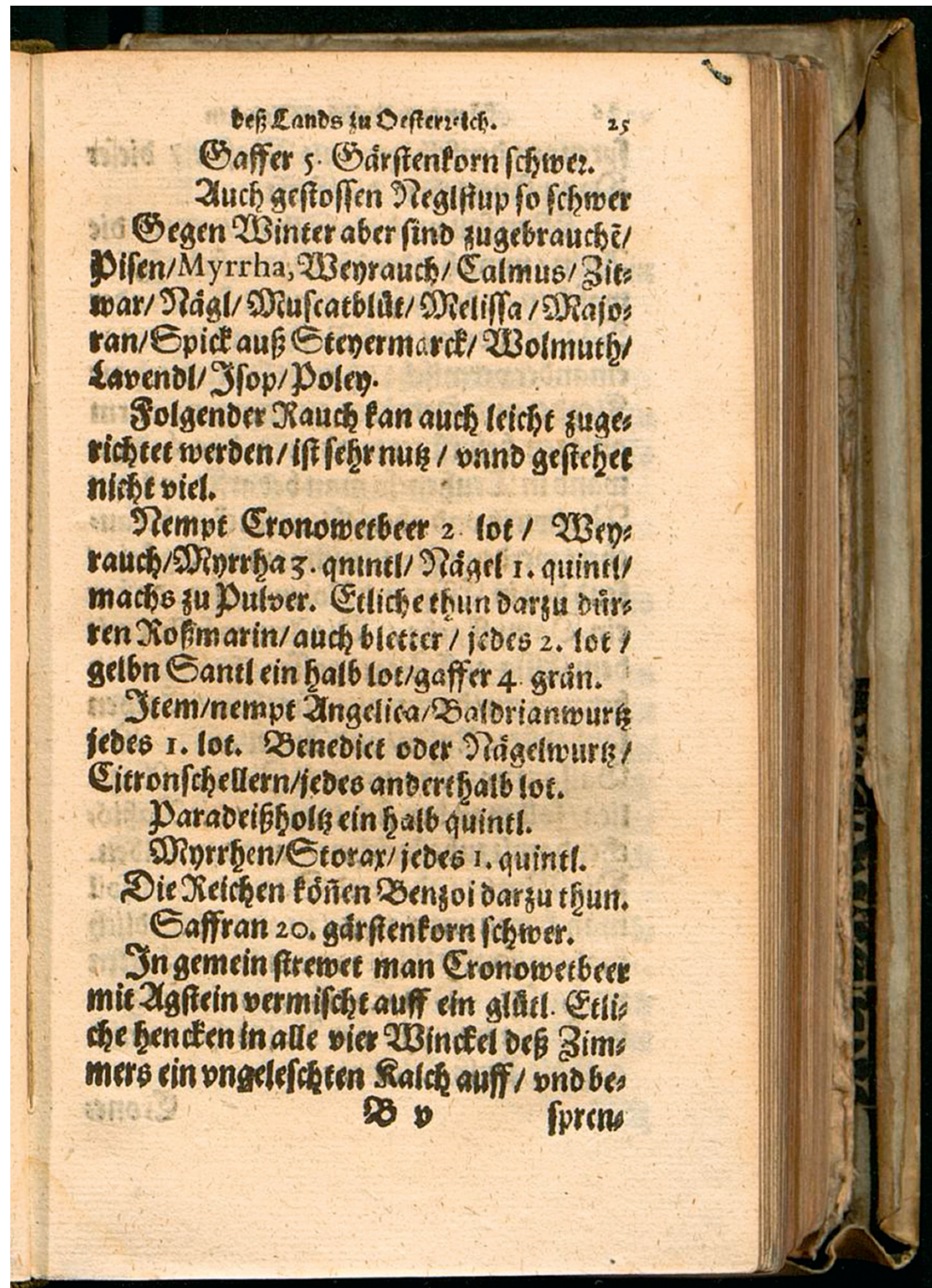
21 Von gewöhnlichen Seuchen
 Dann offte gesunde Dörffer wegen der was-
 serläuff vngesund werden.

Die Häuser der inficirten sollen nicht
 zugesperrt/ sondern kund gemacht / oder be-
 zeichnet werden / doch vorher durch stättes
 Rauchen wol gesäubert.

Die Leichenhäuser sollen absonderlich
 gewaschen/ gerainiget / vnnnd sampt allem
 der inficirten Gewand auffgehengt wer-
 den/oben vnterm Dach / am durchgehens-
 den Luffte / Man soll auch wol in acht ha-
 ben / daß die Stueben / Kammern / oder
 Gemach/ darin man wohnet/in der höch /
 sichtbar vnd wolgelegen / Also daß die
 Fenster den gesunden Luffte von Witters
 nache empfahen/oder doch zum wenigsten
 den Luffte von den contagiösen Orten
 herkommend / nicht empfinden mögen /
 vnnnd die Fenster / so die warmen weichen
 Wind / von Mittag vnnnd Niedergang be-
 rühren/sollen beschloffen / vnd wol verwa-
 ret seyn / in Häusern / sonderlich allhier zu
 Lins / soll das außgessen / abspüleich / was-
 schen/ harn / vnnnd dergleichen vnstat nicht
 gestattet werden.

So mögen auch ermeldte enge Höff
 allhier

Abb. 3: Wie man mit den Häusern der Infizierten verfahren soll.



des Lands zu Oesterreich.

25

Gaffer 5. Gärstenkorn schwer.

Auch gestossen Neglstup so schwer
 Gegen Winter aber sind zugebrauchē/
 Pisen/Myrrha, Weyrauch/ Calmus/ Zit-
 war/ Nägl/ Muscatblüt/ Melissa / Rasor-
 ran/ Spick auß Steyermarc/ Wolmuth/
 Lavendl/ Isop/ Poley.

Folgender Rauch kan auch leicht zuge-
 richtet werden / ist sehr nutz / vnd gestehet
 nicht viel.

Nempe Cronowetbeer 2. lot / Wey-
 rauch/Myrrha 3. quintl/ Nägel 1. quintl/
 machs zu Pulver. Etliche thun darzu dür-
 ren Rosmarin/ auch bletter / jedes 2. lot /
 gelbn Santl ein halb lot/gaffer 4. grän.

Item/nempe Angelica/Baldrianwurk
 jedes 1. lot. Benedict oder Nägelwurk/
 Citronschellern/jedes anderthhalb lot.

Paradeisholz ein halb quintl.

Myrrhen/Storax/jedes 1. quintl.

Die Reichen können Benzoi darzu thun.

Saffran 20. gärstenkorn schwer.

In gemein strewet man Cronowetbeer
 mit Agstein vermische auff ein gläsel. Etli-
 che hengen in alle vier Winckel des Zim-
 mers ein vngeleschten Ralch auff / vnd bes-

W v sprech

Abb. 4: Einige der vielen Rezepte wider die Pest.

Dr. Philipp Persius war unbestritten einer der angesehensten und fähigsten Ärzte des Landes. 1623 wurde er zwar noch in den Adelsstand erhoben,³¹ aber seine Hoffnung, dass sich die scharfe Vorgehensweise Kaiser Ferdinands II. gegenüber den Protestanten verbessern oder ändern würde, erfüllte sich nicht. Nachdem bereits 1624 alle protestantischen Prediger und Lehrer des Landes verwiesen worden waren, traf dieses Schicksal 1625 im Reformations-Patent auch „diejenigen Landschafts Offiziere und Diener, die bei der Augsburgischen [evangelischen] Konfession verbleiben wollen, [...]“³². Auch die Versuche der Verordneten, die protestantischen Ärzte in Linz zu halten, schlugen fehl. Dr. Persius blieb seinem Glauben treu und gab im Jahr 1625 seinen Willen zur Auswanderung bekannt.³³

Der aus Thüringen stammende Dr. Persius scheint in Linz namentlich erstmals im Jahre 1597 auf. Bezüglich seiner Anfänge im Land ob der Enns sind sich die Quellen nicht ganz einig, aber mit Ratsbeschluss vom 23. August 1597 wurden die Stellen der Landschaftsärzte neu besetzt und für Freistadt wurde Dr. Persius bestimmt.³⁴ Von dort kehrte er vor 1612 nach Linz zurück, denn um diese Zeit wird in Freistadt ein anderer Physikus erwähnt. Im selben Jahr scheint Persius als einer der drei Landschaftsärzte und Besitzer eines Hauses in der Linzer Vorstadt, Landstraße 28³⁵ auf. Als im Jahr 1613 Seuchen ausbrachen, wurde die sofortige Visitation der Linzer Apotheken befohlen. Gemeinsam mit seinen Kollegen erstattete Dr. Persius einen Bericht über diese Visitation.³⁶

Am 5. September 1615 heiratete er in zweiter Ehe die Bürgermeisterstochter zu Steyr, Maria Reidlingerin. Von 13 Kindern starben acht, was auf die hohe Kindersterblichkeit in damaliger Zeit hinweist, die auch vor den Kindern eines Arztes nicht Halt machte.³⁷

Im Seuchenjahr 1617 wurde er zum Magister Sanitatis ernannt.³⁸ Wie „lieb“ ihm diese Pflicht war, geht aus einem Vermerk hervor, wonach er gerne auf die doppelte Bestallung verzichten könnte, wenn man ihn von diesem Amt entheben würde, „wobei er nur Schaden leide und von Armen überlaufen werde, die er aus Mitleiden gratis behandle.“³⁹ Im selben Jahr verfasste er im Auftrag der Stände ein Werk über die Verhaltensmaßregeln in Seuchenzeiten: Weil der Seuchenarzt oft zu spät komme mit seinen Medikamenten, weil er nicht überall zugleich sein könne, sei es gut, so eine „Instruction“ zur Hand zu haben, aus der man erfährt, wie man sich vorbeugend verhalten und sich im Notfall auch selbst behandeln könne. Mit dieser „Aufforderung zur Selbstbehandlung“ waren aber die Stän-

31 Vgl. Topitz 1961, S. 100: Adelsbrief, datiert Regensburg, 23. Februar 1623, „von und zu Lonndorff“.

32 Linzer Regesten 1952–93, B. II. A 11, 12402. 1625, November 10.

33 Vgl. Topitz 1961, S. 100: Adelsbrief, datiert Regensburg, 23. Februar 1623, „von und zu Lonndorff“.

34 Ebd., S. 99 und S. 114, Fußnote Nr. 4: Philipp Persius, geb. 1569 in Ellrich in Thüringen, erwirbt am 27. Jänner 1598 an der Universität Basel den Doktorgrad der Philosophie und der Medizin, seine Dissertation trägt den Titel „Cl. Galeni de causis symptomatum libri tres [...]“; vgl. Fuchs 2008, S. 202; Guggenberger 1962, S. 280–281. Bezüglich seiner Anfänge variieren die Quellen ein wenig, so wird er bei Guggenberger auch „Kreisphysikus in Steyr“ genannt. Nach einer anderen Quelle soll er „seine Praxis um 1600 in Eferding begonnen“, bzw. soll er sich 1609 in Eferding aufgehalten haben, vorübergehend auch in Freistadt. Vgl. Mayrhofer / Katzinger 1990, S. 229.

35 Topitz 1961, S. 99, S. 106; Fuchs 2008, S. 201–207: Landstraße 28 a und b.

36 Siehe dazu auch den Beitrag in diesem Band: „Pest- und Seuchenjahre in Oberösterreich im 17. Jahrhundert: Die Rolle der Behörden.“

37 Vgl. Guggenberger 1962, S. 280–281; Fuchs 2008, S. 201–207.

38 Vgl. z. B. Fuchs 2008, S. 206; Topitz 1961, S. 106; Stauber 1884, S. 261; Kissling 1887, S. 7; bei Guggenberger 1962, S. 280–281: 1597 statt 1617 erwähnt.

39 Vgl. Topitz 1961, S. 106; siehe auch Stauber 1884, S. 261.

de nicht einverstanden, und so kam es vorerst nicht zur Veröffentlichung des Werkes.⁴⁰

1622 scheint Dr. Persius im Protokollbuch der Stadt Eferding als Besitzer eines Hauses „am Plaz“ auf,⁴¹ im Jahr darauf erhielt er das Adelspatent.

Das „Pestbüchlein“

Als 1625 wiederum eine Seuche ausbrach, bewilligte man die Drucklegung seines Werkes „Kurtzer und klarer Bericht: Wie man sich zu Zeiten der Pestilenz und andern in Oesterreich gewöhnlichen Seuchen [...] verhalten, dieselben erkennen, sich dafür fürsehen und bewahren solle und was in Mangel eines Medici zu gebrauchen“⁴² (Abb. 1). Das „Tractätlein“, gedruckt von Johann Blanck, umfasst 205 Seiten ohne Register und ist in deutscher Sprache mit lateinischen und griechischen Einfügungen verfasst, sodass eine gewisse Vorbildung nötig war, um von den vielen Ratschlägen profitieren zu können. Im Buch wird unterschieden zwischen den in Österreich „gewöhnlichen Seuchen“, den „pestilenzischen Krankheiten“, zu denen hauptsächlich das Fleckfieber zählt, Ruhr, Breun (Diphtherie, auch Bräune oder Halsbräune genannt), Kindsblattern und andere mehr, und der „echten Pest“. Obwohl zwischen den in dieser Zeit umgehenden Seuchen und der Pest „ein grosse Verwandtschaft ist“, so gäbe es doch einen ziemlichen Unterschied, nämlich dass die pestilenzischen Seuchen ein „lentum venenum“, ein langsames Gift hätten, die Krankheit also langsamer vorangehe, und auch länger andauerte, etwa 14 bis 20 Tage. „Aber die rechte Pest behend und schnell inficirt, [...] sie tödtet die Kranken in wenig Stunden oder wenig Tagen, weiln sie ein schnelles Venenum hat“.⁴³ Von den „pestilenzischen Krankheiten“ würden eher jene Menschen befallen, welche bereits einen „Zunder in ihrem Leib verborgen tragen“ – gemeint ist damit eine Vorerkrankung –, „aber die rechte Pest ergreiffet jedermänniglich“.⁴⁴ Ausführlich beschreibt Persius die Symptome der einzelnen Krankheiten, wie „die Zeichen am Leib, Dippel, Geschwer, Blattern“⁴⁵ und so weiter. „(Ausser Gottes Zorn), wie Hippocrates schreibet,“⁴⁶ seien zwei Ursachen schuld an den pestilenzischen Krankheiten: zum einen schlechte Luft oder Ansteckung durch erkrankte Personen, zum andern die schlechte Ernährung „des gemeinen Mannes zu mißbrättichen theuren Jaren“ sowie „böse [verseuchte] Wasser zum trincken und kochen“, wodurch die Widerstandskräfte im Körper schwinden und der Geist des Menschen vergiftet würde.⁴⁷ (Abb. 2) Das beste Mittel, sich vor Ansteckung zu schützen, sei „sich bald an unverdächtige Orte [zu] begeben und sich aus dem Staub [zu] machen!“ Wenn das nicht möglich sei, so möge man gewisse Vorsichtsmaßnahmen treffen, wie zum Beispiel „die Luft mit Räuchern reinigen, Straßen rein halten, totes Vieh von den Gassen schaffen; Häuser der Inficirten sollen nit zugesperrt, sondern kundgemacht oder bezeichnet werden, doch

40 Vgl. Fuchs 2008, S. 201–207; Topitz 1961, S. 106.

41 OÖLA, HA Starhemberg, div. Herrschaften, Sch. 126, Protokollbuch 1622; AStL, HS 519, Steuerbuch 1620: Dr. Philippus Persius, 40 f. außstendige Steür schuldig für 1621.

42 Die Ausgabe von 1621 ist als PDF-Scan z. B. lesbar auf der Seite des Münchner Digitalisierungszentrums: <https://www.digitale-sammlungen.de/de/details/bsb11269408>), zuletzt eingesehen am 07.03.2023.

43 Persius 1649, S. 9–11; Zitiert wurde nach dieser Ausgabe.

44 Ebd., S. 5.

45 Ebd., S. 13.

46 Ebd.; vgl. auch Topitz 1961, S. 109: „Die ausdrückliche Erwähnung des Hippokrates entspricht einem Punkte der Sanitätsordnung von 1597, wonach sich die Ärzte auf die Lehren von Hippokrates und Galen zu stützen haben.“

47 Persius 1649, S. 12–13. Vgl. auch Topitz 1961, S. 107–109.

vorher durch stets Rauchen wol gesäubert“ werden (Abb. 3). Die „inficierten“ Häuser sind zu meiden. „Der Todten Gräber [sollen] wol tieff gemacht und nicht in der Statt begraben und die Körper mit Erd und Kalch wol verdeckt werden“; um den Gestank abzuwenden, wird unter vielen anderen Rezepten ein Rosenwasser empfohlen; „ein Saphir [oder Bernstein] am Halß getragen, sol die magnetische[n] Leibskräfte in Zaum halten, daß der Leib das äußerliche Gifft nicht an sich ziehe,“ und so weiter.⁴⁸

Viele der Ratschläge aus dem Pestbüchl finden sich in den Instruktionen und Gutachten der Ärzte wieder, das Werk wird zum Ratgeber für mehrere Generationen von Ärzten.

1628 ist die Anwesenheit des Dr. Persius in Linz letztmals belegt. Nachdem er im Jahr davor sein Haus in der Linzer Vorstadt verkauft hatte, verließ er vermutlich zwischen 1628 und 1633 das Land ob der Enns. Er fand schließlich Aufnahme im Herzogtum Ortenburg, wo er etliche Jahre praktizierte und hoch angesehen im Jahre 1644 verstarb.⁴⁹

Der nächste namentlich bekannte Linzer Magister Sanitatis war im Jahr 1633 **Dr. Christoph Lutz**.⁵⁰ Im Jahr darauf, 1634 in der ersten Augustwoche, erreichte die Pest die Stadt Linz, und zwar mit kranken Soldaten aus Regensburg. Weil man nicht wusste, wohin mit ihnen, legte man sie vor dem Landhaus ab. Der Landeshauptmann ergriff die Initiative und befahl die „Visitierung und Beschreibung“ der Kranken durch den Landschaftsarzt Dr. Wilhelm Männer. In Anbetracht der Seuchengefahr wäre das eine gute Entscheidung gewesen. Leider lehnten das die Verordneten (denen die Ärzte unterstanden) mit der Begründung ab, dass das „ein Eingriff in ihre Freiheiten wäre“. ⁵¹ Gut eine Woche später brach *die laidige Pest in zwey heüsern in der Vorstatt* aus, und von Regensburg her, wo die *contaginishe Kranckheit sehr stark grassieren thuet*⁵², trafen immer mehr verwundete und kranke Soldaten ein. Am 21. August wurde endlich der Magister Sanitatis – nicht mehr Dr. Lutz, sondern Dr. Pistorius – verständigt.⁵³

Dr. Johann Michael Pistorius praktizierte in Steyr.⁵⁴ Er war verpflichtet, seine Praxis und damit seine Patienten von heute auf morgen zu verlassen, nach Linz zu ziehen und „sich nunmehr von allen übrigen Geschäften fernzuhalten“. Immerhin wurde ihm die doppelte Bestallung versprochen. Wann Dr. Pistorius in Linz eingetroffen ist, ist nicht bekannt, jedenfalls nach dem 21. August, und damit eindeutig zu spät.

Die geschilderte Situation weist auf die Mängel im Sanitätswesen hin. Es gab zwar Siechenhäuser und das Bürgerspital, doch wegen der Gefahr der Ansteckung wich man wohl auf Notunterkünfte aus; das Lazarett gab es damals noch nicht. Der endlich eingetroffene Seuchenarzt konnte nicht überall zugleich sein und die Versäumnisse von drei oder vier Wochen ausgleichen. Trotzdem beschwerte sich Landeshauptmann Graf Khuefstain bei Dr. Pistorius über *allerhand Mängel, Unordnungen, Unterbringung der*

48 Persius 1649, S. 25–37.

49 Vgl. Topitz 1961, S. 104; Fuchs 2008, S. 207.

50 Guggenberger 1962, S. 250; Kissling 1887, S. 7.

51 OÖLA, LA Sch. 1214, I.III.84, Nr.75/96, fol. 3, 9: Schreiben der Verordneten vom 9. August 1634 an Herrn Landeshauptmann; ebd., fol. 5: Antwortschreiben Landeshauptmann Graf Khuefstain vom 11. August 1634 an die Verordneten.

52 OÖLA, LA Sch. 1214, I.III.84, Nr. 218, fol. 10: Schreiben der Verordneten vom 18. August 1634 an Herrn Landeshauptmann.

53 Ebd., Nr. 222, fol. 16^v: Schreiben Landeshauptmann Graf Khuefstain vom 21. August 1634 an die Herren Verordneten; ebd., Nr. 219, fol. 14^r-15^v: Antwortschreiben Landeshauptmann Graf Khuefstain an die Verordneten, mit Bescheid vom 21. August 1634.

54 Vgl. Guggenberger 1962, S. 287; Stauber 1884, S. 262.

*an solcher Seich erkhrankhenden [...] Personen und verlangte von ihm einen sofortigen ausführlichen Bericht.*⁵⁵

Trotz aller Bemühungen breitete sich die Seuche immer weiter aus. Aus berechtigter Sorge um die Weiterführung der Regierungsgeschäfte beschlossen die Verordneten, Mitte Oktober mit Kanzlei und Kasse nach Wels zu übersiedeln.⁵⁶ Ende des Jahres war Linz wieder seuchenfrei.⁵⁷

Im Frühling 1635 beschloss der Ausschuss der Stände Sparmaßnahmen, die unter anderem auch die Ärzte betrafen: Statt fünf sollten zukünftig nur vier Landschaftsärzte bei gekürzter Besoldung angestellt werden – entweder von 300 auf 200 Gulden, oder die 300 Gulden belassen, dafür aber die doppelte Besoldung für das Amt des Magister Sanitatis wieder streichen – da waren sich die Herren Abgeordneten nicht einig.⁵⁸

Neun Jahre später, im Spätherbst 1644, brach in Wien wieder einmal die Pest aus: Kaiser Ferdinand III. übersiedelte deswegen samt Familie und Hofstaat nach Linz. Das hieß, besondere Vorsichtsmaßnahmen zu ergreifen, in erster Linie die Bestellung eines Magister Sanitatis.⁵⁹ Bevor die Medici jedoch ihre Wahl – denn sie bestimmten ja den Magister – bekanntgaben, wollten sie dezidiert wissen, ob das Amt nur für Infektionszeiten zu besetzen wäre oder auf Dauer; welche Besoldung zu erwarten sei und welche Remunerationen für Frau und Kinder vorgesehen wären, sollte dem Magister im Dienst etwas zustoßen.⁶⁰ Mehrere ergebnislose Verhandlungen des Rates folgten, bis schließlich im Jänner 1645 ein Resultat zustande kam: Nachdem *Gott lob Pest halber sich khein gefahr erzaiget*, halte man es für unnötig, einen Magister Sanitatis zu bestellen, denn ein solcher sei nur im Infektionsfall nötig. Solange die Seuchenwelle andauere, erhalte er die doppelte Besoldung, 600 Gulden. In den Instruktionen solle künftig die Klausel eingefügt werden, *daß sich in derlai fählen ein jeder brauchen zu lassen schuldig sey.*⁶¹

Als sich im Herbst 1645 in Niederösterreich und besonders in der Stadt Wien wiederum *die laidige Infection forth an mehrers* ausbreitete, wurden die üblichen Vorkehrungen getroffen, etwa die Visitation der beiden Apotheken sowie die Wahl eines Magister Sanitatis – es traf **Dr. Wolfgang Höfer**.⁶² Gleichzeitig wurde ein zweiter Magister bestimmt, weil Kaiser Ferdinand III. samt Familie aus Angst vor der Ansteckung wieder in Linz eintraf⁶³ und *weilen es, wegen deren von inficierten zur Kayl: Hoffstatt stettes alhero raisenden ein gefehrliches aussehen hatt*. Es war **Dr. Johannes Gregorius von Glantz**,

55 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.84, Nr. 248, fol. 22^r–43^v: Schreiben Landeshauptmann Graf Khuefstain vom 23. September 1634 an Dr. Pistorius, Linz.

56 Ebd., fol. 27^r, Nr. 252: *Transferierung des löbl: Collegiums der herrn Verordneten undt den Expeditionen nacher Welß, wegen der eingerisnen infection*; vgl. auch Stauber 1884, S. 262.

57 OÖLA, LA, Sch. 463, E.III.111: Schreiben des Freiherrn Wenzl Reichardt von Sprinzenstein sowie des Grafen Ludwig von Starhemberg, vom 23. Dezember 1634.

58 Linzer Regesten 1952–93, B. II. A. 11. 12491. 1635, März 15: Besoldung der Ärzte Punkt 8.

59 Linzer Regesten 1952–93, B. II. A. 11. 12623. 1644, Okt. 6. Verordnete an die *Landschafts Medici*.

60 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.Sanität, Nr. 101, Nr. 4, ad 108: Bericht der vier Ärzte vom 15. Oktober 1644 (Datum lt. Eingangsvermerk) an die Verordneten.

61 OÖLA, LA, Sch. 172, B.III./4. 99, fol. 155^r–158^v: *Schluß der gesambten löb: Stend vom 14. Januarij 1645*.

62 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.101, Nr. 11: Schreiben der Ärzte vom 12. September 1645 an die Verordneten.

63 OÖLA, MA Mauthausen, Sch. 38, Nr. 3: Schreiben Kaiser Ferdinands III. vom 28. September 1645 an den Grafen von Cavriani, Mauthausen. Das angeführte Mandat liegt nicht im Akt.

seit 1643 Landschaftsarzt⁶⁴ und im Schreiben der Landschaftsärzte vom 1. Oktober 1645 als Magister Sanitatis genannt.⁶⁵

Dr. Höfer war, wie Dr. Glantz auch, Landschaftsarzt seit 1643⁶⁶, am 3. Oktober 1645 wurde er zum Magister Sanitatis gewählt. In seiner *Instruction* heißt es, dass er, sobald sich eine Seuche ankündige, für zwei Jahre die doppelte Besoldung, also 600 Gulden, erhalten solle. Außerdem bekomme er von der Stadt Linz eine Wohnung zur Verfügung gestellt, freie Medikamente für sich und seine Hausgenossen, und er durfte von seinen Patienten *nach Discretion* einige Bezahlung begehren; *wofern er, Magister Sanitatis, selbst erkranken sollte, wollen sie Herrn Verordnete auf ein anderes qualificirtes subiectum zu seiner Curirung gedacht sein.*⁶⁷

Nicht ganz zwei Wochen nach seiner Ernennung zum Magister Sanitatis erhielt Dr. Höfer einen scharfen Verweis seitens der Verordneten. Er habe dem verstorbenen „Goldschmidt“ hitziges Fieber attestiert, dabei sei bei der Totenbeschau festgestellt worden, „das nemblich ermelte Leüch mit der bösen sucht [Pest] inficiert gewesen“. Er möge bei dergleichen Attestationen „ein bessere obacht halten“, damit nicht die löblichen Stände und Herrn Verordneten seinetwegen bei Ihrer Majestät in Ungnade geraten. Der Verfasser der „Beiträge zu einer Geschichte der Sanitätsverhältnisse Oberösterreichs“ meint aus der Sicht des Jahres 1887, dass die Sucht, „erste Fälle epidemischer Erkrankungen möglichst zu vertuschen oder in unverfänglicher Weise darzustellen, den Seuchenarzt verleitet hat, die angeführten Fälle als unverdächtig darzustellen.“⁶⁸ Das bleibt jedoch Spekulation.

Dr. Andre Gottlieb Männer wurde nach der Ernennung zum vierten Landschaftsarzt⁶⁹ im Jahr 1648 – neben Dr. Lutz, Dr. Fischer und Dr. Glantz – Ende Oktober zum Magister Sanitatis ernannt.⁷⁰ In diesem Sommer und Herbst breiteten sich im Land ob der Enns verschiedene pestilenzische Krankheiten aus⁷¹, und daher verfasste er gemeinsam mit seinen Kollegen eine neue „Instruction unnd Ordnung zu den Arzneyen“.⁷² Gleichzeitig erhoben die Ärzte mehrere Beschwerden gegen den Stadtmagistrat, die der Bürgermeister Punkt für Punkt zu widerlegen trachtete.⁷³

Wie meist in der kalten Jahreszeit ging die Seuche zurück und ab Mitte Jänner 1649 traten keine Infektionen mehr auf, sodass Dr. Männer nach Ablauf der Quarantänezeit sein Quartier verlassen durfte.⁷⁴ Aber bevor er von seinem Amt befreit wurde, kam eine

64 Guggenberger 1962, S. 186.

65 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.101, Nr. 17, 88/114: Schreiben der Landschaftsärzte Christoph Luz und Johann Fischer vom 1. Oktober 1645 an die Verordneten (*Instruction* mit 11 Punkten).

66 OÖLA, LA, Sch. 463, E.III.126: Bestallung Dr. Wolfgang Höffer, 300 fl., Linz den 10. Sept. 1643.

67 OÖLA, LA, Sch. 451, E.I.2/9: *Instruction* für Dr. Höfer, vom 3. Oktober 1645; vgl. auch Guggenberger 1962, S. 207–208; Linzer Regesten 1952–93, B.II.A 25, 17374. 1645, Oktober 3.

68 Kissling 1887, S. 49–50.

69 OÖLA, LA, Sch. 463, E.III.132: Bestallung vom 1. August 1648, *Jährlich [...]für Haus, Zünß, beheuzung, und in summa alles 300 Gulden [...]*.

70 OÖLA, LA, Sch. 451, E. I. 2/ 9: Den 29. Octobl: 1648 [to:] *ist diese Instruction insimili auf Andre Gottlieben Männer [umb] außgefertiget worden.*

71 Vgl. Kampmüller 1989, S. 43: Pestjahre in Ottensheim 1648, 1649; Wall 2007, S. 126: Der schwarze Tod – die Pest: Im Pfarrgebiet Gallneukirchen starben 552 Menschen; Stauber 1884, S. 263.

72 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.107, Nr. 10, undatiert, *Instruction und Ordnung zu den Arzneyen*. Zu dieser Instruktion und dem Briefwechsel mit den Behörden siehe auch den Beitrag in diesem Band: „Pest- und Seuchenjahre in Oberösterreich im 17. Jahrhundert: Die Rolle der Behörden.“

73 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.107. ad 100/121. Nr. 13: Schreiben des Bürgermeisters an den Landeshauptmann, mit Bescheid vom 7. Dezember 1648.

74 Ebd., Nr. 16: Schreiben des Dr. Männer vom 5. Feber 1649 an die Herren Verordneten.

Beschwerde seitens des Landeshauptmanns auf ihn zu: Er habe die Patienten nicht besucht, aber die doppelte Bestallung kassiert. Dr. Männer geht in seinem Antwortschreiben darauf ein und nennt zu seiner Rechtfertigung etliche Personen, welche bezeugen könnten, dass er sich sehr wohl nach besten Kräften um die Patienten bemüht habe. *Undt dieser mit eusserster Gefahr meines Lebens erzaigten mühe halber, würdet mir allem ansehen nach alle Ungunst, eusserste Ungnad undt nachfluech ehisten zue dankh werden.*⁷⁵

Gleichzeitig verfasste Dr. Männer eine mehrseitige Beschwerde über die Mängel des Lazarets (*defectus Xenodochii*) während seines Einsatzes.⁷⁶ Die Beschwerde wurde weitergeleitet, worauf am 8. März 1649 der Bescheid des Landeshauptmanns erfolgte: *Denen v. Linz [Stadtmagistrat] ex officio zuezustellen, mit auflag, hierin angezogene mengl nach besster thuelichkeit zu remedirn [abzustellen].*⁷⁷

Die Beschwerde des Dr. Männer zeigte Wirkung, denn in ihrem nächsten Gutachten äußerten sich die Ärzte lobend.⁷⁸

Im Spätherbst des Jahres 1649 kehrte die Seuche mit großer Heftigkeit zurück, so dass Dr. Männer erneut zum Einsatz kam. Die Sterbestatistik zeigt in diesem Jahr eine auffällige Spitze.⁷⁹

Nach Erlöschen der Seuche und abgelaufener Quarantänezeit konnte Dr. Männer wieder zu seiner Familie zurückkehren. Viel Lebenszeit war ihm nicht mehr beschieden, denn er starb knapp ein Jahr später.⁸⁰

Im März 1650 bewarb sich der in Freistadt praktizierende **Dr. Daniel Körner** um den begehrten Posten eines Landschaftsarztes in Linz.⁸¹ Er wurde auch aufgenommen, aber mit der Klausel, sich *bey etwo sich widerumben begebenden Infection gebrauchen zu lassen* und dies bei normaler Besoldung von 300 Gulden im Jahr⁸² – also bei deutlich schlechterer Bezahlung als seine Vorgänger. Da im August desselben Jahres in- und außerhalb der Stadt Linz erneut die *laydige Infection* auftrat, wurde Dr. Körner erstmals angeschrieben, sich in Bereitschaft zu halten.⁸³ Er scheint aber nicht in Erscheinung

75 Ebd., Nr. 20, 122 ½: Rechtfertigung des Dr. Männer vom 18. Feber 1649 an die Herren Verordneten.

76 Ebd., Nr. 18: Bericht des Dr. Männer vom 13. Feber 1649 an die Herren Verordneten; vgl. Guggenberger 1962, S. 40–42; Kissling 1887, S. 60–62; Sturmberger 1974, S. 229–247. Genaueres dazu im Beitrag „Pest- und Seuchenjahre in Oberösterreich im 17. Jahrhundert: Die Rolle der Behörden.“

77 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.107, Nr. 22: Konzept-Schreiben der Verordneten vom 19. Feber 1649 an den Landeshauptmann, mit Bescheid vom 8. März 1649.

78 Vgl. Stauber 1884, S. 264.

79 <http://www.statistik-ooe.at/>, Sterbestatistik Oberösterreich; zuletzt eingesehen am 18.07.2023. Siehe dazu auch den Beitrag „Sterbedaten in Oberösterreich von 1577 bis 1940“ von Erich Lang.

80 Männer, Andreas Gottlieb [=Theophil], Dr., verheiratet mit Anna Maria; Tochter Maria Polixena, geboren 22.11.1650, Tochter Eva Maria, geboren 25.10.1649, gestorben 21.01.1651: OÖLA Pfarrmatriken, Pf. Stadtpfarre Linz, Totenbuch I, S. 124, 21.01.1651.

81 OÖLA, LA, Sch. 463, E.III.133: Schreiben des Bürgermeisters von Freistadt v.14. März 1650, an die Stände.

82 Ebd., Bestallung Dr. Daniel Körner, Freistadt, als Landschafts-Medicus bzw. Magister Sanitatis. Klausel: *Zu einem würckhlichen Landtschafft Medico gegen der sonsten gewöhnlichen ainfachen bestallung, dergestalt und mit disem beding angenomben, daß er sich gegen jetztgemelter ainfachen bestallung, bey etwo sich widerumben begebenden Infection gebrauchen zu lassen schuldig sein.* 300 fl., Linz, den 19. März 1650.

83 Ebd., Bestallung Dr. Daniel Körner, Freistadt, als Landschafts-Medicus bzw. Magister Sanitatis. Klausel: *Zu einem würckhlichen Landtschafft Medico gegen der sonsten gewöhnlichen ainfachen bestallung, dergestalt und mit disem beding angenomben, daß er sich gegen jetztgemelter ainfachen bestallung, bey etwo sich widerumben begebenden Infection gebrauchen zu lassen schuldig sein.* 300 fl., Linz, den 19. März 1650.

getreten zu sein, denn in mehrmaligen Mahnungen beschwerten sich die Verordneten, dass Dr. Körner sich zwar als Magister Sanitatis gemeldet habe, *aber nit zur Stell* und weder ins Lazarett noch zu anderen Patienten gekommen sei.⁸⁴ Im nächsten Schreiben warf man ihm vor, dass er sich in seiner Funktion *bisher was nachlässig erzaigt* und die infizierten Personen entweder gar nicht oder selten besucht habe. Er wurde *bey verliehrung seines diensts* ermahnt, seinen Pflichten gemäß der Instruktion in Zukunft besser nachzugehen.⁸⁵ Endlich meldete sich Dr. Körner zu Wort. In seinem Antwortschreiben (vermutlich vom 27. November) weist er die Vorwürfe zurück: *Nun wollte Ich den scharffen verweiß, auch betrote dienstes verliehrung gern gedulden, wan Ich im wenigsten schuldig, oder die ungüetige beclagung verursacht hete*. Im Gegenteil, er habe seit seiner Berufung zum Magister Sanitatis *das Lazaret tägl: 2, ia auch öffter 3 mahl, so lang Patienten verhandten waren* besucht. Die reklamierten *Wochenzetl* werde er ab sofort ausstellen. Er hoffe, damit seine Unschuld bewiesen zu haben und man werde die wider ihn gefasste *ungleiche Mainung* fallen lassen.⁸⁶

Wann Dr. Körner nun wirklich sein Amt in Angriff genommen hat beziehungsweise wann er von Freistadt nach Linz gekommen ist, geht aus den vorhandenen Dokumenten nicht hervor. Auf Grund der massiven Vorwürfe legte er eine Liste über die von ihm behandelten Patienten vor.⁸⁷

Eine Befragung seiner im Lazarett beschäftigten Helfer ergab, dass allesamt nur Gutes zu berichten wussten.⁸⁸ Auch an seine Kollegen wandte er sich und bat sie um ihre Unterstützung gegen die Vorwürfe der Verordneten. *Ich bin desto unglückhseeliger*, wendet er ein, *weiln mir diß officium nit nuhr indirecte auffgeburdet, sondern auch nuhr halbe bestellung alß meinen Vorfahren geraicht wirdt, unnd mueß noch unverdiente verfolgung laiden, unnd meine praxi unnd physicat verabsäumen*.⁸⁹ Dieser Bitte kamen die Ärzte nach, auch der Stadtrichter bezeugte, dass er weder im Lazarett noch sonst Klagen gegen Dr. Körner vernommen hätte.⁹⁰ Mitte Feber, nach der üblichen Quarantäne, durfte er *zue seinem Physicat* zurückkehren.⁹¹ Interessanterweise bewarb sich Dr. Körner, obwohl er so schwere Vorwürfe einstecken musste, im Jahr 1652 wiederum als Landschaftsarzt in Linz, das Gesuch wurde jedoch abgelehnt. Er starb 1670 in Freistadt.⁹²

84 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.109: Schreiben der vier Verordneten vom 23. August 1650, an den Magister Sanitatis; ebd., Schreiben der Verordneten vom 20. September 1650 an Dr. Körner; ebd., fol. 9^r: Schreiben der Verordneten vom 9. Oktober 1650 an Dr. Körner.

85 Ebd., [fol. 10^r]: Schreiben der Verordneten vom 24. November 1650 an Dr. Körner.

86 Ebd., Nr. 109: Schreiben (*apologa*) des Dr. Daniel Körner (undatiert, vermutlich vom 27. November 1650) an die Verordneten.

87 Ebd., fol. 16^r–16^v: Verzeichnis des Dr. Körner vom 27. November 1650 über die von ihm in seiner Funktion als Magister Sanitatis behandelten Patienten.

88 Ebd., fol. 17^r–17^v: Befragung der im Lazarett beschäftigten Personen über die Tätigkeit des Dr. Körner, 26. November 1650.

89 Ebd.: Schreiben des Dr. Körner vom 27. Nov. 1650 an seine Kollegen.

90 Ebd., fol. 12^r, 19^r, 106/132: Schreiben der drei Ärzte vom 28. Nov. 1650 an die Verordneten mit Bezug auf deren *Decret vom 24. ditts* [Nov.].

91 Ebd., fol. 20^r, 25^v: Schreiben der Ärzte v. 15. Feber 1651 an die Herren Verordneten.

92 Laut OÖLA, Heider Matriken, D475 [34] Begräbnisse Freistadt, S 73, starb am 17. März 1670 Daniel Kierner Doctor med., der Landschaft Physicus. Neben reichem Hausrat hinterließ er ein Barvermögen in Höhe von 2783 Gulden. (OÖLA, LA, Sch. 492, E.XII.51: Testament des Dr. Daniel Körner).

QUELLEN UND LITERATUR:

Bohdanowicz 1962 = Bohdanowicz, Franz Xaver: Die Plag' der Pestilenz im Linz des 16. Jahrhunderts. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1962, S. 105–128.

Doblinger 1951 = Doblinger, Max: Jörg von Perkheim, ein ständischer Diplomat des 16. Jahrhunderts. Sonderabdruck aus dem Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines, 96. Band, Linz 1951, S. 87–109.

Fuchs 2008 = Fuchs, Walter: Pest, Ausweisung, Migration: Der verschlungene Lebensweg des Linzer Stadtarztes Philipp Persius. In: Oberösterreichische Heimatblätter 62 (3/4 2008), S. 201–207.

Guggenberger 1962 = Guggenberger, Edmund: Oberösterreichische Ärztechronik. Wien 1962.

Huttmann 1958 = Huttmann, Arnold: Ein flandrischer Arzt des 16. Jahrhunderts in Siebenbürgen und Österreich. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz, 1958, S. 47–72.

Kampmüller 1989 = Kampmüller, Otto (Hrg.): Steine – Tafeln – Kleindenkmale Ottensheim. Ottensheim 1989.

Kissling 1887 = Kissling, Adolf, Ritter von: Beiträge zu einer Geschichte der Sanitätsverhältnisse Oberösterreichs, mit besonderer Berücksichtigung der Pestinvasionen im siebzehnten Jahrhundert. In: Fünfundvierzigster Bericht über das Museum Francisco-Carolinum, nebst der neununddreissigsten Lieferung der Beiträge zur Landeskunde von Oesterreich ob der Enns. Linz 1887, S. 60–62.

Linzer Regesten 1952–93 = Linzer Regesten, herausgegeben vom Archiv der Stadt Linz. 199 Bde. Linz 1952–93.

Mayrhofer / Katzinger 1990 = Mayrhofer, Fritz / Katzinger, Willibald: Geschichte der Stadt Linz. Von den Anfängen zum Barock. Band I. Linz 1990.

Pauler 2007 = Pauler, Roland: Leben im Mittelalter. Ein Lexikon. Darmstadt 2007. S. 135–137.

Persius 1649 = Persius, Philipp: Kurtzer und klarer Bericht: Wie man sich zu Zeiten der Pestilenz und andern in Oesterreich gewöhnlichen Seuchen, als: Ung[a]rischen Kranckheit / Ruhr / Peteckien / Breun / Kindsblattern und Flecken und was sonst mehr denen anhängig, verhalten, dieselben sampt ihren Ursachen recht erkennen, sich dafür vorsehen und bewahren solle, und was in mangel eines Medici zu gebrauchen“. [...] Linz 1649.

Putschögl 1977 = Putschögl, Gerhard: Die landständische Behördenorganisation in Österreich ob der Enns vom Anfang des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur österreichischen Rechtsgeschichte. Linz 1977.

Reith 2011 = Reith, Reinhold: Umweltgeschichte der Frühen Neuzeit. Enzyklopädie Deutscher Geschichte Band 89. Oldenbourg-München 2011.

Stauber 1884 = Stauber, Franz X.: Historische Ephemeriden über die Wirksamkeit der Stände von Österreich ob der Enns. Linz 1884.

Sturmberger 1974 = Sturmberger, Hans: Vom „Hospital“ zum „Krankenhaus“. Zur Geschichte des Krankenhauswesens in Oberösterreich bis zum 1. Weltkrieg. In: Mitteilungen des Oberösterreichischen Landesarchivs 11. Band. Linz 1974, S. 229–247.

Topitz 1961 = Topitz, Alois: Das Pestilenz-Büchlein des Dr. Philipp Persius von Lonstorff. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1961, S. 97–118.

Vasold 2008 = Vasold, Manfred: Grippe, Pest und Cholera. Stuttgart 2008.

Vocelka / Traninger 2003 = Vocelka, Karl / Traninger, Anita (Hsg.): Die frühneuzeitliche Residenz, Band 2. Wien/Köln/Weimar 2003.

Bestände des Oberösterreichischen Landesarchivs.

BILDNACHWEISE:

Alle Abbildungen aus: *Philipp Persius: Kurtzer und klarer Bericht. Wie man sich zu zeiten der Pestilentz/ und andern inn Oesterreich gewöhnlichen Seuchen/ Als: Ungrischen Kranckheit/ Rhur/ Petechien/ Breun/ Kindsblattern und FleckenLintz, 1621.* Public Domain.
(Digitalisat, Münchner Digitalisierungszentrum: <https://www.digitale-sammlungen.de/de/details/bsb11269408>)

PEST- UND SEUCHENJAHRE IN OBERÖSTERREICH IM 17. JAHRHUNDERT: DIE ROLLE DER BEHÖRDEN

Helga Heist

Die vielfältigen und umfangreichen Aufgaben der Behörden in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, das durch den Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) geprägt ist, spiegeln sich im regen Briefwechsel zwischen den einzelnen Amtsträgern: Befehle des Kaisers an Landeshauptmann oder Herrschaftsinhaber, Korrespondenz zwischen Landeshauptmann und Verordneten, Landschaftsärzten und Bürgermeistern. Dazu kommen noch ärztliche Gutachten, Infektions- und Sanitätsverordnungen und vieles mehr. Anordnungen und die Reaktionen darauf werfen Streiflichter auf die Lebensumstände der Bevölkerung, zeigen aber auch die Probleme, mit denen die Behörden bei der Umsetzung dieser Befehle zu kämpfen hatten. Hygiene und Umweltbewusstsein waren natürlich noch meilenweit vom heutigen Verständnis entfernt. Wenn man liest, dass in der Sanitätsverordnung aus dem Jahr 1613¹ verboten wird, Abfall auf die Gasse zu werfen, scheint das ja eigentlich fortschrittlich – bis man erfährt, dass jedweder Unrat in die Donau geschüttet werden musste.

Das einzig wirksame Mittel gegen die diversen Infektionskrankheiten war im Prinzip die Verhinderung der Einschleppung: Sobald bekannt wurde, dass in benachbarten Ländern die *laidige seuch* oder andere verdächtige Krankheiten grassierten, holte man ein Gutachten der Landschaftsärzte ein, um herauszufinden, ob es sich um das „hitze Fieber“ oder gar um die „laidige Infection“ (die Pest) handle. Dementsprechend wurden Infektionsordnungen ausgegeben, Grenzwatchen aufgestellt und die Stadttore bewacht oder teilweise geschlossen. Pestfedern (Pässe) wurden verlangt (von jedem, *wer er auch sey*), aus denen ersichtlich war, dass der Durchreisende von einem Ort „mit gesunder Luft“ kam. Andernfalls wurde Quarantäne verhängt, das heißt, man brachte den möglicherweise Infizierten in einem so genannten „Contumaz-Haus“ unter. Im Falle eines Seuchenausbruchs wurde ein Seuchenarzt eingesetzt, der so genannte *Magister Sanitatis*².

Gutachten beziehungsweise „Instructionen“ der Ärzte, insbesondere das Werk des Dr. Philipp Persius, zeigen den damaligen Stand der Medizin. Die *vergüffte lufft* sei in erster Linie schuld. Aus *Zorn Gottes* kam eine Seuche über die Menschen und man scheute sich auch in den obersten Kreisen nicht, sich so genannte, selbstverständlich geweihte, „Pestbrevel“ oder „Peststeine“ um den Hals zu hängen. Leider sind genaue Angaben zu den tatsächlichen Todesfällen aus den Quellen nur sehr schwer bis gar nicht zu eruieren.

¹ Vgl. Guggenberger 1962, S. 279–280.

² Siehe den Beitrag in diesem Band: Die „*Magistri Sanitatis*“ im Land ob der Enns (circa 1550 bis 1650).

DER SCHWARZE TOD

Die Medizingeschichte unterscheidet drei, manchmal auch vier große Pandemien;³ die größte und schlimmste ereignete sich von etwa 1347 bis 1352, der so genannte „Schwarze Tod“. Von Mittelasien nach Italien eingeschleppt, verbreitete sie sich sehr schnell in ganz Europa. Nach ihrem allmählichen Abklingen hatte sie rund 25 Millionen Menschen, etwa einem Drittel der europäischen Bevölkerung, das Leben gekostet.⁴ Neben der Pest traten andere Epidemien auf, wie etwa Fleckfieber⁵, Ruhr, Syphilis, Malaria, Pocken oder der „englische Schweiß“⁶ (1529). Manchmal muss man Polyepidemien annehmen, so traten etwa Pest und Flecktyphus gleichzeitig auf. Die Pest war in Europa 1520 bis 1530, 1575 und 1588, zwischen 1597 und 1604 sowie 1624 bis 1631 am stärksten verbreitet. Spätere Epidemien trafen wie etwa jene von 1679/1680 einzelne Städte hart, waren aber insgesamt nicht mehr so verlustreich. Weil „Pest“ und „Pestilenz“ auch als Synonyme für Seuchen schlechthin gebraucht wurden,⁷ ist die genaue Bestimmung der Seuchenart kaum möglich. Ärzte und Gelehrte standen den Krankheiten hilflos gegenüber, und erst 1894 konnte Alexandre Yersin das durch den Rattenfloh auf den Menschen übertragene Pestbakterium (*Yersinia pestis*) identifizieren.⁸

Krieg – Pest – Hungersnot, diese drei apokalyptischen Reiter waren ständige Begleiter der Menschen des 17. Jahrhunderts. Besonders im Verlauf des Dreißigjährigen Krieges wurden durch Truppendurchmärsche oder Einquartierung von Soldaten Krankheitserreger eingeschleppt und verbreitet. Manchmal war ein ganzer Ort betroffen, dann wieder nur einzelne Häuser. Die Pest traf alle Bevölkerungsschichten, am meisten aber die Armen, die unter für heutige Begriffe unvorstellbaren hygienischen Verhältnissen auf engstem Raum zusammenlebten.⁹ Von einigen dieser *contagiösen* Seuchenwellen und dem Kampf der Behörden dagegen soll hier die Rede sein.

INFEKTIONS- UND SANITÄTSORDNUNGEN ...

Bereits ab der Mitte des 16. Jahrhunderts hatte man versucht, durch diverse Infektionsordnungen das Sanitätswesen zu verbessern – etwa 1562, 1582 und 1585.¹⁰ Als sich im Jahr 1597 in Ottensheim¹¹ und dann auch in Linz pestilenzartige Krankheiten zeigten, bemühten sich Landeshauptmann und Stände um die Neuorganisation des Gesundheitswesens. Am 1. August 1597 erschien eine neue Infektionsordnung, die unter anderem die Ausbreitung

3 Vgl. Reith 2011, S. 93–103, hier S. 94: „Die Justinianische Pest 541/42, der Schwarze Tod 1347–52 mit den folgenden Pestwellen bis Ende des 17. bzw. Anfang des 18. Jahrhunderts und schließlich die moderne Pest, die 1894 von Hongkong ihren Ausgang nahm, wo Alexandre Yersin das Pestbakterium (*Yersinia pestis*) identifizieren konnte.“

4 Vgl. Pauler 2007, S. 135–137.

5 Vgl. Vasold 2008, S. 74–80. Fleckfieber, auch bekannt als Flecktyphus. Die Erreger werden durch Kleiderläuse übertragen.

6 Vgl. Seemann 2019, S. 86–95, Englischer Schweiß.

7 Reith 2011, S. 19 und S. 23.

8 Vgl. Pauler 2007, S. 135–137; Reith 2011, S. 94.

9 Vgl. Grüll 1969, S. 239.

10 Bohdanowicz 1962, S. 111: Infektionsordnung 1562; S. 117: Infektionsordnung 1582; S. 126: Infektionsordnung 1585.

11 Vgl. Kampmüller 1989, S. 43. Hauptpestjahre in der Ottensheimer Gegend: 1597, 1625, 1629, 1648, 1649, 1713.

einer Seuche durch Absperren der Stadttore verhindern sollte.¹² Bei der Ratssitzung vom 23. August wurden den Landschaftsärzten¹³ ihre Amtssitze zugewiesen: Je einer in Wels, Steyr, Freistadt und zwei in Linz.¹⁴ Gleichzeitig erstellte man eine für das Land ob der Enns passend eingerichtete Sanitätsordnung für das gesamte Sanitäts-Personal,¹⁵ die zum Beispiel bestimmte, dass nur Ärzte ordinieren durften, die in Wien geprüft worden waren.¹⁶ Apotheker, Wundärzte und Bader wurden erst nach einer Prüfung durch die Landschaftsärzte zugelassen. Eine sehr modern anmutende Passage untersagte den Landschaftsärzten, selbst an die Patienten Arzneien auszugeben oder Geschenke von Apothekern anzunehmen; Wundärzte und Bader¹⁷ durften keine „innerlichen Curen“ anwenden. Apotheken-Visitationen sollten öfter und vor allem unvermutet vorgenommen werden.¹⁸ Letzteres kam in der Praxis kaum vor – Visitationen wurden meist erst angeordnet, wenn eine Seuche bereits ausgebrochen war.

In den Jahren 1611/1612 zog das Passauer Kriegsvolk eine Spur der Verwüstung durch das Land ob der Enns.¹⁹ Die Angst vor Seuchen stieg, und als in Ottensheim 1611 eine „hitzige Krankheit“ mehrere Todesopfer forderte, wurden die dortigen Amtsinhaber heftig gerügt: Sie hätten mit der Meldung an die Obrigkeit zu lange gewartet.²⁰ Für die örtlichen Verantwortlichen war die Situation schwierig: Sie wollten durch vorschnelle Meldungen keine Panik verbreiten, noch dazu, weil auf dem Land ja kaum Medici vorhanden waren. Auf die Deutung der Symptome durch Bader, Wundarzt oder gar Quacksalber konnte oder wollte man sich nicht verlassen.²¹ In Ottensheim kam zum Beispiel der Apotheker zur „Behandlung“ – und zur Leichenbeschau.²²

12 Stauber 1884, S. 257; Kissling 1887, S. 29.

13 Jene Doktoren der Medizin, welche von den Landständen eingestellt und auch besoldet wurden, waren in erster Linie für die Betreuung der Kranken, vor allem der Ständemitglieder, zuständig, hatten aber daneben auch gewisse öffentliche Aufgaben zu versehen wie etwa die Überwachung des gesamten Sanitätswesens. Sie wurden „Landschaftsmedici“, „Landschaftsphysici“ oder auch „Landschaftsärzte“ genannt und lassen sich durchaus als Vorläufer heutiger Amtsärzte bezeichnen. Vgl. dazu Putschögl 1977, S. 258–263 und S. 384–386.

14 Vgl. Stauber 1884, S. 259; Bohdanowicz 1962, S. 123; Topitz 1961, S. 99; Sandgruber 2012, S. 4–5: Linz zählte um 1600 etwa 3.000 Einwohner, Wels 5.000, Steyr 9.000.

15 Stauber 1884, S. 258–259: Sanitätsordnung.

16 Topitz 1961, S. 109: An der medizinischen Fakultät der Universität Wien wurden die Ärzte nach den Lehren von Hippocrates und Galen ausgebildet; nach Topitz 1961, S. 114, Fußnote 49, bestand an der genannten Universität eine starke Gegnerschaft gegen den 1541 verstorbenen Theophrastus Paracelsus. Guggenberger 1962, S. 37, bedauert diese Gegnerschaft. Er sagt: „Paracelsus [...] kämpfte gegen die Vertreter des überall herrschenden Aberglaubens, doch zeitlebens ohne Erfolg.“

17 Guggenberger 1962, S. 38: Die Tätigkeit der Bader, Barbierer, Chirurgen, Wundärzte, waren lange Zeit nicht auseinanderzuhalten. Allen gemeinsam war das Fehlen einer geregelten Vorbildung, was in Seuchenzeiten zu Beschwerden seitens der Seuchenärzte führte.

18 Stauber 1884, S. 258–259: Sanitätsordnung.

19 Vgl. Grill 1969, S. 239.

20 OÖLA, Annalen 1608–1612, HS 52, fol. 979–1006; Stauber 1884, S. 159.

21 Guggenberger 1962, S. 38: Die Anzahl der Mediziner, welche für die damalige Zeit gut ausgebildet waren, reichte kaum aus, um den Sanitätsdienst in den großen Städten zu versehen. „Das [...] Gesundheitswohl des Volkes war den rohen Händen unwissender Bader und herumziehender Scharlatane überantwortet.“

22 OÖLA, Annalen 1608–1612, HS 52, fol. 979–1006: Nachdem der Baderknecht verstorben war, wurde dem Bader ein *Faill Bad* zu baden verboten, ungeacht, daß Er alberait haizen lassen. So ist auch von hauß zu hauß geschickht, vnnd Jedem einbunden worden, daß Er nichts unsaubers auff die gassen güeßen, nit weniger auch in dem hauß mit Kranabeten reüchern und mit Essig besprengen lassen solle [...].

Seuchen in Pressburg, Wien, Prag und in einigen Orten Deutschlands im Jahre 1613 ließen Ähnliches auch für das Land ob der Enns befürchten, und so ersuchte der Landeshauptmann die Stände, deswegen und wegen der bevorstehenden Ankunft von Kaiser Matthias einen Magister Sanitatis zu ernennen.²³ Im selben Jahr erschien auch wieder eine neue Sanitätsverordnung der Stadt Linz. Unter anderem enthielt sie folgende Punkte:

1. Sollte irgendwo eine Person erkranken, ob bekannt oder ein Fremder, muss sofort ein Medikus, Barbier oder Bader gerufen werden. Bei Seuchenverdacht: Sofortige Meldung an den Bürgermeister.
2. „Gastzettel“ (Meldezettel) sind „fleißig“ abzugeben.
3. Generell wird größte Sauberkeit verlangt, Abfall darf nicht auf die Gasse, sondern muss in die Donau geworfen werden.
4. In der Stadt noch vorhandene Schweine sind schnellstens zu entfernen.
5. Der Verkauf von alten Kleidern, Branntwein und rohem Obst ist verboten.
6. Die Wachen an den Stadttoren werden verstärkt. Jede Person, die in die Stadt will, gleichgültig welchen Standes, ist zu befragen, woher sie kommt. Kommt sie aus einem verdächtigen Ort, darf sie nicht in die Stadt gelassen werden. Bettler und andere müßiggehende Personen sind von der Stadt fern zu halten.²⁴

Im heutigen Verständnis erscheinen diese Maßnahmen meist gar nicht so abwegig: Die Donau fungierte ja ohnehin als allgemeine „Abfallbeseitigungsanlage“ – Abfälle vom Wasser wegtragen zu lassen, war sicher besser, als auf der Gasse durch den Schmutz zu waten. Die Sinnhaftigkeit eines Verbotes von Branntwein und rohem Obst lässt sich allerdings nur schwer nachvollziehen.

...UND DIE PRAXIS

Wie genau die Personen, die aus *inficierten Orten* kamen, in der Praxis kontrolliert wurden, zeigt das Schreiben von Richter und Rat von Ottensheim vom 18. November 1613 an die Herren Verordneten (präsentiert am 29. November, 11 Tage später): Dort seien vor kurzem zwei junge Mädchen verstorben, wovon einer *an dem Linckhen fueß ein dipel aufgefahren seye*. Der *Apodeckher alhie, so selbst bey dem menschen gewesen, und ime was verordnet hat*, habe es angezeigt. Sie beanstanden, dass bei mehreren Bürgern Soldaten einquartiert wurden und werden, welche *von inficierten orthen herraißen* [her reisen] *thuen*, wobei *wol zu besorgen ist, es möchte einer oder der ander ihnen waß in daz hauß bringen*. Sie bitten die Verordneten, *dise unordnung abzustellen*.²⁵ Wie schon oben erwähnt, mangelte es auf dem flachen Land an Ärzten; verschärft wurde dieser Ärztemangel noch durch die 1601 erlassene Resolution²⁶, die hartnäckige Protestanten zur Auswanderung zwang – was natürlich auch die protestantischen Ärzte betraf.

23 Stauber 1884, S. 259.

24 Guggenberger 1962, S. 279–280.

25 OÖLA, LA, Sch. 1213, J.III.21, GGG Nr. 253, N. 2: Schreiben Richter und Rat von Ottensheim vom 18. November 1613, an [die Herren Verordneten], Rückvermerk: *Praes: 29. 9bris anno 1613*.

26 Linzer Regesten 1952–93: B. II. A 8. 11074, 1601, Mai 21. An. EE.109 [Ei].

Mit den Apotheken hatte die Obrigkeit ein spezielles Problem: Obwohl in der Sanitätsordnung von 1597 regelmäßige und unangekündigte Visitationen der Linzer Apotheken vorgesehen und die Verordneten für die Ausführung dieser Bestimmung verantwortlich waren, führte man erst 1613, 21 Jahre nach der Verordnung, eine solche durch. Im Beisein zweier Beamter des Linzer Stadtrats visitierten die Landschaftsärzte Dr. Philipp Persius, Dr. Johann Springer und Dr. Johannes Perillius die beiden Linzer Apotheken,²⁷ wobei beanstandet wurde, „daß sich die Apotheker keineswegs an die Apothekerordnung halten; sie führen kein Buch oder Register, in das vom Arzt eingetragen werden sollte, wann sie die Medikamente machen, sodaß die Ärzte nie wissen, wie alt oder gut die Medikamente sind; daß die Rezepte zu Zeiten anders gemacht werden, als der Arzt es verordnet, aber ohne des Arztes Wissen; sie führen die Apotheken wie ein bürgerliches Gewerbe und machen auf oder sperren zu, ganz nach ihrem Gefallen!“²⁸

Zur Behebung dieser Mängel drängten die Ärzte darauf, dass die Apotheker *den bisher unterlassenen, aber hochnotwendigen Eid bei der Generalvisitation zu leisten haben*.²⁹

Doch auch die nächste Visitation erfolgte erst Jahre später, 1617³⁰, die übernächste gar erst im Pestjahr 1634, nach Ausbruch der Seuche.

DIE ZEIT DES DREISSIGJÄHRIGEN KRIEGES

Schon bald nach Ausbruch des Krieges gab es Hinweise auf Elend und Armut unter der Bevölkerung weitab der großen Städte. Der seit 20 Jahren in Freistadt praktizierende Landschaftsarzt Dr. Schiffmann versuchte, endlich von *dießen waldtorth* wegzukommen, wohin er von den Ständen beordert worden war. Er bewarb sich um eine freiwerdende Stelle in Linz und hoffte auf *gnädige befürderung*. In seinem Brief beschreibt er, *in was Elendt und armueth* sowohl dieser Ort als auch die angrenzenden böhmischen Orte durch die jetzigen Kriegszeiten geraten, und dass die wenigen noch übriggebliebenen Inwohner *mehr nach ein stuckh brot, alß nach viller arzenei [...] fragen und seüffzen*.³¹

Als ob die kriegerischen Geschehnisse nicht schon genug Kummer über die Bevölkerung gebracht hätten, verbreiteten sich im Jahr 1625 wieder ansteckende Krankheiten. Aus diesem Anlass wurde das bereits 1617 von dem damaligen Magister Sanitatis Dr. Philipp Persius verfasste „Pestbüchel“ in Druck gelegt. Der Zweck des Werkes war, „sonderlich an dem armen Nechsten ein Werk der Barmhertzigkeit [zu] üben“ und den armen Kranken auf dem Land eine Hilfestellung zur Vorkehrung und Behandlung in

27 OÖLA, LA, Sch. 1213, J.III.56, KKK. N.238, fol. 5–6: Gutachten der Landschaftsärzte über die am 1. Okt. 1613 durchgeführte Visitation der zwei Linzer Apotheken an die Hrn. Verordneten; Stauber 1884, S. 259.

28 Guggenberger 1962, S. 280.

29 OÖLA, LA, Sch. 1213, J.III.56, KKK.N.238, fol. 5–6: Gutachten, wie oben.

30 Guggenberger 1962, S. 279: 1617 berichtet Dr. Perillius über die Visitation der Apotheken in Linz.

31 OÖLA, LA, Sch. 489, E.XII.16: Schreiben des Dr. Schiffmann vom 29. Jänner 1621 an die Verordneten; vgl. auch Guggenberger 1962, S. 323.

pestilenzischen Zeiten zu geben, „denn der Medicus kann nicht überall zugleich sein“.³² Man findet darin Anregungen und Anweisungen zur Vorbeugung beziehungsweise Heilung von verschiedenen Krankheiten; es ist in deutscher Sprache verfasst, enthält jedoch auch mehrere Textstellen und Rezepte in lateinischer Sprache, sodass schon gewisse Vorkenntnisse nötig waren, um von den Ratschlägen Gebrauch machen zu können. Viele seiner Ratschläge und Anweisungen finden sich in den obrigkeitlichen Anweisungen und ärztlichen Gutachten wieder.

1628 verließ Dr. Philipp Persius von Lonstorff³³ mit vielen anderen protestantischen Ärzten und Beamten das Land.

Als sich im Sommer 1630 in Wien und Umgebung die Pest verbreitete, beabsichtigte Kaiser Ferdinand II., sich samt seinem Hofstaat nach Linz zu begeben. Dies bedeutete Hochbetrieb in den Kanzleien, und die erste Maßnahme war die Anforderung eines Gutachtens der Landschaftsärzte.³⁴ Dieses Gutachten³⁵ enthält folgende Punkte:

Da die Ursache *aus einer vergüfften lufft* herrühre,³⁶ sollen alle Häuser, Gassen und alle *haimbliche und innerliche außgisß* sauber und rein gehalten werden; Urin und Spülwasser dürfen nicht auf die offene Gasse geschüttet werden; verboten ist das Wäschewaschen bei den Brunnen und Zisternen der Stadt; auf den Gassen und unter den Stadtmauern soll man keine toten Hunde, Katzen oder anders schädliches Ungeziefer ablegen, denn davon sei *vill gefahr unnd vergüffung des luffts zu gewartten*; das Halten von Schweinen in Städten ist abzuschaffen; schädlich sei auch der Geruch, den *das erfaulte obst* verursacht, wenn es auf den Märkten auf die Gasse geworfen und zertreten wird; halbezeitiges (halbreifes) Obst et cetera trage nicht wenig zu vermehrtem Auftreten von *hiezigel[m] Fieber und rotter Ruhr* bei.

Dieser zeit hegst vonnöthen sei die Wache bei den Stadttoren: Namen müssen *vleißig eingeschriben* werden. Denn manche Personen logierten nicht in Wirtshäusern, wo sie registriert würden, sondern versteckten sich in *bekhante heiser*, wo ihre Namen praktisch nicht aufschienen und somit der Obrigkeit verborgen blieben. Manche Personen hielten sich auch länger an einem Ort auf, als sie dem Torwächter angäben. Leute, die aus infizierten Orten kämen, könnten daher leicht mit falschen Angaben passieren. Einige Anweisungen klingen schon recht fortschrittlich, aber die Umsetzung brauchte Zeit.

Im Frühling 1633 grassierten wieder unterschiedliche von Fieber begleitete Krankheiten. Nach Meinung der Ärzte sei das Fieber *im wenigsten nit ein Pest ze nennen*. Es bringe jedoch eine *Malignitet*, eine zerstörerische Wirkung, mit sich, die mit dem Tod des Patienten enden könne. Die Ursache der Krankheit führen die Herren Medici *auf das unnatürliche temperament des vergangenen feichten, warmen, unnd stettigs unbesten-*

32 Topitz 1961, S. 107: Der Drucker Johann Planck erhielt für 140 Exemplare des „Traktätlein wider die Pest“ 25 Gulden ausbezahlt. Die Druckerei ging ein Jahr später bei der Belagerung von Linz durch die Bauern in Flammen auf. Die Ausgabe von 1621 ist als Digitalisat des Müncher Digitalisierungszentrums lesbar: <https://www.digitale-sammlungen.de/de/details/bsb11269408>. Es wurde 1649 nochmals aufgelegt und ist in Papierform in der Bibliothek des OÖLM vorhanden. Vgl. dazu auch Stauber 1884, S. 261; Topitz 1961, S. 106; Fuchs 2008, S. 201–207.

33 Topitz 1961, S. 100: Erhebung in den Adelsstand laut Adelsbrief *Regensburg*, 23. February 1623.

34 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.76, 68/92: Schreiben des Landeshauptmanns Graf Khuefstain, vom [3.] Juli 1630 an die Verordneten.

35 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.76: Schreiben d. Ärzte v. 12. Juli 1630 an die Verordneten; vgl. auch Stauber 1884, S. 260–261.

36 Reith 2011, S. 21: „Die ärztlichen Autoritäten deuteten die Pest in der Tradition von Hippokrates und Galeno als „Luftverpestung“.

digen winters, [...] welches ein muetter beser feulnuß ist [...] zurück. Besonders anfällig seien jene, welche unter sorg und khumernuß leiden oder ein unordentliches leben mit heiffiger [...] weinhineinschieltung führen. Auch einquarttierte Soldaten, oder die ieszige frielings finsternuß gebe darzue grossen Vorschub. Eine Medizin für „alle“ gäbe es nicht, da jeder Patient anders zu behandeln sei. Im Übrigen verweisen sie auf die ohnehin bestehende Sanitätsverordnung.³⁷

Oberösterreich blieb im allgemeinen von großen Pestseuchen verschont, eine Ausnahme war das Jahr 1634:

Die Pest in Linz

Anfang August dieses Jahres wurde der Landeshauptmann über *ankhombende beschedigte* [verwundete, kranke] *Soldaten*, die vor dem Landhause *abgelegt* wurden, verständigt, worauf er per Dekret den Landschaftsarzt Dr. Wilhelm Männer mit der *Visitierung und beschreibung* der Soldaten beauftragte.³⁸ Diese Anweisung löste Unmut bei den Verordneten aus, die dem Landeshauptmann vorwarfen, er *schmälere ihre Freiheiten*. Er möge sich bei Bedarf eines Arztes an sie wenden und nicht gleich die Landschaftsärzte beauftragen, die etliche *fürnembe* Patienten hätten und durch ihren Kontakt mit den Kranken *woll auch ein mehrers unhill veruhrsachen würden*. Es wäre besser, einen jüngeren Medicus zu schicken.³⁹

Acht Tage später wurde bekannt, *das die laidige Pest in zwey heüsern in der Vorstatt allhie eingerissen* sei durch die in *zimlicher Zall heimkhommende Emigranten [...] von Regenspurg, an welchem ortt bemelte contaginische Kranckheit sehr stark grassieren thuet*.⁴⁰

Fast drei Wochen nach Einlangen der ersten Infizierten beschlossen Landeshauptmann und Stände, dass ein Magister Sanitatis *hoch vonnöten* sei, weshalb Dr. Pistorius von Steyr herbeizitiert wurde.⁴¹ Zusätzlich wurde ein dritter Medicus aufgenommen.⁴² Nach der Visitation der Apotheken wurde vereinbart, beim nächsten Bartholomäusmarkt frische Kräuter zu besorgen.⁴³

Mittlerweile trafen immer mehr kranke und verwundete Soldaten ein, welche in den Gassen, *sonderlich zwischen dem Pruckh: und Schmidthor, auch über der Luedl im Wörth*, abgelegt wurden und *grossen Unrat, Unsaubrigkeit, und üblen gestanckh* machen.⁴⁴

37 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.76, 94. Nr. 2: Schreiben der drei Landschaftsärzte Dr. Christoph Lutz und Dr. Wilhelm Männer (mit Bezug auf ihren Kollegen Dr. Magira) vom [15]. März 1633; vgl. auch Stauber 1884, S. 261–262.

38 OÖLA, LA, Sch. 1214, I. III. 84. *Infections Sachen* von anno 1634, fol. 5^r–8^v

39 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.84, fol. 3, 9^v: Schreiben der Verordneten vom 9. August 1634, mit Bezug auf Dekret von *angestert*; ebd., fol. 5, 8: Schreiben Landeshauptmann Khuefstain vom 11. August 1634 an die Verordneten; vgl. auch Stauber 1884, S. 262.

40 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.84, fol. 10: Schreibens-Kopie der vier Verordneten vom 18. August 1634 an den Landeshauptmann (sowie an die Mediziner, Nr. 220).

41 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.84, Nr. 219, fol. 14^r–15^v: Schreiben Landeshauptmann Graf Khuefstain vom 19. August an die Verordneten, mit Bescheid vom 21. August; vgl. auch Guggenberger 1962, S. 287.

42 Stauber 1884, S. 262; Guggenberger 1962, S. 251: Dr. Peter Magirus. Ob er Landschaftsarzt oder „normaler“ Medicus war, geht aus den Akten nicht eindeutig hervor.

43 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.84, Nr. 221, fol.12^r–13^v: Schreiben der Ärzte Christoph Lutz und Dr. Wilhelm Männer vom 21. August 1634 an die Verordneten. Visitation der Apotheken ist erfolgt (lt. Schreiben v.18.).

44 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.84, fol. 16^r–17^v, Nr.222: Schreiben Landeshauptmann Graf Khuefstain vom 21. August 1634 an die Herren Verordneten; Persius 1649, S. 16–17.

Die Verordneten wurden von Amts wegen vermahnt, dieses Vorgehen abzustellen und die Leute schnellstens wegzubringen, um weiteres Unheil abzuwenden. Beim Landhaustor sollten nur die *khlainen Thürl* offen haben, es dürfte – außer wohlbekannten Personen – niemand, vor allem kein Bettler, ein- und ausgelassen werden.⁴⁵

Auch dass „die toten Körper der umgfallenen Roß und geschlachten Viehs unbegraben herumb um die Stadt ligen bleiben, sampt dem erfaulten Mist, der sowol in Häusern als auch auf offener Gassen zu jedermans Abscheu und Beschwerung gedultet wird“, beanstandete die Ärzteschaft.⁴⁶

Gegenüber dem Magister Sanitatis beschwerte sich der Landeshauptmann über *allerhandt mengl* bei der momentanen *abscheüchlichen Seüch der Infection*,⁴⁷ und heftige Kritik übte er wiederum an den Apotheken. Er verlangte die sofortige Visitation derselben, denn es scheine, dass es in der einen oder anderen *mit denen Medicamentis nit gahr zum bösten, sonndern in thails derselben etwas schlecht bestellt sein solle*.⁴⁸ Es stellte sich heraus, dass bei der Visitation vom 21. August nur die Vorräte kontrolliert worden waren, nicht aber die Qualität der Arzneien. Da die Lage in Linz immer bedrohlicher wurde, sahen sich die Verordneten Mitte Oktober veranlasst, wegen der *ingerisnen infection*, „samt Kanzlei und Kasse“, nach Wels zu übersiedeln, wo sie bis 18. Dezember verblieben.⁴⁹ Ende Dezember war Linz wieder seuchenfrei.⁵⁰

Im Frühling 1635 stand der Ostermarkt bevor, und wegen der in Augsburg stark grassierenden Seuche hatte man Angst vor neuerlichen Krankheitsausbrüchen. Die Linzer Stadtväter wandten sich an den Landeshauptmann mit der Bitte, *cito* Befehl zu erteilen, dass man die Schiffe, die donauabwärts kämen, mit Hilfe von sechs bis acht *mußquadierer[n]*, das sind mit Musketen ausgerüstete Infanteristen, zum Anlanden zwingen dürfe. Danach sollen sich *am gstatt alle darin befindente Persohnen der infection [...] halber rechtfertigen*⁵¹, also gültige Pestfeden vorweisen. Und wie schon im Vorjahr tauchten wiederum heftige Beschwerden gegen die Arzneien aus den Apotheken auf, worauf eine umgehende Visitation und Behebung der gefundenen Mängel angeordnet wurde.⁵²

Man kann natürlich jetzt spekulieren, ob sich die Seuche des Jahres 1634 so weit ausgebreitet hätte oder gar unterblieben wäre, wenn man die ersten Kranken bereits auf eine Infektion untersucht und dann – wie üblich – isoliert hätte.⁵³ Die Ärzte mieden jedoch, wie oben erwähnt, den Kontakt mit den vermutlich Infizierten, weil sie befürchteten, dadurch ihre teils *fürnemben Patienten* zu verlieren. Begreiflicherweise war die Angst vor der Ansteckung groß, nachdem bekannt war, dass die Personen aus Regensburg kamen, wo die Pest herrschte. So verstrich kostbare Zeit, denn Wochen später, als der

45 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.84, Nr. 222, fol. 16^r–17^v: Schreiben Landeshauptmann Graf Khuefstain vom 21. August 1634 an die Herren Verordneten.

46 Persius 1649, S. 16–17.

47 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.84, Nr. 248, fol. 22: Schreiben Landeshauptmann Graf Khuefstain v. 23. Sept.1634 an N. Pistorius.

48 Ebd., Nr. 250, fol. 25^r–26^v: Schreiben Landeshauptmann v. 9. Oktober 1634 an die Verordneten.

49 Ebd., Nr. 252, B. 238, fol. 27^r: Transferierung; vgl. auch Stauber 1884, S. 262.

50 OÖLA, LA, Sch. 463, E.III.111: Schreiben Freiherr v. Sprinzenstein sowie Graf Starhemberg v. 23. Dez.1634.

51 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.76, Nr.78: Schreiben Bürgermeister vom 24. März 1635 an den Landeshauptmann.

52 Ebd., Nr.121: Schreiben Landeshauptmann Graf Khuefstain vom 15. Mai 1635 an die Verordneten.

53 Vgl. Reith 2011 S. 21.

Magister Sanitatis eintraf, hatte sich die Seuche schon ausgebreitet. Trotzdem hat man ihn für *allerhand mengl* verantwortlich gemacht.

Auf der Flucht vor der Seuche: der Kaiser in Linz

Zehn Jahre später galt Linz noch immer als sicherer Hafen in Seuchenzeiten: 1644 verließ Kaiser Ferdinand III. samt Familie und Hofstaat seine Residenzstadt Wien, um sich eine Zeit lang *in billiche Obacht und sicherheit* ins Linzer Schloss zu begeben, weil in Ungarn, Teilen Niederösterreichs und Wien weiterhin die *laidige Infection* grassierte. Gleich nach seiner Ankunft musste er feststellen, dass viele Adelige, Bürger und „gewöhnliche“ Menschen seinem Beispiel folgten. Seine Verordnung, dass niemand, wer er auch sei, der aus Wien oder anderen „verdächtigen“ Orten käme, durch die Linzer Stadttore gelassen werden dürfe, werde nicht befolgt, beschwert er sich, im Gegenteil, dieselben wollen *gleichsam gewalthätig eintringen*. Der Zuzug unbekannter Leute nehme überhand.⁵⁴ Ohne eine gültige *Fede*, eine Bestätigung, dass der Inhaber aus einem Ort mit „reiner Luft“ komme, dürfe niemand in die Stadt gelassen werden. Dieses Mandat musste am Landhaustor angebracht werden, und im Schreiben an die Verordneten verlangt der Kaiser nochmals, dass weder bei Tag und schon gar nicht bei Nacht irgendein Fremder dieses Tor passiere.⁵⁵ In weiteren Mandaten wurde bestimmt, dass im Strudengau ganz penibel auf Reisende, die aus Niederösterreich kommen, geachtet werden solle.⁵⁶ Im nächsten Jahr, 1645, wiederholte sich das ganze Procedere – allerdings hatte man dazugelernt und weitere Vorkehrungen getroffen: In der Lederergasse wurde von der Stadt Linz ein Pestlazarett eingerichtet,⁵⁷ um für alle Fälle gerüstet zu sein. (Abb. 1). Die Ärzte berichteten von einem *saten vorrath* an entsprechenden Medikamenten – von der Qualität derselben wird im Brief nichts erwähnt –, und sie schlugen als Magister Sanitatis Dr. Höfer vor.⁵⁸ Auf kaiserlichen Befehl mussten alle nicht unbedingt notwendigen Stadttore versperrt werden, damit sich niemand Verdächtiger einschleichen könne. Ausdrücklich wurde befohlen, dass *alßbalden* das Landhaustor bis auf weiteren kaiserlichen *Special bevelch* gesperrt werden solle⁵⁹ und *weilen es wegen deren von inficierten zur Kayl: Hoffstatt stettes alhero raisenden ein gefehrliches aussehen hatt* bestimmten die Ärzte einen zweiten Magister Sanitatis, nämlich Dr. Glanz.⁶⁰ Seine persönliche Sicherheit nahm der Kaiser ernst: Das Gesuch an ihn, die Sperre des äußeren Stadtores (zum Graben hin) wegen der großen Umwege für die Beamten aufzuheben, lehnte er ab, jedoch gestattete er gnädigst, *das der Königl: Spanische herr Ambassiator [Botschafter] bey dem Landhaus Thor ein- und außgelassen werden möge*.⁶¹

54 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.101, Nr.6: Schreiben Kaiser Ferdinand III. vom 14. November 1644.

55 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.101./111. Nr. 8: Schreiben vom 15. November 1644 an die Verordneten.

56 OÖLA, MA Mauthausen, Sch. 38, Nr. 3: Generalmandat Kaiser Ferdinand III. vom 1. Dezember 1644. OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.101, Nr. 6, 14. Oktober 1644: Schreiben [offenes Generalmandat] Kaiser Ferdinands.

57 Kreczi 1951, S. 143: „1641 wurde der auf einem Anger unterhalb der Stadt Linz gelegene Spindlerhof von der Stadt gekauft und 1645 zu einem Pestlazarett hergerichtet.“ Sturmberger 1974, S. 238: „In Linz war schon im Jahre 1370 in der Nähe des Bürgerspitals ein Lazarett für Pestkranke errichtet worden.“

58 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.101, Nr. 11: Schreiben der Ärzte vom 12. September 1645 an die Verordneten.

59 Ebd., Nr. 13, 87/113: Schreiben v. 28. September 1645 an die Herren Verordneten.

60 Ebd., Nr. 17, 88/114: Schreiben der Ärzte Christoph Lutz und Johann Fischer vom 1. Oktober 1645 an die Verordneten.

61 OÖLA, LA, Sch. 1214, Fasz. J.III.101, 89/115, Nr.1[5]: Schreiben der *Drey obern Landtstendt* vom 9. Oktober 1645 an den Kaiser, mit Antwort des Kaisers vom 13. Oktober.



Abb. 1: Ehemaliges Pestspital, Lederergasse. Grafik von Karl Hayd, um 1930.

Trotz der angedrohten Strafen wurden die kaiserlichen Befehle umgangen. In seinem Schreiben an den Grafen Cavrian, dem Besitzer der Herrschaft Mauthausen, beschwerte sich der Kaiser, dass etliche Leute *Unser Kayl: Mandat und bevelch eludirn* [verspotten] und sich auf Umwegen einschleichen würden. Es erging neuer Befehl, wonach alle Personen, welche von Enns oder anderen Orten in Mauthausen ankämen, anzuhalten und zu examinieren seien.⁶²

Mit Ausnahme einiger Sterbefälle in der Nähe des Landhauses im Jahr 1645, die man auf ein falsch ausgestelltes Attest des Magister Sanitatis zurückführte, was wiederum den Unwillen des Kaisers erregte, gab es in den beiden Jahren zum Glück keine nennenswerten Krankheiten.⁶³

DER KRIEG IST VORBEI – NOT UND SEUCHEN BLEIBEN

Im Jahr 1648 endete der Dreißigjährige Krieg, aber Hungersnöte und Seuchen suchten das Land ob der Enns weiterhin heim. Die Quellen bezeichnen das Jahr 1648 als „teures Jahr“. In einem Bericht über die Pest in Kremsmünster und Umgebung heißt es, dass sich zur Seuche „noch ein schwerer Hagel, der im ganzen Traungau alles niederschlug“,

62 OÖLA, MA Mauthausen, Sch. 38, Nr. 3: Mandat Kaiser Ferdinand III. an den Grafen Cavrian vom 2. November 1645. Bezug auf Schreiben sowie Mandat vom [1]8. September 1645.

63 Vgl. Stauber 1884, S. 263; Kissling 1887, S. 49–50.

gesellte. Durch den Ausbruch einer Viehseuche steigerte sich die Not des Volkes aufs Höchste,⁶⁴ dazu streiften Räuberbanden durchs Land.⁶⁵

Trotz des im Mai 1648 erlassenen Dekretes Kaiser Ferdinands III. zur „Infections-Abwendung“⁶⁶ verbreiteten sich in Ottensheim⁶⁷, später in Linz und im übrigen Oberösterreich verschiedene (pestilenzische) Krankheiten,⁶⁸ sodass Dr. Andre Gottlieb Männer knapp nach Kriegsende zum Magister Sanitatis ernannt wurde.⁶⁹ *Alldieweillen guette Vorsorgen bey ietzt gefehrlich bestelten zeiten erfordert werden*, verfasste er gemeinsam mit seinen Kollegen eine neue *Instruction und Ordnung zu den Arzneyen*: Um Pest und pestilenzische lufft zu verhüten, vielmehr zu *corrigieren* [heilen], seien *inn- als eisserliche remedia* vonnöten. Empfohlen werden darin kostbarere Arzneien und Amulette für die Reichen, einfachere für die Armen; hier ein kleiner Auszug:

Ein mit *Acetum Bezoardicum* oder *Güfftesbig* getränkter Schwamm, in kleinen Porzellankugeln aufbewahrt, *darzue gerochen*, bewahrt einen vor vergifteter Luft; man soll *Aqua Theriacalis* [Theriak] oder ein Wasser wider die Pest nehmen, kostbare oder *gemaine Güfftladtwergen* (dicker Saft mit Theriak und Kräutern) einnehmen; sich kostbare Amulette oder Herzen gegen die Pest umhängen; solche in rotem Taft hänge man über das *Herzgiebel*, man kann aber auch einfache Amulette verwenden; auch *Rauchzettl*, damit können die Zimmer *den Tag ein- oder gar 2 mal beraucht* werden; man kann auch ein *gemaines* Rauchpulver verwenden; dazu *Pestpulver, klein oder groß*, um den *leib rain zu halten* und *von allen beschwerungen zu entledigen*.⁷⁰

Das Begleitschreiben zu dieser *Instruction* enthält harsche Kritik an den Sanitätsmaßnahmen: Der von der Stadt beigestellte Chirurgus habe sein Examen noch immer nicht abgelegt, *dass der Medicus erwarten mueß, waß undt wie er guetwillig handelt*; Infizierte seien aus gesperrten Häusern in eine der neuerbauten *hitten* verlegt worden, von dort gingen die Leute verbotenerweise ein und aus. Dieses unbedachte Verhalten würde *in warheit die pest forthzupflanzen* imstande sein. Es sollten auch keine Verstorbenen ohne Totenbeschau begraben werden, weil dadurch erfahrungsgemäß *vill inficierte in geheimb seindt gehalten worden*. Dies könnte bei *augenblicklich umb sich greiffende[r] seich* zum Untergang vieler Menschen führen, und anderes mehr.⁷¹

In einem mehrseitigen Antwortschreiben rechtfertigt sich der Bürgermeister.⁷² So habe *das stattgericht* das Verlassen der versperrten Häuser oder Hütten *alsbalden abgestellt, und grosse straffen dem Übertretter anbetrachtet*. Wegen des Ungehorsams des einen oder andern könne man den Magistrat nicht bezichtigen, gleichsam zur Ausstreuung des *giffts* Anleitung zu geben⁷³. Zum Vorwurf der mangelnden Totenbeschau:

64 Vgl. Tönig 1923, S. 364–372.

65 Vgl. Scheutz / Sturm / Weichenberger u. a. 2008.

66 Codex Austriacus I: 28. Mai 1648 Dekret Kaiser Ferdinands III. zur Infections-Abwendung.

67 Vgl. Kampmüller 1989, S. 43: Pestjahre 1648, 1649; Wall 2007, S. 126: Im Pfarrgebiet Gallneukirchen starben 552 Menschen.

68 Vgl. Stauber 1884, S. 263.

69 OÖLA, LA, Sch. 463, E.III.132: Bestallung vom 1. August 1648; OÖLA, LA, Sch. 451, E.I.2/9: *Instruction*.

70 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.107, Nr. 10, undatiert, *Instruction unnd Ordnung zu den Arzneyen*.

71 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.107, 119 ½. Nr. 8: Schreiben der Landschaftsärzte Christoph Lutz, Johann Fischer, J. G. Glantz und Gottfried Männer vom 30. November 1648 an die Verordneten.

72 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.107. ad 100/121. Nr. 13: Schreiben des Bürgermeisters an den Landeshauptmann, mit Bescheid vom 7. Dezember 1648.

73 *Man kann unnß weegen ain, oder des andern ungehorsamb, so wider unnser Gebett unnd verbott beschiecht, nit recht unnd verantworttlich bezeuchen, dz wür gleichsamb zur Semina[t]ion deß Giffts anlaitung geben.*

Wer aber sagt, *das wü'r vill inficirte in der gehaimb gehalten haben, der redt nit, was Er verantwortten khan*. Die Ärzte sollen die Todesursache, also *ob der Patient an hiziger Khranckheit gestorben oder nit*, auf die Zettel schreiben, *und hat man auf die bschawe nach dem todt nit zu wartten, ob dieser oder Jener inficirt*. Die Herren Medici mögen sich künftig besser beratschlagen, ehe sie solche Vorwürfe erheben. Die Stadt habe *sowoll in das Lazaret, alß in das inficirte Hohmanische hauß von Gifft latweegen, Gifftessig, Angelica, Pflaster, neben anderen medicamenten auf die 20 f. werth* liefern lassen; für den Totenlasser zahlen sie jährlich 150 Gulden; dem Bruderwirt zahlen sie zur Auswartung der *Inficirten* wöchentlich einen Gulden; der *Spörer*, welcher für das Sperren der Häuser zuständig sei, bekomme jährlich 12 Gulden und so weiter. Man sehe, *das wü'r alles thuen, waß wü'r thuen khündten*, heißt es abschließend im Brief.

Mitte Jänner 1649 galt die Seuche als erloschen.⁷⁴ Als jedoch Dr. Männer nach Ablauf der Quarantäne in die Stadt zurückkehrte, wurde er sogleich mit scharfer Kritik des Landeshauptmanns konfrontiert: Er habe *seine function nit recht verichtet, die Patienten nit besucht* und wäre quasi nur darauf aus gewesen, die doppelte Bestallung zu erhalten.⁷⁵ Tief betroffen rechtfertigte er sich und verfasste gleichzeitig einen mehrseitigen Bericht, in welchem er die *Mängel des Lazaretts (defectus Xenodochii)* während seines Einsatzes sehr anschaulich schildert, etwa: *Das Gebrechen der Zimerlen, seint so eng, daß ich nit 3 Tritt von der Thür hinthuen khan, wo ich nit dem Patienten auf die Füeß oder zum wenigsten aufs Bett trittte; im Zimmer trickern sie ihr Gwandt, dadurch entstehe graußlich dunnst und gestankh; sie bekämen kaum eine ainzig lehre Suppen pro Tag; das Wasser im Brunnen habe einen abscheulichen Geschmack und purgiert die Leüth erbärmlich; es gäbe kein Brennholz und so weiter und so weiter*.⁷⁶

Auf diese Beschwerde erging am 8. März 1649 folgender Bescheid des Landeshauptmanns: *Denen v. Linz [Stadtmagistrat] ex officio zuezustellen, mit auflag, hierin angezogene mengl nach besster thuelichkeit zu remedirn [abzustellen] [...]*.⁷⁷ Erfreulicherweise zeigte der kritische Bericht positive Konsequenzen, denn die Ärzte waren bei der folgenden Visitation mit dem Zustand des Lazaretts zufrieden.⁷⁸

Die nächste Seuche ließ jedoch nicht lange auf sich warten, denn schon im August 1649 wurde der Magister Sanitatis (noch immer Dr. Männer) wegen mehrerer plötzlicher Sterbefälle gerufen. Die Krankheit befiel hauptsächlich die bäuerliche Bevölkerung im Hausruckviertel,⁷⁹ weshalb eine „Infectionsordnung für arme Nothleidende auf dem Lande“⁸⁰ gedruckt und verteilt wurde, wobei sich die Frage stellt, wie der Text dieser Ordnung den „armen Nothleidenden“ zur Kenntnis gebracht wurde; sehr viele Menschen konnten ja gar nicht lesen. Bis in den Winter hinein wurden Seuchen gemeldet, zum

74 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.107, 101/122: Schreiben der drei Landschaftsärzte vom 4. Februar 1649 an die Herren Verordneten; OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.107, Nr. 16: Schreiben Dr. Männer v. 5. Feber an die Herren Verordneten.

75 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.107, 122 ½, Nr. 20: Rechtfertigung des Dr. Männer vom 18. Feber 1649; Guggenberger 1962, S. 40–42; OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.107, Nr. 18: Bericht des Dr. Männer vom 13. Feber 1649; vgl. auch Kissling 1887, S. 60; Stauber 1884, S. 274.

76 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.107, Nr. 18: Bericht (Relation) des Dr. Männer vom 13. Feber 1649 an die Herren Verordneten. Vgl. auch Kissling 1887, S. 60–62; Guggenberger 1962, S. 40–41.

77 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.107, Nr. 22: Schreiben v.19. Feber 1649, mit Bescheid vom 8. März 1649.

78 Stauber 1884, S. 264.

79 Ebd.; vgl. Topitz 1961, S. 107–109.

80 OÖLA, LA, Sch. 1214, I.III.105: „Kurtze Infections Ordnung für die Arme Nothleydende Gemaindt auf dem Landt“.

Beispiel in Vöcklamarkt und Schörfling, in Auroldmünster, in Pettenbach und so weiter.⁸¹ Die Sterbestatistik zeigt im Jahr 1649 eine auffällige Spitze.⁸² Nach Topitz handelte es sich um den Ausbruch einer größeren Flecktyphusepidemie,⁸³ welche den Anlass zur Neuauflage des Werkes von Dr. Philipp Persius von Lonstorff gab.⁸⁴

Wie sich die monatelange Sperre einer Stadt auf ihre Bürger ausgewirkt hat, zeigt das Beispiel der Stadt Eferding. Am 24. Dezember 1649 wandten sich Richter und Rat der Stadt Eferding an den Landeshauptmann mit der Bitte, die viermonatige Sperre der Stadt endlich aufzuheben, damit Bürger und Handwerker sich ihr *stuckh Prodt bey solch gröster noth* wieder verdienen könnten. Die vom 10. bis 22. Dezember verstorbenen Personen seien *maistentheils vor hunger und khölten* gestorben. Wenn Bürger und Handwerksleute ihrem Gewerbe nicht nachgehen dürfen oder können *bey dißer so theuren Zeit*, müssen sie *ganz erbärmlicherweiß, hunger undt khöltens noth halber ellendiglich verderben*, heißt es in dem Schreiben.⁸⁵

Pfarrer Johann Christoph [H]ummel bestätigte das Erlöschen der Seuche, *verhoffendt, der güetlige Gott werde die unß gezaigte straff* aufgehoben haben, *und mit verleyhung gesunden luffts ganz mildigelich continuiren*.⁸⁶ Ende Jänner 1650 wurde die Sperre im Einvernehmen mit dem Magister Sanitatis aufgehoben, allerdings mit einigen Auflagen.⁸⁷

Mitte des Jahres 1650 zeigten sich abermals in- und außerhalb der Stadt Linz Infektionskrankheiten, sodass Dr. Daniel Körner aus Freistadt zum Amt als Magister Sanitatis gerufen wurde.⁸⁸ Bei seiner Ankunft befanden sich bereits einige Patienten im Lazarett. Von 21 infizierten Personen verstarben neun, 12 Personen überlebten. Im Februar 1651, nach Erlöschen der Seuche, durfte Dr. Körner nach Freistadt zurückkehren.⁸⁹ Zur selben Zeit war die Pfarre Steinbach bei Steyr von der *greulich sucht der Pestilenz betroffen*, die Totenliste berichtet von 157 Personen.⁹⁰

In Anbetracht der langjährigen Kriegszeiten und der daraus resultierenden wirtschaftlichen Folgen ist anzunehmen, dass die Stadtväter an allen Ecken und Enden sparen mussten, so auch beim Sanitätswesen. Wie knapp die Stadt bei Kasse war, zeigt zum Beispiel der Umstand, dass man den Patienten, kaum dass es ihnen etwas besser ging, *die außzug [Rechnung] der genombenen Arzney [schickte], wordurch sie also desparat werden, das sie die Pflaster von den Drüesen weggeworffen und den Außgang*

81 OÖLA, KA Vöcklamarkt, Sch. 12, Nr. 5: Schreiben d. Pflegers v. 24. Sept. 1649 an den Marktrichter; OÖLA, HA Auroldmünster, Sch. 47, Vl. 3d): Schreiben d. Johann C. von Schwabpach an den Freiherrn von Tanberg v. 10. November 1649; Wimmer 2008, S. 251–252: „In Pettenbach sterben 1649 von 301 infizierten Personen 104 an der Pest.“

82 <http://www.statistik-ooe.at/>, Sterbestatistik Oberösterreich. Siehe dazu auch den Beitrag „Sterbedaten in Oberösterreich von 1577 bis 1940“ von Erich Lang.

83 Vgl. Reith 2011, S. 20; Vasold 2008, S. 74; Topitz 1961, S. 107–109: Detaillierte Beschreibung des Flecktyphus.

84 Vgl. Guggenberger 1962, S. 282.

85 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.110, fol. 2^r–3^v: Schreiben vom 24. Dezember 1649 an die Herren Verordneten.

86 Ebd., fol. 7^r–8^r: Schreiben des Pfarrers von Eferding vom 9. Jänner 1650.

87 Ebd., fol. 9^r–10^v: Schreiben der Ärzte an die Verordneten vom 16. Jänner 1650; ebd., fol.11^r–12^v: Schreiben des Magister Sanitatis v. 27. Jänner 1650 an die Herren Verordneten.

88 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.109, fol. 2^r: Schreiben der Verordneten an den Magister Sanitatis vom 21. August 1650; vgl. auch Stauber 1884, S. 264.

89 Ebd., fol. 20^r, 25^v: Schreiben der Ärzte v. 15. Feber 1651 an die Herren Verordneten.

90 OÖLA, HA Steyr, Sch. 372, Vl. 23 Fasz. 328/26: Schreiben vom 23. September 1650; Pfarrer Joan. G. Iglseider berichtet über *zu Enndt deß 1650 und anfang deß 1651 Jahrs* verstorbene 157 Personen.

der Krankheit lieber Gott allein befelchen wollten, alß durch die Medicinen fehrner in die schuldt lauffen.⁹¹ Als Dr. Männer mehr Brennholz verlangte, antwortete der Bürgermeister, er möge sich selber welches beschaffen, oder ihme die Instruction zeigen, darin er sich zu ersehen, ob mier die Statt Linz Holz notthurfft zu geben schuldig.⁹² Im Februar 1651 wandte sich der Bürgermeister der Stadt Linz an die Verordneten, man möchte von den Herren Medici ein Gutachten abfordern, durch waß mittel die nunmehr etliche Jahr nacheinander eingerissene laidige seuch der pest, khünfftig zu verhüetten sein möchte.⁹³

Ob in der Folge wegen verbesserter sanitärer Maßnahmen oder auf Grund strengerer Grenzkontrollen weniger Seuchen auftraten, ist nicht bekannt.⁹⁴ Erst ab dem Jahr 1674 scheinen wieder mehr Dokumente aus verschiedenen Archiven zu Seuchen in Oberösterreich auf. Es begann in Enns, wo Ende Jänner fünf Compagnien Soldaten eintrafen. Viele von ihnen waren krank, und zehn starben bald an *hitziger krankheit*.⁹⁵ Die herbeigerufenen Ärzte Dr. Murner und Dr. Johann Martin Hagenleithner aus Linz konstatierten *die ungarische seuch oder Hungericca peteckialis genandt* – gemeint ist das Fleckfieber⁹⁶ – und stellten sofort einen Bader zur Pflege der Infizierten ab, um eine weitere Ausbreitung der Seuche zu verhindern.⁹⁷ Der Welser Arzt Dr. Matthias Ebenhans schloss sich dem Urteil seiner Kollegen an. Ob die genannten Soldaten die Seuche eingeschleppt hätten, vermochte er nicht zu sagen, klagt aber: *Weillen aber der maiste thail der khranckhen [...] von den Padern und alten weibern hilf und rath suechen, kann ich ihnen nichts vorschreiben, noch verhindern*.⁹⁸

Im Jahr darauf grassierten in der Stadt Linz und Umgebung unterschiedliche teils gefährliche Krankheiten. In seinem Schreiben an die Verordneten kritisierte Landrat Sigmundt Balthasar von Kriechbaum *der Medicorum frequentierung*, dass nämlich die Ärzte selbst die Infektion von einem Patienten zum anderen tragen könnten. Er gab daher zu bedenken, ob es nicht besser wäre, wenn ein einziger Arzt mit der Behandlung der Infizierten beauftragt würde.⁹⁹ In der Folge wird Dr. Martin Hagenleitner, *alß dermalen alhier [...] jüngstem Medici* befohlen, die Kranken zu behandeln, sich dabei aber des Kontakts mit anderen Patienten zu enthalten.¹⁰⁰ Demnach war Dr. Hagenleitner schon im Jahr 1675 als Seuchenarzt eingesetzt, als Magister Sanitatis wird er aber erst 1679 bestallt.

Im Gutachten der Landschaftsärzte Dr. Massella und Dr. Kurz wird die grassierende Seuche *alß Febres Malignee [...] et pestilentiales, wegen der außschlagenten Fleckhen,*

91 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.107, Nr. 18: Bericht (Relation) des Dr. Männer vom 13. Feber 1649.

92 OÖLA, LA, Sch. 463, Wahlen, E.III.133: Im Bestallungsvertrag zum Magister Sanitatis vom 19. März 1650 steht nichts von *Holz-notturfft*, in der Bestallung zum Landschaftsarzt allerdings schon.

93 OÖLA, LA, Sch. 1214, I.III.109, fol. 23r: Schreiben Bürgermeister der Stadt Linz vom 13. Feber 1651 an die Verordneten; ebd., fol. 22^r: Schreiben d. Verordneten v. 17. Feber 1651 an *allhie wohnende Medici*.

94 Vgl. Kissling 1887, S. 68.

95 OÖLA, LA, Sch. 1218, J.III.2/2: Schreiben (samt Liste) Richter und Rat der Stadt Enns, an die Landeshauptmannschaft ob der Enns, vom 3. März 1674.

96 Riepl 2004, S. 291: *Petechialfieber* – Fleckfieber; *Petechien*: fleckenweiser Austritt von Blut; *Petecken* (*Petechen*, *Peteschen*) pockenartige Krankheit; *Fleckfieber*, *Flecktyphus*.

97 OÖLA, LA, Sch. 1218, J.III.2/2: Schreiben der Ärzte Dr. Murner und Dr. Hagenleithner vom 4. März 1674 an die Verordneten.

98 Ebd., Schreiben des Dr. Ebenhans aus Wels v. 2. März 1674 an die Verordneten.

99 OÖLA, LA, Sch. 1218, J.III.2/4: Schreiben des Landrats Sigmundt Balthasar von Krüchbaum (Verwalter der Landeshauptmannschaft Österreich ob der Enns) vom 15. Mai 1675 an die Herren Verordneten.

100 Ebd., Fasz. 131/150: Schreiben der Verordneten vom 16. Mai 1675 an Dr. Hagenleitner.

oder *peteckien* bezeichnet – wieder ist das Fleckfieber gemeint –, *doch ist solcher zustand kein rechte Infection*¹⁰¹ zu nennen, weil von den Erkrankten mehr genesen als gestorben seien. Sie geben darin Ratschläge, wie man sich vor den gefährlichen *Hungarischen fiebern*, welche *auch sehr contagios* seien, schützen könne. Als Erstes heißt es: *Diweillen aber dergleichen offft, von Gott, zu ainer gemainen Straff geschiecht, solle mann vor allen die zueflucht zu Gott auch suechen.*¹⁰² Erst an zweiter Stelle folgt der Aufruf zur Isolation der Kranken. Die Sauberkeit der Stadtgassen sei zu verstärken; Zimmer, in denen ein Infizierter gestorben sei, müssten ausreichend lang belüftet oder *außgerauckhet* werden.¹⁰³

Zu den Aufgaben der Verordneten gehörte es, die Visitierung der Apotheken durch die Landschaftsärzte zu veranlassen. Dementsprechend wurden diese im Frühjahr 1676 aufgefordert, die endlich fällige Visitation der drei Linzer Apotheken durchzuführen (*von villen Jahren hinderbliben*). Weiters sei *auch das Examen der noch unexaminierten Apodeckher gemäß Vorschrift vom Jahr 1660 vorzunehmen.*¹⁰⁴

DAS PESTJAHR 1679

Im August 1679 grassierten wieder Infektionskrankheiten in Wien, Pressburg und Umgebung. Deshalb wurden wie üblich die Sanitätsärzte zur Berichterstattung aufgefordert. Auf 13 Seiten rieten sie zu verschiedenen Vorsichtsmaßnahmen, unter anderem verwiesen sie auf das Büchel des Dr. Persius¹⁰⁵, *so alhier in Linz anno 1649 gedruckt worden ist, für die gemeinen armen leith am landt, sowie Infectionsordnung, eben denselben Jahr alhie auf einem ganzen Bogen gedruckt worden.*¹⁰⁶ Vorsichtshalber sehen sich die Behörden nach einem Magister Sanitatis um. Als Kandidaten werden die Ärzte Dr. Hagenleitner, Dr. Hofstetter und Dr. Panngl nominiert. *Man möge sie kommen lassen, umb zu erfahren, ob sie freywillig und ohne forcht sich eines solchen aussetzen werden.*¹⁰⁷ Bald darauf wurde Dr. Johann Martin Hagenleithner¹⁰⁸ zum Magister Sanitatis ernannt. Zu seiner Unterstützung wurde ihm Dr. Panngl¹⁰⁹ zur Seite gestellt.

101 Im „Pestbüchlein des Dr. Philipp Persius“ unterscheidet der Verfasser zwischen einer „pestilenzischen Erkrankung“, wie etwa dem Fleckfieber, und der „wirklichen Infection“, der Pest.

102 Vgl. Reith 2011, S. 19–24: Glaube als Medizin.

103 OÖLA, LA, Sch. 1218, J.III.2/4: Schreiben der Ärzte Dr. Masella und Kurz vom 22. Mai 1675 an die Verordneten.

104 Ebd., Schreiben der Verordneten vom [unleserlich] April 1676 an die Ärzte Dr. Masella und Kurz.

105 Vgl. den Beitrag in diesem Buch „Die „Magistri Sanitatis“ im Land ob der Enns (circa 1550 bis 1650)“

106 OÖLA, LA, Sch. 1216, J.III.163, Nr. 8: Bericht der Sanitätsärzte an die Verordneten vom 28. August 1679.

107 Ebd., Bericht der Sanitätsärzte an die Verordneten vom 28. August 1679.

108 Vgl. Guggenberger 1962, S. 193–194: Dr. Hagenleitner; OÖLA, LA, Sch. 1216, J.III.163, Nr. 10: Instruktion vom 29. August 1679 für den Magister Sanitatis Dr. [Johann] Martin Hagenleithner. Besoldung: 600 Gulden; als Draufgabe wird ihm erlaubt, von den zu kurierenden Personen *nach discretion ein bezahlung zu begehren*. Sozusagen zur Belohnung für seine Dienste erhält er per 11. Dezember 1680 (nachträglich) die Bestallung zum Landschaftsarzt: OÖLA, Landschaftsakten, Sch. 463, Wahlen, E.III.184.1680

109 OÖLA, Landschaftsarchiv. HS 97. Annalen 1679, pag. 630–633, Nr. 14: „Erinderung an die Statt Linz, daß die Herren Verordneten die Bedienung des Mag. Sanitatis dem Dr. Hagenleuthner aufgetragen und ihme den Dr. Pänggl adjungirt haben. [...] Linz, den 29. Augl. 1679. N. die Verordnete.“ Guggenberger 1962, S. 275: Dr. Pänggl.

Anfang September wurden erste *verdächtige Khranckhe* ins Lazarett eingeliefert. Nach dem Bericht des Dr. Hagenleithner starben zwei Personen am *hiezigem fieber*, drei andere Patienten aber seien außer Gefahr, es sei *noch kein Morbus contagiosus verhanden*.¹¹⁰ Am 14. September langte bei den Verordneten der Brief des Hofbeamten Hans Heinrich Reutter mit der Nachricht ein, dass *die Stadt Wienn ratione Contagionis in einem erbämblichen zustand [ist], also, daß alle Lazareter zu eng, undt die gebrauchende arzneyen fast fruchtlos seint*. Der Kaiser halte sich derzeit in Iglau [Böhmen] auf, *weillen man fast keinen sichern orth wais, undt die krankheit der Hofstadt [Hofstaat] nachfolgt*. Er warnt die Empfänger des Briefes vor der Gefahr und legt dem Schreiben ein Exemplar der „quarantina ordnung“ [Quarantäne-Ordnung] bei.¹¹¹

Kurz darauf erreichte die *laidige Seuch* die Stadt Linz. Eingeschleppt wurde sie vermutlich durch Dienstboten und andere Personen, welche aus Angst vor der Pest aus Wien geflüchtet waren und bei Verwandten oder Freunden Unterschlupf gesucht hatten.¹¹² Die Seuche brach praktisch an drei Punkten der Stadt aus, *nechst der Reuthschuel*¹¹³ *in dem Casstenhauß vier [Personen], herunten in der Herrngassen [...] aine, nechst dem Schmidthor [...] 4 Persohnen, ergriffen worden*. Die Behörde befahl, dass alle diese infizierten Personen, wenn sie keine Mittel hätten, um sich in eigenen Häusern versperren zu können, ins Lazarett und *die nechst daran gelegene zwey neuerpauete heüser*:¹¹⁴ *oder aber wann selbe nit erkleckhlich, in ein anderes von ihnen verschaffentes hauß, gebracht werden sollten*.¹¹⁵ Ob Dr. Hagenleithner von diesen Aktivitäten Kenntnis hatte, geht aus den Unterlagen nicht hervor, jedenfalls beschuldigte man ihn, seinen Pflichten als Magister Sanitatis nicht ordnungsgemäß nachzukommen.¹¹⁶ Er wurde zum Landeshauptmann vorgeladen, der ihm vorwarf, die Kranken im Lazarett nicht zu besuchen und sich überhaupt widerspenstig zu zeigen. Hagenleithner entschuldigte sich damit, dass er, weil von den Verordneten angestellt und besoldet, deren Befehle habe abwarten müssen. Sobald er diesen Befehl erhalte, *wolle er sich ungesaubt ainiche Zeit absentiern* und in das Haus in der Stadt ziehen, welches bereits für ihn hergerichtet sei. Der Landeshauptmann reagierte darauf äußerst ungehalten: Er sei genauso sein Herr wie die Verordneten, und wenn er sich nicht umgehend in besagtes Haus begeben und alles tue, was ihm aufgetragen sei, erginge es ihm wie jenem Wiener Magister Sanitatis, der zwar viele Jahre die Besoldung genossen, sich aber in *Sterbens Leuffen* [in Pestzeiten] *sich davon entschuldiget*, weshalb man ihn in *Pandt und Eysen schliessen und mit gwallt ins Lazarett führen lassen*.¹¹⁷

110 OÖLA, LA, Sch. 1216, J.III.163, Nr. 163–169, Nr. 19: Schreiben der Verordneten vom 10. September 1679; Antwort darauf: ebd., Nr. 20: undatiertes Schreiben des Dr. Hagenleithner an die Verordneten.

111 Ebd., Nr. 29: Schreiben des Herrn Hans Heinrich Reutter aus Wien vom 14. September 1679 an die Verordneten. Die Pest war bereits im Herbst des Vorjahres in Wien im Bezirk Leopoldstadt ausgebrochen und wurde anfangs als „hitziges Fieber“ bezeichnet. Vgl. Korsitzky / Lorbeer 2006, S. 58–59.

112 OÖLA, LA, Sch. 1218, J.III.2, 9: *Verzeichnuß der Stadt Linz samt Vermerk* vom 14. Oktober 1679.

113 Nähe des heutigen Linzer Landestheaters.

114 Stauber 1884, S. 266–267: Hinweis auf Vorsichtsmaßregeln der Stände „in Bestellung des Sanitäts- Personales und die Unterstützungen, welche sie der Stadt Linz zur Erweiterung des Lazareths und Erbauung der nöthig gewordenen Krankenhütten bewilligt haben.“

115 OÖLA, LA, Sch. 1216, J.III.163, fol. 65.

116 Ebd., Nr. 32: Schreiben des David, Probst zu St. Florian, an Herrn Johann Secund von und zu Sprinzenstain vom 15. September 1679. Ähnliche Vorwürfe hatte sich 1649 der damalige Magister Sanitatis, Dr. Männer, vom Landeshauptmann gefallen lassen müssen.

117 OÖLA, LA, Sch. 1216, J.III.163, fol. Nr. 33 ½: *Gehorsamber bericht*, undatiert.

Diese Drohung zeigte Wirkung, denn vom 18. September an bis einschließlich Jänner des Jahres 1680 berichtete er zum Teil zweimal pro Tag an den Landschaftssekretär.¹¹⁸ Die Berichte enthalten Angaben über die Personen, wie Namen, Alter, Beruf, Wohn- oder Dienstort, Art der Krankheit, wer gestorben oder geheilt worden ist. In den Schreiben vom 21. Oktober und 9. November schildert er (unterwürfig und entmutigt) sein persönliches Befinden und seine Angst, Frau und Kinder unversorgt zurückzulassen.¹¹⁹ Ende September nahmen die Krankheitsfälle besonders im Gebiet Weingarten und Sandgstätten stark zu, deshalb bestellte man Dr. Christoph Hofstetter als weiteren Magister Sanitatis. Er sollte vor allem für jene Patienten zuständig sein, die nicht im Lazarett seien, heißt es in seiner Bestallung.¹²⁰ Bevor er sein Amt in Linz antrat, hatte er noch die über Enns in das Land ziehenden vier Compagnien Soldaten auf ihren Gesundheitszustand zu prüfen, damit man eventuell Infizierte aussondern und am Weiterziehen hindern konnte.¹²¹

Eine neue „Infections-Ordnung“

Um die gleiche Zeit befürchtete – wahrscheinlich zu Recht – Landeshauptmann Graf Weissenwolff eine zusätzliche Einschleppung von Seuchen, weil viel Kriegsvolk von Mähren über Niederösterreich Richtung Land ob der Enns unterwegs sei, und in Mähren, Wien und Pressburg die *laydige contagion* herrsche. Es sei unbedingt erforderlich, entsprechende Vorsichtsmaßnahmen zu treffen.¹²² Eine davon ist die 1679 in Druck gegebene „Infections-Ordnung“ (Abb. 2):

Wie üblich werden die Menschen eingangs ermahnt, „mit wahrer Andacht Herzens-Reu und Layd über die begangenen Sünden zu Gott sich zu bekehren und umb Abwendung dieser zwar wolverdienten Straff innbrünstig zu bitten.“ Erst dann folgen Anweisungen, dass man Unordnung im Essen und Trinken und unnötige Zusammenkünfte vermeiden soll, schmutziges Wasser und Urin nicht auf die Strasse schütten darf, Räume mit Kronawetzweigen (Wacholder) ausräuchern soll, et cetera. Bemerkenswert ist der Ratschlag, dass sich jene, welche sich vor dieser Krankheit fürchten, „wofern es ihr Stand zuläst,

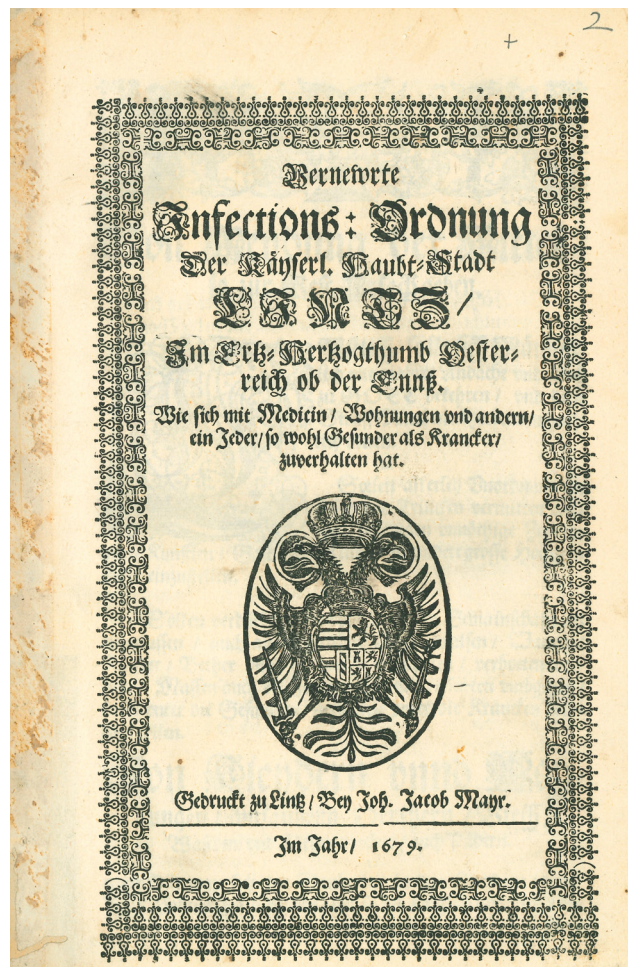


Abb. 2: Infectionsordnung von 1679, Deckblatt.

118 Putschögl 1977, S. 371: Fußnote 84: Als Landschaftssekretäre sind belegt: Simon Schmid: 1675–1683; Franz Scharz: 1675–1699 (seit 1690 Syndikus).

119 OÖLA, LA, Sch. 1218, J.III.2/9, ab fol. 6–23 und von fol. 41–178: Berichte aus dem Lazarett.

120 Vgl. Guggenberger 1962, S. 208–209: Dr. Hofstetter/Hofstätter; OÖLA, LA, Sch. 1216, J.III.163, Nr. 37: Schreiben der Verordneten v. 27. September 1679 an Dr. Hofstetter; OÖLA, Landschaftsarchiv, Annalen 1679, HS 97, pag. 553, 46: Instruktion für Dr. Hofstätter.

121 Vgl. Guggenberger 1962, S. 208–209; Ziegler 1920, S. 147–148: Hinweis, dass in den Jahren 1641 und insbesondere 1679 die Pest auch in Urfahr gewütet hat.

122 OÖLA, LA, Sch. 1216, J.III.163, Nr. 38: Schreiben Landeshauptmann Graf Weissenwolff v. 27. September 1679 an die Verordneten.



Abb. 3: Pestamulett mit Zachariassegen, Pergament.

sich zeitlich beyseits machen,“ also fliehen; die zum Hierbleiben Verdammten sollten sich von den Kranken fernhalten. Als Heilmittel gilt das Übliche: Latweg, Theriac und so weiter; „arme Leuth können ain- oder zway gute Messerspitz voll gestossenen gemeinen Schwefel [...] einnehmen.“ Danach folgen Anordnungen für „Curirung der würcklich Inficierten“ (Pestkranken), also wenn bei Menschen Schüttelfrost, oder gar „Peulen hinter denen Ohren / Achselen / oder in der Schoß“ auftreten. Im letzten Punkt wird an geistliche und weltliche Obrigkeiten appelliert, „daß [...] denen armen Erkranckten, sowohl die erforderte Arzney, als Nahrungs-Mittel an die Hand geschaffet[...] werden.“ Schliesslich werden die Apotheker angehalten, entsprechende Arzneien vorzubereiten, „auch hiezu gute und frische Ingredientia, welche ihre Wirkung thun mögen, keineswegs aber alte oder verdorbene Sachen gebrauchen.“¹²³

Am 1. Oktober 1679 berichtete Dr. Hagenleithner, dass der ihm zur Hilfe im Lazarett beigestellte Adjunkt Dr. Karl Pänngl nach einem Monat Dienst verstorben sei, und zwar *an der Angina*.¹²⁴ Wegen der starken Verbreitung *contagioser Khranckheiten* im Weingarten, Welsergasl und Lederergasse, wo bereits etwa 30 Personen gestorben waren,¹²⁵ berieten Franz Christoph Graf Khevenhüller¹²⁶ und die Äbte von St. Florian und Kremsmünster über eine Transferierung nach Wels.¹²⁷ Zuvor wurden die Landschaftsärzte, der *bestellte Magister Sanitatis* – also wahrscheinlich Dr. Hagenleithner – und auch der Totenbeschauer um ein Gutachten gebeten, und das besagte: Es ist die *würkhliche Infection*, also die Pest. Als Symptome beschreiben sie: Urplötzlicher Kräfteverfall; Schauer über den ganzen Leib, bald darauf eine innerliche Hitze; teils mit großem Durst verbunden, teils ohne; große Trockenheit der Zunge; teils große Schläfrigkeit, teils das Gegenteil; Kopfschmerzen; Phantasieren; starkes Erbrechen oder Ekel vor den Speisen; manchmal purpurbraune Flecken, Beulen unter den Ohren, Achseln und beim Gemächt. Bei mehreren ließen sich Carbunclblattern sehen, und sie stürben, wo die Abwehrkräfte gegen die Heftigkeit des Krankheitsgiftes zu schwach seien, innerhalb von zwei, drei oder vier Tagen.¹²⁸

Dieses Gutachten wird wohl die Verordneten bewogen haben, wie seinerzeit im Jahre 1634 nach Wels zu übersiedeln.¹²⁹

Inzwischen war Dr. Hofstätter von seinem Einsatz in Enns zurück und berichtete ab 13. Oktober täglich an den Sekretär Scharz.¹³⁰ Die Berichte sind mit „im Weingarten“ oder „aus dem Weingarten“ überschrieben und spiegeln die dramatischen Vorgänge von Mitte Oktober 1679 bis Anfang Jänner 1680 wider. Dr. Hofstätter hatte Hausbesuche zu machen, entweder in den Wohnungen oder in einer der Krankenstationen, wie sie in den Berichten

123 OÖLA, Musealarchiv, Sch. 73, Nr. 4: Infections-Ordnung 1679.

124 OÖLA, LA, Sch. 1218, J.III.2/9, fol. 54; vgl. Guggenberger 1962, S. 275.

125 Stauber 1884, S. 267.

126 OÖLA, LA, Sch. 1216, J.III.163, Nr. 3: Schreiben des Grafen Khevenhüller v. 9. Oktober 1679 an die Verordneten.

127 Ebd., Nr. 1: Schreiben des Abtes von Kremsmünster vom 10. Oktober 1679 an die Herren Verordneten in Linz; ebd., Nr. 2: Schreiben des Probstes von St. Florian vom 10. Oktober 1679.

128 Ebd., Nr. 52: Schreiben der Landschaftsärzte vom Oktober 1679 an die Verordneten.

129 OÖLA, LA, Sch. 1214, J.III.84, fol. 27, Nr. 252. Transferierung.

130 OÖLA, LA, Sch. 1218, J.III.2/9, fol. 24–40 und fol. 179–242. Berichte aus dem Weingarten.

erwähnt werden,¹³¹ wie das *obere Siechenhaus* im Weingarten¹³² oder im *Bruederhaus*¹³³. An anderer Stelle werden *der herren pat[res] Minoritanner hauß*; das *Siechenhaus* [Straßfelden], das *Spithal*¹³⁴ und das *Kapuziner-Gartenhaus*¹³⁵ erwähnt. Er verabreichte an Ort und Stelle die nötigen Arzneien. Personen mit schweren Krankheitssymptomen ließ er ins Lazarett bringen. In jenen Fällen, wo die Kranken zuhause bleiben wollten, wurde die Sperre der Wohnung oder des Hauses veranlasst. Die Sperre selbst wurde von einem eigenen „Spörer“ von der Stadt Linz durchgeführt.

Er habe es nicht so gut wie Dr. Hagenleithner, der seine Patienten alle beisammen an einem Ort hat, schrieb Dr. Hofstätter in seinen Berichten. Seine seien verstreut über das Gebiet Weingarten, Sandgstätten, Bauernberg, bis zur Herrengasse. Mehrmals habe er Kranke auf der Straße oder im Feld liegend gefunden,¹³⁶ welchen er nichts zum Schwitzen zu geben brauche, weil sie in der Kälte, im Freien, ohne Dach über dem Kopf, erfrieren würden. Viele davon lagen bereits im Sterben, weil sie keinen Arzt holen wollten; Todesfälle würden nicht gemeldet.

Jene, die ein Dach über dem Kopf hatten, waren nicht besser dran. *Helpen sich nicht gegenseitig, müssen crepieren*. Manche Menschen in den versperrten Häusern überlebten zwar die Pestattacke, starben aber am Mangel an Nahrung und Betreuung; ein Vater brachte etwa seinen Sohn zum Seuchenarzt, ließ ihn aber dann nicht mehr ins Haus, und ähnliche Beispiele gebe es viele. Am 21. Oktober starben sieben Personen in der Sandtgestöten und im Weingarten. Wenn nicht geholfen würde, *wird die Krankheit in die Stadt kommen*, warnte Dr. Hofstätter, worauf in einem Schreiben an den Sekretär über die Anschaffung eines Lazaretts mit 24 Betten gesprochen wird.¹³⁷ Manchmal hätte man die Erkrankung gern verheimlicht, wie etwa bei der Tochter des Torstehers im Landhaus, der keinen Doktor sehen wollte, wie Hofstätter an den Sekretär schreibt.¹³⁸

131 Ebd., fol. 29–36: Specification derjenigen Persohnen, welche im Weingartten gestorben.

132 Vgl. Kissling 1887, S. 59: Das im Spätmittelalter entstandene Siechenhaus im Weingarten (Kapuzinerstraße 23).

133 Ebd., das 1563 von der Stadt Linz geschaffene „Bruderhaus der armen Leute“ (Landstraße 36); das im späteren 16. Jahrhundert bereits bestehende und 1602 neu erbaute Siechenhaus in Straßfelden (Landstraße 74–76).

134 Ebd., das seit dem Mittelalter südlich der Stadt gelegene, 1585 durch ein Lazarett ergänzte Bürgerspital (Landstraße 15).

135 Baernreither 1906, S. 26–27: Der Autor schreibt, dass sich im Jahr 1679 bei Ausbruch der Pestseuche die Kapuziner der armen Kranken angenommen haben. „In einem Nebengebäude des Klosters, wo jetzt das Taubstummeninstitut steht, errichteten sie in Eile ein Lazarett und leisteten dort den Kranken allen nur möglichen leiblichen und geistlichen Beistand, ohne Ansehen des eigenen Lebens. Die Chronik nennt viele Opfer unter diesen Helden der Menschenliebe um Gottes Willen, mehr als dreißig Patres.“ Interessant ist, dass Dr. Hofstätter seine Berichte mit „im oder aus dem Weingarten“ überschrieben, dieses „Lazarett“ bei den Kapuzinern aber nicht erwähnt hat. Es wäre dringend erforderlich gewesen, wie aus seinem Brief vom 21. Oktober an den Sekretär hervorgeht. Zur Pflege der Pestkranken durch die Kapuzinerbrüder siehe auch Schultes 2011, S. 293.

136 OÖLA, LA, Sch. 1218, J.III.2/9, fol. 184: wie z. B. einen Kutscher, welcher auf offener Straße lag und welchen die H: *Cappuciner mit der heyl. Comunion versehen haben. Sofern er heundt nit weggebracht wirt, so vergeht er diese Nacht. Herr Pater Provincial der H: Cappuciner ist selbsten vorbegegangen, selben ligen befundten. Hr. D. Hagenleitter vermeldt, man khan niemandt mer im lazareth underbringen [...].*

137 Ebd., fol. 186–187: Bericht Hofstetter vom 21. Oktober 1679, sowie Schreiben über die Anschaffung eines Lazaretts mit 24 Betten mit genauer Beschreibung der erforderlichen Einrichtung sowie des Personals.

138 Ebd., fol. 195: Bericht vom 30. Oktober 1679.

Allmählich breitete sich die Seuche von den Vorstädten in die Innenstadt aus. Immer mehr Kranke wurden ins Lazarett geliefert, bis schließlich Dr. Hagenleithner die Aufnahme weiterer Patienten verweigerte, weil das Lazarett überfüllt war. Wenn Dr. Hagenleitner die Patienten nicht aufnimmt, keine weitere Krankenhütte aufgestellt wird, *muß man sie verjagen*, schrieb Dr. Hofstätter. Die Sperre der Häuser funktioniere ebenfalls nicht, weil die Leute die gesperrten Häuser verließen.¹³⁹ Ein Blick in die Berichte der beiden Ärzte¹⁴⁰ zeigt die schier hoffnungslose Situation, mit der sie jeden Tag aufs Neue konfrontiert waren. Die Seuche breitete sich dort, wo viele Menschen auf engstem Raum zusammenlebten, wegen der schlechten hygienischen Verhältnisse besonders stark aus. Die mangelnde Versorgung mit Lebensmitteln tat das ihrige dazu.

Die Lage im überfüllten Lazarett spitzte sich zu, weil wieder zwei Wärterinnen erkrankten. Zur Versorgung der durchschnittlich 23 Patienten pro Tag seien derzeit *nit mehr dan ein Mensch und zwey Manspersonen* vorhanden, berichtete Dr. Hagenleithner. Wenn er Ersatz für die zwei Frauen bekäme, *geschöche denen armen Krankhen undt mihr ein grosse Lieb; daß Lazareth ist in allen völlig inficieret. Gott der Allmechtige erbarme sich unser samentlich, wolle genedig dise Straff von unß abwendten*,¹⁴¹ heißt es weiter in dem Brief. Die Krankenwärterinnen waren Frauen, die man teils von der Straße auflos und die für einen Hungerlohn unter Einsatz ihres Lebens arbeiteten. Nach den Berichten sind außer Dr. Pännagl mehrere Krankenwärter, Krankenwärterinnen, Bader und andere Bedienstete während des Dienstes im Lazarett verstorben.¹⁴² Zusätzlich zur schweren Arbeitsbelastung quälten Dr. Hagenleithner die Sorge um seine Frau und seine drei kleinen Kinder: Er ersucht, im Falle seines Todes *meines armen mit drey unerzogenen khleinen khindterlein Weibes nit zu vergessen; bin zimblich math, auch mit deß Lazareths üblen geruchs ganz erfüllet*.¹⁴³

Ende November nahm die Zahl der Patienten ganz langsam ab. Waren im Oktober im Lazarett noch 40 Seuchentote zu beklagen, bei 22 Kurierten,¹⁴⁴ so waren es im November 19 Personen, bei 21 Genesenen.¹⁴⁵ Auch unter den Jesuiten gab es Todesfälle: Die Patres kamen zu den Kranken, um ihnen die Beichte abzunehmen, anschließend kehrten sie wieder in die Stadt zurück. Während der Magister Sanitatis laut seiner Instruktion strenge Anweisung hatte, wegen der Ansteckungsgefahr keine Gemeinschaft mit Nichtinfizierten zu halten, machte man bei den Geistlichen eine Ausnahme. Wahrscheinlich aus diesem

139 Ebd., fol. 183, Punkt 6: Bericht vom 16. Oktober an Sekretär Scharz.

140 OÖLA, LA, Sch. 1218, J.III.2/ 9: Unfoliiert, *Verzeichnuß der gesperrten Heuser*; Linzer Regesten 1952–93 B II A 40, S. 158–161, 19785.] 1679. Verzeichnis der versperreten Häuser: vom 2. Oktober 1679–30. November 1679; S. 162: 19786.] Verzeichnis der Personen, welche in den Vorstädten und dem Weingarten seit Ende August erkrankt und ins Lazarett gekommen sind, sowie weitere 15 Listen und Berichte.

141 OÖLA, LA, Sch. 1218, J.III.2/ 9, fol. 53–92: *Monath 8bris: 1679 auß dem Lazareth*: Im Oktober waren durchschnittlich 17 bis 24 Patienten im Lazarett zu betreuen, darunter etliche aus Wien kommend; ebd., fol. 90–91: Brief des Dr. Hagenleitner vom 21. Oktober 1679.

142 Ebd.: 40 Personen gestorben, davon der Magister Sanitatis; der Lazarett-Bader; ein Lazarett-Badknecht; ein Sperrer; vier *Krankhenaußwarther*; drei *Krankhenauswartherinnen*; ein *Todtenausführer*, Totengraber beim Lazarett. 22 Personen wurden geheilt entlassen. Im Oktober waren zwischen 11 und 24 pro Tag Personen im Lazarett.

143 OÖLA, LA, Sch. 1216, J.III.163, Nr. 61: Schreiben des Dr. Hagenleithner v. 27. Oktober 1679.

144 OÖLA, LA, Sch. 1218, J.III.2/ 9, fol. 53–92.

145 Ebd., fol. 92–124: *Monath 9bris: 1679. auß dem Lazareth*. 19 Personen sind gestorben, davon ein Jesuiten-Pater, ein Krankenwärter, drei Krankenwärterinnen, ein Totengraber. 21 Personen wurden kuriert entlassen, davon acht Totengräber. Im November befanden sich zwischen 19 und 28 Personen im Lazarett.



Abb. 4: "Pest- oder Gicht-segen": Dieses Amulett aus dem 18. Jahrhundert, gefertigt aus Papier, Silberdraht, Glas und einem Hornrahmen beinhaltet 56 Reliquien.

Grund versuchte man, solche Fälle geheim zu halten: *Herr Pater Rector lost diemittig bitten, daß Ehrwirdtigen herrn Fratriss Joannis Lenzen sein obleiben nit zu entdeken.*¹⁴⁶

Der nächste Brief des Dr. Hagenleithner an den Sekretär spiegelt die Arbeitsüberlastung, die Angst vor dem Tod, der im Lazarett allgegenwärtig ist, und die Verzweiflung über seine Isolation von seiner Familie, die Sorge um die unversorgten Kinder wider.¹⁴⁷ Er bittet um Verzeihung, dass er so spät antworte, *ist solches wol meinen unbäßlichen kopf, so dazumallen voller Schmerzen zuezurechnen. Wan mich nuer Gott der Allmechtige beglikselligen thete, dz ich noch mit meinen lieben Weib lenger hausen, undt meine noch unerzogene arme Khinderlein zu seiner gresten ehre auferziehen khundte; bin alt, habe vill gelithen, undt thue aniezo vill leithen. Mueß geden[k]hen, dass ich darzue geboren. Verhoffe, es werde mit der Gnade Gottes besser werden.*¹⁴⁸

Im Dezember beruhigte sich die Lage sowohl im „Weingarten“ als auch im Lazarett bis auf wenige Einzelfälle; am 29. Dezember gab es nur mehr vier Kranke,¹⁴⁹ und Anfang Jänner hatte die Seuche ein Ende gefunden,¹⁵⁰ die Verpflichtungen des Dr. Hofstätter jedoch noch nicht. Er wurde beauftragt, die Säuberung und Desinfizierung der gesperrten

¹⁴⁶ Ebd., fol. 95–96. Vorsichtsmaßnahmen bei den Kapuzinern vgl. Baernreither 1906, S. 26–27.

¹⁴⁷ Die Sorge ist nicht unbegründet, denn im Fall des im Dienst verstorbenen Dr. Pänngl bekommt seine Frau keine Unterstützung, sondern sie wird unter den *Nathleidenden* berücksichtigt. Sie muss quasi um Almosen bitten. Vgl. Guggenberger 1962, S. 275; Linzer Regesten 1952–1993, B. II. A. 11. 12754. 1680, März 31; ebd., B. II. A. 11. 12761. 1680, August. Auch die Witwe des 1683 verstorbenen Dr. Hofstätter, Anna Katharina Hofstätterin, „klagt, daß ihr Mann nichts als Kinder hinterlassen hat und bittet, sich ihrer zu erbarmen.“ Die Verordneten „werden dieser unter den Notleidenden ergiebig eingedenk sein“. Ihr Antrag um Bezahlung der Konduktkosten für ihren Mann, die 41 fl. 27 kr. betragen, wird abgelehnt: „Der Konsequenz halber kann dieses Ansuchen nicht bewilligt werden!“. Guggenberger 1962, S. 208–209.

¹⁴⁸ OÖLA, LA, Sch. 1218, J.III.2/ 9, fol. 123–124: Schreiben des Dr. Marthin Hagenleithner vom 6. November 1679.

¹⁴⁹ OÖLA, LA, Sch. 1218, J.III.2/ 9, Verzeichnis Dezember, fol. 156–157.

¹⁵⁰ Ebd., fol. 239–242: *Anno 1680. Auß dem Weingartten Monath Januarij.*



Abb. 5: Dieses Caravaca-Kreuz zeigt auf der Vorderseite den Zachariasegen mit einem Relief des Pestheiligen Rochus, auf der Rückseite den Benediktus-segen. Caravaca-Kreuze sind Nachbildungen des Partikelkreuzes von Caravaca, das seit dem 13. Jahrhundert in Spanien sehr verehrt und ab etwa 1600 im deutschsprachigen Raum von den Jesuiten propagiert wurde.

Häuser zu veranlassen, dabei aber *vleißiges Einsehen thuen*, also die Durchführung zu überwachen.¹⁵¹ Keine leichte Aufgabe, schrieb Dr. Hofstätter an den Sekretär: Es zeigte sich, dass bei den „infizierten“ Häusern und Zimmern die Fußböden *durch das beschehene erbröchen thailts khranckher leuth, das mehriste Gufft sich befindet [und] hierdurch ain grosses übles Gestanckh [sei]*, was er, Dr. Hofstätter, zur Genüge *erfahren, einnehmen und genießen [hat] müssen*. Da im vereinbarten Lohn der Arbeiter nichts von Ausreibung der Böden stünde, könnten und wollten sie die Arbeit nicht verrichten, außer es werde vorher jedem der acht Arbeiter, *wochentlich 3 fl. a parte zu geben versprochen*.¹⁵²

Auch der Wunsch des Dr. Hagenleithner, dass Gott der Allmächtige dem Elend bald ein glückseliges Ende machen wolle, ging in Erfüllung. Sein letzter Bericht aus dem Lazarett lautet: *Den 18. January anno 1680 frue morgens umb 9 Uhr, ist Maria Poindnerin, ein armes Bettlmensch, von der laidigen Seuch curierter aus dem Lazarett entlassen worden (Deo sint laudes)*. Bei den anderen 12 Personen müsse man noch deren zweiwöchige *Contomacien* abwarten, danach können auch diese Personen *ohne Scheuche undt gefahr* wieder unter die Leute gehen.¹⁵³

Laut Staubers „Ephemeriden“ forderte die Seuche im Jahr 1679 in Linz mehrere hundert Tote, wobei er sich auf die „relation“ (Bericht) des Magister Sanitatis Dr. Hofstätter bezieht.¹⁵⁴ Die im Akt befindlichen Listen ergeben zwar eine geringere Anzahl, auch die Sterbeziffern des Jahres 1679 sind unauffällig,¹⁵⁵ aber in den Tagesberichten des Dr. Hofstätter scheint mehrmals der Vermerk auf, dass Personen gestorben sind ohne sein Wissen, wie zum Beispiel der Bericht vom 21. November 1679: *P: S: göstern sovill ich von dem Spörer gleich iezo vernommen, solle in dem „Bruederhauß“ ein und andere Persohnen gestorben sein, [von denen] weder die H: P: Cappuciner, weniger ich nichts gewust*. In den Listen mit den gesperrten Häusern scheinen ebenfalls an der Seuche verstorbene Personen auf, ohne Namensangabe.¹⁵⁶ Die tatsächlichen Opferzahlen sind nur sehr ungefähr zu schätzen.

Das Jahr 1679 blieb nicht das letzte Seuchenjahr: Immer wieder marschierten Regimenter durch das Land, die eine erneute Einschleppung von Seuchen befürchten ließen,¹⁵⁷ es ist die Zeit vor der zweiten Türkenbelagerung 1683. Im Jahr danach, nach gewonnener Schlacht, durchzog erneut eine Seuchenwelle Oberösterreich, wobei besonders das Mühlviertel betroffen war.¹⁵⁸ Im selben Jahr wird über eine heftige *rothe Ruehr*-Epidemie berichtet.¹⁵⁹ 1694 grassierten *in- und ausser Landes hitzige Khrankheiten*, welche sich als das Fleckfieber herausstellten.¹⁶⁰

151 OÖLA, Landschaftsarchiv, HS 97, Annalen 1679, pag. 893–894, Nr. 82: Decret vom 4. Jänner 1680.

152 OÖLA, LA, Sch. 1218, J.III.2/9, fol. 242: Bericht Dr. Hofstätter an den Sekretär vom 11. Jänner 1680.

153 Ebd., fol.177: Bericht des Dr. Hagenleithner vom Jänner 1680.

154 Vgl. Stauber 1884, S. 267.

155 <http://www.statistik-ooe.at/>.

156 OÖLA, LA, Sch. 1218, J.III 2/9, fol. 197–222, *Monath 9bris 1679, auß dem Weingarten*, hier fol. 214; Linzer Regesten 1952–1993 B II A 40, S. 158–161, 19785. 1679. Verzeichnis der versperrten Häuser.

157 OÖLA, LA, Sch. 1216, J.III.163, Nr. 38: Schreiben Landeshauptmann Graf Weissenwolff v. 27. September 1679 an die Verordneten.

158 OÖLA, Nachlass Grüll, Sch.16, S. 241: „1684 brach das große Sterben über Münzbach herein. In diesem Jahr starben 159 Personen, die meisten an einer nicht näher bezeichneten Seuche.“

159 OÖLA, LA, Sch. 1217, J.III.178, Umschlag, 164. Kurzer Bericht von der *Rothen Ruehr* anno 1684.

160 OÖLA, LA, Sch. 1217, J. III.188, 136/170: Schreiben der Verordneten vom 31. Mai 1694; Gutachten der Landschaftsärzte Dr. Georg Kurz, Dr. Vitus v. Blischer, Dr. Springenfelß, vom 10. Juni 1694; Gutachten der zwei Landschaftsärzte zu Steyr, Dr. Johann Martin Hagenleitner sowie Dr. Ignati Dürnhardt vom 20. Juli 1694.

Schließlich brach die Pest in Europa noch einmal heftig aus: 1713 in Ungarn, Wien, Linz, im Hausruck- und Traunviertel, 1713/1714 in Prag, 1715/1716 in Kärnten.¹⁶¹ Die letzte Pestwelle forderte in der Reichsstadt Regensburg 1713 noch circa 6.000 bis 8.000 Pesttote.¹⁶² Und noch immer beginnen offizielle Schreiben mit der Floskel: Wegen der *durch gerechte Verhängnis des Allerbögsten [...] eingeschlichene laidige Seuch[...]* usw.¹⁶³

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verschwindet die Pest schließlich aus Europa und greift in der Folge auf andere Kontinente über. Sie macht Platz für eine weitere hochansteckende Infektionskrankheit: die Pocken, oder Blattern, die der Pest quasi auf dem Fuß folgen.¹⁶⁴

161 OÖLA, HA Arolzmünster, Sch. 47, Vl. 3a Pest: Schreiben des Kurfürsten Max Emanuel vom 10. April 1699 sowie 14. Dezember 1699; Proschko 1861, pag. 103–139.

162 Vgl. Reith 2011, S. 20.

163 Siehe dazu: OÖLA, HA Schaunberg–Eferding, Sch. 31, 4 Pest 1713–1720: Schreiben Landeshauptmann Graf Thürheim vom 31. Oktober 1713.

164 Reith 2011, S. 20. Siehe dazu den Beitrag in diesem Band „Impfrevolte in St. Agatha 1830“.

QUELLEN UND LITERATUR:

- Baernreither 1906** = Baernreither, F. C.: Das Kapuzinerkloster zu Linz. Zur Feier seines dreihundertjährigen Bestandes. [Linz] 1906, S. 26–27: VII. Die Kapuziner zur Zeit der Pest in Linz.
- Bohdanowicz 1962** = Bohdanowicz, Franz Xaver: Die Plag' der Pestilenz im Linz des 16. Jahrhunderts. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1962, S. 105–128.
- Codex Austriacus I** = Codicis Austriaci ordine Alphabetico compilati Pars Prima [...] aller unter [...] Leopold I [...] einlaufenden Generalien, Patenten, Ordnungen [...]. Wien 1704.
- Fuchs 2008** = Fuchs, Walter: Pest, Ausweisung, Migration: Der verschlungene Lebensweg des Linzer Stadtarztes Philipp Persius. In: Oberösterreichische Heimatblätter 62 (3/4 2008), S. 201–207.
- Grüll 1969** = Grüll, Georg: Der Bauer im Lande ob der Enns am Ausgang des 16. Jahrhunderts. Abgaben und Leistungen im Lichte der Beschwerden und Verträge von 1597–1598. Linz 1969.
- Guggenberger 1962** = Guggenberger, Edmund: Oberösterreichische Ärztechronik. Wien 1962.
- Kampmüller 1989** = Kampmüller, Otto (Hrg.): Steine – Tafeln – Kleindenkmale Ottensheim. Ottensheim 1989.
- Kissling 1887** = Kissling, Adolf, Ritter von: Beiträge zu einer Geschichte der Sanitätsverhältnisse Oberösterreichs, mit besonderer Berücksichtigung der Pestinvasionen im siebzehnten Jahrhundert. In: Fünfundvierzigster Bericht über das Museum Francisco-Carolinum, nebst der neununddreissigsten Lieferung der Beiträge zur Landeskunde von Oesterreich ob der Enns. Linz 1887, S. 60–62.
- Korsitzky / Lorbeer 2006** = Korsitzky, Andreas / Lorbeer, Klaus: Kaiser, Macht und Kirche. 25 barocke Orte und ihre Schattenseiten. Wien 2006.
- Kreczi 1951** = Kreczi, Hans: Linz – Stadt an der Donau. Linz 1951.
- Linzer Regesten 1952–93** = Linzer Regesten, herausgegeben vom Archiv der Stadt Linz. 199 Bde. Linz 1952–93.
- Pauler 2007** = Pauler, Roland: Leben im Mittelalter. Ein Lexikon. Darmstadt 2007. S. 135–137.
- Persius 1649** = Persius, Philipp: Kurtzer und klarer Bericht: Wie man sich zu Zeiten der Pestilenz und andern in Oesterreich gewöhnlichen Seuchen, als: Ung[a]rischen Kranckheit / Ruhr / Peteckien / Breun / Kindsblattern und Flecken und was sonst mehr denen anhängig, verhalten, dieselben sampt ihren Ursachen recht erkennen, sich dafür vorsehen und bewahren solle, und was in mangel eines Medici zu gebrauchen“. [...] Linz 1649.
- Proschko 1861** = Proschko, Franz Isidor: Die Pest in Oberösterreich im Jahre 1713. In: Der Oberösterreich, Geschäfts- Haus- und Volks-Kalender auf das gemeine Jahr 186[0]. Linz 1861, S. 103–139.
- Putschögl 1977** = Putschögl, Gerhard: Die landständische Behördenorganisation in Österreich ob der Enns vom Anfang des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur österreichischen Rechtsgeschichte. Linz 1977.
- Riepl 2004** = Riepl, Reinhard: Wörterbuch zur Familien- und Heimatforschung in Bayern und Österreich. Waldkraiburg 2004.
- Reith 2011** = Reith, Reinhold: Umweltgeschichte der Frühen Neuzeit. Enzyklopädie Deutscher Geschichte Band 89. Oldenbourg-München 2011.
- Sandgruber 2012** = Sandgruber, Roman: Oberösterreich und Linz zur Zeit des Aufenthaltes von Johannes Kepler. In: Kalb, Herbert / Pichler, Franz (Hg.): Johannes Kepler in Linz 1612–1628. Linz 2012, S. 4–5.
- Scheutz / Sturm / Weichenberger u. a. 2008** = Scheutz, Martin / Sturm, Johann / Weichenberger, Josef u.a. (Hsg.): Räuber, Mörder, Teufelsbrüder. Die Kapergerbande 1649–1660 im oberösterreichischen Alpenvorland. Linz 2008.

Schultes 2012 = Schultes, Lothar: Linz als Residenzstadt. Von Albrecht VI. bis Matthias I. In: Des Kaisers Kulturhauptstadt. Linz um 1600. Ausstellungskatalog. Linz 2012.

Seemann 2019 = Seemann, Sophie: Verschwundene Krankheiten. Berlin 2019.

Stauber 1884 = Stauber, Franz X.: Historische Ephemeriden über die Wirksamkeit der Stände von Österreich ob der Enns. XVII. Sanitätswesen. Linz 1884.

Sturmberger 1974 = Sturmberger, Hans: Vom „Hospital“ zum „Krankenhaus“. Zur Geschichte des Krankenhauswesens in Oberösterreich bis zum 1. Weltkrieg. In: Mitteilungen des Oberösterreichischen Landesarchivs 11. Band. Linz 1974, S. 229–247.

Tönig 1923 = Tönig, Sigismund: Die Pest in Kremsmünster und Umgebung. In: Heimatgau. Zeitschrift für oberösterreichische Geschichte, Landes- und Volkskunde. 4. Jahrgang. Linz 1923, S. 364–372.

Topitz 1961 = Topitz, Alois: Das Pestilenz-Büchlein des Doktor Philipp Persius von Lonstorff (Linz 1649). In: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1961), S. 97–118.

Vasold 2008 = Vasold, Manfred: Grippe, Pest und Cholera. Stuttgart 2008.

Wall 2007 = Wall, Richard: Mühlen, Mägde und Rebellen. Geschichte und Geschichten des Gusentales. Grünbach 2007.

Wimmer 2008 = Wimmer, Franz X.: Von der Natur und den Menschen im Traunviertel zwischen 1600 und 1700. In: Scheutz, Martin / Sturm, Johann / Weichenberger, Josef u.a. (Hg.): Räuber, Mörder, Teufelsbrüder. Die Kapergerbande 1649–1660 im oberösterreichischen Alpenvorland. Linz 2008, S. 245–252.

Ziegler 1929 = Ziegler, Anton: Rückblick auf die Geschichte der Stadt Urfahr a. D. Linz 1920.

Bestände des Oberösterreichischen Landesarchivs

<https://www.digitale-sammlungen.de/de/details/bsb11269408>

<http://www.statistik-ooe.at/>, beide Links zuletzt eingesehen am 26.03.2023.

BILDNACHWEISE:

Abb. 1: © ÖÖ. Landes-Kultur GmbH, Land Oberösterreich, Graphische Sammlung

Abb. 2: © ÖÖ. Landes-Kultur GmbH, Land Oberösterreich, Bibliothek

Abb. 3, 4 und 5: © ÖÖ. Landes-Kultur GmbH, Land Oberösterreich, Sammlung Volkskunde und Alltagskultur

DIE PEST IM MARKT RIED UND IM HAUSRUCKVIERTEL (16. BIS 18. JAHRHUNDERT)

Peter Fußl

Die Pest, deren wahre Ursache der schweizerisch-französische Arzt Alexandre Yersin erst im Jahr 1894 in einem Behelfslabor in Hongkong herausfand, ist jene Seuche, die durch ihr immer wiederkehrendes Auftreten wohl am meisten Todesopfer forderte. Und es sollte weitere vier Jahre dauern, bis der Nachfolger Yersins, der Arzt Paul-Louis Simond, in Bombay (1898) das Rätsel der Ansteckung lösen konnte. Er fand heraus, dass der Erreger zunächst durch Rattenflöhe, dann aber auch von Menschenflöhen übertragen wird (Beulenpest). Die Krankheit kann auch als Tröpfcheninfektion von Mensch zu Mensch weitergegeben werden (Lungenpest). Noch heute erkranken circa 2.000 Personen jährlich an der Pest, die aber bei rechtzeitiger Verabreichung von Antibiotika gerettet werden können.¹

Obwohl schriftliche Quellen bereits vom sechsten bis zum achten Jahrhundert nach Christus von der so genannten Justinianischen Pest berichteten, war ohne Zweifel die Epidemie von 1347 bis etwa 1352 die verheerendste. Dieser „Welle“, die vermutlich in China ihren Ausgang nahm und über die Handelswege (Schiffsrouten und Seidenstraße) nach Europa kam, fielen auf unserem Kontinent zwischen 60 und 75 Millionen (nach anderen Berechnungen, die von einer geringeren Bevölkerungszahl ausgehen, 25 bis 35 Millionen) Menschen zum Opfer. Das ist etwa ein Drittel der damaligen Bevölkerung. Niemand konnte sich die Krankheit erklären. Einerseits vermuteten Ärzte und Wissenschaftler die Ursache in einer ungünstigen Konstellation der Planeten Saturn, Jupiter und Mars, welche durch ihre Sogwirkung giftige Dämpfe aus dem Meer und dem Erdinneren entfachten und so die Menschen von innen her verfaulen ließen. Andererseits sah die katholische Kirche in dieser Krankheit eine Strafe oder Prüfung Gottes für das sündige Volk. Die zur Eindämmung der Seuche abgehaltenen Bittprozessionen und -gottesdienste sowie die in derselben Intention durchgeführten Geißlerzüge halfen nichts, im Gegenteil: Sie trugen nur zur weiteren Verbreitung der Krankheit bei. Ebenso versuchte man durch Gründung von Sebastiani-Bruderschaften, das Tragen von Amuletten und den Bau von Gotteshäusern und Pestkapellen den strafenden Gott zu besänftigen und damit dieser „leidigen Seuche“ ein Ende zu bereiten.

Aber auch die Behörden waren nicht untätig. Sie erließen so genannte Pest- oder Infektionsordnungen beziehungsweise Mandate, in denen dem Volk bestimmte Verhaltensmaßnahmen zur Eindämmung der Seuche verordnet wurden. Und wie so oft beim

¹ Ihm zu Ehren gab man dem Bakterium im Jahr 1970 den Namen „Yersinia pestis“. Vgl. dazu Mollaret/Brossolet 1987 und Rigos 2013.

Auftreten derartiger unerklärlicher Phänomene suchte man einen Sündenbock und fand ihn in den Juden. Man beschuldigte sie, Brunnen zu vergiften und Hostien zu schänden, worauf es zu regelrechten Pogromen kam.² Noch im Jahr 1713 stellt in einem Schreiben an die Regierung in Linz ein leider nicht näher genannter Autor die Frage: *Wie es fehler mit der Böhmisch und Mährischen Judenschafft zuhalten? Da gibt's allerhandt bedencken wegen der disen Volkh angeartheten Unsauberkeit, Wuecher, und Geiz, wardurch es alle Länder, gemainden, Und Heuser ohne Unterschied durchzustreichen angetriben wird.*³

Doch wie sah nun das Krankheitsbild der Seuche aus? Vitus de Blischer, Physicus und *der Medicin Doctor*, beschreibt es wie folgt: *Es haben sowohl die Herrn Medici Loimici⁴ in unter österreich, gleichwie auch wür alhier in ober österreich collegialiter observirt, daß die dermahlen grassierende Seuche theils mit einem schaur, fligender Hiz, Kopfwehe, s. v. Durchbruch⁵, nasen Bluthen, Halswehe, Seithenstechen, insonderheit mit gehliger stürzung der Kräfte den Leib angreiffe [...].*⁶

In einem 1710 erschienen Standardwerk über mögliche Behandlungen der Pestkranken wird unter anderem festgestellt: *Die Leuth so von denen Pest=Behafften umbgeben sollen fruhe nicht lang nüchtern bleiben sondern eine eingebrennte Suppen mit ein wenig Knoblauch oder etwas Wein trincken unter Tags zuweilen einen Löffel voll Pest=Essig⁷ nehmen auch die Nasen und Mund mit diesem Pest=Essig bestreichen.* Und weiter heißt es in dem Buch: *Sofern Gifft=Blattern oder Carbunckel entstehen müssen sie behend eröffnet und auff das schwarz=verbrandte darunter befindliche Fleisch das hiernechst beschriebne Gifft=Sälbel geleyet werden biß solches Fleisch herauß gefallen alsdann mit Therebentin und Eyerdotter außzuheylen.*⁸

INFEKTIONSORDNUNG AUS DEM JAHR 1585 FÜR DAS HERZOGTUM BAYERN UND DAS INNVIERTTEL

Dass der „Schwarze Tod“ – schwarz als Sinnbild für eine düstere Zeit einerseits und wegen der im Verlauf der Krankheit sich schwarz färbenden und absterbenden Gliedmaßen andererseits – , wie die Pest seit dem 16. Jahrhundert auch genannt wurde, mit Verschmutzung in Zusammenhang steht, vermuteten schon damals die Ärzte, obwohl auch sie noch in der Seuche den gerechten Zorn Gottes sahen. Sie empfahlen neben Gebeten und häufigerem Beichten unter anderem folgende Maßnahmen, die in öffentlich angeschlagenen beziehungsweise vorgetragenen „Ordnungen“ dem Volk kundgemacht wurden: Es war verboten, „den Harm [sic!] oder andere Vnsaubrigkeit auff die gemainen Gassen vnd Strassen zuschütten“. Weiters durfte man das „leibgwandt, Beth vnnnd Leinwanthgwandt“ von Kranken weder innerhalb von Städten, Märkten oder Flecken in

2 Vgl. ebd. und z. B. Bergdolt 1994, S. 14. Bergdolt gibt zur Justinianischen Pest den historischen Autor Prokopius (Prokop) von Caesarea mit seinem Werk über den Persischen Krieg als Quelle an.

3 OÖLA, HAW, Sch 58, 1. August 1713.

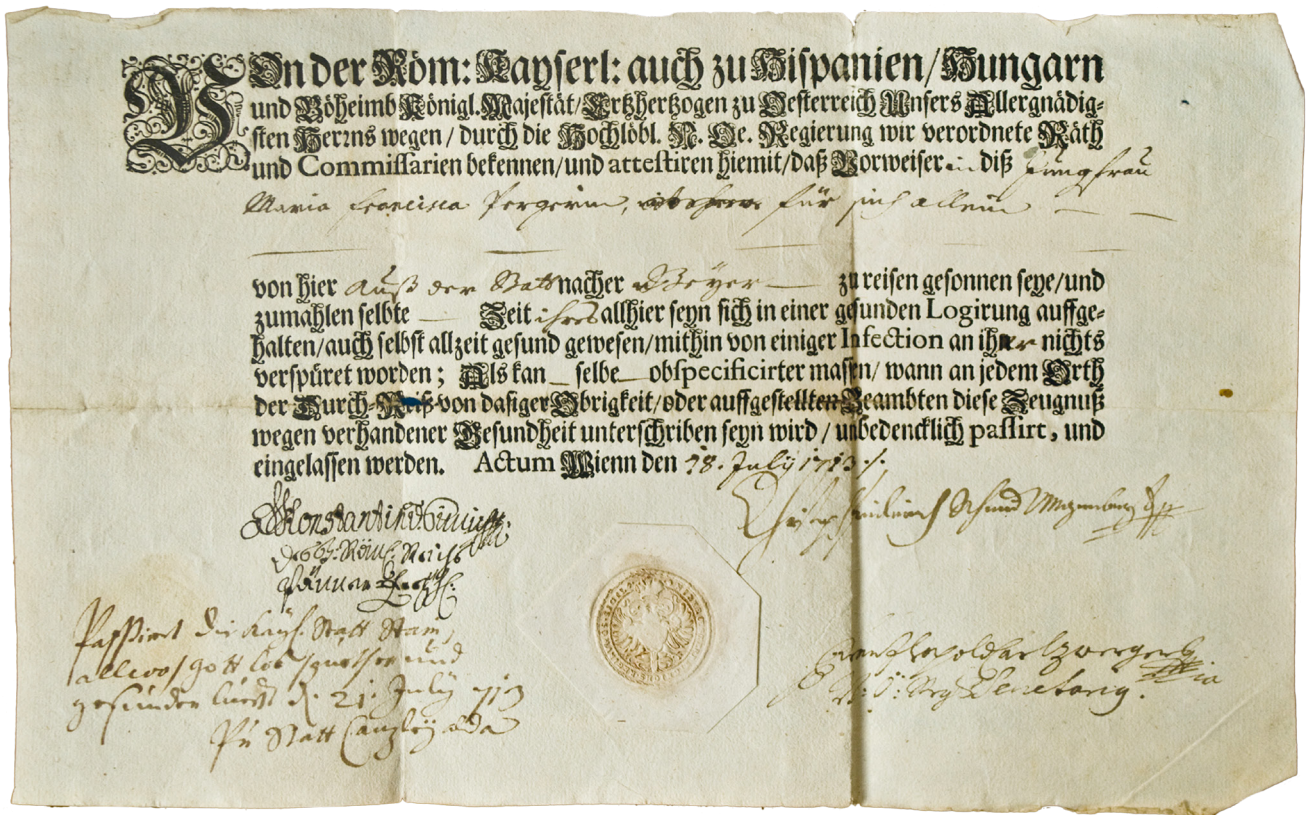
4 Vom Griechischen „loimos“ = Pest.

5 Durchfall.

6 OÖLA, HAW, Sch 58, 20. September 1713.

7 Beim Pestessig handelt es sich um verschiedene in Essig gelöste Duftstoffe und Kräuter, vor allem Kampfer. Ärzte steckten mit Pestessig getränkte Stoffbäuschen in eine schnabelförmige Maske, um vor Ansteckung geschützt zu sein. Ein „Überbleibsel“ dieser Schnabelmasken sind angeblich die Masken vom Karneval in Venedig.

8 Anonymus 1710, S. 87.



Bächen noch bei Brunnen und Rörkästen waschen oder in deren Nähe trocknen. Der Mist in den Gassen und Häusern war „bey guter zeit hinweg zu bringen und todte Hund / Katzen / oder anders dergleichen vnzifer“ mussten ebenfalls entfernt werden. Auch faules Obst sollte man nicht mehr wie früher „außschütten vnd vnder die füß werffen“. Jedermann, bei dem sich Anzeichen einer Erkrankung zeigten, hatte die Verpflichtung, sofort zu einem Arzt oder Bader zum Aderlass zu gehen, wobei das Blut von gesunden als auch kranken Personen „allein in die bäch vnd haimlich gemäch⁹ getragen vnd geschütt“ werden durfte. Arme Leute mussten kostenlos behandelt werden und Infizierte, die sich weigerten, in ein Siechenhaus zu gehen, bekamen von so genannten „Aufwarpersonen“ Lebensmittel ebenfalls unentgeltlich zugestellt. Bemerkenswert ist auch, dass Zunftgenossen ihre verstorbenen Mitglieder nicht mehr zu Grabe tragen durften und mit der nächsten Pestordnung von 1592 sogar zünftische Zusammenkünfte an hohen Feiertagen wegen der Ansteckungsgefahr verboten wurden. Um die Einhaltung all dieser Maßnahmen effizienter zu gestalten, bekamen die Amtsknechte und „anzaiger“ ab sofort die Hälfte der eingenommenen Straf gelder von jenen Personen, die sich nicht an die Verordnungen hielten.¹⁰

Abb. 1: Eine von der Niederösterreichischen Regierung am 18. Juli 1713 ausgestellte „Fede“ belegt, dass Maria Franziska Pergerin in keinem „infizierten“ Ort war und ihre Reise von Wien nach Steyr antreten kann.

⁹ Abort, Plumpsklo.

¹⁰ Mandat von Wilhelm Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Ober- und Niederbayern, 1. Dezember 1585; Mandat von Wilhelm Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Ober- und Niederbayern, 7. November 1592, beides zitiert nach Flamm 2008, S. 68f.

MASSNAHMEN GEGEN DIE PEST IM MARKT RIED IM JAHR 1666

Mag sein, dass auch unsere Gegend schon in den Jahren 1347 bis 1352 von dieser Epidemie heimgesucht wurde, allein es fehlen dazu die Quellen. Für diese Zeit existieren noch keine Pfarrmatriken, und derartig frühe Angaben über die verheerende Seuche beschränken sich in erster Linie auf die damaligen Städte und Handelszentren. So kommt es, dass sich die ersten Aufzeichnungen über die Pest den Markt Ried betreffend in den Ratsprotokollen¹¹ des Jahres 1666 finden. Bei der Eintragung vom 18. Jänner lesen wir folgenden Beschluss:

Nach ablesung der von Churfrtl. Hochlöbl. Reg. Burghausen wegen der zu Cöln und andern Gilchischen Landen¹², auch zu Frankfurth, Andorf¹³ und mer Stötten, grassierendt laidigen Pestsucht, sub dato 9. December ao. 1665 dan 7. und 8. dis Monats January alhero gefolgt gdist und Ernstlicher bevelchen, ist, neben den Thorstehern anbevolchner Notturft ainhellig geschlossen worden, alle umb den Markht herumb, hinden gegen den Markht Gräben hinaus Verhandtne Thürl, wie auch im Spital, Spitalmill, Adamen Pomereder Pinder, Stephan Grillenauer Tuechmacher, Leyerer Schneiderin, und anderen Häusern, kheines ausgenommen, wie auch das Schläfthirl¹⁴, alsobaldten vernageln zlassen, damit ausser der ordenlichen drey Markhtthor niemandt in: oder aus dem Markht khommen und also die einzeltung der laidigen Pestsucht und andere unzulässige practiquen, umbsovil mehr verhittet werden mögen. Zu welcher besichtigung und Publicirung solchen auftrags, seyen Herr Christoph Kirchmair, Herr Abraham Lemperger, beede des Innern: Herr Paulus Castner und Herr Michael Perger beede des Eüssern Rhats, verordnet.

Obwohl die Seuche noch relativ weit weg grassierte, setzten die Verantwortlichen bereits die ersten Vorsorgemaßnahmen, dies wohl in dem Bewusstsein der verheerenden Auswirkungen der früheren Pestläufe. Und dass sie mit ihrer Vorsicht richtig lagen, bestätigt uns die Tatsache, dass auch die heutige Partnerstadt Landshut Schutzmaßnahmen ergriff, wie wir dem Protokoll vom 27. Juli entnehmen können:¹⁵ *Ist an heut frue durchreitendten Postilion von burghausen eingeliferte Citobevelch* [Eil- oder Schnellbefehl], *die am Rheinstromb starkh grassirendt laidige Pestsucht: und derentwillen eingestellten Bartholomai Landtshueter Jahrmarkht btr. abgelesen hernach Übers Rhathauß herunder offentlich publicirt* worden. Etwa zur gleichen Zeit wurden in Ried zu *Verrichtung des Exammis und rechtfertigung der frembden ankhomenden Persohnen und Gütter* die bereits oben erwähnten Herren Kirchmair, Lemperger und Castner sowie Herr Geörg Oberhamer *pro commissarios deputirt*. Das bedeutet, sie waren ab diesem Zeitpunkt für die Kontrolle der im Markt ankommenden Personen und Güter verantwortlich.

Nachdem sich die Seuche schon auf *Coblentz, im Bisthumb Münster, und in der Undern Pfalz* ausgebreitet hatte, kam es am 5. August zu einem weiteren Ratsbeschluss, der folgende Maßnahmen vorsah:

- 11 StAR, HS 7, fol. 18^r, 19^r. In den Sterbematrikeln von 1666 der Pfarre Ried im Innkreis kann zwar eine hohe Kindersterblichkeit festgestellt werden, es ist aber keinerlei Hinweis auf die Pest als Todesursache verzeichnet. <http://data.matricula-online.eu/de/oesterreich/oberoesterreich/ried-im-innkreis/301%252F02/?pg=200>.
- 12 Gilchische Lande: Herzogtum Jülich in Niederrhein-Westfalen.
- 13 Hierbei handelt es sich natürlich nicht um die Ortschaft im Bezirk Schärding, sondern um eine der zahlreichen, aber nicht näher lokalisierten in Deutschland.
- 14 Kleines Tor am Oberen Roßmarkt, heute ca. bei Goldschmied Dobler-Strehle.
- 15 StAR, HS 7, fol. 137.

Erstlich das nit allein das Schläfthirl, sondern auch andere thirl und Schliiff, wardurch man ausser der ordenlichen Märkththor sich in den Markht herein schleichen khann, mit Rafen und Schiffneglin, alsobalden Verschlagen und Verwahrt werden sollen. Zweitens Wirdet in den Vormärkhten wonhafften Gastgeben, Preuen und weispierwirthen als Hannsen Mänzeneder, Friderichen Khern, Herrn Hanns Adamen Wihrer Eüssern Rhats, Hannsen Saletmayr, Franz Khiperger, Danieln Kopler, Geörgen Göttner dann Georgen Veichtner, Andreen Putinger und Andreen Mayringer, mit ganzem Ernst und zwar bey Vermeidung der von Ihro Churfrtl. Drtl. Angethroten Leib: und Lebens Straff, hiemit auferladen, von dato an hinfüro ainzige Frembde Persohn, Es sey dann selbige Vorhero durch die hierzue bestelte Thorsteher, oder nach gestalt der sachen, durch die Herrn Commissarij genuegsamb Examiniert und gerechtfertiget worden, nit einzulassen, weniger zusezen noch zu beherbergen.¹⁶

Man sieht, dass sich die Maßnahmen bereits verschärften, da es den Gastwirten sogar bei Leib- und Lebensstrafe verboten war, Personen zu bewirten oder nächtigen zu lassen, wenn diese nicht vorher von den Verantwortlichen überprüft worden waren. Und tatsächlich wurde bereits einige Tage später der Gastwirt Georg Göttner um zwei Pfund gestraft, weil er sich nicht an die Vorschriften hielt und einen *Pulfermacher von Michelpach* über Nacht beherbergte, ohne dies vorher zu melden.¹⁷ Weiters bestellte man *Gotfridt Grueber*, Bürger und gewesener Eisenhändler *gegen gebürlicher recompensirung zu Visitirung der ankomenden Frembden Gütter und Examiniung der Persohnen am oberen thor*. Außerdem ist *Benebens Veranstatet worden, das bey der Pruckhen auf der Strass nechst dem Lazarethauß ain Schrankhpaumb gemacht werden: ausserhalb dessen die Fuehren wartten sollen, bis der Stephan Räm̄b Haußmaisdter in gedachtem Lazarethaus, (dem solches anbevolchen worden) zu dem Thorsteher am oberen thor¹⁸, welcher es dem Grueber anzuzaiigen hat, und derselb alsdann sich hinaus verfüege.¹⁹*

Dass in früheren Zeiten wahrscheinlich auch andere Seuchen wie Cholera, Rote Ruhr, Flecktyphus und Fleckfieber als Pest bezeichnet wurden oder oft sogar gleichzeitig auftraten, kann als gesichert gelten. Einen derartigen Hinweis finden wir in den Rieder Ratsprotokollen vom 25. August 1666, wo es heißt: *Seind die den 23. diß und angestert alhero aingeliferte Chufrtl. Gdiste bevelch, deren 3 die Infection und rothe Rhuer, der viertte aber den gdist Verwilligten Egidi Jarmarkht [...] betr. abgelesen worden.²⁰* Ried verzichtete im Gegensatz zu Landshut noch nicht auf den Jahrmarkt.

MASSNAHMEN GEGEN DIE PEST IM MARKT RIED 1713

Die Tatsache, dass die Pest im Jahr 1713 über Ungarn, die Tschechoslowakei und Deutschland unserer Region wieder näher rückte, wird in zahlreichen Publikationen erwähnt und findet in diesem Beitrag auch noch weiter unten im Kapitel über das Hausruckviertel ihren Niederschlag. Die Ratsherren des Marktes Ried waren also erneut gefordert, Maßnahmen zu treffen, um diese Seuche in unserem Gebiet möglichst hintanzuhalten.

16 Ebd., fol. 141^v, 142^r.

17 Ebd., fol. 161^r.

18 Braunauer Tor.

19 StAR, HS 7, fol. 160^v.

20 Ebd., fol. 182^v.



Abb. 2: Auf einer Pesttafel, die ursprünglich in Munderfing stand und sich heute in der Herzogsburg in Braunau befindet, sieht man, dass sich die Priester mit langen Zangen ausrüsteten, um beim Hostienausteilen nicht zu nahe an die Erkrankten zu kommen. Rechts im Bild holt ein Siechenknecht oder Totengräber einen bereits Verstorbenen mit einem Haken aus dem Haus und lädt ihn dann vermutlich auf den mitgebrachten Radlbock.

es sollte wohl aus Spargründen *ein gar clain neues Stöckhl mit der Jahrzahl 1713*²³ sein. Wir können daraus schließen, dass es tatsächlich zu vermehrten Kontrollen gekommen sein muss, denn sonst hätte sich der Stempel nicht so schnell abgenutzt. In derselben Sitzung beschloss man eine weitere Verstärkung der Wachposten, vor allem jener an den Toren und der Marktgrenze und gab Kommissionsmitgliedern sogar einen finanziellen Anreiz für ihre Mehrarbeit:²⁴

Ist der Völlige Rhatsschluß dahin ergangen, das sowoll die Inner= als Eissere hll²⁵ Rhatts Verwahnte, wie es in denen Virtln der ordnung nach sich ergeben wirdet, auf die angestölte Thor: oder Confin=Wacht²⁶, schickhen: die aufgestölte hhl Commissarii aber, welche zu aufstöllung der Wachten, dann hechstnottwendiger examinierung der Päss und Feden, deputiert sein, durch ein algemaine anlag, der Wochentlich Verwilligeten 2 f 30 xr Contentirt werden sollen.

An das Gericht des Marktes Ried erging, wie an alle derartigen bayerischen Einrichtungen, am 22. August des Jahres 1713 ein Erlass der Regierung in München, mit dem Hinweis, man möge ihn *zum thail affigieren und piblicieren*. Die Anordnung legte fest, dass *die darinnen enthaltenen poenen, und Malefiz Straffen nit zum schröckhen, sondern zum würckhlichen vollzuge ausgesezet, also daß Wür unsern Justiz Collegien bedeittet, hierob ohne dispensation alzeit rechtlichen Zusprüchen, die nachgesezten Panrichter auch nit macht haben sollen, hievon zu weichen oder den offnen verstand derselben zu invertieren [...]*²⁷ Das bedeutete, dass kein Richter „mildernde Umstände“ geltend machen konn-

Bei der Sitzung am 16. August des Jahres 1713 fasste man daher folgende zwei Beschlüsse: *Zu genauer Examinier= und Visitierung der Päss und feden [eine Art Gesundheitszeugnis] seint neben dem Herrn Gerichtschreiber, welcher Von dennen Herrn Oberbeamten darzue elegiert: Von Magistrats=wegen denominirt worden Herr Voith und Herr Pekher beede dess Eissern Rhats.*²¹ Das heißt, es waren ab nun drei Personen zusätzlich zu den üblichen Wächtern an den Toren für die Kontrolle der Pässe und Feden verantwortlich. Weiters wurde den beiden Marktdienern, welche bei den Toren wohnten, bewilligt, dass *iedem solann die Wachten wegen der besorglichen infectiosen Kranckheit anhalten Von 10: zu 10 tägen wegen dess lichts so sye ein gannze nacht Prennen müessen, 8 kr bezalt werden sollen.*²²

Nur einige Wochen später, am 9. September, gab man ein neues *Marckht Signet* (vermutlich einen Stempel oder ein Siegel) in Auftrag, *weil sich solches [...] durch die Fertigung der Unterschreibenten Feden ganz ausgetruckht* hatte, aber

21 StAR, HS 55, fol. 50^v.

22 Ebd., fol. 51^r.

23 Ebd., fol. 52^r.

24 Ebd., fol. 52^r, 52^v.

25 Hochlöblich.

26 Grenzwache.

27 OÖLA, HAW, Sch 58.

te. Bei Meindl²⁸ lesen wir, dass man am Innufer von Reichersberg einen Schnellgalgen²⁹ errichtete, um die verbotene Überfuhr von Fischern aus Malching (heutiges Bayern) zu verhindern. Alle Innbrücken waren gesperrt und die Boote wurden *am Ufer mit einer Kötten und Schloß zusammen gespört und der Schlissl davon iedesmahls dem Buergermaister oder Dorfesführer ausgehändig*.³⁰ Dass die Regierung in München die Situation im Innviertel sehr ernst nahm, ersehen wir auch aus folgendem Schreiben nach Ried: Um die Ausbreitung der Seuche möglichst zu verhindern, sollten *nit nur die Riederischen Marckthor mit zuelänglichen Persohnen versehen: sondern auch die Österreichische Gräniz und Confin, gleich in vorigen Contagions Zeiten, umb das gesambte Ghrt [Gericht] Ried, wie auf das Graf Wallisch Amt Taiskirchen und zwar von Gobernaussen bis Riedau an das Graf Sünzendorf nacher Schärding gehörige Amt Kopfung mit 60 wohl instruierten ordentlich verpflichten Wachten an 28 Orthen besezt und besorget werden [...]*.³¹

Doch die direkte Kontrolle der in den Markt hereinkommenden Personen und die von der Regierung angedrohten drakonischen Strafen blieben nicht die einzigen Vorichtsmaßnahmen. Die politisch Verantwortlichen von Ried kümmerten sich auch um die Versorgung der Marktbewohner mit Grundnahrungsmitteln und legten für den Fall des Eindringens der Pest einen gewissen Vorrat an Getreide an, wie wir aus dem Beschluss vom 28. November 1713 ersehen können:³²

Weillen bey iezigt gefehrlichen Leuffen der laidigen diser Refier gahr nache anscheinnten Contagiosen Seuche für ganz hoch nottwendtig angesechen und erachtet: Dahero resolviert worden, hiesigen Marckht Riedt mit einer Quantitet Speiß getraidt Vorrhatig Versechen lassen, damit auf allen nothfall (so Gott gdig abwenndten wolle) der armen bedürftigen Bürgerschafft und Inwohner Verhilfflich beygesprungen und dem besorglichen grossen Hungers und Ölentstandt, sovil möglich Vorgebogen und abgeholfen werden khann, zu dem endte an denen Von den alhiesigen Hochfürstl. Hhl Beambten Von Lobwürdtig. St: Thoma Gottshaus³³ bittlichen requirierten und in eventum zuegesagten 2000 f Vorlechen³⁴, alberait 459 f 48 kr 1 d erhebt worden sein. Als ist Von Magistrats wegen die Commission zu erkhauffung obermelten Speis getraidt Herrn Caspar Ezinger Innern: und H. Franz Mathäus Perger Eissern Rhatts dergestalten aufgetragen und ybergeben worden, daß Sye Ihnen dieses Gemainsamme Werkh möglichist angelegen sein lassen wollen, dermallen umb obige Suma gelt an gelegnen ohrten wo es Ihnen am bequemb: und fiegeleichsten ankomet, sovil Kohn und anders Speis getraidt zuerkhauffen, mit eingezognisten unkhosten beyschaffen und mit Ihrer obsorg in sicherheit bringen sodann ohne weitter Verordnung oder anweisung nichts abgeben hingegen wegen der khonfftigen Verlusts gefahr da sich dergleichen durch abschlagung des obbesagt erkhauffenten gethraidts

28 Meindl 1872, S. 100 f. Leider gibt Meindl keine Quelle dazu an.

29 Ein Schnellgalgen war ursprünglich ein Galgen in der Form eines griechischen „Tau“, welchen man hauptsächlich als Strafe für desertierte Soldaten verwendete. Sie wurden mit am Rücken zusammengebundenen Händen in die Höhe geschneilt und rasch fallen gelassen, was den Delinquenten die Schultergelenke ausgekelte. Später verwendete man die Bezeichnung „Schnellgalgen“ auch für Anlagen, mit denen man Personen henkte.

30 OÖLA, HAW, Sch 58.

31 Ebd., 22. August 1713.

32 StAR, HS 55, fol. 71^r, 72^r.

33 Das St.-Thomas-Gotteshaus lag zwischen Pattigham und Neuhofen und war eine vielbesuchte Wallfahrtskirche. Durch die reichen Erträge (Spenden und Devotionalien) konnte die Kirchenverwaltung an Kommunen Geld verleihen.

34 Darlehen.

ergeben würde, selbe crafft diss allerdings schadtlos gestelt sein und gehalten werden sollen Sigl den 27. 9ber anno 1713.

Wie sehr die Seuche Ried am Ende des Jahres 1713 bedrohte, können wir an Hand der letzten Eintragung (ohne Datum) feststellen. Der Rat ging an die schwierige Aufgabe heran, Personen namhaft zu machen, die im Falle des Eindringens der Pest in den Markt als Pfleger beziehungsweise Helfer fungieren sollten:

Specification der ienigen Persohnen, welche auf = Gott verhietenden fahl = bey einschleichtender Krankheit zum Kranckhenwartten sich gebrauchen lassen miessen, als: Sophia Mädlspergerin, Magdalena Eggerin, Margareta Veichtnerin, Maria Springerin, Eva Warmastallerin, Eva Grilnauerin, Philipp Daller und dessen Eheweib Magdalena, Rosina Eichetshammerin, Margareta Neumayrin, Clara Wilmingerin, Franz Andlinger, Maria Ketlin, Eva Eggenfeltnerin, Agnes Wörlingerin, Susanna Sickingerin, Barbara Agnleitnerin, Eva Pogarin, Magdalena Mayrhoeverin, Magdalena Clara Witfeurin, Regina Größlpeurin und Simon Wegerer.³⁵

Unter diesen insgesamt 22 Personen befanden sich also nur drei Männer. Dass aber der Markt Ried 1713 im Vergleich zum Hausruckviertel und zu der Gegend um Braunau relativ glimpflich davongekommen sein muss, lässt sich einerseits aus den Sterbematrizen der Pfarre ersehen, die für die Jahre 1713/14 keine erhöhte Sterberate ausweisen. Andererseits ließ sich bei der Überprüfung der Sterbedaten der oben erwähnten, zum *Kranckhenwartten* verpflichteten 22 Personen feststellen, dass keine innerhalb der nächsten zwei oder drei Monate starb, ja dass viele noch circa 20 bis 30 Jahre lebten.³⁶

DIE PEST IM HAUSRUCKVIERTEL IN DEN JAHREN 1713–1715

Die Seuche wütete, wie bereits oben erwähnt, zunächst in Ungarn und kam über Wien, Prag und Linz, das sechs Monate lang gesperrt war, der Grenze zu Bayern immer näher. Der damalige Landeshauptmann des Landes ob der Enns, Christoph Wilhelm Reichsgraf von Thürheim, entsandte sofort einen Arzt und einen Apotheker in die gefährdeten Grenzgebiete und ernannte Freiherr Johann Georg Adam von Hoheneck zum ständigen Kommissär des Hausruckviertels mit dem Auftrag, laufend über die Lage nach Linz zu berichten. Die Seuche war inzwischen im Bezirk Wels, ja sogar in der Gegend um Pramerdorf und Erlach angekommen, und Hoheneck musste im Juli die ersten Totenlisten nach Linz übersenden. Am 1. August 1713 teilte er der Regierung mit, dass *die Zahl der Toten welche auß der angesteckten Rieder gegend an der contagiosen Seuch gestorben albereith biß 91 angewachsen*³⁷ ist. In einem Schreiben vom 9. August bat er den Landeshauptmann und die Landstände wenigstens *zwei Bader, Beschauer oder Krankenwärter und Todtengräber, welche sich den erkrankenden zu Hülf exponiren müssten* und denen *ein wochentliches Gehalt neben der aufwendenden Medikamente zu bewilligen*³⁸ sei, in das Hausruckviertel zu entsenden. Die Medici (Stadt-Ärzte) weigerten sich nämlich, in

35 StAR, HS 54, letzte fol. ohne Paginierung.

36 <http://data.matricula-online.eu/de/oesterreich/oberoesterreich/ried-im-innkreis/301%252F03/?pg=3>.

37 OÖLA, HAW, Sch 58, 1. August 1713.

38 Zitiert nach Proschko, S. 108. Proschko gibt leider keine genauen Quellenangaben, er schreibt lediglich „Originalurkunden des landständischen Archivs Linz“; nur einige der zitierten Stellen konnten vom Verfasser im Original gefunden werden, kenntlich an der Kursivschreibung.



diesen verseuchten Landgebieten Dienst zu verrichten, obwohl die Krankheit auch in den Städten grassierte.

Doch die Situation verschärfte sich noch: Als die Bäuerin vom Schächingergut auf der Leithen der Pest erlag, sollte sie nach den neuen Vorschriften nicht am Friedhof, sondern auf der so genannten Wohlwiese (Pestfriedhof) begraben werden, worauf *die aigne Herrschafts Insassen zu Pramberdorf und die Tollether underthanen zu Ißl hierüber dermassen Brepitirt* [entrüstet sein] *und einen Aufstand Erwecket, daß nolens volens Mentionirte Peurin in deren Hausgarten beerdiget werden müssen.*³⁹ Einem Geistlichen, der in dem Gebiet um Prambach/Rödthamb in ein leer stehendes Auszughaus einziehen wollte, um näher bei den Erkrankten sein und seinen schweren Dienst besser verrichten zu können, verwehrte die Bevölkerung dieses Vorhaben. Auch in der Pfarre Meggenhofen verweigerten die Dorfbewohner einem Seelsorger den Zutritt in ihre Häuser. So groß war die Angst der Bevölkerung, durch einen die Pestkranken besuchenden Priester angesteckt zu werden! Und wie leicht dies passieren konnte, zeigt uns ein Schreiben Hohenecks an die Regierung, in dem er berichtete, dass *Zu Stötten in der Rottenbeckher*⁴⁰ *Pfarr [...] ein Knecht durch ein Erkhaufftes S. V. Parr Stüffl angestöckht worden und gleich gestorben*⁴¹ sei. Die enorme Angst vor der Seuche äußerte sich aber auch noch auf andere Weise. Als die Behörden begannen, so genannte Contumaz-Häuser oder -Zimmer⁴² in den Laza-

Abb. 3: Manche Häuser hatten eine so genannte „Pesttüre“ mit einer kleinen Durchreiche, damit die Essensbringer nicht mit den Infizierten in Kontakt kamen. Diese Pesttür stammt aus der Sammlung Hugo von Preen, ursprünglich im Lebzelterhaus am Stadtplatz (heute Stadtplatz Nr. 13.) von Braunau.

Abb. 4: Gebete zu den Pestheiligen (Rosalia, Rochus, Sebastian) waren oft die einzige Hoffnung der Erkrankten.

39 Ebd., S. 109.

40 Rottenbach.

41 OÖLA, Landschaftsakten, Sch. 1221, 12. Oktober 1713.

42 Eine Art Quarantänestation.



Abb. 5: Pest- oder Sebastianipfeile sollten den Träger vor der Seuche schützen.

retten einzurichten, in denen die vermeintlich Infizierten so lange verbleiben sollten, bis man Gewissheit hatte, versuchten die Betroffenen die Krankheit zu vertuschen, um nicht dorthin verlegt zu werden. Und obwohl Hoheneck erfreulicherweise zunächst schon von einigen Rekonvaleszenzfällen im Raum Viertlbach und Pramerdorf nach Linz berichten konnte, führte das Leugnen oder Verschweigen zu einem neuerlichen Anstieg der Infektionen und wieder zu mehr Todesfällen. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch noch die Tatsache, dass Kaiser Karl VI. in einem Mandat festhielt, dass *die contumaz Zeit bey denen Vornehmern auf 21 Täg bey denen gemainen aber auf 28 Täg*⁴³ festgelegt werden sollte. Selbst in einer solch dramatischen Situation hatten die Adeligen noch Privilegien!

Hoheneck wurde im Oktober 1713 von Linz aus aufgefordert, bekannt zu geben, wie viele Truppen er zusätzlich zur Bewachung der bayerischen Grenze und damit auch zur Sicherung der Stadt Wels vor einreisenden Infizierten für nötig halte. Nach einem bereits bestehenden Entwurf umfasste die Grenzschutz 208 Soldaten in folgenden Stationen: (Ober)mühlham 30; Frankenburg 24; Wolfsegg 20; Haag am Hausruck 30; Pram 20; Riedau 24; Ridberg außerhalb Peuerbach gegen St. Willibald 30; Nadernbach 18; Engelhartzell 12. Hohenecks Antwort, geschrieben am 12. Oktober lautete: [...] *daß die Bewachung deren bayrischen Gränizen dermahlen von darumben vill beschwerlicher als in bairischen Kriegfahlen wirdt, Weillen damallen der Ganze Haußbruck völlig Verhacket und fast alle seithen Strassen durch die bayrische Schanzen selber inpraktikabl Gemacht wahren [...]*.⁴⁴

Einen eher kuriosen Fall, der uns zeigt, dass selbst in solch schwierigen Zeiten der Amtsschimmel kräftig wieherte, ist folgender: Ein Uhrmacher verstarb in einer Holzhütte *bey den Stockh zu hundtshamb* und Hoheneck ordnete an, dass der Verstorbene zu begraben und die Hütte mit allen Präcautionen⁴⁵ zu verwahren sei. Weil dies aus Kompetenzstreitigkeiten nicht geschah, beschwerte er sich in einem Schreiben vom 27. Oktober bei den Linzer Behörden: *Allein ist mein Befelch nicht vollzogen worden, und der todte Körper von darumben in den Vierten Tag unbegraben ligen Verblieben, Weillen der Verwalter in der Burgg zu Wels und die Herrschafft Lichteneckh deßwegen sich nicht vergleichen können, Welchen bei diesen Zeiten unnöthigen Disputat und höchst gefährliche Verzögerung aber den gedachten Verwalter durch ein Commissions Dekret Verwisen, ihme aufgetragen den Verstorbenen unverzüglich zu begraben, das orth, wo er gestorben, mit Erden verschütten, Verzeunen, und das Haus auf eine Zeit verwachten zu lassen.*⁴⁶

43 OÖLA, HAW, Sch 58, Mandatsentwurf 23. August 1713.

44 Zitiert nach Proschko, S. 125; vgl. auch Fußnote 38.

45 Vorsichtsmaßnahmen, Vorkehrungen.

46 Zitiert nach Proschko, S. 130; vgl. auch Fußnote 38.

Wie schon erwähnt, waren die Ärzte machtlos, und man versuchte, so gut es ging, zumindest die Ausbreitung der Seuche zu verhindern, wie uns das folgende Beispiel zeigt. Im Oberösterreichischen Landesarchiv befindet sich ein 17 Punkte umfassender Entwurf, der die Maßnahmen zur Reinigung von Zimmern und Häusern, in denen Pestkranke lebten, enthält. Darin wird vorweg festgestellt, dass [...] *es Unumbgänglich nothwendig ist, das zu dieser Rainigung genueg beherzte taugliche und getreue Leuth aigens aufgenohmen werden. Diese nun können eben so wenig in Gesellschaft einiger anderer gesunder Leuth gelassen werden, als die Siechknecht oder ander die mit angestöckten Umbgehen.* Für diese Arbeiter sollte *negst den Lazarethen an einem bequemben orth eine aigene Wohnhütten, damit sie gewiss Verwahret, Verwachtet und Von aller gesunden Menschen gemeinschaftt abgesundert bleiben [...]*⁴⁷ errichtet werden. Die Richtlinien lauteten wie folgt:

1mo in etliche Rotten [Arbeitsgruppen] abzuthailen, einer Jeden Rotte ein sonderlicher Rainigungs Rottmaister Vorzustöllen.

2do sie alle zu beaydigen, und Von aller Untreu, Diebstahl, Hinlässigkeit ihres Ampts Verschonung der zu Vertilgen, oder zu Rainigen habenden Fahrnussen bey Unfehlbahr folgender Leib- Und Lebens-Straff zu wahrnen.

3tio müssten die Leüth mit allerhand Zeug, so zur Rainigung nöthig, Versehen werden, als ist, Wasch-Kössl, Gluethpfannen, trattene Süb [Drahtsieb] oder Reutter, worauf die sachen, so zu berauchern seynd, zu legen, eiserne zimblich braitte Blöch mit Trifuss, Schnür- und Bind-Faden Kränzen. Strohsackh, Leinwandt, Weispemseln [Maurerbürste], Maurer Kölln [Kelle], Kalch, Röß Undt Wagen.

4to solle keine ainzige Rainigung ebenfahls bey Leib- Und Lebens Straff in einigem Haus oder Zimmer Vorgenohmen werden ohne austruckhlichen Befelch Und Erlaubnus des Gesundheits-Raths, oder dises Raths Hochgräfl. Herrn.

5to Wan nun derley Rainigung anbefohlen worden, sollen sie entweder Frue nach aufgang der Sonnen, oder abents, nicht aber Mittags in der grösten Hitz Vorgenohmen werden.

6to sollen die Rainiger Vorhero etwas Wein Und Brodt oder eingebränte Suppen, oder warm Bier mit Knobloch zu sich nehmen, und keineswegs niechtern daß Werkh anfangen.

7to der Erste, so in der gleichen Zimmer gehet, solle eine brennende Fackhel Vor sich tragen, ihme gleich den Trifus und eyserne Blöch nachtragen lassen, Und Mitten in denen Zimmern mit Schättern [Scheiter] ein Feyer mit Behuetsambkheit machen, darrin den Pest-Rauch⁴⁸ legen, das Vor allen derselbe alles in deren Zimmern erfülle oder es kan so die Berauchung mit der Vortragenden glueth-pfann geschehen, doch ist allzeit besser das frische und lebendige Feuer alsdan alle Fenster und Thürn zueröffnen, Böthgewandt, so Von denen mit der Krankheit behafften gebrauchet worden, Strohsäckh Ungewaschne Wösch, Rauches gebrauchtes Fuetter- oder Pölzwerckh, Klaiden, die Von erkrankhten oder Verstorbenen inner 10 Tagen Vorhero gebraucht worden, Haar, Werch [Flachs], oder anders Fuetter aus denen Sesseln, erstens und Vor allen auf den Wagen laden lassen, Unweit Von Lazareth Fortführen, da alles dieses gewiss und Unfehlbahr durch das Feuer Verbrennet und gänzlichen Vertillget werde, wiert also der Rottmaister dises einem Fuhrknecht allein nicht zuvertrauen haben, sondern Von seiner Rotte noch ain- oder andere Persohn mitzuschickhen haben die dabey bleiben sollen, bis alles gewiss seye eingeäschert worden: So

47 OÖLA, HAW, Sch 58.

48 Das Räuchern mit Kräutern sollte die Luft reinigen.

dan kann der Wagen zu einer andern Rainigungs Rote Verschaffet werden, und also fortan. **8vo** finden sich aber nicht gebrauchte oben hiernegst benambste Fahrnussen, die etwan im Kasten, auf denen Böden oder in andern Zimmern, alwo kein Krankher gelegen, aufbehalten wären, so miessten alle diese sachen nichts desto weniger gerainiget werden, Und zwar solche nicht gebrauchte böther an den Luftt Und Sonnen gebracht, die Födern oder aus Madrazen das Rosshaar, oder Werch aus denen Überzügen und Ziechen herausgenohmen, zum öfftern ausgebeitlet, und mit dem Pest: Rauchen behuetsamb berauchet, die Ziechen und yberzug aber mit scharpfer Laugen gewaschen, und ingleichen sodan wohl durchrauchert werden. Klayder miessten Unumbgänglich, wie auch alles Pelzwerckh wie es Nahmen hat, gewaschen und nach der trückherung zum öfftern berauchert werden. **9no** Was Von Holz, Erden, Eisen, Kupfer, Silber, Zünn und Messing ist, wie auch bilder, Fenster, Und was es seyn kann, muess zum öftern mit Laugen durch und durch gewaschen, und geriben, Und alles was seyn kann berauchert werden. Ja der Pest-Rauchen muess die ganze Rainigungszeit stäts in denen Zimmern unterhalten werden. **10mo** die heimbliche gemacher müessen alle oben, auch zu dreymahlen mit Laugen abgeriben, hinein aber Ungeleschter Kalch und Vill Laugen zu schitten. **11mo** das abwasser muess keines-weegs auf die gässen, noch in die Schlaüch⁴⁹, sondern wo es seyn kann in flüssendes Wasser, oder wenigst an einen entfernten freyen und offenen orth ausgegossen werden. **12mo** Sollen die Maurer, so Vill thunlich mit der Maur-Köhl n abschaben, mit Laugen durchgehends gewaschen und sodan mit frischen Kalch überweisset werden. **13tio** wird es guet seyn, wan diese Rainigung nicht auf einmahl Vollendet, sondern die Rainiger Vor die überweissung öfter auf Jedes orth kommen Und alles auch öfter Rainigen. **14to** in wehrender solcher Zeit sollen zwar die Häuser oder Zimmer Von aussen-her widerumb Verspöret, durch die Fenster aber und inwendige Thüren so vill möglich die Luftt frey gelaßen werden. **15to** mues nach Völlig Vollender Rainigung ehe der gleichen Haus oder Zimmer könne bezogen werden, das selbe acht bis Zehen Tag in der auslüftung stehen. **16to** sollen die zur Rainigung benöthigte waschereyen nicht auf freyer gassen, sondern in denen Zimmern oder Kuchln selbst darinen Vorgenommen werden, auch bey würckhlich hoher Bestrafung solle der in Werckh mit seiner Rotte begriffene Rottmaister nicht zuelassen, das Jenige ainige Zueschauer Und andere Leüth sich darbey einfinden, noch hinzuenächern. **17mo** solle sothannes gerainigtes Haus oder Zimmer widerumb angestöckhet werden müesste so dan die Rainigung zu seiner Zeit mit desto grössern Fleis aufs neue Vorgenomen werden.⁵⁰

Aus dem Raum Vöcklamarkt blieben ebenfalls zahlreiche Angaben über die Seuche im Oberösterreichischen Landesarchiv erhalten. So berichtete Johann Antoni Graf Nutzen (? , unleserliche Unterschrift), dass [...] alle inficietre orth Specialiter der Marckht Vekhlmarckht Von denen Landgerichts Unterthanen Verwachtet werden solle, dabey bey Bandt und Eisen auch Verlihrung Leib und Lebens verbothen, daß keiner auß einen inficierten orth sich Unter gesunden Leith begeben oder durch die Wachten heimlich durch

49 Vermutlich sind damit Kanalrohre gemeint.

50 OÖLA, HAW, Sch 58.

*practiciren*⁵¹ dürfe. Erstaunlich ist aber die folgende Maßnahme, mit der befohlen wird, *den Markht auf drey Seithen zu sortieren in einen Thailt sollen die würckhl. Gesunden, in den andern die genesende, und in dritten die inficirte Krankhe Persohnen verbleiben.* Für jene Personen, die für die äußerst gefährliche Tätigkeit der Krankenbetreuung eingeteilt wurden, sah man im Falle ihres Überlebens und nach Beendigung der Seuche vor, dass ihnen in *befolgender besserer Zeit das Lanndt auf Ewig verwisen [übergeben] würde.*⁵² Dass sich die Pest im Hausruckviertel länger als in der Rieder Gegend hielt, zeigt uns abschließend eine Aufstellung, in der es heißt: *Vom 1. 8. 1714 bis 31. 1. 1715 noch infizierte Dörfer: Holz Edt, Khürschinkhen, Raspets Edt, Mösendorf, äusserer Markt Vöckhlarckht, Spülberg, Thall, Mill zu Ternau, Mülberg, Polzleuthen, Fischhamb, Raigern, Wissen, Wilting Redl, Fischerhäusl zu Clingerau, Salackhen, Zachleuthen, Oberwang, Ober Aschau, an der Schleiffen, Eben Edt, Aichpointen, Grueb bey Gmundten, Edt, Stockhet bey Gmundten, Leithen Markht Vöckhlarckht, Landtguett Walckherting.*⁵³

51 Wie Anm. 41, 8. September 1714.

52 OÖLA, LA, Sch 1221.

53 Wie Anm. 27.

QUELLEN UND LITERATUR:

Anonymus 1710 = Anonymus: Arznei=Hülffs=Heyl und Erhaltungs=Mittel Wider die In dem Königreich Hungarn grassirende Contagion, welche auff Befehl deß allhiesigen Löbl. Consilij Sanitatis von der allhiesig=Medicinischen Facultät und denen aufgestellten Stadt=Lazareth und Häusern Physicis an die Hand gegeben und zu Nutzen und Gebrauch jedermänniglich in den Druck übersezet worden. Wien 1710.

Bergdolt 1994 = Bergdolt, Klaus: Der Schwarze Tod in Europa. Die Große Pest und das Ende des Mittelalters. München 1994.

Flamm 2008 = Flamm, Heinz: Die ersten Infektions- oder Pest-Ordnungen in den österreichischen Erblanden, im Fürstlichen Erzstift Salzburg und im Innviertel im 16. Jahrhundert. Wien 2008.

Meindl 1872 = Meindl, Konrad: Ort an der Antiesen. Eine historisch-topographische Skizze. Passau 1872.

Mollaret / Brossolet 1987 = Mollaret, Henri H. / Brossolet, Jacqueline: Alexandre Yersin: der Mann, der die Pest besiegte. (Aus dem Französischen übersetzt von Reiner Pfeleiderer). Zürich 1987.

Proschko 1867 = Proschko, Franz Isidor: Die Pest in Oberösterreich 1713 nach authentischen und bisher noch nicht veröffentlichten Original-Urkunden des landständischen Archivs in Linz. In: Linz, Oberösterreicher 1861, pag 103–139.

Rigos 2013 = Rigos, Alexandra: Der Seuche auf der Spur, in: P. M. History 04/2013, München 2013, S. 49–55.

<http://data.matricula-online.eu/de/oesterreich/oberoesterreich/ried-im-innkreis/301%252F02/?pg=200>.

<http://data.matricula-online.eu/de/oesterreich/oberoesterreich/ried-im-innkreis/301%252F03/?pg=3>

Beide Links zuletzt eingesehen am 27.03.2023.

Bestände des Oberösterreichischen Landesarchivs und des Stadtarchivs Ried im Innkreis.**BILDNACHWEISE:**

Abb. 1: © OÖLA, Herrschaftsarchiv Weinberg Sch. 58, 1–5.

Abb. 2: © Bezirksmuseum Herzogsburg Braunau, Sign. U 8.

Abb. 3: © Bezirksmuseum Herzogsburg Braunau, ohne Inventarnummer.

Abb. 4: © Museum Innviertler Volkskundehaus Ried im Innkreis; Rosalia Inv. Nr. A01148A; Rochus mit Sebastian Inv. Nr. A07528.

Abb. 5: © Museum Innviertler Volkskundehaus Ried im Innkreis, Inv. Nr. VKH 07651.

VON IMPFVERWEIGERUNG BIS IMPFREVOLTE: Die Blattern und die Widerstände gegen die Impfung in der Herrschaft Stauff zu Beginn des 19. Jahrhunderts

Helga Heist

Nach dem Rückgang der Pest in Europa ab der Mitte des 18. Jahrhunderts trat eine andere gefährliche Infektionskrankheit an ihre Stelle: Die Pocken (oder Blattern).¹ Seit alters her bekannt als hochansteckend, gehörten sie zu den häufigsten Todesursachen im 18. Jahrhundert. Aber es war zugleich die erste Infektionskrankheit, gegen die bereits ab 1800 europaweit eine wirksame Schutzimpfung zur Verfügung stand. Dennoch gab es von Beginn an hartnäckigen Widerstand aus der Bevölkerung gegen diese Impfungen.

In den Sanitätsakten des Herrschaftsarchivs Aschach/Stauff scheinen Berichte über teils heftige Nervenfieber-, Typhus-, Ruhr-, Blattern- und Scharlachepidemien ab dem Jahr 1800 auf. Alle diese Krankheiten waren ansteckend und endeten in vielen Fällen tödlich. So könnte man meinen, dass die Menschen dankbar waren für die Möglichkeit zur Impfung gegen die Pocken. Die Bestrebungen der Behörden um die Durchimpfung der Bevölkerung zur Herstellung der Grundimmunität, um letztendlich die Pocken auszurotten, begannen um etwa 1804, wie die zahlreichen Edikte und Currenden zeigen. Auch als in den Jahren 1816 und 1824 in der Herrschaft Blatternepidemien ausbrachen, die viele Todesopfer forderten, änderte sich die ablehnende Haltung gegenüber der Impfung nicht wesentlich, denn damals wie heute gab und gibt es Impfbefürworter und Impfgegner.

Die politischen Gesetze und Verordnungen Kaiser Franz I. (II.) (ab 1792) sowie die einzelnen Handschriften der Patentsammlung des Oberösterreichischen Landesarchivs (ab 1776) für das Sanitätswesen erweisen sich als wahre Fundgrube in Bezug auf Edikte, Verordnungen und Currenden der einzelnen Behörden. Vom Aufruf Franz II. vom Jahre 1804 „an die Aeltern, wegen Verbreitung der Einimpfung der Kuhpocken“ bis zur Gebrauchsanweisung für eine Impftechnik-Änderung im Jahre 1878 spannt sich ein Bogen, der die vielfältigen Aktivitäten der Behörden in Bezug auf die Entwicklung und Verbesserung des Sanitätswesens im 19. Jahrhundert zeigt. Bei der Auswahl der Dokumente für diesen Beitrag lag der Hauptaspekt bei der Einführung der Kuhpockenimpfung und ihren Widerständen bis zur „Impfrevolte“ im Jahre 1830.

1 Vgl. Reith 2011, S. 20.

DIE POCKEN, DIE „SCHRECKLICHSTE ALLER KRANKHEITEN“²

Das Variola- oder Pockenvirus ist hochinfektiös und verursachte Seuchenzüge, die zu den schwersten der Menschheitsgeschichte gehören.³ Die Symptome sind Kopfschmerzen, Atembeschwerden und Schmerzen am ganzen Körper; die Kranken fiebern hoch auf, rote Flecken zeigen sich und werden zu Blasen, die – wenn der Patient überlebt – tief und entstellend zu den bekannten kraterförmigen Pockennarben werden. Die Prognose hängt vom Allgemeinzustand des Kranken ab – kräftige Kinder (und natürlich auch Erwachsene) überleben eher.⁴

Als „demokratische Krankheit“ suchten sich die Pocken ihre Opfer nicht nur unter den Armen. 1711 starb Kaiser Joseph I. als prominentestes Blatternopfer mit 34 Jahren. Vier Jahre vorher erließ er wegen der großen Zahl an Kindern, welche an Kindsblattern verstarben, ein Edikt, wonach die „medicis denen Armen umsonst rathen“ und auch Medizin gratis verteilen sollten.⁵ Auch vor der Familie Maria Theresias machten die Pocken nicht halt. Zwei Töchter und zwei Schwiegertöchter verlor sie an die tückische Krankheit. 1767 erkrankte eine weitere Tochter, Maria Elisabeth, an den Pocken. Sie überlebte, blieb aber durch die hässlichen Narben im Gesicht entstellt. Die Kaiserin selbst steckte sich 1767 an, kam aber infolge ihrer robusten Konstitution mit dem Leben davon. Obwohl es schon längere Zeit die so genannte Inokulation („Einpfpung“) gab, eine Art Impfung mit menschlicher Lymphe, entschloss sich Maria Theresia erst jetzt, ihre beiden jüngsten Söhne und ihre Enkelin Theresia im Jahr 1768 „inokulieren“ zu lassen⁶ – eine Methode, die zwar die Todesfälle verringerte, aber nicht ungefährlich war; Krankheiten konnten durch die Lymphflüssigkeit übertragen werden, es gab Fälle von Erblindungen, auch die entstellenden Narben konnte man nicht gänzlich verhindern. Trotzdem setzte sich diese Impfung, wohl durch die Vorbildwirkung der kaiserlichen Familie, allgemein durch.⁷

DIE „WOHLTHÄTIGE ANSTALT DER KUHPOCKEN=EINIMPfung“⁸ (VAKZINATION)

1798 propagierte der englische Arzt Dr. Edward Jenner (Abb. 1) die Impfung mit Kuhpocken zur Vermeidung dieser Komplikationen. In Österreich waren es Dr. de Carro und Regierungsrat von Ferro, welche 1799 als erste auf dem europäischen Kontinent Versuche mit dieser Impfvariante wagten, wobei sie den Anfang mit ihren eigenen Kindern machten. Dieser Umstand und die Tatsache, dass 1800 eine sehr heftige Blatternepidemie ausbrach, verhalf der Vakzination zur Akzeptanz, zumindest unter den Medizinern.⁹ Da im Wiener Findelhaus ständig Impfungen stattfanden, wurden die studierenden Chirurgen

2 Verordnungen Franz I., Band 21, S. 168–173, Nr. 81. „Aufruf an die Aeltern“.

3 Vgl. Alexander / Raettig 1998, S. 66, 3.7 Variola (Pocken).

4 Vgl. Weiss 2008, S. 137; Seemann 2019, S. 172–183.

5 Codex Austriacus I, S. 545.

6 Weiss 2008, S. 138.

7 Wertheim 1999, S. 187–190; vgl. Weiss 2008, S. 138.

8 Verordnungen Franz II, 1804, Band 21, S. 168–173, Nr. 81. Aufruf an die Aeltern.

9 Wertheim 1999, S. 187–189.

verpflichtet, dort sechs Wochen Impf-Unterricht zu nehmen.¹⁰ Ende des Jahres 1804 erhielten die Distriktskommissariate eine „Instruktion für die die Kuhpockenimpfung leitende[n] Kreisärzte“. Darin wurden diese angehalten, allen impfenden Ärzten und Wundärzten den nötigen Unterricht zu erteilen, sie mit gutem Impfstoff zu versorgen und vierteljährlich ein Impfprotokoll einzusenden. In den einzelnen Paragraphen der „Instruktion“ werden der Verlauf der Krankheit sowie die Impfmethode beschrieben: „§ 12. Man bedient sich hierzu einer gewöhnlichen Lanzette, oder platter-stählernen Impfnadel, deren Spitze man schief in den aufgeworfenen Rand der Mutterpocke (nie-mals in die Mitte derselben) sanft und nicht tief einsenket.[...]; § 16. Nie darf Impfstoff von solchen Subjekten genommen werden, welche mit andern Krankheiten behaftet sind, damit nicht etwa auch der Keim zu dieser zugleich übertragen werde.“¹¹ Impflisten wurden eingeführt, wobei es Jahre dauerte, bis die Sanitätsbehörde einigermassen korrekt ausgefüllte Impflisten bekam.

ALLGEMEINE ABLEHNUNG UND DER VERSUCH DER DURCHSETZUNG

In der Bevölkerung regte sich allerdings Widerstand. Obwohl Kaiser Franz I. (II.) – wie seinerzeit Maria Theresia – mit gutem Beispiel voranging und als einer der ersten seine eigenen Kinder impfen ließ, wurde die Impfung nicht so wie erhofft angenommen. Der Kaiser wandte sich daher in mehreren Aufrufen direkt an die Bevölkerung, wie etwa im Jahr 1804: „[...] indem der gute barmherzige Gott gegen diese schrecklichste aller Krankheiten, das ist, gegen die Kinderblattern, uns ein sicheres, vollkommen erprobtes, und ganz zuverlässiges Mittel hat kennen gelehrt, nämlich: die Kuhpocken. [...] Denn durch die Einimpfung der Kuhpocken stirbt kein einziges Kind, wie es die Proben, die man damit an mehr als Hunderttausenden machte, ausweisen.“ Die gedruckten Aufrufe wurden den Eltern bei der Taufe ihres Kindes überreicht. Ein Problem der damaligen Zeit war aber, dass ein Großteil der Eltern nicht lesen konnte. In diesem Falle hatte der Taufpate den Aufruf vorzulesen und zu erklären. Sollte auch der nicht lesen können, dann wurde die Aufklärung dem Seelsorger übertragen.¹² Das heißt, diejenigen, die nicht lesen konnten, erfuhren die Neuigkeiten praktisch vom Hörensagen, aus zweiter oder gar dritter Hand, was offenbar nicht gerade vertrauenerweckend war. Um das Ziel, die gänzliche Ausrottung der Blattern, zu erreichen, war jedoch eine hohe Durchimpfungsrate vonnöten. In einer Verordnung aus dem Jahre 1808¹³ heißt es: „Soll die Kuhpocken-Impfung das leisten, was durch dieselbe für die Menschheit bewirkt werden kann, das ist: größtmögliche Verminderung, und endlich gänzliche Ausrottung der Kinderblattern; so muß dieselbe allgemein verbreitet werden.“ Dies kann nur geschehen, wenn das Volk die Vorteile davon kennenlernt, weiters soll „der minder bemittelte Theil desselben, dieser Wohlthat unentgeltlich theilhaft werden.“ Schon die Elternliebe verlange die Impfung, denn „sollte dann dieses Kind nachher das unglückliche Opfer eures Versäumnisses werden, dann werdet ihr vor Gott, vor eurem Landesfürsten, vor euern Mitbürgern als an dem Tode

10 Verordnungen Franz II, 1804, Band 21, S. 168–173, Nr. 81. Aufruf an die Aeltern.

11 OÖLA, Patentsammlung, 1770–1806, HS 938: Pag. 647½, Currenda des Kreisamtes Wels vom 31. Dezember 1804; ebd., ad pag. 647 ½, „Instruktion“.

12 Verordnungen Franz II, 1804, Band 21, S. 168–173, Nr. 81. Aufruf an die Aeltern.

13 Verordnungen Franz I., 1808, Band 30, S. 15–36, Nr. 11, Vorschrift zur Leitung und Ausübung der Kuhpockenimpfung.



Abb. 1: Dr. Edward Jenner bei der Pockenimpfung. Kolorierter Stich von C. Manigaud, nach E. Hamman, spätes 19. Jahrhundert.

eures Kindes schuldig erscheinen. Die Beunruhigung eures eigenen Gewissens wird euch euer ganzes Leben hindurch verfolgen, und euch noch auf dem Sterbelager der schreckliche Vorwurf ängstigen: Ich habe mein Kind selbst um das Leben gebracht.“ Doch auch dieser Wink mit der „Moralkeule“ wirkte nicht auf Dauer; deshalb sah man sich gezwungen, strengere Maßnahmen zu ergreifen. So wurde zum Beispiel per Dekret verordnet, dass die an der Blatternseuche verstorbenen Kinder im Stillen begraben werden müssten. Weder Schulkinder noch Erwachsene dürften sie begleiten, weil durch sie der Ansteckungsstoff anderswohin übertragen und so weiter verbreitet werden kann.¹⁴ Das nächste Hofdekret von 1812 befasste sich ausführlich – auf zehn Seiten – mit den einzelnen Zwangsmitteln und Anordnungen zur Kuhpockenimpfung.¹⁵ Dort wird unter anderem verlangt, dass die jährlich zu erstellenden Verzeichnisse über die verweigerten Impfungen die Namen der betroffenen Familienvorstände, der nicht geimpften Kinder und den genauen Grund der Weigerung anführen. Die Unterschrift allein genügt nicht!¹⁶ Mit den Impfbereichten ist „ein Ausweis über die angewendeten indirecten Zwangsmittel“[...] vorzulegen. Diese Zwangsmittel sind hauptsächlich: A) das stille Begräbniß der

14 OÖLA, Patentsammlung, 1807–1817, HS 935: Pag.1436, Decret Nr.14112, dto. 21. Dez. 1811, an sämtl. Kreisämter. [HS]; HS 935: Pag.1437, Decret Nr. 1277, dto. 11. Hornung 1812 [HS].

15 Ebd., Pag.1445–1454, Decret Nr.2[334]. dto.12. März 1812 an die Kreisämter, wobei an die bereits erfolgten Anordnungen vom 20. März 1802, 1^{ten} July 1803 und 13. 1^{ten} Juni 1804 erinnert wird.

16 Verordnungen Franz I., 1816, Band 44, S. 142–143, Nr. 33. Jährliche Verzeichnisse über die verweigerten Impfungen, Decret vom 7. April 1816. Ein gutes Beispiel für so ein Verzeichnis über Impferweigerer ist die Archivalie: OÖLA, Archiv Starhemberg, div. Herrschaften, Sch. 122, 1835 Impfung betreffend.

an den Blattern Verstorbenen, B) die Aufhängung der Warnungstafeln. C) die halbjährige Verlesung der an den Blattern Verstorbenen von der Kanzel mit dem vorgeschriebenen Kanzelvortrage.¹⁷

Ein weiteres *indirecte[s]* Zwangsmittel sah man für jene Personen vor, welche Beiträge von Armeninstituten erhielten: Im Falle einer versäumten Impfung ihrer Kinder drohte ihnen, sofern sie diese nicht schnellstmöglich nachholten, finanzielles Ungemach. Ohne Vorlage des Impfzeugnisses würde ihnen *im widrigen Falle nicht nur keine neue oder größere Bethheilung mehr ertheilt, sondern selbst die bereits zugewiesene entzogen werden*.¹⁸

In der Currenda des Hausruckamtes aus dem Jahre 1822 wird erstmals das Wort „Arrest“ erwähnt. „Aeltern, welche ihre Kinder nicht zur allgemeinen Impfung mitbringen, [sind] nicht sogleich mit Arrest zu belegen“, sondern ihre Gründe, warum sie die Impfung verweigern, im Impfnitenten-Ausweis aufzunehmen. „Auf jene boshafte Menschen aber, welche es sich zum Geschäfte machen, durch ausgestreute falsche Erzählungen kurzsichtige Familien irre zu führen, sie in ihren gegen die Impfung vorgefaßten falschen Ideen zu bestärken, [...] ist besonders zu sehen und sind dieselben mit aller Strenge zu behandeln.“¹⁹ Welche „Strenge“ gemeint ist, geht aus den Dokumenten nicht hervor.

Wie man aus den genannten Verordnungen sieht, hatten die Kommissare und Unterbehörden die schwere Aufgabe, die Bevölkerung über die Vorteile der Kuhpockenimpfung aufzuklären und zugleich über die Einhaltung der Verordnungen zu „wachen“. Die Vorurteile gegen die Impfungen waren gerade in der Landbevölkerung groß, wobei sicher erschwerend hinzukam, dass viele Leute die Impfvorschriften nur vom Hörensagen kannten.

Die Blattern waren beileibe nicht das einzige Problem, mit dem die Bevölkerung der Herrschaft Aschach-Stauff damals zu kämpfen hatte. Im Zuge der Napoleonischen Kriege kamen immer wieder hunderte und tausende Soldaten durch Aschach, die hier nächtigten und gepflegt werden mussten.²⁰ Kein Wunder, dass Seuchen eingeschleppt wurden, etwa in den Jahren 1806 und 1810. Worum es sich tatsächlich handelte, ist ungewiss; berichtet wird von Typhus, „Nervenfieber“ oder Fleckfieber.²¹ Im Jahr darauf beklagte man eine Ruhrepidemie.²² Im November 1813 landeten auf der Donau bei Aschach französische Kriegsgefangene an, die man im Schloss Aschach unterbrachte. In der Folge verbreitete sich in Aschach und Umgebung erneut eine bösartige Nervenfieber-Epidemie, welche *besonders im Dist: Coat: Aschach um sich grieff, daß alle Beamten,*

17 OÖLA, Patentsammlung, 1807–1817, HS 935: Schreiben des k.k. Kreisamtes Wels vom 23. September 1817.

18 OÖLA, Patentsammlung, 1818–1826, HS 940: P. 1816/c, Currenda des Mühlkreisamtes vom 12. März 1819; vgl. auch Verordnungen Franz I., 1819, Band 47, S. 7, 8: 6. Beförderung der Impfung mit Kuhpocken, Hofkanzley-Decret vom 14. Januar 1819 an sämtliche Länderstellen

19 Ebd., HS 940: Pag. 1845/e, Currenda des Hausruckkreisamtes vom 23. Mai 1822, mit Bezug auf Hofdekret vom 27. August 1817. [Druck].

20 Vgl. Promintzer 1989, Band II, S. 462–469.

21 Vgl. Vasold 2008, S. 74: Das Fleckfieber war eine gefährliche Infektionskrankheit, welche im Verlauf von Kriegen und Hungersnöten immer wieder auftrat. Im 19. Jahrhundert waren Typhus oder Nervenfieber die häufigsten Bezeichnungen dafür; vgl. auch Riepl 2004, S. 291: Petechialfieber – Fleckfieber; Petechien – fleckenweiser Austritt von Blut; Petecken (Petechen, Peteschen) pockenartige Krankheit; Fleckfieber, Flecktyphus. Vgl. auch Plöckinger 2007, S. 367–369.

22 OÖLA, HA Aschach-Stauff, Epidemien, Sch. 77: Haupt-Repertition Kreisamt Wels vom 20. Oktober 1817; Zeugnis des Distriktskommissariats Aschach 7. September 1819.

samt dem Dienstpersonale des Schloßes, todt darunter lagen.²³ Gut zehn Jahre später, 1816/1817, grassierte die nächste Blatternepidemie – insofern interessant, weil sie nicht nur wieder die Renitenz der Menschen gegenüber der Impfung aufzeigt,²⁴ sondern auch ein Schlaglicht auf das Problem der Totenbeschau wirft, die eigentlich ein Instrument gegen die Ausbreitung von Seuchen sein soll.

DER TOTENBESCHAUER – EIN PROBLEMATISCHES AMT

Das Circular vom 18. März 1816 enthält den letzten Stand der Sanitätsvorschriften in Bezug auf die Totenbeschau und das Amt des Totenbeschauers: Eingangs heißt es, „die Todtenbeschau ist nicht nur für die Sicherheit eines jeden Bürgers höchst wohlthätig, indem sie der Gefahr lebendig begraben zu werden vorbeuet,²⁵ [...] sondern auch für den Staat sehr vortheilhaft, weil [...] die allgemeinen (Epidemien) und Orts- Krankheiten (Endemien) von den Todtenbeschauern bey Zeiten entdeckt, und durch die zweckmässigen Sanitätsvorkehrungen noch im Entstehen unterdrückt werden können.“²⁶

Genau hier, beim Totenbeschauer, „der die Epidemie bey Zeiten entdeckt“, lag aber der Haken. Bereits im Jahr 1813 hatte es vom Kreisamt Wels eine Weisung an das Distriktskommissariat Aschach wegen Einführung der Totenbeschau gegeben,²⁷ die offensichtlich bisher nicht regulär durchgeführt worden war.

Im Briefwechsel zwischen dem Aschacher Pfleger Petzolt und dem zur Herrschaft Aschach gehörenden Geistlichen zeigen sich die großen Probleme bei der Durchsetzung dieser Weisung.²⁸ Pfarrer Huber aus Haibach schreibt zum Beispiel: *Bauern kennen von den Arten der Krankheiten nichts. Wohl aber von dem sicheren Tod, wenn der Körper stinkt; ausser der Beschwarniß der Todtenbeschau für einen Chyrurg bey diesen weitschichtigen, bergsteilen, und eben darum sehr zerstreuten Häusern, [...]würde das Geschäft Vernachlässigung der noch kranken bisweilen verursachen²⁹; nur keine übertriebene Beschautaxe, besonders für diese ohnedieß an Geldschätzung mangelnder Berggemeinde, die ohnehin für sich, und die itzt bestehenden Abgaben zu ihrer Rettung genug zu thun hat.*³⁰ Eine bis

23 Ebd.

24 OÖLA, HA Aschach-Stauff, Epidemien, Sch. 77: Brief „Aufzählung“, des Dr. Sebastian Heller, o. Dat., mit Hinweis auf Entfernungen, gebirgige Gegenden, mühselige Wege und so weiter; ebd., Sch. 78: Nota Dr. Heller vom 29. Juli 1822.

25 Die Angst, lebendig „scheintot“ begraben zu werden, war ein sehr aktuelles Phänomen der damaligen Zeit. Bereits in einem Hofdekret von 1797 versuchte man, durch die Einrichtung von „Totenkammern“ Abhilfe zu schaffen: „In diese Kammern [aus Stein] müßten [die] Leichen [...] im offenen Sarge beigesetzt, und an ihrer Hand müßte eine Schnur befestiget werden, die an einer in dem Zimmer des nächst Anwohnenden befindlichen Glocke hinge.“ Verordnungen Franz II, 1797, Band 10, S. 81–83, Nr. 32. „Einrichtung zweckmässiger Totenkammern“, 25. Februar 1797.

26 OÖLA, Patentsammlung, 1807–1817, HS 935: Ad pag. 1679, Circulare der k.k. ob der ennsischen Landesregierung Linz vom 18. März 1816. [Druck].

27 Schreiben nicht vorhanden, erwähnt im Schreiben des Pflegers Petzolt vom 18. Juni 1813 (FN 28).

28 OÖLA, HA Aschach-Stauff, Totenbeschau, Sch. 77, Schreiben Distriktskommissariat Aschach, Pfleger Petzolt, vom 18. Juni 1813 an den Pfarrer von Aschach.

29 Der Totenbeschauer Heinlich war von Beruf Wundarzt von Aschach und hatte dort seine Patienten zu betreuen. Gemäß der neuen Verordnung hätte er eine Vertretung mit der Totenbeschau beauftragen müssen. Doch die Frage der Finanzierung blieb bis 1819 ungeklärt. (Unterstreichungen im Original.)

30 OÖLA, HA Aschach-Stauff, Totenbeschau, Sch. 77: Schreiben Pfarrer Huber, Haibach, vom 19. Juni 1813.

zum Jahr 1819 andauernde Korrespondenz entstand. Dann erklärte sich der Haibacher Wundarzt Franz Niederleithinger bereit, zusätzlich das Amt des Beschauers für die Gemeinde Haibach anzunehmen.³¹

Vor dem Hintergrund dieser ungeklärten Situation kam der Totenbeschauer von Aschach, Johann Heinlich, mit dem Gesetz in Konflikt. Auf kreisamtlichen Auftrag vom 12. Oktober 1816³² wurde gegen ihn eine Untersuchung wegen *Blatternverheimlichung in der Pfarre Hartkirchen* veranlasst. Dabei kam zu Tage, dass er *Beschauzettl ohne vorgenommene Leichenbeschau* ausgestellt hatte. Der vernehmende Distriktskommissar zeigte Milde und meinte: *Es ist verständlich, daß ein Mensch mit 72 Jahren von der Arbeit gekrümmt ist, [...] bequemer wird.* Zur Strafe musste Heinlein 20 Gulden an das Armeninstitut Aschach zahlen.³³

Weil die Todesanzeigen oft zu spät erfolgten, ließen die Behörden von den Kanzeln verkünden, dass die Person, welche den Verstorbenen findet, sofort die Anzeige an die Behörde oder den Totenbeschauer zu richten hat.³⁴ Wieweit diese Anordnung gefruchtet hat, geht aus den Unterlagen nicht hervor. Nachdem der Totenbeschauer die Totenscheine quasi „aus der Ferne“ ausstellte, konnte sich die Epidemie ungehindert ausbreiten. An der offensichtlich vorliegenden Personalnot änderte sich trotzdem bis zum Jahr 1819 nichts.³⁵

Seitens der Ärzte bestand bei Blattern Meldepflicht. Im Falle von Blatternverheimlichung durch die Eltern wurde eine Geldstrafe „von höchstens drey Gulden“ verhängt.³⁶

WEITERHIN HEFTIGE ABLEHNUNG DER IMPFUNG

Im Mai 1820 rief das Kreisamt Wels die Distriktskommissare des Hausruckkreises zur Gemeinimpfung auf. Sie wurden „zur thätigsten Mitwirkung beim Impfgeschäfte nachdrücklichst ermahnet, und über jede Saumseligkeit verantwortlich gemacht.“ Man drohte den Beamten, im Falle, dass die Impfung in dem einen oder anderen Distrikt „lediglich wegen der Indolenz, oder der Fahrläßigkeit des Distriktskommissärs keinen Fortgang gewinne“, einen anderen Kommissar oder Arzt auf Kosten des „indolenten“ abzuordnen.³⁷

Nach erfolgter Impfung wurden die Impf- und Renitentenlisten an das Kreisamt übermittelt. Pfleger Kern bedauerte, trotz aller aufgewendeten Mühe nicht mehr Impflinge melden zu können, aber *man muß die Leuthe selbst reden hören, um zu glauben, daß sie wirklich aus so ungereimten und sinnlosen Ursachen nicht impfen lassen. Das Vorurtheil gegen die Impfung nimmt eher zu als ab. Wer sollte glauben, daß heutzutage noch solcher*

31 Ebd., diverse Korrespondenz, unter anderem Brief Niederleithinger.

32 Schreiben erwähnt im *Berathschlagungs-Protocoll DCoat* Aschach vom 8. November 1816.

33 OÖLA, HA Aschach-Stauff, Totenbeschau, Sch. 77, *Berathschlagungs-Protocoll*; Quittung vom 3. Feber 1817.

34 OÖLA, Patentsammlung, 1818–1826, HS 940: Ad pag. 1819/m, Currenda vom 23. August 1819. Hinweis auf Regierungs-Zirkular vom 18. März 1816. [Druck]

35 Vgl. Promintzer 1989, Band II, S. 470: Im Jahr 1830 scheinen in Aschach zwei Wundärzte auf.

36 OÖLA, Patentsammlung, 1807–1817, HS 935: unpaginiert, Druckschrift Nr. 7929/730, Oesterreich ob der Enns. Wien, 22. July 1814.

37 OÖLA, Patentsammlung, 1818–1826, HS 940: Pag.1824 g, Currenda des Hausruckkreisamtes Wels vom 7. Mai 1820.

*Aberglaube herrscht. Wenn sich die Impfung in der Gegend verbreiten soll, so wird das einzige Wörtchen Muß nothwendig.*³⁸

Dass die allgemeine Einführung der Kuhpocken-Impfung *auf dem höchsteigenen Willen Sr. K.k. Majestät beruhe*, war kein Geheimnis, im Gegenteil. Im Juli 1819 erging ein Schreiben an die Distriktskommissariate mit dem Auftrag, *diese allerhöchste Willensmeinung ihren Distriktsholden noch einmal allgemein und deutlich zu erklären [...]*. Aber zum „Muß“ konnte sich die Regierung nicht durchringen, es blieb bei den indirekten Zwangsmaßnahmen.³⁹

Eine gewisse Lohnerin in Hartkirchen Nr. 8 gab etwa an, sie lasse deshalb ihre Kinder nicht impfen, *weil die Inwohnerin [...] sagte, daß im Mühlviertl ein geimpftes Weib 2 Kinder gebohrn habe, welche auf den Armen und jenen Stellen, wo die Mutter geimpft worden ist, rothe Fleckhe zur Welt brachten, in welchen das Zeichen eines Kreuzes sichtbar ist.*⁴⁰

Neben unbestimmten Ängsten und Befürchtungen war einer der Impf-Weigerungsgründe die Tatsache, dass Kinder trotz der Impfung die Blattern bekommen hätten. Pfleger Kern meint dazu: *Warum [soll] Zwang erst dann eintreten, wenn schon Gefahr am Verzuge ist und zu befürchten steht, daß Kinder, die schon von der Blatternseuche angesteckt sind, geimpft werden, und daher trotz der Impfung doch die natürlichen Blattern bekommen[...], wodurch das Mißtrauen gegen selbe vermehrt und der guten Sache mehr geschadet würde.*

Interessanterweise gab es auch jene, die behaupteten, wenn es denn sein müsste, würden sie schon impfen lassen. Nach Meinung des Pflegers sei *die bisher nie stattgehabte Zwangsordnung eine der Hauptursachen, warum hierlands die Impfung so wenig sich verbreitet, dann die Leuthe sagen, sie ließen recht gern impfen, wenn es seyn müßte. Es muß mit der Wohlthätigkeit der Impfung, heißt es, doch nicht ganz richtig seyn, denn sonst würde man uns dazu zwingen, was bey den meisten anderen Anstalten der Fall ist.* Ein weiterer Vorschlag wäre, für jedes Kind, welches man nicht impfen lässt, *eine gewisse Geldstrafe* zu verhängen.⁴¹ Die Geldstrafe, die dem Pfleger 1820 vorschwebte, wurde tatsächlich verwirklicht, allerdings erst 1855.

Im Hochsommer 1824 brach in der Pfarre Hartkirchen eine Pockenepidemie aus, die sich bis in den Jänner 1825 hinauszog und 60 Todesopfer forderte.⁴² Für insgesamt 562 Krankenbesuche (Kinder und Erwachsene) stellte der Bezirksarzt Dr. Heller 55 Gulden in Rechnung,⁴³ für Haibach legte der Wundarzt Niederleithinger eine ähnliche Liste vor. Die Matriken verzeichnen für November und Dezember 1824 in Haibach 22 Blatternopfer.⁴⁴

38 OÖLA, HA Aschach-Stauff, Impfung, Sch. 78: Schreiben Distriktskommissariat Aschach, Pfleger Kern, vom 18. Juli 1820 an das Kreisamt. (Unterstreichung im Original.)

39 OÖLA, Patentsammlung, 1818–1826, HS 940: Pag.1819/[h], Currenda des k.k. Mühlkreisamtes vom 17. July 1819 [HS], mit Bezug auf Regierungs-Dekret vom 6. d.[Juli], Z.12.600. Exemplar für das Hausruckamt fehlt.

40 OÖLA, HA Aschach-Stauff, Impfung, Sch. 78: Schreiben Distriktskommissariat Aschach vom 18. Juli 1820 an das Distriktskommissariat Eferding.

41 Ebd., Schreiben Distriktskommissariat Aschach vom 31. Oktober 1820 an Kreisamt Wels.

42 <https://data.matricula-online.eu/de/oesterreich/oberoesterreich/hartkirchen/?page=6#> Hartkirchen, Signatur 306/1824 und 1825.

43 OÖLA, HA Aschach-Stauff, Epidemien, Sch. 77: „Verzeichniß der Fuhren“ Dr. Heller, 8. Mai 1825.

44 Ebd., „Verzeichnis der Fuhren“ vom Jänner 1825. Laut Sterbematriken für 1824 hat es in Haibach von November bis Dezember 1824 22 Blatternote gegeben, bei 52 Toten im Jahr 1824: www.statistik-ooe.at.

Trotzdem wehrte man sich weiterhin vehement gegen die Pockenschutzimpfung, die Ärzte und die Beamten kämpften vergeblich; der Widerstand gipfelte 1830 anlässlich einer „Kuhpocken-Gemeinimpfung“ in der so genannten

„IMPFREVOLTE IN ST. AGATHA“

Am 5. April 1830 wurde in St. Agatha, einem kleinen Ort zur Herrschaft Aschach/Stauff gehörig, die Kuhpocken-Gemeinimpfung angesetzt.⁴⁵ Infolge der extrem schlechten Witterungsverhältnisse – es schneite und regnete – erschienen nur 13 Kinder mit ihren Eltern. Da man wegen des Wetters *das Bringen der Kinder nicht fordern* konnte, wurde für den 13. April eine zweite Gemeinimpfung angesetzt, wobei den Eltern aufgetragen wurde, *daß sie ihre impffähigen Kinder bey Straff mitzubringen haben*.⁴⁶

Am Impftag, Dienstag nach Ostern, fanden sich der Bezirksphysicus Dr. Kumpfmüller aus Eferding, der Bader von Haibach, der Pfleger der Herrschaft Aschach Josef Kern und der Gerichtsdienergehilfe Scharizer im „Impflokal“ ein. Dieses befand sich im ersten Stock eines Gasthauses. Im gegenüberliegenden Zimmer, der Tanzstube, waren die vorgeladenen Eltern versammelt. Zuerst kamen zwei Kinder zur „Nachsicht“⁴⁷, und zwei andere wurden geimpft. Der Gehilfe Scharizer, den man in die Tanzstube geschickt hatte, weitere Impflinge zu holen, kam mit der Meldung zurück, dass keine Kinder mehr anwesend seien und unter den Versammelten sich ein *Gesurme* erhoben habe, wobei deutlich zu vernehmen war, *daß sie nicht impfen lassen wollen*. Pfleger Kern befahl daraufhin den Eltern, ihre Kinder von zuhause zu holen. Das bekamen ein paar Mütter in die falsche Kehle – *wir lassen nicht impfen und bringen auch die Kinder nicht. Wie wäre es den[n], wen wier ihm [den Scharizer] beuteln thäten* –, und es kam zu einem Tumult. Wegen dieser *unruhigen Auftritte* wurden zwei Frauen festgenommen. Die übrigen Leute versammelten sich unten im Vorhaus und schrieten und lärmten weiter, *daß sie [...] ihre Kinder nicht bringen wollen, und nicht impfen lassen*. Nach Aufforderung Scharizers, die Leute *sollen fortgehen und ihre Kinder hollen, denn es ist der H: Pfleger und D^o hier, und es müsse seyn, hob der Dieplinger die Hand geballt auf, und drohte ihm mit den Worten: „du, du“*. Es kam dann im Vorhaus zu einem Gerangel, was schließlich zur Verhaftung des Dieplinger führte. Dies brachte wiederum den Gatterer in Harnisch, er schrie: *Den Dieplinger lassen wir nicht, es mag gehen wie es wolle [...]* und wollte ihm zu Hilfe kommen, worauf er ebenfalls arretiert wurde.

Diese Verhaftungen führten naturgemäss zu großer Aufregung – es gelang dem Pfleger trotz mehrmaliger Aufforderung nicht, die Leute zum Heimgehen zu bewegen. Sie *trieben ihren Unfug von 8 Uhr bis ½ 1 Uhr fort, wo sie sich dan freywillig entfernten. Unter diesen Lärm hörte man auch sagen, wenn die zur Assistenz mitgeholten [...] Soldaten nicht wären, so würden sie alle herunter werfen*.⁴⁸

45 Currenda betreffend Kuhpockenimpfung 1830 nur für den Mühlkreis vorhanden.

46 OÖLA, HA Aschach-Stauff, Impfrevolte, Sch. 78: Schreiben Pfleger Kern vom 14. April 1830 an das Kreisamt.

47 Die Impfarzte waren verpflichtet, sich mindestens zweimal vom ordnungsgemäßen Verlauf der Impfung zu überzeugen.

48 OÖLA, HA Aschach-Stauff, Impfrevolte, Sch. 78: Zeugenaussage des Gerichtsdieners-Gehilfen Johann [oder Josef] Scharizer vom 19. April 1830.

Resumee dieses Impftages waren zwei geimpfte Kinder, vier Verhaftungen und eine aufgebrachte Volksmenge.

Umgehend meldete Pfleger Kern diesen Vorfall seiner vorgesetzten Behörde, dem k.k. Hausruck-Kreisamt mit Sitz in Wels⁴⁹. Er schilderte die Situation und ersuchte bezüglich der Verhafteten um Anweisungen, da er der Meinung sei, dass *die stattgehabte gewaltsame Widersetzlichkeit nicht ungestraft bleiben darff*.⁵⁰

Statt der erwarteten Amtshilfe erhielt der Pfleger zur Antwort: *Aus diesem Berichte muss das Amt missfällig entnehmen, dass die stattgefundenen unruhigen Auftritte nur dadurch herbeygeführt wurden, dass das DCoat [Distriktskommissariat] durch sein gesetz- und vorschriftswidriges Benehmen selbst die gegründete Veranlassung dazu gab, denn erstens sind die Eltern impfbedürftiger Kinder durch kein Gesetz verpflichtet, letztere zur Impfung zu bringen und impfen lassen zu müssen. Zweitens sei mit Currende 3640 befohlen worden, nur eine kleine Anzahl zur Gemeinimpfung vorzuladen. Da die Eltern zur angesagten Impfung erschienen sind, also ihren Gehorsam zeigten, kann ihnen nicht zur Last gelegt werden, daß sie ihre Kinder nicht mitbrachten. Der Auftrag, ihre Kinder bey sonstiger Strafe mitzubringen, war ungesetzlich und führte die erwähnten unruhigen Auftritte herbey. Von einer Abstrafung der zwei „Weiber“ könne keine Rede sein, bezüglich der zwei verhafteten Männer hat das DCoat selbst das Amt, nach gesetzlicher Vorschrift zu handeln*.⁵¹

Pfleger Kern, überzeugt, nicht gesetzwidrig gehandelt zu haben, setzte eine Eilanfrage ab, ob zwei bestimmte Regierungsdekrete noch wirksam wären oder nicht. Danach hätte er rechtens gehandelt, indem er auf die Impfung der Kinder gedrungen habe. Die Eltern zum Impfen zu zwingen, wäre ihm ohnehin nicht eingefallen.⁵²

Die Antwort aus dem Kreisamt lautet: Wenn das Distriktskommissariat die zwei Verordnungen *mit Aufmerksamkeit* gelesen hätte, hätte man erkannt, dass sie [...] *nicht ausser kraft gesetzt wurden, denn jene N. 7568 vom Jahre 1820, § 2, bestimmt ausdrücklich, dass jene Eltern, welche ihre impfbedürftigen Kinder nicht mitbringen, als Renitenten zu verzeichnen seyen. Jene vom Jahre 1827, Z 22940, aber, dass nur jene Kinder zur Gemeinimpfung gebracht werden müssen, von denen behauptet wird, daß selbe bereits geimpft worden sind, oder geblattert haben. Von dem Mitbringen jener Kinder, deren Eltern die Impfung verweigern, ist weder in der einen, noch in der andern dieser hohen Verordnungen etwas enthalten*.⁵³

Faktum ist, dass es kein Gesetz gab, wonach die Eltern gezwungen werden konnten, die Kinder impfen zu lassen, lediglich jene schon oben erwähnten indirekten Zwangsmaßnahmen ab circa 1804. Eine der ersten Maßnahmen war, Eltern, die ihre Kinder nicht zur Impfung mitbrachten, in die Impf-Renitenten-Liste einzutragen. Genau das hätte nach Ansicht des Kreisleiters Pfleger Kern schon beim ersten Impftermin tun sollen, anstatt

49 Schematismus 1822, 1. Teil, S. 20: Kreishauptmann: Herr Joseph Jakoba, Regierungsrat.

50 OÖLA, HA Aschach-Stauff, Impfrevolte, Sch. 78: Schreiben Pfleger Kern vom 14. April 1830 an das Kreisamt.

51 Ebd., Schreiben Kreisamt Wels, Kreisleiter Jakoba, vom 17. April 1830 an das Distriktskommissariat Aschach. Currende 3640 fehlt.

52 Ebd., Schreiben Distriktskommissariat Aschach vom 20. April 1830 an Kreisamt Wels; gemeint sind die Regierungsdekrete Nr. 7568 vom 23. April 1820 sowie Nr. 22940 vom 28. August 1827.

53 OÖLA, HA Aschach-Stauff, Impfrevolte, Sch. 78: Schreiben Kreisamt Wels vom 21. April 1830 an Distriktskommissariat Aschach.

einen neuen Impftermin anzusetzen – extrem schlechtes Wetter hin oder her! Den Leuten eine Strafe wegen *Ungehorsams* anzudrohen, war daher ebenfalls nicht rechtens.

Das war die Sichtweise der Behörde, die auf die strenge Einhaltung der Gesetze pochen musste, und ein Aufstand in der Bevölkerung gegen das Impfen war wohl das Letzte, was man haben wollte, zumal in den vergangenen Jahren Kritik am Impfstoff aus der Ärzteschaft aufgetaucht war.⁵⁴

Den Leuten war schon klar, dass der Grund der Vorladung die Impfung der Kinder war, da sie ansonsten in den Impflisten als Impfpflichtige aufscheinen würden. Das Ansetzen eines neuen Impftermines wegen des schlechten Wetters wurde dem Pfleger schlecht gedankt. Nachdem Arzt und Wundarzt schon einmal da waren (und auf jeden Fall Kosten anfielen), hoffte der Pfleger, die Leute doch noch dazu überreden zu können, ihre Kinder zum Impfen zu holen. Doch dazu waren die Leute nicht zu bewegen, die Vorurteile und der Widerstand gegen das Impfen und möglicherweise auch gegen den Pfleger⁵⁵ waren zu groß, wie aus den Vernehmungen der Arrestanten hervorgeht:

Magdalena Zellerin (des Schreibens unkundig), verhaftet wegen *ungestümen Benehmen[s]* bei der Gemeinimpfung, sagte auf die Frage, warum sie nicht impfen lasse: *Die meisten Leute sagten, daß dz Impfen von einer scharzen Kuh herkomme, u: dieses kein gutes Zeichen, sondern etwas anders sey, u: in dieser schwarzen Kuh der Teufl gewesen seyn könne.* Nach gut zwei Wochen Arrest ergänzte sie ihre Aussage dahingehend, dass sie deshalb keine konkreten Namen der „meisten Leute“ nennen könne, weil sie erst drei Jahre in St. Agatha sei und daher die Leute nicht bei Namen kenne. Nach der Bitte um Verzeihung wurde sie am 4. Mai aus dem Arrest entlassen.⁵⁶

Die wegen ihres *groben Benehmens während der Gemeinimpfung* verhaftete Anna Maria Andlinger (des Schreibens unkundig), sagte aus: *Ich sagte wohl zum Diener, wann wir die Verordnung vom Kaiser haben, daß impfen lassen miessen, so thun wir es, worauf der Dienerknecht mich zu schlagen drohte, aber nicht schlug. Zum Impfen wurde jedoch niemand gezwungen. Obwohl andere Weiber noch mehr geschrien und gedroht haben, so wurde jedoch ich allein unter ihnen ergriffen, weil ich sagte, ich werde schon gehen wenn es mir taugt.*⁵⁷

Johann Kalteis (Dieplinger) gab bei seiner Einvernahme an: *Nur soviel weiß ich, daß viele sagten, sie ließen nicht impfen, weil sie es nicht für gut finden.* Bei der zweiten Vernehmung am 29. April meint er, *daß der [...] gesagt hat, wegen der Blatternimpfung wird noch eine völlige Rebellion und uns haben sie schon.*⁵⁸

54 OÖLA, Patentsammlung, 1818–1826, HS 940: Ad pag. 1819/0, Currenda des Hausruckkreisamtes Wels, vom 25. September 1819. [Druck]. Die Regierung hat insofern reagiert, als man verordnete, dass in Hinkunft besonders „bei widerspenstigen Gemeinden“ anstatt mit „trockenem Stoff [Schurf] [Schorf] nur mehr mit „Impflymphe“ geimpft werden darf. Der Wunsch der Ärzte nach neuem Impfstoff aus England wurde abgeschmettert.

55 Ein Grund für den während dieses Vorfalles zutage gekommenen Widerstandes der beiden verhafteten Männer gegen den Pfleger könnte in Zwistigkeiten zwischen der Bauernschaft in der Gegend, die Graf Herberstorff einst „Rebellenwinkel“ nannte, und dem Pfleger der Herrschaft Aschach-Stauff, Josef Kern, gelegen sein. Kern setzte den Dorfrichter Burglehner im Jahre 1819 ab. In der Folge kam es zu mehreren Prozessen zwischen den von Burglehner vertretenen Bauern und dem Pfleger Kern, welche 1830 noch im Laufen waren. Vgl. Grüll 1963, S. 472–491.

56 OÖLA, HA Aschach-Stauff, Impfung, Sch. 78: Protokoll Magdalena Zeller vom 15. April / 4. Mai 1830.

57 Ebd., Verhör mit Anna Maria Andlinger vom 15. April 1830.

58 Ebd., Aussage des Johan Kalteis vom 22. /29. April 1830.

Josef Mühlböck (Gatterer) wollte, wie er sagte, dem Dieplinger zu Hilfe kommen; ab dann schwieg er, weshalb er *wegen läugnen in Pollizeyarrest nach den § 330 STG II* erneut abgeführt wurde. Beim zweiten Verhör am 29. April sagte er aus, *daß der Adam Michael von Dittersdorf gesagt habe, daß das Impfen von Kaiser aus nicht wäre, daher er auch nicht impfen laße*. Nach Vorlesen seiner Aussage wurde er sofort aus der Haft entlassen.⁵⁹

Kreishauptmann Jakoba machte kurzen Prozess: Dem Distriktskommissariat Aschach wird die Beendigung dieser *geringfügigen Untersuchung* aufgetragen, das heißt, das Verfahren wird eingestellt. *Dem DCoat wird als Ultimat-Termin Ende August d. J. genannt, bei Nichteinhaltung erfolgt Geldstrafe in Höhe von 5 fl.* Mit dem Vermerk „Auf Genugthuung verzichtet und da[her]erlediget. [Coat.]“⁶⁰ endete die leidige „Impfrevolte“.

Die Impfrevolte war nur eine kleine Episode in der Sanitätsgeschichte der Herrschaft Aschach-Stauff. Die Bemühungen der Behörden um die Durchimpfung der Bevölkerung gingen, wie man den jährlichen Currenden an das Hausruck- beziehungsweise Mühlkreisamt entnehmen kann, mit wechselndem Erfolg weiter. War es ein erfolgreiches Impfbjahr, gab es Impfprämien, wenn nicht, dann kam eine Rüge. Im Jahr 1828 zum Beispiel gab es Prämien: Den ersten Impfpreis in Höhe von 150 Gulden erhielt der Stadtwundarzt zu Linz, Franz Waizhofer, der zweite Preis ging an den k.k. Salinenarzt Dr. Joseph Götz zu Bad Ischl, mit ebenfalls 150 Gulden. Gleichzeitig wurden einigen Impfpärzten und Pflegern des Hausruckkreises, darunter auch dem Aschacher Pfleger Joseph Kern, „in Anbetrachte ihrer eifrigen, und erfolgreichen Verwendung bey dem Impfgeschäfte während des Jahres 1828 [...] die Zufriedenheit der hohen Regierung ausgesprochen.“⁶¹ Ebenso erfolgreich war das Jahr 1829, wofür den Distrikts-Kommissaren das Lob seitens des Kreisamtes ausgesprochen wurde.⁶² Im Jahr darauf zeigte sich die Bevölkerung dagegen derart impfunwillig, dass es zur „Impfrevolte“ kam.

In Haibach ob der Donau brach 1833 Scharlach aus, eine zur damaligen Zeit nicht weniger gefährliche, häufig tödlich endende Infektionskrankheit.⁶³ Sie wütete bis Mitte Jänner 1834 und forderte 38 Todesopfer.⁶⁴

1853 wurde die Strafe für Blatternverheimlicher auf fünf Gulden erhöht,⁶⁵ und bei Nichterscheinen eines Kindes zur Impfung waren drei Gulden Strafe zu zahlen.⁶⁶ 1854 erschien, allerdings in Cöthen, das Buch „Die Schutzpocken-Impfung, völlig unnütz und Verderben bringend“. Der Autor war Anhänger der Homöopathie und überzeugter Gegner

59 Ebd., Protokoll Josef Mühlböck vom 22. /29. April 1830.

60 Ebd., Schreiben Kreisamt Wels vom 8. August 1830.

61 OÖLA, Patentsammlung, 1829–1830, HS 925: P. 2151, Circular vom 19. August 1830, an sämtliche Distriktskommissariate des Hausruck-Kreises [Druck].

62 OÖLA, Patentsammlung, 1831, HS 928: P. 216[0], Circulare vom 16. März 1831, an sämtliche Distrikts-Kommissariate des Hausruck-Kreises. [Druck].

63 OÖLA, HA Aschach-Stauff, Epidemien, Sch. 77: *Ausweis* des Haibacher Wundarztes Franz Niederleithinger über die während der *bösartigen Scharlachfieber-Epidemie* geleisteten Besuche; Specification und Brief Niederleithinger vom 15. Jänner 1834.

64 Plöckinger 2007, S. 367–369: „1833; pc 150; ein wahres Todesjahr. Es starben: 7 an Blattern, 38 an Scharlach, 10 an Typhus, 25 an sonstigen Krankheiten, im ganzen also 80 Personen“.

65 OÖLA, Patentsammlung, 1852–1860, HS 933: Fol. 2903, Currende des Bezirkshauptmannes vom 18. Mai 1853. [HS].

66 Ebd., Fol. 2939, Nro.3252. Erlass vom 27. März 1855, an die k.k. Bezirksämter etc. des Mühlkreises [Druck].

des Impfens und behauptet darin auch eine Verbreitung der Syphilis durch Pocken-Impfungen.⁶⁷ Prompt versuchten die Behörden, das Buch aus dem Verkehr zu ziehen.⁶⁸

Die Abneigung gegen die Pockenschutzimpfung ließ auch weiterhin nicht nach. Die Impfärzte wurden verpflichtet, „durch wiederholte liebevolle Ermahnungen“ auf Beseitigung der Renitenz einzuwirken,⁶⁹ ansonsten drohte Geldstrafe „oder im Falle der Zahlungsunfähigkeit eine angemessene Arreststrafe“.⁷⁰ 1864 erließ der Statthalter neue Maßregeln gegenüber Impfverweigerern: „Die Gemeindevorsteher müssen ihrerseits Schonung und Humanität zeigen, [...] andererseits kann ihnen nicht zugemuthet werden, Beleidigungen und rohe Excesse der Parteien zu dulden“; Anzeigen über Unzukömmlichkeiten dürfen nicht unerledigt zu den Akten gelegt werden, sondern es ist sofort ein Strafverfahren wegen Ungehorsam einzuleiten, und Geldstrafen müssen unnachsichtlich eingehoben werden. „Bei Nichterscheinen zum Impftermin: Geld- oder Arreststrafe.“⁷¹

1865 wird in Linz und im Bezirk Vöcklabruck ein Wiederausbruch der Blattern verzeichnet.⁷² Im Schreiben an die k.k. Bezirksämter und die Gemeinden Steyr und Linz bezüglich der Schutzpockenimpfung 1866 fällt erstmals ein Vermerk auf, der auf Neuerungen in Bezug auf Hygiene schließen lässt: *Es ist darauf zu sehen, daß die zur Impfung verwendeten Instrumente stets rein erhalten und zu keiner anderen Operation benützt werden, ferner daß die zur Weiterimpfung in Röhrchen gesammelte Lymphe stets wasserhell und von Beimischung von Blut frei sein soll.*⁷³

Auch Anfang der 1870er-Jahre brachen die Pocken in Oberösterreich immer wieder aus.⁷⁴

Im Schreiben an den Linzer Stadtarzt Dr. Georg Meisinger bezüglich Wirksamkeit der Impfung begründete Bürgermeister Dr. Carl Wisner seine Bitte um Beteiligung der praktischen Ärzte wie folgt: *dass so lange die Wissenschaft nicht nach reiflichster Beurtheilung sich gegen die Impfung entschieden hat, Thatsachen genug vorliegen, die Hoffnungen auf ihre heilsamen Wirkungen nicht vorzeitig aufzugeben.*⁷⁵

Die Reihe der Sanitätsverordnungen ließe sich noch beliebig fortsetzen. Die Bürger waren offenbar sorglos und unbedacht, obwohl die grundsätzliche Möglichkeit der Ansteckung längst allgemein bekannt war. Der obige Beitrag schildert die Bemühungen um die Pockenschutzimpfung einer kleinen Herrschaft im Land ob der Enns; die Gesetze und Verordnungen Franz I. (II.) ab dem Jahr 1804 (bis etwa 1827) betreffen die Einführung der Pockenschutzimpfung in den gesamten Ländern der damaligen k.k. Monarchie. Eine

67 Lutze, Arthur: Die Schutzpocken-Impfung völlig unnütz und verderben bringend. Aus statistischen Tabellen und durch die berühmtesten Autoritäten nachgewiesen. Ein Mahnruf allen Staatsgewalten ans Herz gelegt von Arthur Lutze. Mit einem Nachworte von Ludwig Mertens. Cöthen 1854, S. 28–29.

68 OÖLA, Patentsammlung, 1852–1860, HS 933: Fol. 2985, Schreiben K.k. Kreisbehörde Linz vom 2. Oktober 1856. [HS]

69 Ebd., Fol. 3024, Erlass der k.k. Kreisbehörde Linz, vom 1. April 1858. [Druck]

70 Ebd., Fol. 3026, Currende vom Bezirksamte Umgebung Linz vom 15. April 1858 [HS]

71 OÖLA, Patentsammlung, 1861–1872, HS 932: Fol. 3200, Kundmachung vom 1. Mai 1864 des k.k. Statthalters Franz Freiherr von Spiegelfeld. [Druck]

72 Ebd., Fol. 3203, Schreiben vom 20. April 1865, ohne Absender. [HS]

73 Ebd., Fol. 3223, Schreiben vom 26. April 1866 an die k.k. Bezirksämter und die Gemeinden Steyr und Linz. [HS]

74 OÖLA, Patentsammlung, 1873–1879, HS 930: Fol. 3419, Schreiben der k.k. Statthalterei für Oberösterreich vom 25. Jänner 1873 an den Herrn k.k. Bezirkshauptmann. [HS]

75 Ebd., ad [fol.] 3430½, Schreiben Bürgermeister Dr. Carl Wisner vom 21. Mai 1873, an Dr. med. Georg Meisinger. [HS]

gewaltige und langwierige Aufgabe, die sich die Regierung damals stellte und trotz aller Widerstände konsequent weiterführte.

„Noch im 19. Jahrhundert starben Hunderttausende auch in Europa an Pocken. Erst nach den weltweiten Massenimpfungen unter Leitung der Weltgesundheitsorganisation (WHO) gelang es, das Variolavirus auszurotten. 1980 konnte die WHO die Welt für pockenfrei erklären. Ein großartiger Erfolg moderner internationaler Seuchenbekämpfung!“⁷⁶

76 Alexander / Raettig 1998, S. 66.

QUELLEN UND LITERATUR:

Alexander / Raettig 1998 = Alexander, Meta / Raettig, Hansjürgen: Infektionskrankheiten. Epidemiologie-Klinik-Prophylaxe. Stuttgart / New York 1998.

Codex Austriacus I = Codicis Austriaci Ordine Alphabetico compilati / Pars Prima.[...] Wien 1704.

Grüll 1963 = Grüll, Georg: Bauer, Herr und Landesfürst. Sozialrevolutionäre Bestrebungen der oberösterreichischen Bauern von 1650 bis 1848. Linz 1963.

Plöckinger 2007 = Plöckinger, Ernst: Haibach ob der Donau – Heimatbuch (aus Chroniken und Archiven sowie aus mündlichen Überlieferungen). Ried 2007.

Promintzer 1989 = Promintzer, Werner Josef: Aschach an der Donau. Heimatbuch. Band II. Aschach 1989.

Reith 2011 = Reith, Reinhold: Umweltgeschichte der Frühen Neuzeit. Enzyklopädie Deutscher Geschichte Band 89. München 2011.

Schematismus 1822 = Kaiserlich-Königlicher Schematismus des Erzherzogthums Oesterreich ob der Enns auf das Jahr 1822.

Seemann 2019 = Seemann, Sophie: Verschwundene Krankheiten. Berlin 2019.

Vasold 2008 = Vasold, Manfred: Grippe, Pest und Cholera. Stuttgart 2008.

Verordnungen Franz I. = Sr. K.K. Majestät Franz des Ersten politische Gesetze und Verordnungen für sämmtliche Provinzen des Österreichischen Kaiserstaates mit Ausnahme von Siebenbürgen / auf allerhöchsten Befehl und unter Aufsicht der höchsten Hofstellen herausgegeben. Band 27–62. Wien 1808–1836.

Verordnungen Franz II. = Sr. K.K. Majestät Franz des Zweyten politische Gesetze und Verordnungen für die oesterreichischen, böhmischen und galizischen Erbländer auf allerhöchsten Befehl und unter Aufsicht der höchsten Hofstellen herausgegeben. Band 1–26. Wien 1793–1808.

Weiss 2008 = Weiss, Sabine: Zur Herrschaft geboren. Kindheit und Jugend im Haus Habsburg. Wien 2008.

Wertheim 1999 = Wertheim, Zacharias: Versuch einer medicinischen Topographie von Wien. Leben und Überleben im Biedermeier. Hsg. von Attila Dunky und Herwig Knaus. Wien 1999.

Bestände des Oberösterreichischen Landesarchivs.

<https://data.matricula-online.eu/de/oesterreich/oberoesterreich/hartkirchen/?page=6#>
www.statistik-ooe.at

Beide Links zuletzt eingesehen am 27.03.2023.

BILDNACHWEIS:

Abb. 1: Coloured engraving by C. Manigaud after E Hamman., Edward Jenner vaccinating his young child, CC BY-SA 3.0

ABDECKER – SCHINDER – WASENMEISTER: Ein Außenseiter im Dienste von Mensch und Umwelt

Peter Fußl

DIE UNEHRLICHKEIT UND IHR URSPRUNG

„Die Ursprünge des Abdeckereigewerbes liegen noch stärker im Dunkeln als die der Scharfrichter“.¹ So bringt Jutta Nowosadtko die Schwierigkeiten der Erforschung dieses Themas auf den Punkt. Ein Abdecker, bei uns² auch Fallmeister, Schinder, Wasenmeister oder Weißriemler genannt, war für die Beseitigung und/oder Verwertung von Tierkadavern zuständig, verrichtete aber auch Hirten-, Feldhüter- und Kloakenräumdienste. Vor allem vom hohen Mittelalter bis nach 1900 war er so zum Wohle der Gesellschaft tätig, und dennoch zählte er fast bis zum Ende des 18. Jahrhunderts zu den so genannten „unehrlichen Berufen“. Diese Tatsache ist hauptsächlich in der beruflichen Nähe zum Scharfrichter³ begründet. Das Abdeckereigewerbe war – zunächst unabhängig vom Strafvollzug – vor allem am Rande von größeren Städten angesiedelt, kam aber im Lauf der Zeit durch Hilfsdienste für den Scharfrichter (Transport der Delinquenten auf dem Schinderkarren zum Richtplatz, Holz für die Scheiterhaufen richten et cetera) bald in Verruf und wurde so zum „unehrlichen Beruf“. „Unehrllich“ bedeutete damals nicht wie heute „betrügerisch“ und „verlogen“, sondern „nicht angesehen“, also ohne Ehre zu sein. Personen, die einen derartigen Beruf ausübten, konnten unter anderem keine Zeugschaft vor Gericht abgeben, waren von öffentlichen Ämtern ausgeschlossen, wurden nicht in den Kriegsdienst aufgenommen, durften sich nicht zunftmäßig organisieren, keinen Heiratspartner aus ehrlichen Handwerken wählen und hatten im Gasthaus einen eigenen Sitzplatz. An ihnen haftete juristisch gesehen von Geburts wegen das so genannte „levis notae macula“.⁴ Aus diesem Grund waren sie sozial ausgegrenzt, und ihnen blieb nur die Möglichkeit, innerhalb ihrer Berufsgruppe oder in anderen unehrlichen Berufen Kontakte zu knüpfen beziehungsweise zu heiraten. Dadurch entstanden ganze Dynastien von Scharfrichter- und Abdeckerfamilien. Ein weiterer Grund für die Unehrllichkeit dieses

1 Nowosadtko 1994, S. 119.

2 Diese Angaben beziehen sich auf die im OÖLA HA Obernberg Schachtel 497 gefundenen Ausdrücke und werden im Folgenden abwechselnd mit derselben Bedeutung verwendet.

3 Jutta Nowosadtko schätzt, dass der Scharfrichterberuf ca. 100 Jahre älter ist als das Abdeckergewerbe, Nowosadtko 1994, S. 122.

4 „Levis notae macula“ bedeutet so viel wie „Anrühigkeit“. In der Rechtswissenschaft kommt Anrühigkeit oder Unehrllichkeit einer Schmälerung der bürgerlichen Ehre und demgemäß der Rechtsfähigkeit gleich. Vgl. z. B. https://peter-hug.ch/levisnotaemacula?q=levisnotaemacula#H.10_0750.0520, zuletzt eingesehen am 20.01.2022.

Berufs ist sicherlich im Umgang mit den toten Tieren zu sehen, deren Berührung lange Zeit für die „Normalbevölkerung“ mit einer gewissen Scheu beziehungsweise einem moralischen Verbot verbunden war. Neuere Forschungen weisen aber im Zusammenhang mit der Unehrllichkeit auch auf eine Nähe zum Magiertum sowie zum Hexerei- und Zaubereiwesen hin, wie weiter unten noch zu erörtern sein wird. Dankert⁵ spricht von einem magisch-sakralen Tabu, indem er das Verkleiden in Tierhäuten bei Maskenumzügen am Winterende ins Treffen führt. Er wirft auch die Frage auf, ob der Abdecker nicht gewisse Vermächtnisse der heidnischen Priester-Tieropfer übernommen habe und deshalb mit einem Tabu belegt wurde. Im Jahr 1731 erfolgte zwar eine gesetzliche Lockerung der strengen Ächtung für einige bis dahin unehrliche Berufe (Bettelvögte,⁶ Gerichtsdiener und andere), aber uneheliche und Schinder-Kinder waren davon dezidiert ausgenommen,⁷ und der Beruf des Abdeckers blieb noch bis 1772 (Kaiser Joseph II.) unehrlich. Es sollte noch bis ins angehende 19. Jahrhundert dauern, bis die Abdecker alle bürgerlichen Ehrenrechte bekamen und noch länger, ehe sie auch im Ansehen ihrer Mitbürger völlig gleichgestellt waren.⁸ Trotzdem brachten es einige Abdecker, auch schon in Zeiten noch geltender Unehrllichkeit, zu Reichtum und fungierten sogar als Geldverleiher. Ja, selbst die bayerische „Luxuskleiderordnung“ (Mandat von 1730⁹) nahm sich ihrer an und verbot ihnen (wie auch anderen Berufsgruppen) allzu aufwändige und teure Kleidung. Dort heißt es: „Gleichwie nun das sogar auch die Ambtleith, Scharfrichter, unnd S. v.¹⁰ Wasenmaister obbeschribenen Silber unnd Goldt Porthen, gossenen Silbernen Knöpfen und anderen dergleichen tragen, so sich doch keineswegs gebühret, alß wollen wür solche hiemit besonders jede Person pr. 30. X. [Kreuzer] belegen.“ Nowosadtko schreibt, dass sich der Wasenmeister „in seinem äußeren Erscheinungsbild also kaum von der wohlhabenden ländlichen Bevölkerung oder der kleinstädtischen Honoratiorenschicht“¹¹ unterschied. Dies gilt vermutlich für den städtischen Bereich und nicht für Dörfer und Märkte.

HISTORISCHE ENTWICKLUNG DES ABDECKEREIWESENS

Eine der ältesten Erwähnungen eines Abdeckers im deutschen Sprachraum findet sich in einem Steuerregister der Stadt Göttingen aus dem Jahr 1334.¹² Etwas später folgen Hin-

5 Dankert erwähnt, dass bereits St. Pilgrim (gest. 754) gegen Verkleidungsbräuche wettete. Außerdem gab es im 6. Jahrhundert einen päpstlichen Erlass, der es den Angelsachsen verbot, sich als Tiere zu verkleiden. Auch Bonifazius schrieb an Papst Zacharias im Jahr 742 einen Brief, in dem er sich darüber beschwerte, dass sich viele trotz kirchlicher Mahnungen, Verbote und drei Jahre drohender Buße, weil es „dämonisch“ sei, in der Mittwinterzeit mit Tierhäuten verkleiden. Dankert 1963 S. 168, 169, 171.

6 Bettelvögte waren für die Überprüfung, Versorgung und/oder Ausweisung der Bettler und Armen zuständig.

7 Vgl. Kuczynski o. J., S. 149.

8 Vgl. Haefcke 1906, S. 6.

9 In diesem Beitrag ist deshalb von bayerischen Gesetzen die Rede, weil das Innviertel (damals als „Innbaiern“ bezeichnet) bis 1779 ein Teil von Bayern war und sogar noch einmal von 1810 bis 1816 dazugehörte. Die Luxuskleiderordnung ist zitiert nach: Nowosadtko 1994, S. 246f.

10 S. v. = *salva venia* = mit Verlaub, wurde wie *redo* (*rdo*, *reverendo*) vor alle „unanständigen“ Wörter als Entschuldigung bzw. Abmilderung gesetzt.

11 Nowosadtko 1994, S. 247.

12 Steenweg 1994, S. 317. Das wörtlich übertragene Steuerregister von Göttingen aus dem Jahr 1334 erwähnt einen „Jordanus Excorriator“ (=Abdecker).

weise für Augsburg, Nürnberg und München. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts existierte in diesen Städten bereits eine organisierte „[...] Abfuhr von Straßenabfällen, Bauschutt und Müll. Als spezialisiertes Gewerbe auf diesem Sektor scheint sich die Kloakenreinigung [mancherorts auch vom Abdecker verrichtet] seit dem 14. Jahrhundert etabliert zu haben.“¹³ So wird im Jahr 1477 in München ein gewisser Lorenz Sailer, Sohn des Saueintuers¹⁴ Claß Sailer, als erster amtlich bestellter Wasenmeister erwähnt. Seine Aufgabe war die Straßenreinigung und das „Aß ab dem Pflaster zu stuben“, also die toten Tiere vom Pflaster zu entfernen.¹⁵ Noch im Jahr 1532 befiehlt der Rat von München dem Abdecker ausdrücklich „das abgezogen Viech in den pach“¹⁶ daneben zu werfen. Im süddeutschen Raum (heutiges Bayern und Innviertel) erfolgte die Trennung von Scharfrichteramt und Abdeckergewerbe in den Großstädten schon im Lauf des 15. Jahrhunderts. In Klein- und Mittelstädten gab es oftmals gar keinen Scharfrichter, wenn doch, verpachtete er die Wasenmeisterei oder übte beide Berufe – Henker und Abdecker – aus, um finanziell überleben zu können. Die überwiegende Mehrheit der bayerischen Abdecker lebte aber in Märkten und Dörfern, was zu einer für dieses Gebiet charakteristischen, im Vergleich zu Mittel- und Norddeutschland früheren, eigenständigen Entwicklung des Abdeckereiwesens führte. Es gab in unserer Region keine so starke Verknüpfung mit dem Scharfrichteramt. Auch hatten die bayerischen Henker keinen einklagbaren Anspruch auf die Betreibung einer Abdeckerei,¹⁷ wie im Regionalteil zu sehen sein wird.

Das Recht zur Verleihung von Abdeckereiprivilegien hatte die jeweilige Obrigkeit, das heißt entweder die lokale Herrschaft oder direkt die zentrale Landesherrschaft inne. Das Privileg war zugleich Zwangs- und Bannrecht. Die Untertanen eines derartigen Abdeckereibezirks waren „gezwungen“, die toten Tiere bei dem für sie zuständigen Abdecker zu melden, der sie dann abholte. Andererseits war dessen Einzugsgebiet genau abgegrenzt, die Konkurrenz also „gebannt“. Viele Bewohner glaubten damals nicht, dass die Ablieferung der toten Tiere aus gesundheitspolizeilichen Gründen erfolgte, sondern sie vermuteten, dass sich die Obrigkeit auf ihre Kosten jene Jagdhunde füttern ließ, welche die Abdecker bei ihren Hütten halten mussten. Bei einer Parforcejagd (Hetzjagd) waren im Extremfall 600 bis 800 Hunde in der Meute.¹⁸

Im damaligen Bayern gab es (außer dem Sonderfall des großstädtischen Abdeckers)



Abb. 1: Das Planetenbild „Saturn“ zeigt im unteren Teil einen Abdecker bei der Arbeit.

13 Nowosadtko 1994, S. 119.

14 Vielleicht war ein Saueintuer ein Schweinehirt.

15 Nowosadtko 1994, S. 120.

16 Ebd., S. 121.

17 Vgl. Nowosadtko 1994, S. 125–127.

18 Ebd., S. 131 und 149.

folgende drei Typen:¹⁹ Abdeckereibeirke in kleinen Dörfern, identisch mit dem Grundbesitz des Dorfes; Hofmärkische Abdeckereien im Besitz eines lokalen Feudalherren; und landesherrliche Abdeckereien, die direkt der bayerischen Regierung unterstellt waren. Die Errichtung neuer Betriebsstätten gestaltete sich im 17. und 18. Jahrhundert schwierig, da die Obrigkeiten Abdeckerhütten mit Orten erhöhter Kriminalität gleichsetzten und deren Vermehrung deshalb zu verhindern suchten. Das so genannte „Schindergesindl“ traf sich nach Meinung der Herrschenden gerne in den abgelegenen Arbeits- und Wohnstätten und neigte zu kriminellen Tätigkeiten, weil es sich kaum durch ihre Arbeit durchbringen konnte. Warf der Bezirk zu wenig Erträge ab, so waren Familienmitglieder oft gezwungen betteln zu gehen, oder sie kamen als „vagierende“²⁰ Schinder“ vornehmlich wegen des Wildereidelikts oder Raubes mit dem Gesetz in Konflikt.²¹ Als die bayerische Regierung im Jahr 1748 ein Heiratsverbot für alle Wasenmeister erließ, die keinen eigenen Bezirk hatten, wanderten viele nach Kärnten aus, weshalb zahlreiche Abdecker in diesem Gebiet vom bayerischen und salzburgischen Raum abstammen.²²

DER ARBEITSPLATZ

Der Schindanger, auch Wasenplatz genannt, war jene Stelle, an der die Kadaver zur Weiterverarbeitung zerlegt und/oder vergraben wurden. Wegen der immensen Geruchsbelästigung und auch der drohenden Seuchengefahr lagen die Plätze meist in geraumer Entfernung zu den nächsten Siedlungen. Später bekamen die Wege zum Schindanger oft die Bezeichnung „Rabengasse“, was auf die vielen Aas fressenden Vögel hinweist. Weiters sollte ein Fließgewässer in unmittelbarer Nähe sein, um die Felle und Häute waschen oder auch noch vorhandene Körperflüssigkeiten der Kadaver einleiten zu können. Aus diesem Grund protestierten nachweislich Berufsfischer und Gärtnereibetriebe, da sie eine Beeinträchtigung ihrer Lebensgrundlage befürchteten.²³ Manchmal kam es auch mit Ämtern und Gewerbetreibenden von weiter flussabwärts liegenden Siedlungen wegen der vom Schindanger ausgehenden Wasserverschmutzung zu Auseinandersetzungen. Die Grundwasserverhältnisse unter Berücksichtigung der nächstgelegenen Brunnen spielten bei der Platzwahl ebenso eine Rolle wie die Bodenbeschaffenheit. Grobkörniger Kies war ideal, weniger gut feiner Kies oder Sand. Als gar nicht geeignet stellten sich Lehm- und Tonböden heraus, da sie die Kadaver „jauchig“ machten, sie mit einer Art „Leichenwachs“ überzogen und die Verrottung verhinderten. Kalkreiche Böden wie zum Beispiel Löß förderten hingegen die Verwesung.²⁴ Ab Mitte des 19. Jahrhunderts durfte der Abdecker die angelieferten Kadaver nicht mehr einfach irgendwo nach seinem Gutdünken auf dem Wasenplatz verscharren, sondern er musste den Platz in Quadrate unterteilen und diese der Reihe nach verwenden. Dieses Rotationsprinzip gewährleistete

19 Ebd., S. 129.

20 Vagierend = vagabundierend, umherstreunend.

21 Nowosadtko 1994, S. 136, 137, 139. Erinnert sei an dieser Stelle an Johannes Bückler, „Schinderhannes“ genannt, der wegen 211 Straftaten am 21.11.1803 in Mainz auf dem Schafott endete. Allgemein bekannt wurde diese Begebenheit durch die Verfilmung des Romans von Carl Zuckmayer. Siehe dazu: <https://www.regionalgeschichte.net/bibliothek/texte/biographien/bueckler-johannes.html>, zuletzt eingesehen am 12.01.2022.

22 Siehe zu dieser Problematik: Wurian 2010.

23 Vgl. Nowosadtko 1994, S. 144.

24 Vgl. Haefcke 1906, S. 58.

eine bessere Verrottung der „Aser“ (Kadaver). Auch hatte der Abdecker von allen zur Wasenstätte gebrachten Tieren die Gattung, die Farbe, das Geschlecht, die Todesursache (oder ob er sie getötet hat) in eine Liste einzutragen. Ebenso wurden deren Besitzer mit Adresse, das genaue Datum der Anlieferung und ob die Verscharrung mit Haut erfolgte, schriftlich erfasst.²⁵

DIE AUFGABEN DES ABDECKERS

Wie eingangs erwähnt, ist ein Abdecker jemand, der den toten (gefallenen) Tieren (Fallmeister) die Haut (Decke) abzieht, sie also „abdeckt“ (Abdecker) oder schindet (Schinder; das mittelhochdeutsche Wort „schinden“ bedeutet abziehen) und die Kadaver mit Rasen (Wasen) bedeckt (Wasenmeister) beziehungsweise am Schindanger oder Wasenplatz vergräbt.²⁶ Die Bezeichnung „Weißriemler“ deutet auf die in Streifen geschnittenen Hautstreifen der abgestandenen Tiere hin, die durch ihren Fettanteil weiß erschienen. Als „abgestanden“ bezeichnete man jene Tiere, die durch ihr hohes Alter zum Gebrauch für Menschen untauglich, daher wirtschaftlich wertlos waren und vom Abdecker getötet wurden. Vor der Entstehung des Abdeckereigewerbes waren vermutlich die Besitzer der toten Tiere selbst für die „Entsorgung“ verantwortlich, sprich, sie warfen sie entweder auf den Misthaufen, in einen Bach, vergruben sie oder ließen sie einfach liegen, in der Hoffnung, dass Aasfresser diese Arbeit übernehmen würden.

Zunächst war nicht, wie man meinen könnte, die Beseitigung von großen Nutztieren wie Rindern und Pferden ein Problem, sondern vor allem eine heute kaum vorstellbare Anzahl von herrenlosen und umherstreunenden Hunden in den Großstädten, weshalb sich auch genau dort die ersten Abdeckereigewerbe bildeten. Jährlich einmal, vorzugsweise im Sommer, wenn die „Hundswut“ (Tollwut) auszubrechen drohte, fing man diese Streuner und potenziellen Keimträger ein und tötete sie. Diese Aktion wurde vorher angekündigt, damit die Besitzer von Jagd-, Haus- und Schoßhunden ihre Tiere in Sicherheit bringen konnten. Um das Problem zu veranschaulichen, sei folgende Zahl genannt: Im Jahr 1444 fing und tötete man allein in Wien 866 Hunde bei einer derartigen Aktion.²⁷ Wien hatte damals circa 1.000 Häuser und 20.000 Einwohner.

Das Töten – auch das versehentliche – von Hunden (und zum Teil auch Katzen) und das Berühren von diesen toten Tieren durch „Nicht-Wasenmeister“ war noch bis in die Frühe Neuzeit mit Furcht verbunden beziehungsweise brachte dem Täter Ehrverlust, ja sogar den Ausschluss aus seinem ehrlichen Handwerk und die Schimpfworte „Schelm“,²⁸ „Hundsschlager“ oder „Hundsbus“ ein. Den damaligen Gepflogenheiten entsprechend fasste man das als „dem Abdecker ins Handwerk pfuschen“ auf. Konnte der so entehrte Pfuscher ausgeforscht werden, steckte der Abdecker sein Messer (die „bloße Meichel“) in dessen Türstock und verlangte den ihm entgangenen Verdienst, den Abziehlohn. Auch ein

25 OÖLA HA Obernberg Sch 497.

26 Weitere Synonyme für Abdecker sind: Abstreifer, Appariator, Bärenhäuter, Canicida, Excoriator, Feldmeister, Feldmetzger, Feldweider, Fetzer, Filler, Halbmeister, Hundsschlager, Hundshäuter, Kafiller, Keibenschinder, Kleemann, Kleemeister, Peinlein, Puffer, Racker, Säuberer, Schelmenkönig, Streifer, Wasner. Vgl. Riepl 2004, S. 13.

27 Schubert 2007, S. 73.

28 Das Wort „Schelm“ bedeutete ursprünglich „toter Körper, Aas, Kadaver“ und wurde später so zu einem Schimpfwort bzw. zur Ehrenbeleidigung in der Bedeutung von „Bösewicht“ und „schlechter Kerl“. Vgl. Riepl 2004, S. 340.



Abb. 2: Rosshaarsieb. Kaum ein Sieb aus Kunststoff erreicht eine derartige Feinheit.

Strafgeld konnte verfügt werden. Keinesfalls durfte der Hausbesitzer oder Inwohner das Messer selbst herausziehen, da ihm sonst die ständige Unehrllichkeit drohte. Bezahlte er jedoch den vom Abdecker geforderten Verdienstentgang, zog dieser das Messer heraus, und der für kurze Zeit Geächtete konnte wieder in das ehrbare Handwerk aufgenommen werden.²⁹ Der Abdecker nutzte also seine Unehrllichkeit beziehungsweise die Scheu seiner Mitmenschen davor, um zu seinem Geld zu kommen.

Kleintiere

Prinzipiell mussten alle toten Tiere, nicht nur Rinder und Pferde, sondern auch Schweine, Schafe, Ziegen, Hunde und Katzen an den Abdecker abgeliefert werden. Mit der Zeit beschränkte sich dessen Tätigkeit jedoch auf Pferde und Rinder, seltener auf Schweine. Die Entsorgung von „Federvieh“ (Geflügel) war für die Abdecker nie ein Thema. In einer Wasenmeisterordnung³⁰ aus dem Jahr 1863 wird dezidiert festgehalten, dass er nur für „vierfüßige Haustiere“ zuständig ist. Die Entsorgung von Schafen und Ziegen war lange Zeit ein Streitpunkt zwischen Abdeckern und Hirten beziehungsweise Schäfern, weil diese oft tote Tiere in großer Entfernung vom Wasenplatz auf ihren (Wander-)Weiden zu beklagen hatten und sie selbst entsorgen durften. Die Abdecker nannten sie deshalb „Afterabdecker“ und sahen sie gesellschaftlich noch weiter unten als sich selbst. Es muss aber auch gesagt werden, dass das Abdecken von kleineren Tieren wie Schafen und Ziegen schwieriger und zeitaufwändiger war als das von Großtieren, weshalb es nicht wenige Abdecker gab, denen die „Konkurrenz“ der Hirten und Schäfer nichts ausmachte,

²⁹ Vgl. Kuczynski o. J., S. 147.

³⁰ Haukk 1863, S. 59.

da sie selbst solche „Kleinarbeiten“ nicht durchführen wollten.³¹ Dieses Spannungsfeld beziehungsweise Beziehungsgeflecht zwischen Schäfer, Abdecker und Hirten zeigt auch der folgende Spruch auf: „Der Schäfer und der Schinder, das sind Geschwisterkinder, und der Sauhirt noch dabei, das sind Schinder alle drei.“³²

Großtiere

Das „Hauptgeschäft“ eines Abdeckers bildeten relativ bald Pferde („Stechrösser“ = altersschwache Pferde) und Rinder. Ursprünglich wurden nur die Häute verarbeitet. Dazu hängte man die toten Tiere auf einen Haken und zog ihnen mit dem Schindermesser (Meichel) die Haut ab. Diese legten die Abdecker mit der Haarseite nach unten auf den Boden und bestreuten die Fleischseite mit denaturiertem³³ Salz, um Fäulnis zu verhindern und die Tierhaut vor Madenbefall zu schützen. Dieser Arbeitsgang dauerte für einen geübten Arbeiter bei einem mageren Pferd circa 20 Minuten, bei einem fetten etwa eine Stunde. Im Sommer war das Abdecken der Tiere schwieriger, weil die Haut ausgetrockneter war und fester am Fleisch haftete. Andererseits waren im Winter die Extremitäten und der Kopf der toten Tiere schnell gefroren und konnten nicht mehr abgehäutet werden.³⁴ Die Haut, die dann an die Gerber verkauft wurde, war immer wieder Streitpunkt zwischen Abdeckern und Viehbesitzern. Normalerweise durfte sich der Wasenmeister die Haut als Entlohnung behalten. Es gab aber auch Gegenden, in denen er die Haut dem Besitzer des Tieres gegen den so genannten Abziehlohn aushändigen musste. Im damaligen Bayern (und heutigen Innviertel) war für dieses Problem eine Art Mischmodell üblich. Der Wasenmeister durfte sich nur Häute von Tieren behalten, die entweder „räudig, herzslechtig, ritzig oder gestohlen“ waren.³⁵ Da aber meist der Abdecker selbst die „Diagnose“ stellte, kam es oft zu Unstimmigkeiten. Als relativ unabhängige Gutachter in so einem Fall galten Schmiede, die sich bei Pferden gut auskannten und auch Rosskuren durchführten. Rinder- und Schweinehäute wurden häufig zur Löscheimer-, Riemen- oder bei der Sattelerzeugung verwendet, während man das zähe aber doch geschmeidige Hundsleder zu Handschuhen, Geldbörsen, Stiefeln, Sommerschuhen und Futterleder verarbeitete.

Mähnen- und Schwanzhaare der Pferde schnitten die Abdecker vor dem Abziehen (Häuten) ab, wuschen und flochten sie zu Zöpfen und dämpften sie anschließend. Solcher Art behandelte Rosshaare (Kräuse) dienten als Füllmaterial bei Polstermöbeln und Rosshaarmatratzen. Nicht gedämpftes, also nicht gekräuselltes, sondern glattes Pferdehaar wurde bei der Gewebe-, Sieb-, Pinsel-, Knöpfe-, Perücken- Mieder- und Violinbogenherstellung verwendet. In Bayern war es bis zum Jahr 1748 üblich, dass Abdecker Rosshaare als Steuer abgeben mussten. Ein Pferd lieferte circa 500 bis 600 Gramm.³⁶ Auch die Hufe der Tiere und noch eventuell vorhandene Hufeisen wurden weiterverarbeitet. Erstere bei

31 Nowosadtko 1994, S. 139.

32 Diesen Spruch teilte mir Herr Leopold Kumpfmüller (ein Jäger) aus Reichersberg mit. Die norddeutsche Version davon findet sich in Nowosadtko 1994, S. 120.

33 Vgl. Haefcke 1906, S. 74. Normales (Roh-)Kochsalz wurde mit Braunstein, Braunkohle, Mehl, Ruß, Kienöl, Petroleum, Karbolsäure, Eisenvitriol, Alaun usw. versetzt (denaturiert), um es für den menschlichen Gebrauch ungenießbar zu machen. Dieses Salz hatte einen anderen Steuersatz und war deshalb billiger als Speisesalz.

34 Haefcke 1906, S. 74.

35 Vgl. Nowosadtko 1994, S. 153f.

36 Haefcke 1906, S. 79.

der Düngung (Hornspäne), letztere durch die Einschmelzung in einer Schmiede. Ebenso fanden die langen Schwanzhaare der Kühe Verwendung. Aus ihnen wurden so genannte „Waschl“ gemacht, die statt einer teuren Waschbürste beim Wäschewaschen noch bis in die 1960er-Jahre in Gebrauch waren. Und nicht zu vergessen ist auf die Kuhhörner. Als „Kumpf“ dienten sie beim Mähen als Behälter für den Wetzstein, und oft erzeugte man auch Knöpfe daraus.

Mit der Zeit versuchten die Abdecker aus dem anfallenden „Material“ mehr Nutzen zu ziehen als nur durch den Verkauf von Haut und Haar. Sie begannen zunächst die großen Röhrenknochen herauszulösen und verkauften diese an Beindrechler zur Knopf- und Rosenkranzherstellung. Doch bald schon gab es Verwendung auch für kleinere Knochen. Sie wurden zermahlen und entweder an Leimfabriken oder als Düngemittel an Landwirte veräußert.

Sehnen und Muskelfleisch schnitten die Abdecker in schmale Streifen zu so genannten „Flechsen“, die sie im Sommer an der Luft und im Winter in einer Dörre trockneten, was eine enorme Geruchsbelästigung nach sich zog. Während des Trocknungsvorgangs, der je nach Witterung und Luftfeuchtigkeit einige Wochen bis Monate dauern konnte, bestrich man diese Flechsen mit Holzessig,³⁷ um Fäulnisprozesse zu verhindern. Schließlich fanden sie als Hundefutter (Abdecker hatten oft Jagdhunde der Adeligen nicht nur während der Jagdsaison in Kost, sondern ganzjährig in „Quartier“ – Hundelege), als „Luderfleisch“ (Bestückung von Wolfs- und Fuchsfallen) oder in Leimfabriken als Leimleder ihre Abnehmer.

Fettschichten und fettreiche Fleischteile, der so genannte „Kern“, wurden in einem offenen Kessel in Wasser mit etwas Schwefelsäure stundenlang gekocht, um schließlich das Fett³⁸ abschöpfen zu können. Daraus gewann man Unschlitt (Talg) und belieferte Seifensieder (Kernseife!) und Kerzenzieher. Etwaige Fleischrückstände vom Auskochen dienten wieder als Hunde-, Schweine- und Gänsefutter,³⁹ und die extrem stinkende Brühe sammelte man in Fässern für die Bauern als Dünger. Nachdem dies aber die Obrigkeit relativ bald untersagte, schütteten die Abdecker die Rückstände einfach in den Bach.

War die Arbeit der Abdecker schon bisher keine schöne, und vor allem sehr geruchsintensiv, so kommt es doch noch extremer. Die Eingeweide wurden in seichte Erdgruben gelegt, um Fliegen anzulocken. Die nach kurzer Zeit auftretenden Maden verkauften die Abdecker dann als Futter für das Federvieh. Damit man sich vorstellen kann – obwohl man das eigentlich gar nicht möchte –, in welchen Dimensionen sich das abspielte, seien einige Zahlen angeführt. Im Jahr 1850 wurden zur Abdeckerei von Montfaucon (Ostfrankreich, damals vier Kilometer von Besançon entfernt) 10.000 bis 12.000 Pferde und 25.000 bis 30.000 kleinere Tiere geliefert.⁴⁰ Aufzeichnungen über diesen Wasenplatz berichten, dass die Pferde der Zulieferer schon weit vor den bestehenden Gruben wegen des Gestanks scheuten und aufstiegen. Die Fuhrleute luden deshalb ihre „Frischware“ schon vor den vorgesehenen Plätzen ab, und so erweiterte sich der Schindanger rasch ins Uferlose. Um dem entgegenzuwirken, stapelte man schließlich

37 Holzessig ist die bei der trockenen Destillation des Holzes auftretende, nach Holzkohle riechende Flüssigkeit.

38 An die Verwendung von Hundefett als Wasser abweisende Behandlung von Fußbällen (Anfang der 1960er-Jahre) kann sich der Autor noch erinnern.

39 Ein Mandat aus dem Jahr 1714 verbot aber den Abdeckern, selbst Geflügel- oder Schweinemast zu betreiben. Nowosadtko 1994, S. 149.

40 Haefcke 1906, S. 55.



die Tierkadaver übereinander und versuchte sie zu verbrennen, doch mit nur mäßigem Erfolg und enormer Rauch- und Geruchsbelästigung.

All die oben genannten Verarbeitungsmethoden stellten einen Versuch dar, Krankheiten und Seuchen beziehungsweise deren Verbreitung zu verhindern. Doch von wirksamer Bakterien- oder Seuchenbekämpfung konnte keine Rede sein. So wurde im Jahr 1875 in Bayern trotz vorschriftmäßiger Behandlung der Kadaver⁴¹ der Ausbruch einer Milzbrandinfektion bei einer Abdeckerei nachgewiesen. Die Gesetze sahen zu dieser Zeit bei seuchenbefallenen Kadavern das Vergraben in einer Tiefe von eineinhalb Metern und das Bestreuen mit Ätzkalk vor. Bei nicht befallenen Vieh genügte ein Verscharren in einem Meter Tiefe ohne Ätzkalk.

Ein weiterer Schwachpunkt in der Kette der Verarbeitung der „gefallenen“ Tiere trug zur Verbreitung von Bakterien beziehungsweise Seuchen nicht unwesentlich bei: der Transport zum Wasenplatz. „Was nützte eine Vernichtung der Kadaver, wenn vorher Keime verstreut wurden“, stellt Haefcke in seinem Handbuch fest.⁴² Und in der Tat war der Transport lange Zeit ein Riesenproblem. Da die anfänglich verwendeten offenen von Pferden gezogenen Leiterwägen und Spannkarren der Abdecker für Flüssigkeiten durchlässig waren, verbreiteten sie sämtliche Ansteckungskeime auf den Straßen und Wegen, wo sich Menschen und gesundes Vieh bewegten. Gegen die Verbreitung übler Gerüche waren diese Transportwagen ebenso wenig gerüstet, wie sie andererseits den Anblick der toten Tiere jedem Passanten preisgaben. Nur allmählich gingen die Gesetzgeber gegen diese Missstände vor und verordneten eine Abdeckplane und eine wannenartige Auskleidung des Fuhrwerks mit Zinkblech in einer Höhe von 20 Zentimetern.⁴³ Die Kadaver (bis zu vier Pferde) konnten mittels einer Seilwinde auf den Wagen gezogen werden. Um 1900 versuchte man zunächst das Gewicht der Wagen zu verringern, indem die Zinkwanne durch ölgetränktes Segelleinen ersetzt wurde. Doch schon bald bauten

Abb. 3: Totes Pferd auf dem Wagen eines Abdeckers. Undatierte Zeichnung von Thomas Rowlandson (1756–1827).

41 Ebd., S. 57.

42 Ebd., S. 204.

43 Ebd., S. 208.



Abb. 4: Entsorgungsfahrzeug der TKV-Regau in den 1960er-Jahren.

Fahrzeugfabriken (zum Beispiel Epple, Adler, Daimler) motorisierte Transporter – vorerst nur für Kleinvieh – mit geschlossenen Metallbehältern. Die Geruchsbelästigung und vor allem die Transportzeiten wurden dadurch enorm verringert und das Auslaufen von Flüssigkeiten verhindert. Ab circa 1880 begann die so genannte „thermo-chemische Verarbeitung“ von Großtier-Kadavern.⁴⁴ Hühner, Enten und auch Ferkel entsorgten noch bis in die 1960er-Jahre viele Mitbürger weiterhin in Bächen, was der Autor von seinen Badeerlebnissen in der Antiesen bezeugen kann.

Kadaverfleisch

Und noch eine weitere, heute kaum zu glaubende Verhaltensweise trug zur Verbreitung von Krankheiten beziehungsweise Seuchen bei: das Verzehren von Kadaverfleisch durch Menschen! Obwohl es seit Anfang des 19. Jahrhunderts gesetzlich verboten war (wegen möglichem Trichinen- und TBC-Erreger-Befall), Abdeckerfleisch als Menschennahrung zu verkaufen, gab es nachweislich derartige Fälle. So wurde 1883 in Strelitz (Mecklenburg) Miltzbrandfleisch und 1886 in Wreschen (circa 50 Kilometer östlich von Posen, Polen) sogar von Amts wegen zerstückeltes, mit Petroleum und Karbolsäure übergossenes und teilweise verbranntes Fleisch verkauft.⁴⁵ Auch die Lieferung derartigen Fleisches an Wurstfabriken war ein probates Mittel, um eine nicht mehr nachvollziehbare Verwendung zu tätigen. Metzger kauften oft „nächtlicher weill“ altersschwache oder auch „gefallene“ Rinder, die eigentlich dem Abdecker übergeben hätten werden sollen, und boten sie in ihrer Fleischbank feil.⁴⁶ Da wird man direkt an den „Gammelfleischskandal“ in Deutschland vor einigen Jahren und an jenen von Polen im Jahr 2019 erinnert. In Bayern gab man erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Pferdefleisch zum menschlichen Verzehr offiziell frei, und es gründeten sich einige Pferdemetzgereibetriebe. Pferdefleisch blieb

44 Ebd., S. 204–223.

45 Vgl. ebd., S. 80.

46 Ebd., S. 80, 81.

aber immer das „Fleisch für die Armen“, und was genießbar war, hing unter anderem vom Einkommen ab. 1870 verköstigte ein Abdeckereibesitzer sogar ganz offiziell und mit dessen Zustimmung sein Personal. Ihnen war wohl die Tragweite ihres Verhaltens nicht bewusst. Es muss aber gesagt werden, dass es immer, vor allem in Kriegs- und Notzeiten, derartig arme Leute gab, die sich kein Fleisch vom Metzger leisten konnten und deshalb auf Kadaverfleisch vom Wasenmeister zurückgriffen.⁴⁷ Auch über die Verbindung Abdecker – Metzger gibt es einen bekannten Spruch:⁴⁸ „D´ Fischer und d´ Jaga san Briada und Schwaga. Und de Metzger und Schinda san Gschwistarat Kinder.“ Dass das Kadaverfleisch sogar in der „Hexenwelt“ eine Rolle spielte, zeigt uns das folgende Beispiel, die Aussage in einem Hexenprozess: „Hatte sich ein Uneingeweihter zum Hexenmahl eingeschlichen und begehrte Salz oder sprach zufällig den Namen Gottes aus, so verschwand augenblicklich das ganze Mahl mit sämtlichen Gästen, und der Vorwitzige fand sich plötzlich ganz allein am Hochgericht oder am Schindanger und hatte statt der Speisen Fleisch von gefallenem Vieh vor sich, mit dem der Teufel seine Leckerbissen zu bereiten pflegte, mit denen er die Hexen traktierte.“⁴⁹

ZAUBER- UND HEILMITTEL, MEDIZINISCHE TÄTIGKEITEN DER ABDECKER

Dass heute die Nähe der Abdecker zum Magiertum sowie zum Hexerei- und Zaubereiwesen als eine der Ursachen für die Unehrllichkeit ihres Berufs angesehen wird, wurde bereits eingangs erwähnt. Bei der Verarbeitung der Kadaver fielen gewisse Stoffe beziehungsweise Substanzen an, die als (Bestandteile von) Heil- und Zaubermittel galten und sich vor allem im 16. Jahrhundert großer Nachfrage erfreuten. In dem Maße, in dem die Scharfrichter nicht mehr als Lieferanten für magisches Zubehör und Heilmittel beziehungsweise Heilbehandlungen zur Verfügung standen, wurde diese Lücke zunehmend von Abdeckern geschlossen.⁵⁰

Zauberei und magische Sprüche

Seit dem Schwedeneinfall in Bayern während des Dreißigjährigen Kriegs (1632) kam es wieder vermehrt zu Hexenprozessen, besonders Aberglaubensdelikte häuften sich und rückten die Abdecker in den Focus der Ankläger. Es ist kaum Zufall, dass in einem der letzten großen Hexenprozesse der Sohn eines vagabundierenden Abdeckers (Zauberer-Jackl) im Mittelpunkt stand. Aber auch Liebeszauber war sehr verbreitet und wurde oft nachgefragt. Die nun folgenden Zaubersprüche und „Rezepte“ stammen überwiegend aus handschriftlichen Aufzeichnungen eines bayerischen Abdeckers, in Buchform von Christine Obermeier zusammengefasst.

- „Eine Hexe [erkennen] zu können: Erstlich schau das du eine Johannes wurzl bekommst und ein Loth Moto Kraut [entweder Melisse oder Labkraut]. Und schreibe diese Worte auf ein Papier. SATOR + Kreuz Jesus Christus mild epos AREPO + Kreuz Jesu Christi Mesepos TENET + Kreuz Jesu Christi Habenepos ROTAS. Nähe es in ein

47 Ebd., S. 82.

48 Auch diesen Spruch übermittelte mir Leopold Kumpfmüller von Reichersberg mündlich.

49 König o. J., S. 55.

50 Nowosadtko 1994, S. 192.

Leder ein und Trag es bei dir aber in der Stunde muß man es nehmen wo das erste Viertl ist.“⁵¹

- „Das man dich nicht sehen kann: Stich einer Fledermaus das rechte Aug aus und trag es bei dir.“⁵²
- „Vor die Zauberei des Viehes: Nehme Schwefl Balsam 3 xr [um 3 Kreuzer], Zauber Balsam 3 xr, Blauzinkkrautwasser [Schachtelhalm] 3 xr, Mitritat [Kräutermixtur, Allheilmittel] 3 xr, alles in einandereingschüt in ihrer Milch.“⁵³
- „Das beisen der Hunde u. belen verhindern: Nehme das Herz eines schwarzen Hund u. steke in die mite einen Hundszahn das halte in der linken Hand.“⁵⁴
- „Wenn ein Mensch oder Vieh von bösen Geistern angegrifen ist: Du Erz-Zaubergeist du hast den N. N. angegrifen so fall es wieder von im ab in dein Mark und in dein Bein so ist es dir wiederum heimgesagt ich beschwöre dich um der fünf Wunden Jesu du bößer Geist und beschwöre dich um der fünf Wunden von diesem Fleisch Mark und Bein ich beschwöre dich um der 5 Wunden Jesu zu dieser Stund laß den N. N. wieder gesund +++ mall.“⁵⁵
- „Im folgenden Jahre [1541] bekannte die Nachoder⁵⁶ Bürgersfrau, Witwe Schmadrigall, auf der Folter, einem jungen Knecht, um seine Liebe zu erwecken, flüssiges Hundefett zu trinken gegeben zu haben, und später noch einmal mit einem Zauberpulver vermischt im Bier.“⁵⁷

Zur Heilung des Viehs

Dass Pferde Jahrhunderte lang nicht nur der Stolz, sondern vor allem das Kapital des Bauernstands waren, ist unbestritten. Der Verlust eines derartigen Tieres brachte wahrscheinlich oft Familien an den Rand des Ruins. Nicht von ungefähr heißt es in dem deftigen auch im Innviertel bekannten Spruch „Weibersterbn is koa Verderbn, Rossvarecka tuat an Bauern schrecka!“ Er zeigt eine gewisse „Wertigkeit“ von Frau und Pferd auf. Ein weiterer Spruch, ein Kinderreim(!), zeigt ebenfalls die damals übliche Geringschätzung des weiblichen Geschlechts sehr drastisch und erwähnt den Beruf des Abdeckers: „Regna (regnen), regna Tropf´n, d´Buama muass ma klopf´n, Diarndln muass ma ganz dachslagn, d´Haut und d´Boa zum Schinder tragn.“⁵⁸ Doch zurück zu den Heilbehandlungen.

- „Wen einen Pfert die Brust geschwollen ist: Nehme Boksunschlüt [Talg vom Ziegen- oder Schafbock], alt schmer [ausgelassenes tierisches Fett], Safran Baumsalz [Früchte des Sala- oder Salzbaumes], Eullenöell, Schießpulver, Leinöell alles untereinander und alls Pflaster aufgelegt.“⁵⁹
- „Vor das Hinken der Pferde: Nehme Schäfenunschlüt und Wachs jede 1 Pfund, lasse in einen Tegl mit 2 Loth gepülverten Grünspan 4 Stund stehen und über den Feuer einen Sut thun und wieder kalt werden lasen und damit salben die Knihen.“⁶⁰

51 Obermeier 2012, S. 46f.

52 Ebd., S. 45.

53 Ebd., S. 90.

54 Ebd., S. 135.

55 Ebd., S. 124f.

56 Nachod ist eine Stadt im Nordosten vom heutigen Tschechien.

57 König o. J., S. 211.

58 Die Kenntnis dieses alten Kinderreims verdanke ich Frau Monika Würthinger, Utzenaich.

59 Obermeier 2012, S. 97.

60 Ebd., S. 104.

- „Wen unter dem Vieh Pest ist: Nim Holderesig, Teriak [Pflanzenmixture aus Enzian, Lorbeer, Wacholder, Myrrhe, Osterlucey, Honig], Roshuf würl [Hufblattwurzel], pulvere es ein Welschnuß groß unter den Teriak und Esig gerührt und in 3 Stund darauf fresen oder saufen lasen.“⁶¹

Zur Heilung von Menschen

Wie vielseitig die Kenntnisse der Abdecker und Scharfrichter nicht nur in der Tier-, sondern auch in der Humanmedizin waren, sollen einige Beispiele aufzeigen. So bekam der ehemalige Scharfrichter von Donauwörth, Marx Deubler (einer aus dieser Verwandtschaft hatte um 1870 die Abdeckerstelle in Wildenau inne), ab dem Jahr 1640 die Stelle des Stadtarztes übertragen. Weiters ist überliefert, dass der Berliner Scharfrichter Martin Coblenz 1711 von König Friedrich I. trotz vieler Proteste aus den Reihen der Hofbeamten zum Hofmedicus bestellt wurde.⁶² Nowosadtko beschreibt einen Gerichtsfall aus dem Jahr 1834, bei dem eine Frau den Abdecker verklagte, weil das Medikament von ihm ihre „Veneria“⁶³ nur verschlimmert habe. Der Abdecker musste das Geld für das Heilmittel restituieren, für die Gerichtskosten aufkommen und darüber hinaus drei Reichstaler Strafe bezahlen.⁶⁴ Schließlich war es in Bayern seit August 1756 den Abdeckern und Scharfrichtern verboten, Kuren an Menschen durchzuführen und/oder Medizin auszugeben.⁶⁵ Dass dieses Verbot sowohl „Patienten“ beziehungsweise Kunden als auch Anbieter noch lange danach missachteten, beweist unter anderem die im 19. Jahrhundert noch übliche Behandlung bei „Lungenschwindsucht“ (TBC). Dabei kam ausgerechnet Hundefett, ein Produkt von jenem Tier, dem sonst große Verachtung entgegengebracht wurde, zum Einsatz.⁶⁶ Einige weitere Beispiele für die Kenntnisse und Tätigkeiten von Abdeckern in der Humanmedizin, alle aus dem Buch von Christine Obermeier, geben uns einen Überblick:

- „Ein gewächs⁶⁷ zuvertreiben: Gehe auf einen Luderwassen⁶⁸ und schlage ein Stük von einen Allten Pein herunter und streiche das gewächs damit, grabe das Bein unter Dachtropfen wo keine Sonne weder Mond hinscheinen kann.“⁶⁹
- „Eine Salbe für Schweinende Glieder:⁷⁰ Nim Hundsschmalz für 3 xr, Alte Aj [Ei] f [Gulden] 3 xr, weiß Dannenzapfenöell f 3 xr, Zieglöell f. 3 xr, einen Viertling Schmer und das Schmer zergehen lasen u. untereinander gemischt u. das Glied geschmirt.“⁷¹
- „Eine Salbe für verbrentes Fleisch geschwulst und Rothlauf: Nehme für 6 xr zehrstösenes Goldglet [gelbes Bleioxyd], für 6 xr Baumöell und 4 xr Hundsschmalz, 2 xr Buter eine Esig zu 2 xr. Die Goldglet werde in Esig gesoden bis es ein scham [Schaum] gibt dan thue man das andere dazu und schlage es recht stark untereinander.“⁷²

61 Ebd., S. 143.

62 Ebd., S. 158.

63 Als „Veneria“ (auch „Venerie“) bezeichnete man eine Erkrankung der Geschlechtsorgane, vermutlich handelte es sich dabei um Syphilis. Vgl. Riepl 2004, S. 397.

64 Nowosadtko 1994, S. 127.

65 Generalmandat vom 21.08.1756. Obermeier 2012, S. 158.

66 Ebd., S. 158.

67 Gemeint ist damit ein Überbein.

68 Wasenplatz des Abdeckers.

69 Obermeier 2012, S. 30.

70 Gelenksrheuma.

71 Obermeier 2012, S. 50.

72 Ebd., S. 55f.



Abb. 5: Altes Fabrikgebäude der TKV Regau Mitte der 1950er-Jahre.

- „Vor die Fallende Sucht:⁷³ Nim von der Nachgeburt einer Frau und von des Menschen Toden bein auf den Kirchhof dieses pulfersire und einen 3 Meserspitzvoll ein +++ wen aber einer fällt so muß man in liegen lasen.“⁷⁴
- „Das den Jungfrauen die Brüst nicht zu groß wachsen: Nim die Hoden eines verschnitene Ebers mit der rechten Hoden streiche die linke mit der linken die rechte Brust. Oder nim Melise und mache ein Pflaster davon.“⁷⁵

HEUTIGE GESETZESLAGE IN (OBER-)ÖSTERREICH⁷⁶

Die Entsorgung beziehungsweise Verwertung von Tierkadavern wird in Österreich in der so genannten Tiermaterialien-Verordnung (TMV) geregelt. Diese enthält „nähere Bestimmungen zum Umgang mit tierischen Nebenprodukten (TNP) einschließlich des Vergrabens von Heimtieren“ und regelt darüber hinaus „die Verwendung und Beseitigung von Rohmilch und Kolostrum⁷⁷ behandelter Tiere sowie Nebenprodukten von Wildtieren.“⁷⁸ Unter die TMV fallen: „Ganze Tierkörper, Tierkörperteile oder Erzeugnisse tierischen Ursprungs, die nicht für den menschlichen Verzehr bestimmt sind, einschließlich Eizellen, Embryonen und Samen.“⁷⁹ Laut § 3 sind die Besitzer solchen zu entsorgenden Tiermaterials verpflichtet, den Bürgermeister oder den Betreiber einer Entsorgungsanlage unverzüglich (innerhalb 36 Stunden) in Kenntnis zu setzen. Grundsätzlich müs-

⁷³ Epilepsie.

⁷⁴ Obermeier 2012, S. 113.

⁷⁵ Ebd., S. 130.

⁷⁶ Die Tiermaterialien-Verordnung findet sich im Internet unter <https://www.ris.bka.gv.at/>.

⁷⁷ Kolostrum ist die Erstmilch nach einer Geburt.

⁷⁸ Tiermaterialien-Verordnung, § 1.

⁷⁹ Tiermaterialienverordnung Oberösterreich, § 2 Abs.1.

sen alle verendeten Nutztiere an dafür zugelassene Verarbeitungs- beziehungsweise Entsorgungsbetriebe abgeliefert werden. Ausnahmen davon gibt es nur auf Grund von geographisch-topographischen Verhältnissen oder vorübergehenden Ereignissen höherer Gewalt (Wetter, Überschwemmung, Lawinen et cetera), die eine Abholung der Kadaver mit dem Bergfahrzeug unmöglich machen. In diesem Falle sind die verendeten Nutztiere „möglichst durch Verbrennen oder Vergraben vor Ort zu beseitigen“.⁸⁰ Außerdem ist das Vergraben von einzelnen Kadavern von Heimtieren gestattet, wenn „es sich nicht um zu landwirtschaftlichen Zwecken gehaltene Tiere oder als Heimtiere gehaltene Einhufer, Wiederkäuer, Schweine, Geflügel handelt und dieses auf eigenem Grund des Tierhalters geschieht“ und es „sich nicht um den Kadaver von Tieren, die Träger einer Tierseuche oder seuchenverdächtig waren, handelt.“⁸¹ Auch auf amtlich genehmigten Tierfriedhöfen dürfen Heimtiere begraben werden. Die TNP müssen laut Gesetz „in geeigneten, auslaufsicheren und abgedeckten Behältnissen gesammelt, gelagert und transportiert werden“⁸², die einer Kennzeichnungspflicht und bestimmten Reinigungsvorschriften unterliegen.

GEGENWÄRTIGE ENTSORGUNGSSITUATION IN OBERÖSTERREICH

In den Jahren 1943 bis 1945 erfolgten die Gründung, der Aufbau und die Inbetriebnahme der Tierkörperverwertung (TKV) Regau durch das Land Oberösterreich mit drei Sozialhilfvereinen. Diese Firma ging 1963 in die OÖ TKV GmbH über und ist seit 2012 Teil der Vivatis Holding AG. Bis heute kam es immer wieder zu baulichen Erweiterungen und technischen Neuerungen. Die Firma betreibt die Entsorgung beziehungsweise Verwertung von Tiermaterial, hat derzeit 105 Mitarbeiter und einen Fuhrpark mit 35 Sammelfahrzeugen und 10 Lkw von der Firma Ehgartner⁸³ als Subpartner. Jährlich werden circa 12.000 Tonnen „Falltiere“ und 105.000 Tonnen Schlachtabfälle und Blut (etwa 400 Tonnen pro Tag!) angeliefert und verarbeitet beziehungsweise entsorgt. Das vom Schlachthof angelieferte Material wird nach einer dortigen Beschau durch einen Veterinär in drei Kategorien eingeteilt, nämlich: 1 mit hohem Risiko; hier erfolgt eine sichere thermochemische Entsorgung und/oder eine Verarbeitung zu Biotreibstoff; Abfälle der Kategorie 2 mit mittlerem Risiko können kompostiert, zu Biogas oder organischem Dünger verarbeitet werden. Material der Kategorie 3, mit geringem Risiko, findet als Futtermittel für Nutz-, Pelz- und Heimtiere Verwendung. Fette aus dieser Kategorie werden der technischen Chemie zugeführt und weiterverarbeitet. „Gefallene“ Tiere sind von vornherein nur für die Kategorien 1 oder 2 zugelassen. Bis zum Jahr 2005 wurde den Rindern die noch verwertbare Haut in der TKV-Regau abgezogen, heute erfolgt dieser Arbeitsschritt ausschließlich in den Schlachthöfen. Mit der Abwärme der thermochemischen Verarbeitung können derzeit 400 Haushalte beheizt werden.

80 Tiermaterialienverordnung Österreich, §17, Abs. 2.

81 Tiermaterialienverordnung Österreich, §18, Abs. 1–3.

82 Tiermaterialienverordnung Österreich, §3, Abs. 1.

83 Der Familienname Ehgartner (Ehegartner) taucht schon im 17. Jh. in Obernberg bei den Abdeckern auf. Diverse Nachweise in: OÖLA HA Obernberg, Sch. 497.

MISZELLEN AUS DEM ABDECKEREIWESEN DES HOCHFÜRSTLICH-PASSAUISCHEN MARKTES OBERNBERG VON 1644–1819⁸⁴

Der heutige Markt Obernberg stand in seiner historischen Entwicklung über Jahrhunderte im Spannungsfeld zwischen den weltlichen Herrschern von Bayern und Österreich sowie den Passauer Bischöfen. Als Exklave kam Obernberg im Jahr 1158 auf dem Erbweg an das Geschlecht der Andechs-Meranier und damit in den Besitz des Bistums Passau, umgeben von „bayerischem Ausland“. Der vielfache Wechsel der Loyalitätsverhältnisse zwischen Papst und Kaiser, abwechselnde Besatzungen durch und Einquartierungen von bayerischen, kaiserlichen, passauerischen und napoleonischen Truppen, Verpfändungen, mehrmalige Änderungen der Landgerichtsgrenzen und einige Großbrände kennzeichnen den Werdegang dieser Ansiedlung, die Anfang des 14. Jahrhunderts ihre erste Marktordnung und 1407 das Halsgericht verliehen bekam. Diese komplexe historische Entwicklung hatte zur Folge, dass Obernberg, zu dessen Pfliegergericht auch noch die Ortschaften Schalchham, Mörschwang, Neuratting, Geinberg und 50 Höfe – die so genannten Stephanischen Aigen – gehörten, nicht wie das übrige Innviertel im Jahr 1779, sondern erst 1782 zu Österreich kam.⁸⁵ Viele der oben im allgemeinen Teil geschilderten Verhältnisse und Arbeitsweisen spiegeln sich in den folgenden Miszellen des Abdeckereiwesens von Obernberg wider.

1752 – Ein Henkerssohn von Passau bewirbt sich um die Abdeckerstelle in Obernberg

Als der Abdecker Simon Ehegartner am 28. September 1752 verstarb, hinterließ er seine Witwe Maria und fünf unmündige Kinder namens Maria Anna, Catharina, Rosina, Elisabeth und Martin, der zu diesem Zeitpunkt erst elf Jahre alt war. Um den Betrieb weiterführen zu können, hätte die Witwe entweder einen Abdecker anstellen, oder – wie damals oft praktiziert – einen heiraten müssen. Der Sohn konnte aus Altersgründen noch nicht übernehmen. Diese Situation dürfte *Johann Georg Falkh*, einem Henkerssohn von Passau, bekannt gewesen sein, und er stellte an den Bischof von Passau ein Ansuchen, ihn mit dieser Stelle zu betrauen. Darin heißt es: *Nachdeme der jüngst verstorbene Wasenmaister zu Obernberg nebst seinem Weib einige Töchter hinterlassen, welchen die vacante redo abdeckerey gnädigst angelassen werden därffte, ich aber mich nicht allein verobligirte eine Tochter davon zu ehelichen, und beynebst die Wittib samt denen übrig unerwachsenen Kindern gethreulich zu verpflegen sondern auch haubtsächlich bey allen vorfallenden Criminal Executionen mit vorführung deren Malefiz Persohnen so gewerttiger gebrauchen lassen wolle, villweniger ein anderer hierzue abgerichtet, und geiebt, wo doch ein fürsichtiger vorfiehrer einer glicklichen Criminal Execution villes beytragen und mich in fahl bederfens zu freymans verrichtungen selbsten iederzeit versicherlich anerbietten kann.*⁸⁶ Als dieses Ansinnen der Witwe Maria vor dem Pfliegergericht in Obernberg unterbreitet wird, lehnt sie es ab, ihre erbrechtete⁸⁷ Abdeckerei auf Grund einer Heirat weiterzuführen. Auch eine Ehe einer ihrer Töchter mit dem Henkerssohn von Passau kommt für sie nicht in Frage, sondern sie *gedenkhet die Abdeckerei mitls stöllung eines Tauglichen abdeckher*

84 Alle Angaben (soweit nicht anders vermerkt) stammen aus: OÖLA HA Obernberg Sch. 497.

85 Siehe dazu Brandstetter 1974.

86 Brief ohne genaues Datum. OÖLA HA Obernberg Sch. 497.

87 Dabei handelt es sich um das Recht, den Besitz an die nächste Generation vererben zu dürfen.

Kerls solang beyzubehalten Und Versechen zu lassen, biß ihr dermalen aifl Jahr altes Söhnln selben allerdings vorzustehen fehgig sein wirdt. Außerdem weist sie noch darauf hin, dass dess verstorbenen Wasenmeisters leibl. Muetter noch bey leben sich befindet und mit einer außgemacht importanten Nahrung ad dies vita verpfleget werden miessen.⁸⁸ Der Witwe ist mit 18. November 1752 auf ihr diemittiges bitten mit denen Kindern fort zuhause verwilliget worden ihrem Sohn Martin wan Er die S. V. Wasenmeisterey zu versechen im Stand sein wirdet daß hauß cum pertinentiis [mit Zubehör] ordentl. ybergeben, anbey denen noch ybrigen Kündern ihren betreffenden antheill auszeigen wolle.

Die Abnahme eines Fleischermessers und -beiles als hygienische Vorsichtsmaßnahme?

Im Juli 1775 werden Richter und Rat von Obernberg, benachbarte Ämter und deren vorgesezte Stellen in Passau mit folgendem Fall konfrontiert: Abdecker Martin Ehegartner bringt eine Kuh, die sich nach der Schlachtung beim Metzger Andree Fruhstorfer als *fählig* [krank] erwies, *aus dem Schlaghaus hinweg und nacher Haus, zu diesem* [hat er] *aber auch die Hacker und das Messer von dem Pollhammer* [vermutlich ein Metzgergeselle] *anverlanget*. Da der Metzger der Forderung des Wasenmeisters nicht Folge leistet und auch das Marktgericht der Meinung ist, dass er seine Werkzeuge behalten darf, beschwert sich Ehegartner beim Hofrat in Passau. Er weist durch Bestätigungen von umliegenden Ämtern und Berufskollegen nach, dass dies eine gängige Praxis ist. So stellen unter anderen der *Bürgermaister und Rath der churfürstl. Gränzstadt Schärding* in einem Schreiben vom 17. Juli 1775 fest, *das es alhier gewöhnlich seye, dem S. V. abdecker die Haken und das Messer unentgeltl. zu überlassen, womit der Mezger oder ain anderer Unterthan ain auf die Wasenstadt gehöriges Viehe geschlachtet hat*. Nachdem dies geklärt ist, fordert der Hofrat von Passau das Pfliggericht Obernberg auf, dem Ehegartner das Werkzeug vom Metzger zu übergeben. Außerdem untersucht das Gericht nun, ob der Metzger nicht vor der Schlachtung hätte sehen müssen, dass die Kuh ein Fall für den Abdecker und nicht für den Verkauf geeignet war. Dieser verantwortet sich damit, dass das Tier dem *äusserl. ansehen nach allenthalben gesund, nachhin aber beim eröffnen mangelhaft befunden und von dem aufgehabten S. V. Franzosen⁸⁹ nichts abzunehmen* [nicht zu erkennen] gewesen sei. Außerdem habe er dann unverzüglich dem Wasenmeister Bescheid gegeben. Auch die Verkäufer der Kuh, die verpflichteten Viehbeschauer Benno Lang (bürgerlicher Drechsler) und der so genannte Tod Max (Naufletzer) sagen aus, dass sie nichts bemerkt hätten. Leider fehlen weitere Angaben und so können wir nur vermuten, dass die Abnahme von Metzgerwerkzeugen, welche beim Töten oder Zerlegen eines kranken Tieres Verwendung fanden, aus hygienischen Gründen beziehungsweise wegen bestehender Seuchengefahr erfolgte.

88 Brief vom 24. Oktober 1752. OÖLA HA Obernberg Sch. 497.

89 Die Rinder-TBC hielt man lange Zeit für eine Form der Syphilis („Franzosenkrankheit“), die durch „widernatürlichen Geschlechtsverkehr“ auf Rinder übertragen werde. Driesch 1989. Haefcke sieht in der Franzosenkrankheit die Perlsucht (Rinder-TBC). Haefcke 1906, S. 44.

Ein neuer Luderkessel⁹⁰ wird gebraucht

Am 14. November des Jahres 1691 stellt der Wasenmeister von Obernberg, Michael Ehegartner, an den Passauer Fürstbischof Joann Philipp Graf von Lamberg das Ansuchen, *einen khestl gleich wie andere wassenmaister in dem Bistthumb von 3 biß 4 Schafvol⁹¹ zur siedung deß redo Lueders anzukaufen, weil er für die zufürenden 3 Windthundt hechstens vonnetten were*. Der Bischof erkundigt sich zunächst beim Pfleger von Obernberg, der das Ansuchen Ehegartners unterstützt, und genehmigt schließlich am 28. Mai 1692 den Ankauf in einem Schreiben an den Pfleger mit den Worten: *Also auch bevelchen Wür dür hiemit gnedigist, obbenambsten Köstl beyschaffen zlasen, dem Wasenmaister aber aufzutragen, solchen allein zum Lueder sieden und nit etwa auch andern seiner aigen notwendigen zugebrauchen*.

Vom Donner erschlagenes, ertränktes oder erhängtes Vieh – wem gehört es?

Die zwei Wasenmeister, Martin Ehegartner von Obernberg und Lorenz Pfefferkorn von Aigen (heutiges Bayern), stellen in einem an den Bischof von Passau gerichteten Brief⁹² fest, dass ihnen *von gnädigist Vorgesezter Pflugs Herrschafft bedeutet worden, daß eine gnädigste Verordnung⁹³ sollte Verruffen werden, krafft welcher daß jenige Viech, so von Donnerschlagen sich selbst erhencket, oder erträncket hat, nichts desto weniger dem eigenthümer zugehörig sein solle*, und sie dadurch einen Verdienstentgang erleiden müssten. Die beiden begründen ihre Ansicht, dass ein derartiges Tier nicht mehr zum Verzehr geeignet sei wie folgt: *da derley redo. Viech gemeinlich schon mit etwas der geßundheit schädlichen inficiert ist, daß von Donner erschlagene Von schwefel=feuer verbrannt und inflamiret, daß ertrunckene, oder selbst erhenkte Von einen bößen schwindl gestürzet in intestinis [bei den Eingeweiden] mit einer sucht behafftet dahero Von all umbligenden gerichtbarkeiten der allgemein hergebrachten Observanz gemäss cum honore derley Viech dem Wasenmeister jederzeit ist zuerkennt worden*. Der Bischof möge deshalb *die publicierung dieser widrigen Verordnung gnedigist einstellen zlassen*. Die Hofkammer des Bistums Passau erkundigt sich daraufhin bei den Pfleg- beziehungsweise Landgerichten von Griesbach, Ried, Neuötting, Katzenberg, Frauenstein und Ering, die allesamt bestätigen, dass *solches Viech, obwohlen sich der casus selten ergibt, jederzeit von dem Wasenmeister zu sich genohmen und deme von Amtswegen zuerkennt worden sey*. Der Präsident der hochfürstlichen Passauischen Hofkammer lässt den beiden Wasenmeistern (Ehegartner und Pfefferkorn) mitteilen, *daß es bey der in sachen lezt ergangenen general Verordnung ausser es seye weder das Fleisch noch die Haut von dergleichen Viech zu gebrauchen, sein unabänderliches verbleiben habe, wessentwegen dann in künfftig dergleichen Ereignissen jedes Mal von denen verunglickten unterthanen bey Ihrer Gerichtsobrigkeit die schleinige anzeige gemacht, sofort von dortaus sotanes Crepiertes Viech beaugenscheiniget und nach der Richterl. Erkenntnis dem Eigenthomer oder dem Wasenmeister dieses zuekommen solle*.

90 Ein Luderkessel diente zum Sieden der gehäuteten Tiere, die dann als Köder (Luder) Verwendung fanden.

91 Schaff ist eine Maßeinheit für Flüssigkeiten aber auch Getreide. Bis zum Jahr 1809 gab es in Bayern über 350 verschiedene regional gültige Größen. Der hier beschriebene Kessel dürfte einige 100 Liter beinhaltet haben.

92 Die diversen Schreiben ziehen sich über den Zeitraum April bis Juli des Jahres 1773 hin. OÖLA HA Obernberg Sch. 497.

93 Verordnung vom 27. April 1773. OÖLA HA Obernberg Sch. 497.

Vagierende abdeckersleith – Gesindel zum Ausrotten?

Dass brotlose, umherziehende Handwerker und Landsknechte über Jahrhunderte hinweg ein Problem für die allgemeine Sicherheit darstellten, ist bekannt. Ehemalige Soldaten und Abdecker dürften dabei besonders raue Kerle gewesen sein, denn immer wieder erkundigt sich die Obrigkeit über die Zustände in den Pfliegerichten und über die Wasenmeister im Besonderen. Im Jahr 1646 bestätigten deshalb der Richter und Rat von Obernberg auf eine Anfrage des Bischofs, dass man *hier weillen man und meniglich mit Unseren abdeckher seines wolverhaltens halber ganz zefriden, ainicher beschwer nit fürkhommen, er sich deß Loßen Gesindls nit achtet mehrers bey seinem aigenthumb bemelten Heißl zu observiren* sei. Aber sogar über 100 Jahre später war dieses Problem noch immer akut. Aus diesem Grund erging am 25. September 1760 ein Schreiben vom Hofratsdirektor in Passau an alle ihm unterstehenden Pfliegerichte. Darin heißt es, dass *[...] die in dem Hochstiftt hin: und wider in grosser anzahl sich aufhaltenden abdecker Leithe denen Unterthanen bey erbetlung des allmosens⁹⁴ durch ihre zeigend ungestime auffiehrung sehr yberlestig fallen, und dem jenigen so nicht alsogleich die Gabe darreichet, mit denen schmählichen: und zugleich betrohlichen Reden zu begegnen, sofort auf ganz unerlaubt: und ausserordentl. ahrt das allmosen zu erpressen in der Gewohnheit haben; Es gibt anbey die erfahrung, das solch vagierendes herrenloses Gesindel sich öfffters unterfange, die Leith auf offener strassen anzubacken, und selbe mit schlägen zu yberfahren, massen dan diese sträffliche vermessenheit mitls der erst Neulich von zweyen Verheuratheten abdeckern an einer armen Weibs Persohn auf öffentlichen Gehesteig ausgeiebten Thätlichkeit mehr, dan zu viell bestettiget wird.*

Man ist an höherer Stelle nicht mehr gewillt, derartige Zustände hinzunehmen, und befiehlt den Pfliegerichten, *alsogleich die jeden ohrts sich befindenden abdeckers Leith samt deren Weib: und Kindern in ein genaues Verzeichnis zu bringen und deren alter, Geburth, und Copulationsohrt, auch wie Lang sich diese leithe in dem Hochstiftt und auf wessen Verwilligung bereits aufhalten, dan weiters ob sie zur Handarbeith tauglich seind. [...] Die Abdeckers Leite sollen von dem angewohnten Miessig Gang abgehalten, diese allenfahls behörig untergebracht und zur arbeith hinkonfftig angestrenget werden, gleichfalls es mit denen Zigeinern bereits geschechen zu allgemeinen besten nach: und nach durchgehents ausgerottet werden könnten.*

Da der Pfleger von Obernberg bis zum 18. November noch immer keine Liste der sich in seinem Gerichtsbezirk befindenden vagabundierenden Abdecker eingereicht hat, wird er ermahnt, und er sendet schließlich im Jänner 1761 seinen Bericht ein. Aus diesem geht hervor, *daß weder unter des dortigen Markts noch unter seiner gerichtbarkeit dermahlen sich einige wohnhafft oder Vagirende Abdecker Leith, oder sonstig denen unterthanen mit betlen überlästiges Gesindl befinde.*

Konfiszierung von Ross und Wagen – der Kampf um den Wasenmeisterrayon⁹⁵

Wie erbittert benachbarte Wasenmeister um ihr Revier und damit um ihr finanzielles Überleben kämpften, zeigt am deutlichsten die folgende Begebenheit, die sich am 10. Dezember 1728 zugetragen hat. Der betroffene Wasenmeister von Obernberg (Simon Ehegartner) beschwert sich deshalb beim Pfliegericht Ried mit folgendem Brief:

94 Sammlungen durch Amtleute und Wasenmeister wurden immer wieder per Regierungsdekrete verboten, sogar noch im Jahr 1811. OÖLA HA Obernberg Sch. 497, „Curranda“ vom 06.11.1811.

95 Alle hier angeführten Korrespondenzen: OÖLA HA Obernberg Sch. 497.

Gestert spatten abents ist im Mühl: und Holzweeg bey dem zu der gdst [gnädigst] mir anvertrauten Hofmarch Mörschwang mit Grund und boden, auch aller Nidergerichtbarkeit gehörigen Freyhofs Kleingüetlern blasy Auzinger zu Schaureckh, ein alt schwarzes Stüedl [Stute] todter gelegen, so deme der aigenthumer aber unwissend, wer dieser eigentlich gewesen, angezeigt und gesagt, solls gleichwollen weckbringen lassen. Dis dan der Auzinger hirauf dem hiesigen Abdeckher Simon Ehegartner gebührends unterbracht, und als nun solcher mit einem Ros und Kahren [Karren] anheut dahin kommen, selbiges um Mittagszeit aufgelegt, und fortgefahren, hat sich unter weegs beym Möslwimperpaurn Rieder Pflegghrts [Pflegerichts] Untertan, der gleichfals Rieder Ghrts Amtmann Johann Knaur im Senftenbach mit beyhilf des Graff Tättenbach: abdeckers auf der Au, unterfangen, das eingespante: samt dem todten Pferdt und Kahren weck zunehmen und jener hirzu vermeldet hete, es were deme also anbefohlen worden.

Simon Ehegartner verlangt die Rückgabe von Ross und Wagen sowie die Auslieferung des toten Pferdes. Er weist in seinem Schreiben deutlich darauf hin, dass das tote Tier auf zu Obernberg gehörendem Grund lag, also in seinem Rayon. Das Argument, dass die Konfiskation auf Rieder Areal erfolgte, lässt er nicht gelten, denn er muss ja durch bayerisches Gebiet fahren, um zu dem betreffenden Hof zu kommen. Dieser Streit geht geraume Zeit zwischen den bayerischen Behörden von Ried und den passauischen hin und her. Dem Simon Ehegartner wird mitgeteilt, dass sein Pferd und der Wagen verkauft werden, wenn er nicht vier Gulden Ablöse und das inzwischen benötigte Futter bezahle. Das Pflegergericht Obernberg sieht dies aber als *belohnung eines unfugs* und das Gericht in Ried sollte *dargegen hinlänglich abtrag und verfängliche abstellung* [Gefängnisstrafen] *für solch fräventlicher anmassung* aussprechen. Falls die *restitution und erstattung der schäden und unkosten* nicht bald erfolgen sollten, werde er (Pfleger von Obernberg) *das vorgegangene Attentatum höheren Orten beschwers Weis gelangen lassen*. Und tatsächlich richtet er am 9. Juni 1729 einen Beschwerdebrief an die Regierung in Burghausen. Schlussendlich teilt ihm diese mit, dass es mit dem Schreiben, das auf Betreiben des Rieder Abdeckers Albrecht Pachinger im Jahr 1724 an Simons Mutter erging, schon klar gewesen sein müsste, dass der Hof, von dem Ehegartner das tote Tier abholte, nicht mehr zu seinem Revier gehört und er *folgsamblich wegen freywilliger ybertretung solch ain: so andern dissländigen gebotts den schaden nur selbst beyzumessen habe*.

Dynastiebildung bei den Abdeckern⁹⁶

Dass in früheren Jahrhunderten Mitglieder von so genannten unehrlichen Berufen, zu denen auch die Abdecker zählten, nur Personen aus denselben oder ähnlichen Handwerken heiraten durften, wurde bereits oben erwähnt. Ein Beispiel dazu liefern uns die Unterlagen über eine Zweifachheirat im Hause der Obernberger beziehungsweise Hagerner Wasenmeisterfamilie. Als Maria Ehegartner ihren Betrieb an Sohn Martin übergab, vereinbarte man gleichzeitig zwei Heiraten. Martin ehelichte die Rosina Pachinger, eine Abdeckerstochter von Hagen, in der Graf Ortenburgischen Herrschaft Neudeck gelegen. Ein Bruder von Rosina, nämlich Joseph Pachinger, verehelichte sich mit Catharina, einer Schwester von Martin. Da die Heiratskandidaten aus verschiedenen Ländern – Bayern und Fürstentum Passau – stammten, war das mit 200 Gulden vermutete Heiratsgut für Catharina den Passauer Behörden Anlass genug, Nachsteuer beziehungsweise Freygeld

96 Ebd.

Dec 29 Dez. 1830
5820

Wegzinsliste

Nicht die im Meißner Bergbau 1830 durch den unterzeichneten
Klassenmeister bestätigten gewandten Hunde.

Nach der Aufschuß
wird die Anzahl gewandter
Hunde

Ort	Wegzins	Hunde	Anmerkung
den 27 ^{ten} August 1830	Oberrubing	3	den 27 ^{ten} August
den 29 ^{ten} August 1830	Leifersubing	5	Mattias Hellwagner den 25 ^{ten} August
den 18 ^{ten} August	Leifersubing	-	Georg Waidbacher 18 August
den 18 ^{ten} August	Mühlheim	3	Johann Waidbacher
den 26 ^{ten} August	Leifersubing	-	Johann Waidbacher am 26 ^{ten} August
den 24 ^{ten} August	Neugrubing	-	Johann Waidbacher am 24 ^{ten} August
den 22 ^{ten} August	Gurten	1	Georg Waidbacher am 22 ^{ten} August

Oberrubing den 28^{ten} August 1830.
Anton Heggartner
Klassenmeister im Bergbau

Abb. 8: Wasenmeister Anton Ehegartner vertilgte laut Report vom Dezember 1830 in Obernberg drei, in Reichersberg fünf, in Mühlheim drei und in Gurten einen Hund, also insgesamt 12 Tiere.

von Martin zu verlangen. *Es ist weder mir noch dem Joseph Pachinger einiges Heyratgut zugebracht worden, mithin kein Kreutzer ausser Lands gekommen, auch kein parres Hayrathguett ausser ainer wenigen in einer redo Khue und Pött, dan Kasten und Truch bestandtene ausfertigung*, so Martin Ehegartner in seiner Rechtfertigung. Dass die Ortenburgischen Behörden von der Familie Pachinger keine Abgaben verlangten, ließ die Passauer Ämter in ihrem Vorhaben unbeirrt. Wieviel Martin Ehegartner schlussendlich bezahlen musste, geht aus dem Schriftverkehr leider nicht hervor. Mitglieder der Familie Pachinger (auch Bachinger) scheinen übrigens auch im Gebiet um Ried und Haag am Hausruck als Abdecker auf, und interessanterweise gibt es sogar zwischen den beiden verwandten Familien Streitigkeiten um ihren Rayon.

Hundezwinger und Wasenplatz - zwei notwendige, aber unbeliebte Einrichtungen

Als der Obernberger Wasenmeister Michael Ehegartner im Jahr 1666 vom Magistrat Obernberg den Auftrag bekommt, fünf Hunde für die gräfliche Herrschaft St. Martin und einen für die Herrschaft Riedenburg aufzunehmen, lehnt er dies mit den Hinweisen ab, dass in seinem erbrechten Kaufvertrag keine derartige Bestimmung enthalten sei und *was zwischen anderen für ein claines Heißl bey mir sich befindet auch hinten und vorn nur ein schlechter gangsteig und geringste Hitten und Plaz herumb nicht habe, ja auch kain Hey noch strey vilweniger ain Lueder*. Auch der Obristjägermeister von Riedenburg lehnt einen Zwinger neben dem Abdeckerhaus ab, da die Hunde wegen der beiden Gangsteige keine Ruhe hätten. In der Folge fassen die Behörden *ein Wisl so ligt enthalb des Baches oberhalb der drey häuser an der Gurten und der Wittib Agnes Reitmayerin gehörig*, ins Auge. Als der Rat von Obernberg der Witwe dieses Vorhaben unterbreitet und ihr auch eine gewisse Entschädigung dafür anbietet, lehnt diese dennoch eine Grundabtretung ab. Sie besitze das *Leibgeding Heißl seit 30. January Anno 1632* und kann mit dem *wisl ein Jar ein Rindt mit dieser Fuederey hinbringen und darmit das Haußwesen destoleichter bestreiten*. Außerdem ist zu besorgen, *wan denen rdo Hundten daß Notwendige Lueder gevolt [verabreicht] wirdet, daß gefliglwerch [Aas fressende Vögel] starkhen Zueflug haben würde, die Pain [Knochen] und anders von solchen Zwinger in die Wissen herdan bringen, wardurch mir also nit wenig die Grässerey verderbt, das khein Vich nit geniesesen würde*. Auf Grund dieser Schwierigkeiten beschließt die Obrigkeit, dem Abdecker einen Grund drüber der Gurten für den Neubau eines Hauses, Stadels und Zwingers zum Kauf zu geben. *Solch lehrer unfruchtbarer Grundt bishero niemant nicht genuzet, die einfangung [Einzäunung] dessen auch meniglich ohne schaden zumallen solcher ohne dem von andern Heißern und Wohnungen etwas aweit entfehrnet ist*. Noch dazu ist *das abdörren deren flechsen [Fleischstreifen] außerhalb des Marktes* für die Bewohner *kheine beschwer*.⁹⁷ Erwähnt sei, dass das heute noch stehende Seifensiederhaus nur circa 100 Meter vom Abdecker entfernt lag und somit der Weg zur Weiterverarbeitung seiner „Produkte“ sehr kurz war.

97 Alle Schreiben zu diesem Kapitel in: OÖLA HA Obernberg Sch. 497.

Tötung von streunenden Hunden und Katzen – eine Maßnahme gegen die Seuchengefahr

Wie wir im allgemeinen Teil schon gesehen haben, bildeten streunende Hunde wegen der Tollwutgefahr ein großes Problem, vor allem in Städten. Aber auch in den Dörfern und Märkten des Innviertels waren die Abdecker damit konfrontiert, und Martin Ehegartner kam wegen der unbegründeten und voreiligen Tötung des Hundes von Felix Hörmanseder, Schmied zu Ort, sogar vor Gericht. Martin schildert das Ereignis⁹⁸ wie folgt:

Am verschienen Erchtag [...] laufet ein Unbekannter rambentler Hund mit faimendem [schäumendem] Maull mit allem force meiner Wasenstadt zu. Und da nun mein Knab diesen abzutreiben gesucht, hat sich solcher gegen deme gestellt und ihne mit voller Forcht in das Haus getriben, schreyend Vatter! Vor dem Hause ist ein winiger [wilder, aufgeregter] Hund. Wie aber ich [...] ersehen, daß dieser Hund einen wuttenden gleichet, und hart an meine Wasenstadt sich näheret, ergreife eine Puschen⁹⁹ und klopfete an ainen Zaun in dem Vermuthen der Hund werde sich abtreiben lasen, ohngeachtet dessen hat dieser Hund noch mehrers gefaimet und ganz erhizt mir zuwillen wollen; daher erschuße selben als einen wuttenden Hund zu Tod um dardurch die mer auf der Landstraßen raißenden und Gehende Persohnen von einem bevorstehenden gröseren üebel zu freyen.

Als Beweis, dass der Hund tollwütig war, führt Martin ins Treffen, dass ein ieder Hund, so mit der Wuth nicht behafftet, die Wasenstäd, ia die Abdeckerei selbsten wegen ihrem Geruch von weithen schon fliehen würde. Er habe ihn auch an einer Stelle angeschossen, wodurch man erkennen kann, dass es ihm nicht um die Haut des Hundes ging. Dennoch wird er ohne Gerichtsverhandlung zur Zahlung von 4 fl für den Hund und 2 fl 20 kr Gerichtskosten verurteilt und geht deshalb in die zweite Instanz.¹⁰⁰ Ob Ehegartner bezahlen musste oder von der Strafe befreit wurde, geht aus den Akten leider nicht hervor.

Am 25. Februar 1825 ergeht eine Umlaufverordnung¹⁰¹ an alle Wasenmeister des Innviertels, die sie verpflichtet, eine Bestandsaufnahme der Hunde mittels Befragung der Bevölkerung durchzuführen. Die Liste muss sodann *mit dem Richter genau durchgegangen und alle überflüssigen Hunde durch die Wasenmeister bey Seite geschafft werden. Dazu müssen die Wasenmeister alle Wochen ihren Bezirk durchstreifen und alle derlei ohne Unterschrift [nicht in der Liste eingetragenen] herumlaufenden Hunde todtschlagen.* Sodann ist monatlich ein Bericht einzusenden. Aus den Jahren 1825 bis 1832 sind 24 derartige Aufzeichnungen erhalten geblieben. In diesem Zeitraum beseitigte Anton Ehegartner 44 Hunde und drei Katzen, Franz Trauner 20 Hunde und Lorenz Zankl gar keinen.

Schmechungs Straff – einen ehrlichen Bürger als „Schinder“ zu bezeichnen

Wie streng Gerichte mit der Bezeichnung „Schinder“ umgingen, zeigt uns zum Abschluss noch ein Gerichtsfall aus dem Jahr 1766.¹⁰² *Franz Forsthueber, Schneider zu Rettenprun, hat den Georgen Pumberger, Paurn zu Grözla in der Herrschaft Auroldmünster, im Preu am Keller bezechter weis zum öfftern einen S. V. Schinder gehaissen.* Für diese „Ehrab-

98 Der Vorfall ereignete sich am 31. Jänner 1775. OÖLA HA Obernberg Sch. 497.

99 Puschen sind vermutlich eine Art Pantoffeln.

100 Martin bedient sich des so genannten remedium appellationis, da er ohne Anhörung und Prozess verurteilt wurde.

101 OÖLA HA Obernberg Sch. 498.

102 StAR HS 239, *Marckht Gerichts Verhörs Protocoll Deß churfstl. Marckts riedt De ao 1766* [alte Signatur 311], fol 4–4^r.

schneidung“ wurde er schließlich um ein halbes Pfund Pfenning gestraft und die Ehre des Bauern offiziell vom Gericht wiederhergestellt.

ZUSAMMENFASSUNG

Obwohl der Beruf des Abdeckers über viele Jahrhunderte eine für die Hygiene – und damit die Gesundheit von Mensch und Tier – wichtige Rolle spielte, zählte er zu den so genannten unehrlichen Berufen. Vertreter dieses Handwerks hatten deshalb in vielerlei Hinsicht (rechtlich, sozial, finanziell) enorme Nachteile zu erdulden. Eine Folge dieser Ausgrenzung war das Entstehen ganzer Abdecker-Dynastien. Die medizinische Unkenntnis in der damaligen Zeit und auch Schlamperei konnten aber den gewollten Effekt des Abdeckerhandwerks ins Gegenteil verkehren und aus Wasenplätzen richtige Seuchenherde machen. Erst mit den technischen Neuerungen des 20. Jahrhunderts, im Zusammenhang mit einer fortschrittlichen Veterinärmedizin, gelang es, das Problem in den Griff zu bekommen. Mit diesem Beitrag konnten erstmals viele von den in der einschlägigen Literatur geschilderten Zuständen, Problemen und Arbeitsweisen des Abdeckereiwesens für das Innviertel, speziell für den Raum Obernberg, mit Quellen belegt werden.

QUELLEN UND LITERATUR:

Brandstetter 1974 = Brandstetter, Hans: Der Markt Obernberg am Inn. Ried im Innkreis 1974.

Dankert 1963 = Dankert, Werner: Unehrlische Leute. Die verfemten Berufe. Bern, München 1963.

Driesch 1989 = Driesch, Angela von den: Geschichte der Tiermedizin: 5000 Jahre Tierheilkunde. München 1989. Zitiert nach https://austria-forum.org/af/AustriaWiki/Tierseuche#cite_note-Driesch-14, zuletzt eingesehen am 20.01.2022.

Haefcke 1906 = Haefcke, Hermann: Handbuch des Abdeckereiwesens. Berlin 1906 (Nachdruck: Hildesheim 2006).

Haukk 1863 = Haukk, Ludwig (Hg.): Gesetzbibliothek für den bayerischen Staatsbürger, II. Band. München 1863.

König o. J. = König, B. Emil: Ausgeburten des Menschenwahns im Spiegel der Hexenprozesse und Autodafés. Eine Geschichte des Afer- und Aberglaubens bis auf die Gegenwart. Historische Schandsäulen des Aberglaubens. Berlin-Friedenau o. J.

Kuczynski o. J. = Kuczynski, Jürgen: Geschichte des Alltags des deutschen Volkes. Band 1, 1600–1650. Köln o. J.

Nowosadtko 1994 = Nowosadtko, Jutta: Scharfrichter und Abdecker. Der Alltag zweier „unehrlicher Berufe“ in der Frühen Neuzeit. Paderborn, München, Wien, Zürich 1994.

Obermeier 2012 = Obermeier, Christine Natalie: Abdeckersleut´ als Volksmediziner. Schierling 2012.

Riepl 2004 = Riepl, Reinhard: Wörterbuch zur Familien- und Heimatforschung in Bayern und Österreich. Waldkraiburg 2004.

Schubert 2007 = Schubert, Ernst: Räuber, Henker, arme Sünder. Verbrechen und Strafe im Mittelalter. Darmstadt 2007.

Steenweg 1994 = Steenweg, Helge: Göttingen um 1400. Sozialstruktur und Sozialtopographie einer mittelalterlichen Stadt. Veröffentlichungen des Instituts für historische Landesforschung der Universität Göttingen Band 33. Bielefeld 1994.

Tiermaterialien-Verordnung Österreich = <https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=20006148>, zuletzt eingesehen am 20.01.2022.

Tiermaterialien-Verordnung Oberösterreich = <https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Lr00&Gesetzesnummer=20000306>, zuletzt eingesehen am 20.01.2022.

Wurian 2010 = Wurian, Rebecca: Stigma und Charisma des Schinders. Eine soziologische Betrachtung des unehrlichen Berufes des Abdeckers dargestellt anhand der Familie Wohlmuth. Magisterarbeit Uni Wien 2010, PDF-Version. <https://docplayer.org/46101811-Diplomarbeit-titeler-diplomarbeit-stigma-und-charisma-des-schinders-eine-betrachtung-des-unehrlichen-berufes-des.html>, zuletzt eingesehen am 20.01.2022.

Bestände des Oberösterreichischen Landesarchivs und des Archivs der Stadt Ried

BILDNACHWEISE:

Abb. 1: Mittelalterliches Hausbuch. Bilderhandschrift des 15. Jahrhunderts mit vollständigem Text und facsimilierten Abbildungen. Frankfurt a. M. 1887

Abb. 2: © Peter Fußl

Abb. 3: Thomas Rowlandson artist QS:P170,Q318584

Details of artist on Google Art Project, Thomas Rowlandson - A Dead Horse on a Knacker's Cart - Google Art Project, als gemeinfrei gekennzeichnet

Abb. 4 und 5: © TKV Regau

Abb. 6 und 7: OÖLA, HA Obernberg Sch. 497. © OÖLA

Abb. 8: OÖLA, HA Obernberg Sch. 498. © OÖLA

BRANDKATASTROPHEN IN FREISTADT

Otto Ruhsam

VORGESCHICHTE

Von Zeit zu Zeit kann der Geschichte Freistadts ein neues Kapitel hinzugefügt werden; so wie etwa im Herbst 1997: In unmittelbarer Nähe zur Stadt wurde ein Schatz gefunden: ein Schatz – wie sich später herausstellte – von europäischer Dimension.

Die Fundumstände waren kompliziert. Die Menge der Fundstücke war enorm hoch und die wissenschaftliche Aufarbeitung zog sich über Jahre hin. In Summe waren es über 7.000 Münz- und Schmuckfragmente, die jetzt im Schlossmuseum Linz ausgestellt sind. In der Einführung zum Katalog dieses „Schatzes vom Fuchsenhof“¹ wird auf einen Archiv-Fund im Stift Heiligenkreuz verwiesen, der von einem Brand in der „Libera Civitas“ im Jahre 1252 berichtet.² Bis dato war so eine Feuersbrunst nicht bekannt gewesen; stellen die Großbrände von 1507 und 1516 schreckliche Katastrophen der Freistädter Geschichte dar, so kommt mit diesem Dokument ein neues Brandkapitel hinzu.

2011 wurde ein Teil der Abwasserkanäle in der Innenstadt erneuert und Fernwärme eingeleitet. Historischer Boden wurde aufgegraben, Geschichte aufgedeckt – und nicht wenig. In den Monaten Mai bis September 2011 waren der Hauptplatz und der nördliche Teil von Freistadt eine riesige Baustelle.

Kulturschutt in Hülle und Fülle kam zum Vorschein, wurde geborgen und dokumentiert. Gräbt eine Baggerschaufel einen Kanalschacht, entsteht ein Schnitt, ähnlich einem archäologischen Suchschnitt. Der kulturelle Schichtaufbau ist genau abzulesen. Im Bereich der Ostseite des Hauptplatzes gab es eine Schichtabfolge, die jedem Archäologen das Herz hätte höher schlagen lassen. Eine scharf abgegrenzte schwarze Brandschicht war deutlich zu erkennen (Abb. 1). Während eines kurzen Baustopps konnte die schon freigelegte Schicht nach Fundgut durchsucht und dieses geborgen werden. Das Ergebnis: Zahlreiche Keramikstücke und eine sehr stark korrodierte Münze (Abb. 2 und 3) kamen zum Vorschein. Die Vermutung, dass es sich um hochmittelalterliche Stücke handelte, bestätigte sich nach der Expertise durch die Mittelalterarchäologen Thomas Kühnreiter und Sabine Kaltenecker – Keramik aus dem 13. Jahrhundert! Spannend war auch die Datierung der Münze: ein Wiener Pfennig, geprägt in der Zeit zwischen 1230

1 Der umfangreiche Katalog über diesen „Schatz vom Fuchsenhof“ wurde von Bernhard Prokisch 2004 als Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich, Folge 15, herausgegeben.

2 Vgl. Just 2004.



Abb. 1: „Such“schnitt 2012: Freistadt vor dem Haus Hauptplatz Nr. 14.



Abb. 2: Wiener Pfennig, erste Hälfte 13. Jahrhundert.



Abb. 3: Keramikfunde, 13. Jahrhundert, zu sehen in den Schauvitrienen zur Freistädter Geschichte im Rathausdurchgang, Vitrine 1.

und 1251.³ Damit war klar: Dieser Brandschutt konnte nur von der nun auch schriftlich nachgewiesenen Feuersbrunst aus dem Jahr 1252 stammen. Der Wiener Pfennig fügt sich in den Schatz vom oben erwähnten Fuchsenhof, der ebenfalls Wiener Pfennige aus der Zeit von 1236 bis 1251 enthält. Die Nummer 41 des Kataloges⁴ ist von der gleichen Prägeart wie das geborgene Münzplättchen. Das gefundene Stück vom Hauptplatz ist zwar klein und unscheinbar, aber im Zusammenhang mit der Freistädter Geschichte stellt es eine Größe dar.

3 Expertise durch den Numismatiker des OÖLM, Dr. Bernhard Prokisch.

4 Alram 2004, S. 201.

1252 – KURZ NACH STADTGRÜNDUNG – EIN ERSTER NACHWEISBARER VERHEERENDER BRAND

So, wie sich Freistadt im Jahr 2023 präsentiert, ist es kaum vorstellbar, dass zahlreiche Brandkatastrophen die Stadt auf das Ärgste bedrängt haben. In den 800 Jahren ihres Bestehens erblühte Freistadt aber immer wieder aufs Neue. Selbst die Landesfürsten taten nach solchen Bränden alles, um Freistadt einen neuen Weg in die Zukunft zu ermöglichen.

Bis vor nicht allzu langer Zeit galten die Stadtbrände 1507 und 1516 als die verheerendsten in der Geschichte Freistadts. Neben kleineren Bränden in den darauffolgenden Jahrhunderten hatte die Stadt im 19. Jahrhundert noch an zwei Großbränden zu leiden. Dazu gesellt sich nun auch das inzwischen nachweisbare Brandereignis von 1252.⁵ Der (übersetzte) Text lautet: Am Dienstag nach Ostern (2. April) brannte Freistadt völlig nieder, sodass nicht ein Haus bewohnbar blieb. Viele Menschen kamen in den Flammen um, viele wurden von der flüchtenden Menge niedergestoßen und zu Tode getrampelt.⁶

FEUER IM 14. UND 15. JAHRHUNDERT

Nur mehr wenige Hinweise auf Brände im 14. und 15. Jahrhundert haben sich im Stadtarchiv erhalten; und das Schriftmaterial bezüglich der Brände aus dem 13. Jahrhundert ist – bis auf eine Ausnahme – mehr als dünn gesät.

Aus dem Jahre 1361 ist ein Brief von Bürgermeister, Richter und Rat der Stadt registriert, um „Hilf zu erbauung des verbrunnen Spitalls vnd Ernehrung der armen Leith daselbst“⁷. Die damalige Politik Rudolf IV. war es, nach Brandunglücken den Wiederaufbau der Städte möglichst rasch zu forcieren, und zwar durch den Zwang, alle „verödeten Häuser binnen Jahresfrist wieder aufzurichten“⁸. Das galt für das ganze Land, nicht nur für Wien, das ihm besonders am Herzen lag.

Aus der Zeit der Hussitenkriege ist eine Notiz über die Zerstörung und das Niederbrennen der Vorstädte überliefert: „1426 Jar hat man die Vorstet hie zu der Freinstat abbrochen.“⁹

Oder aus 1432: „ist das feur pey dem Water da iecz Tanczer insiczt [wo jetzt Tanzer wohnt] außkommen am abent Visitacione Marie“.¹⁰

Über die Brandbekämpfung im 15. Jahrhundert wissen wir schon etwas mehr. In der ersten Freistädter Stadtordnung von 1440/47 wurde der Stadtrichter zur monatlichen Kontrolle der Feuerstätten verpflichtet. Er hatte das Recht, schadhafte Feuerstellen stillzulegen und bei Ausbruch eines Feuers, das über das Dach hinausgriff, hatte er den

5 MGH SS 9, Continuatio Sancrucensis II. a. 1234–1266, S. 643. Online verfügbar unter https://www.dmgh.de/mgh_ss_9/index.htm#page/VI/mode/1up; vgl. dazu auch Ruhsam / Hofstadler 2013, S. 78–80.

6 Für die Mithilfe bei der Übersetzung danke ich recht herzlich Mag. Klaus Birngruber (Diözesanarchiv Linz), Prof. Hans Bergthaler (Freistadt) und natürlich Dr. Thomas Just (Österreichisches Staatsarchiv).

7 Alpi 1951, S. 240.

8 Ruhsam / Hofstadler 2013, S. 80.

9 Zitiert nach: Freistädter Geschichtsblätter 1950, S. 6.

10 Stadtarchiv Freistadt, Handschrift 649. Chronik des Ungeldpächters Jörg Herzog. Zitiert nach: Freistädter Geschichtsblätter 1950, S. 6.

Bürger zu bestrafen. So war festgelegt, dass derjenige, bei dem ein Feuer ausbrach „und es zur rechten Zeit beschrie, bis an den 3. Tag Freijung hatte. Wenn sich das Feuer aber über das Dach ausbreitete, betrug der Frevelwandel 5 lb, wenn es nicht übers Dach kam, dem Stadtrichter 6 s 12 d.“¹¹ Für die Freistädter Feuerordnung diente insbesondere die von Linz als Vorlage. Unter anderem wurde verordnet, „daß zur Sommerszeit oder wann viel Wallfahrer (Kürchfarter) ankamen, einige Bottiche oder wenigstens 2 Schaff mit Wasser auf dem Dachboden, zur Winterszeit aber in den Stuben aufzustellen waren. Jeder Hausvater hatte sich 4 - 6 lederne Eimer und 1 - 2 Handspritzen machen zu lassen und mußte mit gutem Zunder versehen sein, um im Notfalle rasch Licht machen zu können.“¹²

Die Löschtaktik war schlicht, Dächer, Mauern, oft ganze Häuser wurden mit Feuerhaken eingerissen, um eine Feuerausbreitung zu verhindern.

SCHICKSALSJAHR 1507 – DER NÄCHSTE GROßE STADTBRAND

Anfang des 16. Jahrhunderts war der Bereich um den Dechanthof Ausgangspunkt für eine Katastrophe, bei der die ganze Stadt eingeäschert wurde.

Am 13. September 1507 um drei Uhr nachmittags brannte die Stadt ab. Das Feuer nahm seinen Ursprung in der „Höll“, im alten Pfarrhof, der aus zwei Benefiziatshäusern bestand, zwischen dem Kirchgassel und dem Pfarrhof gelegen. In einem davon, das der Benefiziat Johannes Huetter bewohnte, brach das Feuer aus. Sämtliche Häuser, die alte Burg, Kirche und Kirchtürme, die Stadtbefestigung samt Toren, Türmen, Basteien und Wehrgängen – alles stand in Flammen; die meisten Geschütze und Befestigungsanlagen, alle Altäre der Kirche, die Orgel und auch die fünf Glocken wurden zerstört. 28 Menschen starben in den Flammen; nur die neue Burg und die Häuser in den Vorstädten blieben vom Feuer verschont.¹³

Auch Teile des Archivs verbrannten:

„Die stuben im rathauß sambt dem alten statpuech, darine alle alte geschicht und herkumen begriffen gewest und andre der Stadt notdurftig vil briefliche Urkunden und vilerlai uralt privilegien sind verprunnen; gleichwol blieben vil alte schriften erhalten, sunderlich deren man nicht bei handen bedurft, aus ursach, daß dieselben in einem gewelb nahend bei der erdt verhalten worden; was man aber täglichen bei der hand bedurft, darunter maut- und straßensachen, ist verprunnen.“¹⁴

Unvorstellbar, diese Katastrophe! Innerhalb der Stadtmauern, ausgenommen das neue Schloss, brannte alles, was ein Feuer zu Asche machen konnte. Leider auch Menschen und sicher auch viel Getier. Ein Inferno, das von Haus zu Haus übersprang, angeheizt von Hopfen, Heu oder Stroh, das auf den Dachböden zum Trocknen lagerte. Jeder Dachstuhl war aus Holz, dicht an dicht, und eine rasante Ausbreitung des Feuers war möglich; da half kein „Feuer-wehren“ mehr, obwohl dies auch im Stadtgefüge (Stadtordnung) ein wichtiger Punkt war. Leidvolle Erfahrung hatte es ja auch schon in früheren Zeiten gegeben. Aber ein Brand in diesem Ausmaß?! In der ältesten Freistädter Chronik

11 Stadtarchiv Freistadt, Schachtel 456. Zitiert nach: Grüll 1966, S. 357.

12 Grüll 1966, S. 358.

13 Vgl. Nößlböck 1951, S. 64.

14 Ebd.

aus dem Jahre 1520 schrieb Jörg Herzog auf der Innenseite der von ihm geführten Ungeldrechnung (Steuer), die Ereignisse von 1426 bis 1516 auf:

„1507 Jar ist die ganz freinstat ausprunen an des Heilligen Krewczabent der Erhechung und sand Katherein Kirchen und 5 Glockhen in dem Thuern verprunen und 20 Person, ausskommen in dem altn Pharhoff.“¹⁵

Von Verhören nach dem Brand von 1507 sind folgende Aussagen im Stadtarchiv erhalten geblieben:

„Paul Burger erzählt auf Eid, dass am Hl. Kreuztag, als er zur Vesper gegangen war, des Paul Schneiders Hausfrau zu ihm gekommen sei und gesagt habe: „Oh, mein herr, es prinnt in herrn Hanns Hueters haus.“ Nun habe er in der Kirche laut gerufen „laufft lieben freund, es prinnt“. Dann sei er zum Lutz in der Kirchen gekommen und habe ihm zugeschrien: „Lutz, lat an die glocken schlagen, es prinnt“. Hierauf sei er dem Feuer zugelaufen und da „habe er das fewr in Hanns Hueters haws auf der tüln durch die laden klunsen heraus sehen scheinen und hab die tür in herrn Hanns Hueters haws mit den füeßen auf und Herrn Hanns Hueter mit der tür in sein haubt gestoßen und sei gegen der tür nach stieg hinauf geloffen, aber auf die tüln nit mögen, die tür sei versperrt gewesen.

Lienhart Schneider sagt, als er beim Weißenauer Bier holen wollte, bemerkte er das Feuer im Hause Hueters; schnell lief er wieder heim, verkündete das Ereignis und kehrte dann zu Hueters Haus zurück. Dort traf er schon viele andere Leute; als die Köchin endlich die Schlüssel brachte und man die Tülln aufsperrren konnte, „da sei das fews durch das tach ausgeloffen, do sei ein pawr mit einer stangen kemen und die schintl abstößen wöllen, sei das fewr durch das Tach ausgesprungen und die hiz so groß worden, das sie die hiz nit leiden haben mögen, seien er und die andern davon geloffen und hab sunst das fewr nindert anderswo gesehen, dann in herrn Hans Hueters Haws“.¹⁶

FREISTADT UNTERIRDISCH

Vor mehr als zehn Jahren, 2009, war es wieder einmal so weit: Der Name Hans Hueter kommt in Erinnerung. Was wir auf den Bildern sehen, ist der wiederentdeckte Keller seines Hauses, von dem der Brand 1507 ausging. (Abb. 4) Was vom Brand übrig blieb, wurde von den Freistädtern später zur Gänze weggeräumt – dieses Haus hatte Schuld auf sich geladen und sollte nicht mehr existieren.

WIEDERAUFBAU

Seit diesem denkwürdigen Tag im September 1507 lag die Stadt darnieder – zuvor, neben Linz, Wels, Steyr und Enns eine der herausragenden Städte im Land ob der Enns.



Abb. 4: Freilegung des Abgangs in den Keller, nur wenige Meter vom Dechantshof entfernt. Beteiligte Personen (von oben): Andreas Käferböck, Franz Mayrhofer (damals Stadtpfarrer), Klaus Elmecker, Otto Ruhsam.

¹⁵ Wie Anm. 10.

¹⁶ Nößlböck 1951, S. 73, 75.

Über Wochen und Monate war die „Freie Stadt“ ein rauchender, sicher auch ein übel riechender Trümmerhaufen. Es blieb den Bürgern nichts anderes übrig, die Stadt – und zwar auf „Innsbruckerisch“, wie es auf Anordnung von Kaiser Maximilian geheißen hat – wieder aufzubauen.¹⁷ Die Steuern und Abgaben hat er den Freistädtern über Jahre erlassen und ließ ihnen alle möglichen Hilfestellungen zukommen.¹⁸

Der Salz- und Eisenhandel, der die Stadt hat erblühen lassen, war unterbrochen; zumindest teilweise. Viel dürfte außerhalb der Stadt über die Bühne gegangen sein, das Niederlags- und Stapelrecht galt ja weiterhin.

Das Privileg des Meilenrechts von 1363, ausgesprochen von Herzog Rudolf dem Stifter, kam jetzt auf ganz andere Weise zum Tragen. Nicht zum Bier- und Weinholen kamen die Leute und Bauern aus den Ortschaften im Umkreis von einer Meile (7,5 Kilometer) in die Stadt, sondern – wie ihnen jetzt vom Landesfürsten aufgetragen wurde – sie hatten zum Aufbau der Brandstatt beizutragen. Auch aus Eigeninteresse wollte man, dass die Brauereien wieder produzieren. Ein Leben ohne Bier, bis dato in Freistadt unmöglich!¹⁹

Diese Jahre nach dem Brand waren für Freistadt, die Orte in der Umgebung und auch für die nach Böhmen weiterziehenden Händler ein schwerer Schlag.

Unvorstellbar, aber kaum war die Stadt aufs Neue aufstanden, die Häuserwände als Feuerschutz rundum hochgezogen (innsbruckerisch, siehe oben), hallte es wieder durch die Gassen und Plätze: Feuer, Feuer, Feuer!

NICHT SCHON WIEDER: DIE BRANDKATASTROPHE 1516

Gerade einmal neun Jahre nach der verheerenden Feuerkatastrophe von 1507 hieß es wieder: Es brennt! Wieder wurde die Stadt erfasst, jedoch nicht ganz, die Ostseite vom Schloss bis zum Posttörl blieb vom Feuer verschont. 19 Personen kamen ums Leben.

Wiederum fasste man allen Mut für einen Neuaufbau. Vom Kaiser gab es erneut Steuernachlässe, die umliegenden Orte und Dörfer waren wieder aufgerufen, Freistadt, das auch für sie wichtige Handelszentrum, aufzubauen.²⁰

Vom Brand 1507 sind uns sehr viele Aufzeichnungen erhalten geblieben; nicht so von der Feuersbrunst 1516.

Wo ist der Brand eigentlich ausgebrochen? In der ältesten Chronik von Freistadt aus dem Jahre 1520 heißt es „[...] beim Erhart Schuester gegen Altenhof über [...]“²¹ Wir nehmen an, das liegt gegenüber dem Salzhof im Haus Salzgasse 20, beziehungsweise Waaggasse 15, damals gehörten beide Häuser zusammen. In der Häuserchronik heißen die Besitzer zu dieser Zeit „Schuster“, ein Erhart ist aber nicht angeführt, daher der Unsicherheitsfaktor.²²

17 Vgl. Rappersberger 1993, S. 155.

18 Vgl. Grüll 1966, S. 361.

19 Vgl. Rappersberger 1993, S. 26.

20 Vgl. Grüll 1966, S. 361.

21 Ebd.

22 Vgl. Grüll 1952, S. 20.

DER STADTBRAND AN DER WESTSEITE 1815

Wo heute das Haus Waaggasse 5 / Ecke Schlossergasse steht, während der letzten Jahre wurde es vollständig renoviert, stand damals das Gasthaus zur Sonne. Von dort nahm der Brand 1815 seinen Ausgang. In Richtung Westen zur Salzgasse ging die Feuersbrunst weiter und zerstörte den ganzen Bereich vom Salzhof bis zum Linzertor. Die Wehrgänge, sowie auch der Verteidigungsturm, Turm im Winkel oder auch Petringerturm genannt, wurden ein Raub der Flammen.²³

Was blieb den Eigentümern und Bewohnern danach auch anderes übrig, als wieder einmal neu aufzubauen. Beim Turm im Winkel war man sich lange unschlüssig, ob er wieder hergestellt werden sollte. Die Stadtbürger beschlossen, ihn nicht wieder zu errichten.

Erst zwanzig Jahre später, 1835, ließen die Ratsbürger die Mauern abtragen und verwendeten die Steine an dieser Stelle für eine neue Brücke über den Stadtgraben.

Wie sich herausstellte, war dies eine sehr weise Entscheidung, denn diese Brücke wurde zur Haupteinfahrt in die Stadt, was sich gleichzeitig als Glück für das Bestehen des Linzer- und Böhmertors erwies. Die nachkommende Zeit der Industrialisierung und die anschließende Motorisierung hatten ja den meisten Toren anderer Städte den Garaus gemacht. Nicht so in Freistadt. Dieser Brand hatte so auch etwas Gutes!²⁴

„ZU HILFE, FREISTADT IN FLAMMEN!“ DER FEUERSTURM VON 1880

„Es war ½ 12 Uhr Mittags, als der Thürmer in Freistadt ein Kaminfeuer in der dortigen Kaserne [im Schloss] signalisierte, welches jedoch noch vor Eintreffen der Feuerwehr von den Soldaten vollkommen gelöscht wurde. Eine halbe Stunde später und zwar um 11 Uhr 55 Min. kam plötzlich auf den westlichen Trakte der Jägerkaserne ein Dachfeuer zum Ausbruche, welches bei dem herrschend südöstlichen Sturmwinde fast in 10 Minuten das ganze mit Schindeln bedeckte Dach der Kaserne erfaßte.“²⁵

Die (Linzer) Tages-Post berichtet in ihrer Ausgabe Nr. 102 vom Dienstag, 4. Mai 1880 weiter:

„Allarm, Signale, Trompetenschall und das Sturmläuten der Freistädter Glocken brachte in Nu die ganze Bevölkerung von Freistadt auf die Füße. Die Feuerwehr von Freistadt und das Jägerbataillon von Freistadt kämpften nun mit wahren Heldenmuthe gegen das verheerende Element – doch umsonst – gegen Sturm und Feuer waren Menschenkräfte nicht gewachsen, die Flammen ergriffen in einer solchen Schnelligkeit ein Objekt nach dem andern, daß nach einer halben Stunde der ganze westliche Theil der Stadt ein Flammenmeer bildete.“²⁶

Die Feuerwehren aus der gesamten Region, großteils noch unter pfarrlicher Organisation, kamen zu Hilfe. Um 12.45 Uhr erhielt die Linzer Gemeindevorsteherung das Telegramm: Zu Hilfe, Freistadt in Flammen. Daraufhin organisierten die Linzer einen Separatzug für die Wehr, der in eindreiviertel Stunden, um 15.15 Uhr Freistadt erreichte; die Linzer Feuerwehr wurde mit Hurrarufen begrüßt. Zu diesem Zeitpunkt standen

23 Vgl. ebd., S. 31.

24 Vgl. Rappersberger 1993, S. 56.

25 Tages-Post Nr. 102, S. 1.

26 Ebd.

natürlich schon Männer, Frauen, sogar junge Mädchen mutig auf den Dächern und „überschütteten so lange, bis die höchste Gefahr den Posten verlassen hieß, die Dächer mittelst Schaffeln und anderen Behältern mit Wasser, [...] Abgebrannt ist die Nordseite des Platzes, die Böhmergasse, der größte Theil der heiligen Geistgasse, die untere Waaggasse und die Nordseite der Samtgasse. Unter den abgebrannten Objekten befindet sich auch die Post, wie uns jedoch berichtet wurde, erwächst dem Aerar kein Schaden, da sämtliche Brief- und Fahrpostsendungen so auch Werthpapiere noch rechtzeitig gerettet werden konnten. [...] Die Vernichtung von 37 Häusern findet ihre Bestätigung. Menschenleben ist glücklicherweise keines zu beklagen. Die armen Soldaten, welche mit Heldenmuthe gegen das verherrende [sic] Element angekämpft, waren alle äußerst erschöpft.“²⁷

Die Feuerwehren Linz und Pregarten konnten erst am nächsten Tag mit dem Lokalzug aus Summerau ihre Heimreise antreten.²⁸

Die Löschtechnik machte Fortschritte und Mitte des 19. Jahrhunderts schlossen sich die Bürger in den Städten zu Freiwilligen Feuerwehren zusammen. In Freistadt war es 1870 soweit.²⁹ Große Brandkatastrophen blieben zum Glück seitdem aus.

27 Ebd., S. 1f.

28 Vgl. ebd., S. 2

29 Vgl. Rappersberger 1970, S. 29–40.

QUELLEN UND LITERATUR:

Alpi 1951 = Alpi, Hildegard: Die Geschichte des Bürgerspitals zu Freistadt, Oberösterreich. Unveröff. Dissertation, Graz 1951.

Alram 2004 = Alram, Michael / Emmerig, Hubert / Prokisch, Bernhard u. a.: Katalog der numismatischen Objekte. In: Prokisch, Bernhard / Kührtreiber, Thomas (Hg.): Der Schatzfund vom Fuchsenhof. Weitra 2004, S. 133–229.

Freistädter Geschichtsblätter 1950 = Stadtgemeinde Freistadt (Hrsg.): Freistädter Geschichtsblätter. Heft 1, Freistadt 1950.

Grüll 1952 = Grüll, Georg: Freistädter Chroniken. In: Freistädter Geschichtsblätter 3/1952, S. 18–33.

Grüll 1966 = Grüll, Georg: Zur Geschichte der Brandverhütung und Schadensversicherung in Oberösterreich. In: Jahrbuch des O.Ö. Musealvereines 111/1966, S. 355–398.

Just 2004 = Just, Thomas: Beiträge zur Frühgeschichte der Stadt Freistadt. In: Prokisch, Bernhard / Kührtreiber, Thomas (Hg.): Der Schatzfund vom Fuchsenhof. Weitra 2004, S. 31–41.

MGH SS 9 = Monumenta Germaniae Historica, Scriptorum IX. Hrsg. von Heinrich Pertz, Hannover 1851.

Nößlböck 1951 = Nößlböck, Ignaz: Die großen Brände zu Freistadt in den Jahren 1507 und 1516. In: Freistädter Geschichtsblätter, Heft 2, 1951, S. 64–78.

Rappersberger 1970 = Rappersberger, Othmar: Festschrift 100 Jahre F.F. Freistadt, 1870 – 1970. Freistadt 1970.

Rappersberger 1993 = Rappersberger, Othmar: Freistadt. Weitra 1993.

Ruhsam / Hofstadler 2013 = Ruhsam, Otto / Hofstadler, Christian: Freistadt. Salzburg 2013.

Tages-Post Nr 102 = Tages-Post, Linz, 16. Jg. Nr. 102, 4. Mai 1880.

https://www.dmgh.de/mgh_ss_9/index.htm#page/VI/mode/1up, zuletzt eingesehen am 05.03.2023.

BILDNACHWEISE:

Alle Abbildungen: © Otto Ruhsam.

VON ERDBEBEN, ÜBERSCHWEMMUNGEN, ORKANEN UND ANDEREN KATASTROPHEN: Hallstatts Kampf mit den Elementen

Helga Heist

Am 18. März 1822 kamen am Hallstättersee durch einen Orkan 39 Menschen ums Leben, ein Unglück, das großes Aufsehen erregte. Zeitungen im In- und Ausland berichteten davon. Name für Name scheint in den Sterbematrizen auf, am Rande machte der Schreiber den Vermerk: [...] *die übrigen, zusammen 32, worunter 2 katholische, liegen noch heut zu Tage im See.*¹ Dieser Vermerk war der Anlass für weitere Forschung, wobei sich in der Folge – neben den erwähnten Sterbematrizen der Pfarre Hallstatt – eine Fülle von Material auftrat. Um nur das Wichtigste zu nennen: Der Schriftverkehr zwischen dem k.k. Verweesamt in Hallstatt, dem Pflugs- und Distriktscommissariat Wildenstein und dem k.k. Salzoberamt Gmunden, aus welchem Hergang, Rettungsversuche, Wiederbelebungsmaßnahmen mit dem Rettungsapparat, Flurschäden et cetera hervorgehen; die Spendenaufrufe in verschiedenen Zeitungen zu Gunsten der Witwen und Waisen; das handschriftliche Manuskript von Isidor Engl mit Aufzeichnungen über Elementarereignisse in Hallstatt und Umgebung (bis etwa 1901); Chroniken und diverse Heimatbücher, welche das Zeitgeschehen und die Lebensumstände der Bewohner schildern.

Mit Hallstatt verbinden die meisten von uns die einzigartige malerische Kulisse des Marktes mit dem gleichnamigen See, umgeben von hoch aufragenden Bergen. Andere denken als erstes an den Jahrtausende alten Salzabbau, der einer ganzen Epoche den Namen „Hallstattzeit“ gegeben hat. Nicht umsonst wurde 1997 die Region Hallstatt – Salzkammergut – Salzberg in die Liste des Weltkulturerbes der UNESCO aufgenommen.²

Bis 1890 war Hallstatt nur auf dem Seeweg zu erreichen, von einigen schwierig zu begehenden Saumpfaden abgesehen. Vom gegenüberliegenden Ort Obertraun her führte zwar ein Karrenweg nach Hallstatt,³ doch die Menschen bevorzugten anscheinend den Weg über das Wasser. Wenn der See auch eine Bedrohung für die Bewohner darstellte, so bot er ihnen doch „Broterwerb als Fischer, Schiffer, Bootsbauer [...]“. Dieser See sollte

1 <https://data.matricula-online.eu/de/>: Pfarre Hallstatt, Sterbefälle – Duplikate 1822, 306/1822 / PfmF243-0063.

2 Barta ³2008, S. 183.

3 Urstöger 1994, S. 139; S. 297: 1901: Bau der Straße von Hallstatt nach Obertraun, bisher „Karrenweg“.

auch der Platz sein, wenn sie ihren Gott verehren wollten“, schreibt Rudolf Lehr in seinem schönen Buch über Hallstatt. So entstanden die Seeprozessionen, die alljährlich am Fronleichnamstag viele Besucher anziehen.⁴ Vielleicht war es aber schlicht und einfach Platznot, warum man die Prozession auf den See verlegt hat.⁵

Es gibt jedoch auch eine andere Seite, eine Schattenseite. Die Bewohner dieser traumhaft schönen Gegend führen seit jeher einen Kampf mit den Elementen. In seiner 1901 verfassten „Geschichte von Hallstatt, mit Umgebung“ berichtet der pensionierte k.k. Oberhutmann und spätere Museumskustos in Hallstatt, Isidor Engl⁶, über sieben verschiedene Elementarereignisse, die die Gegend in den vergangenen Jahrhunderten heimgesucht haben. Es ist unter anderem die Rede von Erdbeben, Erdsenkungen, Regengüssen und Überschwemmungen, orkanartigen Sturmwinden, Felsstürzen und Eisbildung auf dem See.

FELSSTÜRZE

Die Gefahr von Steinschlägen und Felsblock-Ablösungen bestand und besteht in Hallstatt permanent. So löste sich um das Jahr 1652 *von der Höhe der Steingrabenschneid ein großer Theil der dortigen Felswand ab*, die Trümmer stürzten herab *durch den Steingraben bis in den See*. 1801, 1802, 1804 und 1824 kam es zu weiteren Felsstürzen, welche große Schäden anrichteten. *Im Jahre 1892 löste sich eine bedeutende Felswand des Waldbacheckes im Hirlatz und rollte seine Trümmermassen in die Wiese des Hallerbauers Franz Hemetsberger nachdem dieselbe vorher den Wald niederstreckte.*⁷ Ähnliche Ereignisse treten im Salzkammergut immer wieder auf, etwa im Winter 2007/08 im Gschlifgaben bei Gmunden, 1982 an der Zwerchwand bei Bad Goisern oder 1920 am Sandling bei Altaussee.⁸

Ein gewaltiger Schuttstrom „erfasste und verschüttete um die Mitte des 4. Jh. v. Chr. weite Teile des Salzbergtales [...] und machte das Tal für Jahre und Jahrzehnte unbesiedelbar. Jedoch führte diese Katastrophe, der wohl auch der „Mann im Salz“⁹ zum Opfer fiel, nicht zum Ende des prähistorischen Salzabbaus. Die Bergleute [...] verlegten lediglich den Abbau an eine geschütztere Stelle“.¹⁰

4 Lehr 1979, S. 155: Solche Prozessionen gibt es nur in Traunkirchen und Hallstatt; Hallstatt: erstmals 1623 beurkundet, 1628 Stiftung.

5 Kurz 2007, S. 137.

6 Kern ²2014, S. 150–152.

7 Engl 1901, fol. 557^v, 6/8: *Felsblock Ablösungen u. Einstürze*.

8 Ehret ²2014, S. 158–159.

9 Kowarik / Reschreiter ²2014, S. 40f: Im Jahr 1734 wurde im Kilbwerk die Leiche eines Mannes gefunden. Man glaubte damals, dass der Tote ein vor 150 Jahren verstorbener Bergmann gewesen sei, worauf er am 3. April 1734 begraben wurde. „Die archäologische Forschung kann heute mit großer Sicherheit davon ausgehen, dass es sich bei dem „Mann im Salz“ um einen Menschen der Älteren Eisenzeit (9.– 4. Jh. v. Chr.) handelt. Er dürfte bei einer Katastrophe im ältereisenzeitlichen Bergbau verschüttet worden sein.“ Vgl. auch Urstöger 1994, S. 87; Komarek 2010, S. 68–75; Erwähnung auch in OÖLA, Hallstatt Hofschreiberamt, HS Nr. 106, *[...]Wochen Pricht von [...] 1728 bis Ausgang deß 1735ten Jahrs*, fol. 517.

10 Ehret ²2014, S. 159.



ERDSENKUNGEN¹¹

„1808: Am 21. Juli wurde abends zweimal eine 3 bis 4 Fuß hohe Schwellung des Sees wahrgenommen, wobei dieser bei 2 Klafter weit aus den Ufern trat. Die Schwellung dauerte jedesmal etwa 8 Minuten und wurde vom Markt bis zur Waldbachmündung in der Lahn beobachtet. Die gleiche Erscheinung wiederholte sich am 24. August nachts. Diesmal wurden gleichzeitig Erderschütterungen verspürt, begleitet von einem heftigen Krachen und Poltern. Bei dieser Erschütterung versanken vor der Salinenschmiede „Im Hof“ 3 Schiffhütten und eine Landfläche von 160 Quadratklaftern im See.“¹² Auf der Salzbergkarte von 1713 sieht man im Vordergrund die bei der oben angeführten „Erderschütterung“ versunkene Halbinsel mit drei Schiffhütten.¹³ (Abb. 1)

Dass die Hallstätter mit diesen Katastrophen, die nicht zuletzt durch die exponierte Lage des Ortes verursacht waren, umzugehen lernten, sieht man an den Maßnahmen, die anschließend getroffen wurden: Zum Schutz des gefährdeten Amtshausgebäudes wurden *mehrere Reihen von 4 bis 5 Klafter langen lerschernen Pfählen* in den verblei-

Abb. 1: Hallstätter Tagrevierkarte von Hans Riezinger, 1713.

¹¹ Vgl. Engl 1901, fol. 558 *Erdsenkungen*.

¹² Urstöger 1994, S. 122.

¹³ Hallstätter Tagrevierkarte von Hans Riezinger, 1713. OÖLA, Karten- und Plänesammlung, Signatur XXII 260a rot. Siehe auch Urstöger 1984, S. 35.

benden Grund an der Seeseite getrieben und der Zwischenraum mit Gimme (Schutt und Steinen) angefüllt.¹⁴

ERDBEBEN

Die Aufzeichnungen Engls beginnen mit *fürchterlichen Erdbeben in ganz Oberösterreich und auch im Salzkammergut in den Jahren 1348 und 1349*, berichten dann über Beben in den Jahren 1622, 1662, 1761, 1779, 1812, 1820, 1835, 1872, 1885 und enden mit einem *stoßartig, mit schußähnlichen Knall* begleiteten Erdbeben am 11. Mai 1895, Samstag Nachmittag.

Zwei Tage vorher versank wiederum *ein Theil des Uferlandes beim Getreidekasten, u. in der Nacht vom 11. auf den 12. Mai brach soviel Seeuferland ein, daß auch die Hälfte der Amtshaus Schiffhütte ihren Grundbau mitgenommen und in Folge dessen, demolirt werden mußte.*¹⁵

REGENGÜSSE UND ÜBERSCHWEMMUNGEN

Engl berichtet von Wolkenbrüchen, Überflutungen und schweren Schäden, die immer wieder Hallstatt verheerten, so zum Beispiel 1572, 1598, 1661, 1736 und 1759. Im Juni 1805 ließ ein Wolkenbruch den Mühlbach derartig ansteigen, dass er *zentnerschwere Steine, altes Gehölz, Baumstämme u. Gürme*¹⁶ mit sich führend, den Markt überschwemmte. Im Sommer 1815 gab es gar drei Hochwässer, und im Februar 1850 *brachte der durch wolkenbruchartigen vorhergezogenen Regen angeschwellte Mühlbach ungeheure Schneemassen mit Steinen, Schutt u. Gehölz mit, [...] welche den oberen u. unteren Marktplatz meterhoch [...] anfüllte, die Wasserkanäle überfüllte, an beiden Marktplätzen, den Badergraben u. Pfarrhausbichl Gräber ausgegraben hat. Zur Versicherung u. Ausräumung der Schotter- und Schneemassen aus den Häusern u. Plätzen kamen zur Aushilfe 100 Mann Pioniere von Linz. Menschenleben ging zum Glück nicht verloren.* 1884 spielte sich Ähnliches ab. Die Konsequenz aus diesen schrecklichen Erfahrungen war die Mühlbach-Verbauung, die *seitens des k.k. Ackerbau Ministeriums [...] um weiteren solchen Gefahr bringenden Elementar-Ereignissen vorzubeugen* angeordnet und in den Jahren 1885 bis 1889 durchgeführt wurde.

Das 19. Jahrhundert war für Hallstatt, was Hochwasser anbelangt, ziemlich unangenehm, denn bereits 1897 folgte Ende Juli die nächste Katastrophe: Nicht nur ganz Hallstatt wurde unter Wasser gesetzt, auch in Obertraun zerstörte die Traun die Koppenthalbahn, *wodurch der Bahnverkehr bis zum Sommer 1898 eingestellt blieb. Die Felder in Obertraun wurden überschwemmt. Die Strömung auf den Feldern war so stark, daß man mit einem Kahn bis zum Stationsgebäude bequem fahren konnte. [...] Der ganze See war mit Bau-, Brenn- u. Brückenholz, entwurzelten Bäumen, Theilen von Geländer, Gebäuden,*

¹⁴ Engl 1901, fol. 558.

¹⁵ Engl 1901, fol. 547–548. In der Sonntagsbeilage der Linzer Tagespost Nr. 25, vom 18.06.1911, S. 17–19, beschreibt der Linzer Schuldirektor Hans Commenda in seinem Artikel „Einiges über Erdbeben und den Erdbebenmeldedienst in Oberösterreich“ manche der erwähnten Ereignisse.

¹⁶ Schraml / Stummer 2007, S. 99: Als Girm bezeichnet man Baumstrünke, wenn sie samt den Wurzeln vom Wasser mitgerissen und dann angeschwemmt werden.



Einrichtungsstücken, theilweise ganz bedeckt. Am 31. Juli 1897 war der Wasserstand bei 2 Meter über die normale Seehöhe. Schon Ende August 1899 erfolgte eine abnormalige Überschwemmung ganz Hallstatt[s] in Folge von eingetretenen starken Regenwetter u. theilweisen Wolkenbruch, wodurch besonders an den an den Berg angebauten Häusern großer Schaden entstand. Im Monat September 1899 wiederholte sich obige Wasserkatastrophe. Alle Brücken u. Stege wurden von Hochwasser fortgerissen, Wiesen u. Felder überschwemmt. Laut Chronist ist nur der Eisenbahn im Koppenthal nichts geschehen, da dieselbe nach der Zerstörung im Jahre 1897 stellenweise überlegt und circa 15 Meter höher angelegt wurde.¹⁷

Abb. 2: Hallstätter See, Südteil mit Hallstatt und Obertraun (Urmappe).

STÜRME

Immer wieder verursachten Stürme Schiffbrüche auf den Salzkammergut-Seen, so wie etwa 1677, acht Tage nach Ostern, als auf dem Traunsee drei Hallstätter Fuderfuhren untergingen;¹⁸ aus dem 18. Jahrhundert sind mehrere Starkwindereignisse überliefert, und 1793 sanken auf dem Traunsee sturmbedingt sechs Hallstätter Salzschiffe. Zum Glück waren bei all diesen Katastrophen keine Menschenleben zu beklagen.¹⁹

¹⁷ Engl 1901, fol. 551, 552.

¹⁸ Ebd., und fol. 553.

¹⁹ Urstöger 1994, S.110.

1817 wird erstmalig von einem Todesopfer berichtet – ein Arbeiter kenterte mit seinem Boot auf der Heimfahrt auf dem Hallstättersee²⁰ –, bevor die Schiffskatastrophe im März 1822 39 Todesopfer forderte. Engl beschreibt das Ereignis folgendermaßen:

Im Jahre 1822 den 18. März Abends 5 Uhr, während 6 Fuhren²¹ Obertraunerleute nach Hause fuhren, die zuvor dem Begräbniß der evangel. Schulmeisters Gattin Hinterer in Hallstatt beiwohnten, ein plötzlicher sehr gewaltiger Sturmwind ausbrach, welcher mitten am See gleich zwei Bletter [Plätten] mit den Insassen umstürzte, zwei Fuhren mit Wasser anfüllte u. die darin befindlichen Personen in den See geschleudert. Die erste besetzte Fuhr, worin nur Katholiken waren, kam noch glücklich ans Land. Eine Fuhrvoll Leute hat sich nach dem Wind gewendet, welcher dieselben nach Lahn getrieben u. dort aufs Land geworfen hat. Man hat zur Hilfeleistung von Hallstatt aus eine Zille genommen, womit zuerst ein Mann, dessen Weib u. Tochter, u. noch eine Weibsperson aus den Wellen gerettet, wovon aber nur die benannte Tochter (ein junges Mädchen), das Leben erhielt. Hernach sind noch 3 Männer u. ein Knabe lebend gefunden worden, welche bei dem Amtsdienner Josef Gruber in Lahn über Nacht untergebracht, am nächsten Tage nach Hause begleitet wurden. 39 Personen fanden leider in den Wellen ihren Tod.

Zur Erinnerung dieses Unglückes wurde bei der sogenannten Kreuzwiese zu Grub nahe am Seegestade eine steinerne Gedenksäule errichtet.²²

Auch im weiteren Verlauf des 19. und dann auch im 20. Jahrhundert wird immer wieder von heftigen Stürmen berichtet, die meistens aus Richtung Süden kamen: Die Linzer Tagespost berichtet in der Ausgabe vom 22. Oktober 1885: „Der am 15. d. um 10 Uhr früh hier eingetretene Südostwind hat große Verheerungen und Schaden hervorgerufen.“²³

DER 18. MÄRZ 1822 – EIN TAG DES SCHRÖCKENS UND DES JAMMERS²⁴

Ein Trauertag war es für den allseits bekannten evangelischen Schullehrer von Hallstatt und Obertraun, Mathias Hinterer²⁵, denn an diesem Tag fand das Begräbniß seiner Frau Anna²⁶ statt. Am selben Tag sollte auch die ebenfalls aus Obertraun stammende Eva Stinitzer in Hallstatt, im evangelischen Rayon nahe der St. Michaelskirche, bestattet werden.²⁷ So kam an diesem Montag Nachmittag in dem kleinen Ort Obertraun, der gegenüber von Hallstatt liegt, eine große Trauergemeinde zusammen, um über den See nach Hallstatt zu fahren und die beiden Frauen auf ihrem letzten Weg zu begleiten. Im

20 Engl 1901, fol. 553.

21 Die traditionellen Zillen bzw. Plätten werden als „Fuhren“ bezeichnet.

22 Engl 1901, fol. 553.

23 Linzer Tages-Post Jg. 21, Nr. 242 vom 22.10.1885, S. 3.

24 OÖLA, SA 1822, Nr. 904, Fasz. 16: Schreiben Dr. Götz vom 19. März 1822, an Hofrat Lenoble.

25 Engl 1901, fol. 459: Anno 1794 [wurde] Mathias Hinterer am 10. August als evangelischer Schulmeister eingeführt u. versah diesen Dienst durch 61 Jahre. Er starb den 27^{ten} Dezember 1855.

26 www.matricula-online.eu: Pfarre Hallstatt, Signatur 306/1822. Sterbefälle – Duplikate 1822, PfmF 243-0061: Den 16.^{ten} März um ½ 10 Uhr früh, Obertraun 27. Die Ehrngeachte Frau Anna Hinterin, geb. Edlinger, Müllermeisterin und Schul-Lehrerin, 62 Jahre, protest., an der Nervenschwindsucht [gestorben], am 18. März begraben worden.

27 Urstöger 1984. S. 198: „1846. Die Protestanten von Obertraun und Winkel erhielten einen eigenen Friedhof. Vorher mußten die Leichen von Obertraun nach Hallstatt in den gemieteten katholischen Friedhofsteil überführt werden.“ Siehe auch: Engl 1901, fol. 448b.

Anschluss an das Begräbnis hielt Pastor Wehrenpfennig im Bethaus²⁸ eine Predigt; währenddessen begann es sanft zu regnen, aber der See war ruhig.²⁹ Gegen halb fünf Uhr³⁰ war die Feier beendet, die Trauergäste strömten heraus aus dem Bethaus und sammelten sich zur Rückfahrt nach Obertraun. Doch jetzt zeigten sich am Himmel dunkle Wolken „mit den Zeichen eines starken Windes“³¹. Sechs Zillen³² waren fahrbereit und machten sich – zumal der See spiegelglatt war – rasch auf den Weg. Ein Großteil der Leute dachte, es noch vor dem aufkommenden Sturm zu schaffen, die anderen beschlossen zu warten.³³

Als die Zillen in die Mitte des Sees kamen, brach das Unheil los. Es *erhob sich unter heftigem Blitz und Donner ein so gewaltiger Sturm, daß der ganze See plötzlich für jeden darauf befindlichen Menschen in Tod verkündenden Aufruhr war.*³⁴ Über das folgende tragische Geschehen auf dem See gibt es mehrere Berichte. Aber in einem sind sich die Quellen einig, nämlich, dass der Orkan so plötzlich auftrat, dass er *alle Einwohner in Furcht und Schrecken setzte; [...] Viele Häuser wurden ihrer Dächer entblößt; die schönsten Fruchtbäume niedergerissen; nur wenige Wohnungen trugen keine Schäden davon. Noch fürchterlicher [...] wüthete dieses Ungewitter auf dem Hallstädter See. Die sechs Schiffe wurden durch die Gewalt des Sturmes und hohen Seewogen in einer Zeit von 3 Sekunden umgeworfen. [...] Das Elend der Familien, welche aus ihrer Mitte einen, oder mehrere Ertrunkene beweinen, ist grenzenlos, indem durch dieses Unglück 38 Kinder zu Waisen wurden.*³⁵

Vom evangelischen Lehrer Nadler aus Gosau stammt folgende Aufzeichnung:

*1822. Der 18^{te} März 1822 /es war Montag./ war für die Bewohner der Obertraun ein Tag des Schreckens und Jammers, ein Tag der für manche Familie daselbst großes unbeschreibliches Unglück und Herzenleid brachte. [...] Gleich nach Beendigung [der Leichenfeier] fuhren 5 bis 6 Blatten voll Leichenbegleiter von Hallstatt ab, um in ihrer friedlichen Heimath bald anzukommen. Allein mitten auf dem See überfiel sie ein sehr heftiger u. gewaltiger, mit Donner und Blitz begleiteter Orkan oder Sturmwind, der 40 bis 42 Personen aus diesen Blatten in die wüthende See warf, und die ohngeachtet aller angewandten Mühe sich zu retten, in dem Abgrund des tiefen Sees ihr Grab finden mußten. Aus einem Hause ertranken 5 bis 6 Personen, aus einem andern 4. Männer riefen nach ihren Weibern, Ältern nach ihren Kindern, und Kinder um ihre Mütter u. Väter. Meistens waren es Weiber und Kinder.*³⁶

28 Chronik 1985, S. 5–8: „1785 wird ein evangelisches Bethaus gebaut, in dem alle vier Wochen durch den Goiserer Pastor Gottesdienst gehalten wird. An den übrigen Sonntagen finden Lesegottesdienste durch Lehrer M[athias] Hinterer statt.“ Vgl. auch Schießler 2017, S. 274: Anstatt eines Turmes war an der Vorderseite des Bethauses ein großes schwarzes Kreuz angebracht, welches man von der Seeseite her schon von weitem erkennen konnte.

29 Kurz 2007, S. 75.

30 OÖLA, SA Gmunden, 1822, Nr. 904, Fasc. 16: Schreiben k.k. Verweesamt (Verwaltung) Hallstatt, vom 19. März 1822; ebenso Amt Wildenstein; vgl. auch Kurz 2007, S. 75. Nach Urstöger 1984, S. 172–173, endete die Trauerfeier um 15 Uhr 30.

31 Urstöger 1984, S. 172–173.

32 OÖLA, SA Gmunden, Sch. 904, Fasc. 16: Anzeige des k: k: Pflegamts und Distr: Coats: Wildenstein vom 20. März 1822; nach Urstöger 1984, S. 172–173, waren es acht Fuhren.

33 Urstöger 1984, S. 172–173.

34 OÖLA, SA Gmunden, Sch. 904, Fasc. 16: Schreiben Dr. Götz vom 19. März 1822, an Hofrat Lenoble.

35 Ebd., Anzeige des k.k: Pflegamts Wildenstein vom 20. März 1822.

36 OÖLA, Kalender vom Jahr 1800 mit Eintragungen von 1808 bis 1836, verfasst vom evangelischen Lehrer Nadler in Gosau, S. 115–116.

„Ein Blitzstrahl und ein Donner ging, und der heftigste Windstoß vereinigte sich in diesem Moment. Die Welle wogte nicht wie sonst bei einem Sturm. Es war, als wenn der Wind auch aus der Tiefe gekommen und das Wasser emporgeholt und vor sich hingeschleudert hätte. Dieser riesige Wasserschwall fiel nun mit ganzer Gewalt auf die Schiffe hin. Es war den Opfern unmöglich, sich zu halten. Nur einem Knaben gelang es, auf dem umgestürzten Schiffe den Wellen zu entrinnen, sowie auch einem Mann, der zweimal das umgestürzte Schiff wieder bestieg und jedes Mal mit der Linken sein Weib und mit der rechten seine Tochter griff und hinauszog.“ Über 20 Häuser in Obertraun hatten Opfer zu beklagen. Ein Siebtel der Bevölkerung kam in den Fluten um. „Was für ein Jammergeschrey in Obertraun war, ist nicht zu beschreiben und nicht zu denken.“³⁷

Der todesmutigen Besatzung einer Neunerzille gelang es, neun Personen aus den tobenden Fluten zu retten. Man brachte sie an Land zum *Amthaus Schiffhütte*, fünf der Verunfallten blieben *durch thätige Hülfe des Amtsdieners* am Leben. Drei Personen, zwei Frauen und ein zwölfjähriges Mädchen wurden *scheintodt und erstarrt zum Chirurgen Löcker gebracht*, wo – Glück im Unglück – der Salinenarzt Dr. Götz³⁸ von Bad Ischl zur Stelle war und professionelle ärztliche Hilfe leistete. Der Zufall wollte es, dass Dr. Götz an diesem Tag zum sterbenskranken Bader Löcker gerufen worden war. Er kam gegen halb fünf Uhr bei ruhigem See in Hallstatt an, um nach seinem Patienten zu sehen. Bader Löcker wäre an diesem Tag gar nicht einsatzfähig gewesen. Nach eigenen Angaben wendete Dr. Götz *mit 20 arbeitenden Personen alle Rettungsversuche durch dritthalb Stunden unausgesetzt an, und konnte leider das Leben in den beyden Weibern nicht mehr erwecken. Das zwar stark fließende Blut aus den eröffneten Halsblutadern war eisig kalt. Nach ¾ Stund kehrten Zeichen des Lebens in dem Mädchen zurück, dem die fürchterlichsten Convulsionen 2 St. lang folgten, von den sie dann auch befreyet, und nun ausser Gefahr ist. Es ist jetzt 3 Uhr Morgens – der anbrechende Tag wird die Zahl der unglücklichen Opfer sagen*, schreibt der ohne Zweifel erschöpfte Arzt an Hofrat Lenoble.³⁹

Bei dem geretteten Mädchen handelte es sich um Maria Edterin (Eder), Tochter des Mathias Eder. Vater und Tochter überlebten, die Mutter nicht: „Maria Edterin, Weib des Mathias Eder, Aufsätzer, am 18. gefunden und nicht mehr zum Leben geworden“.⁴⁰

Am Tag nach dem Unglück gab der See noch einige Leichen frei, alle anderen wurden nie gefunden.

Die Todesopfer sind *8 Männer und Väter; 18 Weiber und Mütter; 2 erwachsene männliche Kinder; 8 erwachsene weibliche Kinder; 1 minderjähriges männliches Kind; 2 minderjährige weibliche Kinder*. Gerettet wurden: *1 Mann und Vatter; 1 erwachsenes männliches Kind, 1 erwachsenes weibliches Kind; 1 minderjährig männliches Kind*.⁴¹

37 Kurz 2007, S. 75–78.

38 Schematismus 1822, S. 39: „Jos. Götz, zweyter Kammergutsphysikus zu Ischl“; vgl. auch Guggenberger 1962, S. 188: Götz, Joseph, Dr., geboren 1774 in Wien, Ehrenbürger, gestorben 1839 in Ischl. Im Jahr 1828 erhielt Dr. Götz für seine Bemühungen um die Pockenschutzimpfungen eine Impfprämie in Höhe von 150 Gulden. [siehe auch den Beitrag in diesem Band „Von Impfverweigerung bis Impfrevolte: Die Blattern und die Widerstände gegen die Impfung in der Herrschaft Stauf zu Beginn des 19. Jahrhunderts“].

39 OÖLA, SA Gmunden, 1822, Nr. 904, Fasz. 16: Schreiben Dr. Götz vom 19. März 1822 an Hofrat Lenoble.

40 Urstöger 1984, S. 172–173, Gerettete: [6], u.a.: „Mathias Eder, Aufsätzer, Maria, dessen Tochter, 10 [lt. Matriken 12 Jahre] alt.“

41 OÖLA, SA Gmunden, 1822, Nr. 904, Fasc. 16: Schreiben k.k. Verweesamt (Verwaltung) Hallstatt, vom 19. März 1822 an das *hochlöbl. k. k. Salzoberamt Gmunden*.

Am Mittwoch, dem 20. März, beerdigte Pastor Wehrenpfennig die sechs Evangelischen unter den Gefundenen in der „traurigsten Amtshandlung, die er je gehabt“.⁴²

Die Schuldfrage war kein Thema: In einem vom Gebirge umschlossenen Ort wie Hallstatt muss man mit extremen Witterungsverhältnissen und ihren Auswirkungen rechnen. „Ersaufen oder von einem Stein erschlagen werden“, sei das Schicksal der Hallstätter, sagt man.⁴³ Das sah auch Hofrat Lenoble⁴⁴, der Direktor des Salzenoberamtes in Gmunden, ähnlich und schreibt einen Aktenvermerk, wo er von einem *schauerlichen Unglücksfall* [spricht], *den weder Nachlässigkeit, noch Leichtsinn, sondern einzig nur ein ganz unvorgesehener Elementar Zufall, und das, daß die Gewitterwolken lange hinter dem Hochgebirge versteckt waren, herbeyführte*.⁴⁵

Die größte Sorge bereitete dem zuständigen k.k. Pflögamt und Distriktskommissariat Wildenstein die Versorgung der 38 Kinder, die sozusagen von einer Minute auf die andere zu Halb- oder Vollwaisen geworden waren.⁴⁶ Deshalb wandte sich das Amt umgehend an die benachbarten Distriktskommissariate mit der Bitte um Spenden für die armen Waisen. Pflöger Sacherpök⁴⁷ versicherte im Schreiben an das Salzenoberamt, *daß man in Hinsicht der einstweiligen Verpflegung der obangezeigten Personen, welche sich ihr Brod noch nicht selbst erwerben können, alle nöthige Fürsorge getroffen hat, doch bitte man um gütige Unterstützung, sey es auf was immer für eine gnädige, und wohlthätige Weiß!* Gleichzeitig wurde der Fall der Landesregierung und dem k.k. Traunkreis bekanntgegeben, damit auch von dort Sammlungen eingeleitet werden konnten.⁴⁸

Ein Mittel, Spenden zu lukrieren, war der Bericht des Unglücksfalls in mehreren Zeitungen samt Spendenaufruf. Die Ausgabe der Linzer Provinzial Zeitung vom 12. April 1822 bringt das Unglück auf der Titelseite: „In diesem ruhigen Augenblicke riß der in heftigen Stößen über das Hochgebirge aus wetterschwangern, blitzenden Wolken (die kurz zuvor noch hohe Felsenwände den Segelnden verbargen) herabbrechende Sturm die auf spiegelglattem See rudern den Schiffe und die noch im stillen Andenken an die Verblichene versunkene Gemeinde schneller, als dieß der Gedanke des Menschen fassen kann, auseinander, und der augenblicklich in hochgethürmte Wogen aufgeschäumte See verschlang in weniger als 3 Secunden, im Angesichte der heftig erschrockenen Uferbewohner, alle sechs Schiffe. Vierzig Menschen stürzten in den offenen Schlund tief gefurchter Wellen, nur neun derselben vermochten die muthvollsten Einwohner des Marktes Hallstadt, unter dem eigenen Kampfe mit dem Tod verbreitenden Elemente an's Ufer herbeyzuziehen.“⁴⁹

42 Kurz 2007, S. 75–78.

43 Lehr 1979, S. 49.

44 Schematismus 1822, S. 38–39, S. 44: „Joseph Lenoble v. Edlersberg, wirklicher k.k. Hofrath und Salzenoberamtmann in Oesterreich ob der Enns, wie auch Oberpflöger v. Wildenstein“.

45 OÖLA, SA Gmunden, 1822, Sch. 904, 14–19, N. 16 de ao:1822: Aktenvermerk Hofrat Lenoble.

46 Urstöger 1994, S. 194: Erst im Jahre 1853 wurde eine „Kleinkinder, Bewahr- und Erziehungsanstalt“ errichtet; bis dahin waren die Kinder, bei denen beide Elternteile berufstätig waren, meist sich selbst überlassen.

47 Schematismus 1822, S. 44: „Carl Sacherpök, Pflöger und Landgerichtsverwalter des k.k. Pflögamtes Wildenstein“.

48 OÖLA, SA Gmunden 1822, Nr. 904, Fasz. 16: Schreiben des k.k. Pflögamtes und Distriktskommissariats Wildenstein vom 20. und 27. März 1822 an das k.k. Salzenoberamt Gmunden. *Unter den beanzeigten 38 vater- oder mutterlose Waisen befinden sich 11 Kinder unter 7 Jahren, 8 Kinder unter 14 Jahren (unmündige) 12 Minderjährige (unter 24 Jahre), 7 Großjährige (über 24 Jahre.) Darunter befinden sich 26 Arealwaisen, welche einer Hilfe und Unterstützung bedürfen.*

49 Kaiserlich Königlich privilegierte Linzer Zeitung Nr. 29, 12.04.1822 Titelseite.

Auch die Wiener Zeitung vom 16. April 1822 widmete sich ausführlich dem Thema und konnte am 22. April schon die ersten Spendeneingänge in Höhe von 60 Gulden vermelden; am 24. Mai langten 438 Gulden ein.⁵⁰ Sogar die Leipziger Zeitung brachte die Unglücksmeldung und rief zu Spenden auf.⁵¹

Kaiser Franz I. ließ den Hinterbliebenen eine „außerordentliche Gnadenunterstützung zukommen; der Hofkammerpräsident Graf Chorinsky initiierte eine Sammlung. Dabei kam durch Sammelgelder aus dem Kammergut selbst und der Wiener Zeitung ein Betrag von 6000 Gulden zusammen.“⁵² Im Juli 1823 gingen beim Pfleggericht zu Wildenstein an nachträglichen Spenden für die Waisen weitere 5938 Gulden W. W. [Wiener Währung] und 1198 Gulden C. M. [Conventional Münze] ein.⁵³ Über Hofrat Lenobles Antrag verdoppelte die Hofkammer überdies die Waisenprovisionen, es geschah daher alles, um ihr Los zu mildern.⁵⁴

Die möglichst drastische Beschreibung des Unglücksfalles in den Zeitungen hatte aber noch einen anderen Zweck, nämlich auf die Rettungs- und Wiederbelebungsversuche hinzuweisen, wie zum Beispiel im „Oesterreichischen Beobachter“: Nach Schilderung des Unglücks folgt der Hinweis auf die unermüdlichen Wiederbelebungsversuche durch den Kammerguts-Physiker Dr. Götz, „unter der eifrigsten Mitwirkung des Herrn Kasse-Controllors Deubler in Hallstadt, welcher letzterer sich auch überhaupt bei Ausholung der Ertrunkenen verdienstlich gemacht hat, vereint mit den Bewohnern des Marktes.“⁵⁵

Auch im Schreiben an die *hohe Behörde* erwähnt k.k. Oberamtsrat Dr. Wolf, *daß der Herr Cammergutsphysiker [Götz] mit schneller, und unermütheter Thätigkeit, mittelst des von hoher Hofstelle hiezu vorgeschriebnen Rettungs Apparates bis in die Späte Nacht sich mit großer Anstrengung zur möglichsten Hervorrufung des Lebens der aus dem Wasser herausgeholtten Unglücklichen verordnet, und durch seinen Eifer, und Kenntniße eines dieser Individuum wieder zum Leben erweket habe, welche [...] Handlung man zu hoher Behörde gelangen zu lassen, sich verpflichtet haltet.*⁵⁶

In den Hofdekreten aus den Jahren 1797 und 1799⁵⁷ werden die Gesetze zur Lebensrettung ganz ausführlich behandelt. Zur Rettung von Erstickten beziehungsweise Ertrunkenen wurde unter anderem ein Blasbalg verwendet, mit dem man dem Verunglückten

50 Ebd., S. 129: Spendeneingang 60 fl.; ebd., Nr. 41, 24.05.1822, Titelseite: Spendeneingang 438 fl. 25 kr.; Oesterreichisch Kaiserliche privilegierte Wiener Zeitung Nr. 87, 16.04.1822. „Ober-Oesterreich“, Spendenaufruf für Gmunden und Linz.

51 Leipziger Zeitung Nr. 80, 24.04.1822, S. 898–899;

52 Schraml 1936, S. 114.

53 OÖLA, SA Gmunden 1823, Sch. 915, 12–16: Liste über die beim Pflögeramt Wildenstein eingelangten Beträge.

54 Schraml 1936, S. 114; Kurz 2007, S. 78; Urstöger 1984, S. 172–173.

55 Oesterreichischer Beobachter Nr. 105, 15.04.1822, S. 437–438; Kaiserlich Königlich privilegierte Linzer Zeitung Nr. 29, 12.04.1822, Titelseite.

56 OÖLA, SA Gmunden, 1822, Sch. 904, 14–19, N. 16 de ao:1822: [6.] April 1822, 1392/110. Aktenvermerk des Dr. Wolf; Schematismus 1822, S. 39: „Franz von Wolf, k.k. Oberamtsrath und erster Kammerguts=Physikus und Referent in Sanitäts-, Pensions- und Provisions-Sachen zu Gmunden“.

57 Verordnungen Franz II, 11. Band S. 117–130, Hofdekret vom 18. September 1797; ebd., 14. Band, S. 50–58, Dekret für Niederösterreich vom 22. Februar 1799, Nr. 17: „6. Wenn der Erstickte dabei noch nicht Athem hohlt, so muß man ihm Luft einblasen, entweder sogleich mit dem Mund, oder durch einen Blasebalg. Man hat zu diesem Behufe eigene Blasebälge, die mit einer dünnen, biegsamen Röhre versehen sind. Die Röhre wird in den Mund, oder wenn selbiger verschlossen seyn sollte, in die Nase, 2 bis 3 Zoll tief, hineingesteckt. Indem man nun durch den Blasebalg Luft einbläht, so wird diese ganz leicht in die Brust getrieben, wenn man den Mund, oder die Nase, um die Röhre fest zudrückt.“

Luft einblies. Ebenso wurden „Nothfallkasten“ (der Vorläufer des Erste-Hilfe-Koffers) angeschafft, besonders für Orte, die an einem Gewässer liegen. Genauere Hinweise auf einen „Rettungsapparat“ sind erst ab 1827 zu finden. Möglicherweise war mit dem „vorgeschriebenen Rettungsapparat“ der in den Dekreten angeführte Blasbalg gemeint. Interessanterweise hat Dr. Götz in seinem sonst so ausführlichen Schreiben einen Rettungsapparat nicht erwähnt. Für eine Lebensrettung wurde bereits seit Maria Theresia eine Prämie von 25 Gulden ausgesetzt. Allerdings musste sie einwandfrei belegt und in den Zeitungen veröffentlicht werden.

In Bezug auf die von Isidor Engl aufgezeichneten Elementar-Ereignisse hat sich in der Zwischenzeit ein interessanter Aspekt aufgetan. In der Welterbeausgabe der Zeitschrift „Sonius“⁵⁸ aus dem Jahr 2013 wurde erstmals über Seekernbohrungen im Hallstättersee berichtet. Ein Team des Naturhistorischen Museums in Wien, unter der Leitung von Kerstin Kowarik, führte in 125 Metern Tiefe Probebohrungen durch. Durch Vermessung des Seebodens hofft man auf Informationen über extreme Umweltereignisse und ihren Einfluss auf das Leben der Menschen.⁵⁹

Man darf gespannt sein, welche Ergebnisse im Zuge dieses Projektes an den Tag kommen.

QUELLEN UND LITERATUR:

Barta 2008 = Barta, Bernhard: Künstler & Kaiser im Salzkammergut. Wien 2008.

Chronik 1958 = Chronik der evangelischen Pfarrgemeinde A.B. Hallstatt/Obertraun. Den Glauben leben. 1785–1985. Hallstatt 1985.

Ehret 2014 = Ehret, D.: Das Ende des hallstattzeitlichen Bergbaus. In Kern, Anton / Kowarik, Kerstin / Rausch, Andreas W. u. a.: Salz-Reich: 7000 Jahre Hallstatt. Wien 2014, S. 158–159.

Engl 1901 = Engl, Isidor: Geschichte von Hallstatt mit Umgebung. Hallstatt 1901, II. Theil. OÖLA, handschr. Manuskript.

Guggenberger 1962 = Guggenberger, Edmund: Oberösterreichische Ärztechronik. Linz 1962.

Kern 2014 = Kern, Anton: Isidor Franz Engl, 1832–1918. In: Kern, Anton / Kowarik, Kerstin / Rausch, Andreas W. u. a.: Salz-Reich: 7000 Jahre Hallstatt. Wien 2014, S. 150–152.

Komarek 2010 = Komarek, Alfred: Salzkammergut. Reise durch ein unbekanntes Land. Wien 2010.

Kowarik / Reschreiter 2013 = Kowarik, Kerstin / Reschreiter, Hans: Hallstatt. Forschen am Seegrund. In: Sonius. Archäologische Botschaften aus Oberösterreich, Welterbeausgabe 2013, S. 3–4

Kowarik / Reschreiter 2014 = Kowarik, Kerstin / Reschreiter, Hans: Der Mann im Salz. In: Kern, Anton / Kowarik, Kerstin / Rausch, Andreas W. u. a.: Salz-Reich: 7000 Jahre Hallstatt. Wien 2014, S. 40–41.

Kurz 2007 = Kurz, Michael: Geschichte(n) vom Salzkammergut. Weitra 2007.

Lehr 1979 = Lehr, Rudolf: Hallstatt. Linz 1979.

Schematismus 1922 = Kaiserlich-Königlicher Schematismus des Erzherzogthums Oesterr. ob der Enns auf das Jahr 1822. Erster Theil. Linz o.J.

58 Vgl. Kowarik / Reschreiter 2013.

59 <https://www.energieleben.at/projekt-facealps-in-hallstatt/>: Ausführliche Beschreibung des Projektes.

Schießer 2017 = Schießer, Heinz: „Wir gehen, aber wir kommen wieder“. Linz 2017.

Schraml 1936 = Schraml, Carl: Das oberösterreichische Salinenwesen von 1818 bis zum Ende des Salzamtes im Jahre 1850. Band 3. Wien 1936.

Schraml / Stummer 2007 = Schraml, Carl / Stummer, Rupert (Hrsg.): Salzkammerguts Lexicon: Handschriftliche Urversion verfasst von Hofrat Gigant 1768/1769; handschriftlich neu verfasst von C. Schraml, als Salzkammergut Lexikon 1936; [für Jung Und Alt]. Salzburg 2007.

Urstöger 1994 = Urstöger, Hans Jörgen: Hallstatt-Chronik. Hallstatt 1994.

Verordnungen Franz II. = Sr. K.K. Majestät Franz des Zweyten politische Gesetze und Verordnungen für die oesterreichischen, böhmischen und galizischen Erbländer auf allerhöchsten Befehl und unter Aufsicht der höchsten Hofstellen herausgegeben. Band 1–26. Wien 1793–1808.

Bestände des Oberösterreichischen Landesarchivs

<https://data.matricula-online.eu/de/>

<https://www.energieleben.at/projekt-facealps-in-hallstatt/>

Alle Links zuletzt eingesehen am 24.03.2023.

BILDNACHWEISE:

Abb. 1: OÖLA, Karten- und Plänesammlung, XXII 260a rot (Ausschnitt)

Abb. 2: Quelle: Land Oberösterreich – data.ooe.gv.at

DAS HOCHWASSER 1899 IM SPIEGEL DER PRESSE

Fritz Fellner

DIE KATASTROPHE BEGINNT

Die Witterung im August des Jahres 1899 war in Oberösterreich vorwiegend trocken, die Wasserstände der Donau sanken bis auf beinahe einen Meter unter Null, am 28. August maß man zum Beispiel in Linz 93 Zentimeter unter Null.¹ Im September änderte sich das Wetter: Am 5. September berichtet das Linzer Volksblatt von Unwettern und Starkregen in ganz Oberösterreich,² und am 4. September war die Donau schon um einen halben Meter gestiegen: auf 49 Zentimeter unter Null,³ am 5. auf 10 unter Null⁴, und am 12. September bereits auf 98 ober Null.⁵

Explizit berichteten die Zeitungen ab 13. September ausführlich über steigende Pegelstände bei Inn und Traun und anhaltenden Regen. In Steyr waren bereits Enns- und Ortskai überflutet – die Enns war in kurzer Zeit um zwei Meter gestiegen.⁶

Ab 12. September 1899 zeigten sich bereits die ersten unheilvollen Anzeichen eines bevorstehenden Hochwassers im gesamten Land. Das Linzer Volksblatt berichtet darüber ausführlich:⁷

„Der seit einer Anzahl von Tagen anhaltende Regen droht neuerdings für Theile unseres Landes unheilvoll zu werden. Es sind uns gestern [...] folgende Depeschen zugekommen:

Altmünster, 12. September. Heute regnet es den ganzen Tag in Strömen, der See ist bedeutend gestiegen und aus den Ufern getreten. Soeben sind von oben Telegramme angekommen mit der Weisung, die Häuser am See zu räumen. Die Bahnverbindung nach Ischl ist bereits unterbrochen, der 5 Uhr-Zug geht nur mehr bis Traunkirchen. Noch ist keine Aussicht, daß der Regen nachlasse.

Ebensee, 12. September, 4 Uhr 45 Minuten nachmittags. Große Ueberschwemmung. Der Bahnverkehr von Gmunden bis Ischl eingestellt. [...]

Ebensee, 12. September, 5 Uhr 20 Minuten abends. Stationsgebäude, Fabriken und viele Wohnhäuser stehen im Wasser. Die Straße nach Ischl ist überschwemmt. Die Traunbrücke ist gesperrt. Das Wasser steigt noch immer rapid. Anhaltender Gußregen. [...]

1 Linzer Volksblatt Nr. 197, S. 6.

2 Linzer Volksblatt Nr. 203, S. 4.

3 Ebd., S. 6.

4 Linzer Volksblatt Nr. 204, S. 6.

5 Linzer Volksblatt Nr. 209, S. 6.

6 Ebd.

7 Linzer Volksblatt Nr. 210, S. 4.



Abb. 1: Hochwasser in Gmunden.

Ischl, 12. September. Infolge anhaltenden Regens sind die Traun und die Ischl mächtig angeschwollen, [...]

Gmunden, 12. September. 6 Uhr abends. Reichsstraße zwischen Ischl und Ebensee überschwemmt, die Straße nach Rinnbach überflutet; Delogierungen vorgenommen. Bahnhof Ebensee 15 Centimeter unter Wasser, Verkehr eingestellt, Platz in Gmunden theilweise inundiert. Der Langbathsee riß einige Dämme durch. Die Bewohner von Weyer und Untertraunstein mußten delogiert werden.

Mondsee, 13. September. Mondsee in Wasser! Brücken abgetragen, Bahnverkehr eingestellt. Es regnet fort.

Wels, 13. September. Großes Hochwasser! Die Nothbrücke über die Traun ist in größter Gefahr. Das Wasser reicht schon auf Handbreite an die Brücke. Dieselbe wurde heute nachts beschwert, um ihre Widerstandskraft zu erhöhen. Kohlstatt und Aschet auf der Thalheimer Seite sind bereits überflutet.

Kremsthal. Der Gesamtverkehr der Kremsthalbahn in der Strecke Traun-Klaus-Steyrting und Unterrohr-Bad Hall ist wegen Hochwasser bis auf Weiteres eingestellt. Der Verkehr Linz-Traun ist aufrecht.

Mattighofen, 13. September. Wegen Hochwasser wurde der Bahnverkehr zwischen Steindorf und Braunau eingestellt.“⁸

Die Pegelstände standen nun unter genauester Beobachtung, die Wasserstandsdespeschen aus Salzburg, Braunau, Schärding, Steg am Hallstättersee, Gmunden, Wels und

⁸ Ebd., S. 5.

Steyr verhiessen nichts Gutes: Pegel bei anhaltendem Regen überall stark steigend.⁹ Der Wasserstand der Donau in Linz war der Hauptindikator. Allein vom 12. auf den 13. September stieg hier das Wasser von 98 Zentimeter ober Null auf 220 Zentimeter.¹⁰ Die Berichterstatte in den Lokalblättern vermuteten zu diesem Zeitpunkt schon, dass das Hochwasser schlimmer werden würde als dasjenige von 1897. „Wasserstand an der Traunbrücke in Kleinmünchen 8 Uhr früh 370 Cm.; 12 Uhr mittags 410 Cm.; 2 Uhr nachmittags 430 Cm. Der Wiener-Damm von der Traunbrücke aufwärts reicht nur bis 460 Cm., daher abends für den gesammten Ort Kleinmünchen eine Ueberschwemmung in sicherer Aussicht steht.[...] Das jetzt drohende Hochwasser dürfte größer werden als das im Jahre 1897.“¹¹

In Steyr waren „einzelne Stadttheile abgeschnitten und in großer Gefahr. Der Bürgermeister hat sich um Hilfe an das Pionnier-Bataillon gewendet.“¹² 14 Bahnstrecken waren bereits unterbrochen, die Mühlkreisbahn zwar noch nicht, jedoch stand die Überschwemmung bei Rottenegg und damit die Sperre unmittelbar bevor.¹³

Am 15. September widmete das Linzer Tagblatt dem Hochwasser mehrere Seiten. Neben Berichten über die „Wassernoth“¹⁴ in München sind fast neun Spalten mit Wasserstandsberichten und Katastrophenmeldungen vom 13. und 14. September gefüllt.¹⁵ Sämtliche Flüsse und viele kleinere Bäche wüteten im Voralpengebiet, in Linz, Ottensheim, Wels, Lambach, Schwanenstadt, Vöcklabruck, Gmunden, Ebensee, Ischl, Enns, Steyr, Losenstein, Schärding, Braunau. Brücken wurden mitgerissen, Dämme brachen, Häuser stürzten ein, auch Menschenleben waren zu beklagen. Pioniere wurden nach Ebensee, Enns, Steyr und in andere Katastrophengebiete geschickt; auch aus Prag rückten Soldaten ein, und am 14. Sept. „um 5 Uhr früh wurden auch die Militär-Arrestanten zur Hilfeleistung alarmiert.“¹⁶

Besonders betroffen war auch das Gebiet von Ebelsberg und Kleinmünchen:

„Ebelsberg, 13. d. M.: Unermeßbar ist derzeit der Schade, welcher das gegenwärtige Hochwasser hier verursacht. Kaum sind zwei Jahre seit der schrecklichen Wasserkatastrophe vom Juli 1897 vorüber und schon wieder sind dieselben Besitzer, dieselben Fabriksetablissemments dem zerstörenden Elemente gänzlich preisgegeben. [...] — 1 Uhr mittags. Sämmtliche Sicherheits-Inundations-Dämme in Kleinmünchen sind bis zur Krone voll. In aufregender Arbeit mühen sich Arbeiter, das Wasser zurückzuhalten, denn überflutet das Wasser die Krone, so sind sämmtliche Fabriken, so ist ganz Kleinmünchen verloren! Und es scheint, dass alle menschliche Mühe, alle Arbeit umsonst, vergebens ist. [...] — 3 Uhr nachmittags. Der Kleinmünchner Inundationsdamm ist bereits an vielen Stellen total überschwemmt, an vielen Stellen dringt das Wasser durch den massiven Damm armdick hindurch, eine Ret-



Abb. 2: Hochwasser der Feldaist in Pregarten, September 1888; im Jahr 1899 werden die Verhältnisse ähnlich gewesen sein.

9 Ebd.

10 Ebd.

11 Ebd.

12 Ebd.

13 Ebd.

14 Tagespost Nr. 211, S. 1.

15 Ebd., S. 2-9.

16 Ebd., S. 2.

tung trotz aller menschlichen Anstrengung fast unmöglich. Eine Viertelstunde oberhalb der Ebelsberger Reichsbrücke stürzt das Wasser wie bei einem Wasserfalle über den Damm in einer Ausdehnung von 150 Metern sämtliche hinterliegende Gründe sofort tief unter Wasser setzend. Speziell die Zündholzfabrik Singer in Kleinmünchen ist in großer Gefahr, wie nicht minder die Kunstmühle Strobl in Ebelsberg, wo beim Einfahrtsthor mit einer Zille nicht mehr ein Durchkommen möglich ist. Holz, Zäune, Trümmer von Hütten rinnen fortwährend auf der Traun daher. [...] Da kommt die Meldung, der Kleinmüchener Inundationsdamm ist an derselben Stelle gerissen wie vor zwei Jahren und nun ergießen sich die furchtbaren Wassermassen in und um den unglücklichen Ort Kleinmünchen.[...] Rasend steigt das Wasser, ganz Kleinmünchen ist bereits vollständig inundiert, und als erstes Opfer fällt eine Tischlereiwerkstätte der Actienspinnerei Kleinmünchen, welche von dem entfesselten Elemente weggerissen wird. — 6 Uhr abends: Die Reichsstraße ist von der ersten Fabriksbrücke bis zur Cementwarenfabrik Bergmann in Kleinmünchen total überflutet, für jeden Verkehr gänzlich unbrauchbar. — 7 Uhr abends. Sämtliche Etablissements in Kleinmünchen vollständig vom Wasser eingeschlossen, [...] die Einbruchsstelle vergrößert sich fortwährend; fortwährend stürzen neue und größere Wassermassen herein. Die Katastrophe ist an Ausdehnung bei weitem größer als im Jahre 1897. Furchtbar traurig anzusehen ist, und kein Mensch konnte helfen, wenn die armen Rehe, ihrer so viele, auf den hochgehenden Wogen der Traun daherschwammen — unrettbar verloren.“¹⁷

In Linz stand die hölzerne Verbindungsbrücke, die zum Bau der Eisenbahnbrücke benötigt wurde, in großer Gefahr weggerissen zu werden. Am 14. September trieb um 9 Uhr eine große schon schwer beschädigte Platte, die um 8 Uhr früh Ottensheim passiert hatte und telegrafisch in Linz angekündigt worden war, führerlos auf der Donau. Sie stieß an einen Strompfeiler der Donaubrücke und trieb dann gegen die vor der Schiffsstation liegenden Dampfschiffe. Vergeblich versuchte man, die Platte aufzufangen und zu sichern.¹⁸

Die Situation in Enns war zu diesem Zeitpunkt ebenfalls dramatisch:

„Enns, 13. d. M.: Die Wasserkatastrophe vom Jahre 1897 wiederholt sich, wenn es nicht noch ärger wird. [...] Die Enns hat einen noch nie erreichten Stand, die Ennsbrücke ist in höchster Gefahr, da die Wasser bereits bis an den Brückenkörper reichen, und ist dieselbe bei noch weiterem Steigen verloren. Von Kötting dringt das Wasser immer weiter ein und bildet hinter dem Schutzdamme am rechten Ufer gegen Ennsdorf schon einen See. [...]“¹⁹ Enns, 14. September, 8.20 Uhr früh. (Drahtmeldung.) Gestern wurde der Verkehr über den Bahnviaduct bei Ennsdorf durch Ueberschwemmung gestört. Von der Eisenbahnbrücke wurde an der rechten Uferseite nachts ein Joch weggerissen. Ennsdorf ist infolge Wasserdurchbruches durch den Köttinger Damm von allen Seiten überschwemmt. Die Auen sind förmlich rasiert, das Wasser ist auch auf der Stadtseite eingedrungen. Die Reinthalgründe und die Schießwiese sind überflutet.“²⁰

17 Ebd., S. 2.

18 Ebd.

19 Ebd., S. 3.

20 Ebd.



In Steyr sprach man von einem Jahrhunderthochwasser:

„Steyr, 14. d. M.: [Drahtbericht.] Das Wasser ist bis 7 Meter über Null gestiegen, eineinhalb Meter mehr wie 1897.[...] Das diesmalige Hochwasser ist das höchste des Jahrhunderts, es geht höher als am 4. Juli 1829. Seit Dienstag haben wir unaufhörlichen Regen. Gestern erfolgte rapides Steigen der Enns und Steyr, welche allgemach selbst die eisernen Brücken überfluteten. Alle Quais sind hoch überschwemmt. Das Wasser drang durch die Enge bis zum Stadtplatz und es mußte der Verkehr mittels Kähnen und Stegen aus Leiterwägen bewerkstelligt werden. Alle Keller sind inundiert, der Verkehr zwischen der Stadt und Steyrdorf, sowie Ennsdorf und Neuschönau ist ganz unmöglich. Die Waffenfabriken sind gänzlich überschwemmt. Die Arbeiterhäuser sind bis zum Dache im Wasser, fünf von ihnen sind eingestürzt. Alle Häuser am Wehrgraben, bei der Steyr und im Eisfeld stehen tief unter Wasser und die Bewohner derselben wurden in den Schulgebäuden untergebracht. Die Gasleitung wurde zerstört, die Beleuchtung der Straßen wird mit Laternen und Aufstellung von Lampen in den Fenstern bewirkt. Die elektrische Gesellschaft ließ in der inneren Stadt eine Anzahl von Glühlampen montieren, welche gute Dienste thaten. Die Mannschaften beider Feuerwehren, die Sicherheitswache, die Soldaten griffen überall hilfeleistend mit Aufopferung ein. [...] Im Laufe des Vormittags zerstreuten sich die Wolken, und man darf hoffen, dass die Gefahr endgiltig vorüber ist. Der Schade, den die Stadt und ihre Bewohner erleiden, ist jedenfalls ein ganz enormer, jedoch noch gar nicht zu übersehen.“²¹

Abb. 3: Hochwasser der Feldaist in Pregarten, September 1888.

21 Ebd.

In Losenstein wurde in der Nacht vom 13. zum 14. September die Eisenstraße auf einer Länge von 20 Metern weggerissen.²²

Mittlerweile waren fast alle Eisenbahnstrecken Oberösterreichs unterbrochen, der Postverkehr schwer in Mitleidenschaft gezogen. Die Trasse der Mühlkreisbahn war zwar beeinträchtigt, der Zugsverkehr konnte jedoch weitergeführt werden.

Endlich, am 14. September, hörte es auf zu regnen. Trotzdem stiegen die Pegel der Flüsse teilweise noch an, so etwa Inn, Donau und Traun: Der Linzer Pegel lag um sechs Uhr früh bei 330 Zentimetern ober Null, um fünf Uhr abends bei 425 Zentimetern,²³ und das Linzer Volksblatt schrieb:

„Oberösterreich hat eine schwere Heimsuchung Gottes getroffen; das Hochwasser hat in einer weit schrecklicheren Weise gewüthet als im Jahre 1897, nur daß damals auch stellenweise die gesammte Ernte vernichtet wurde. An Brücken und Häusern ist, soweit man bis jetzt aus den vorliegenden Berichten ein Bild gewinnen kann, ein weit größerer Schaden angerichtet worden als vor zwei Jahren. Ein Lob, daß heute der Regen aufgehört, doch die Sonne, die heute zeitweilig niederleuchtet, beschien Bilder des Schreckens und grauenhafter Verwüstung.“²⁴

Die Zeitung berichtet nicht ganz so ausführlich wie das Tagblatt von der Katastrophe; über Wels heißt es: „[...] 14. September, 10 Uhr vormittags. Wasserstand höher als 1897. Sämmtliche Dämme sind zerstört, was Staat und Stadt seit 2 Jahren mit enormen Kosten hergestellt, ist verschwunden, Nothbrücke über die Traun und eiserne Mühlbachbrücke sind weggerissen, die neugebaute Durchlassbrücke zwischen Mühlbach und Traunbrücke droht dem Einsturze.“²⁵

Im Mühlviertel hat sich nur die Felldaist unrühmlich an diesen Wetterkapriolen beteiligt:

„Freistadt, 13. September. Durch den anhaltenden Regen ist die Felldaist bereits aus ihrem Bette getreten und hat schon viel Unheil angerichtet, und gleicht theilweise einem großen See. Das Lederthal und die Hafnerzeil sind ganz überschwemmt, so daß der Verkehr ganz abgesperrt ist. Die Leute sind in ihren Wohnungen abgeschnitten vom Verkehre, da das Wasser bereits in die Häuser eingedrungen ist. Es sieht gräßlich aus. Die armen Leute müssen den ganzen Winter in diesen nassen Wohnungen zubringen, da die Häuser bei dieser Jahreszeit nicht mehr austrocknen. Kein Wunder, wenn Krankheiten ausbrechen. Es wäre sehr dringend Hilfe von Nöthen, da die armen Bewohner an der Aist fast alljährlich oft sogar zweimal vom Wasser heimgesucht werden. Die Regulierung der Aist ist eine dringende Nothwendigkeit, wenigstens dort, wo die Häuser immer in Wassergefahr sind. Es regnet bereits zwei Tage und Nächte in Strömen. In Sandl und Reichenau fiel bereits Schnee. Auch hier fiel Sonntag Eis und mischt sich der Schnee mit dem Regen. Gott gebe bald eine andere Witterung. Mit den Erdäpfeln sieht es ohnehin schlecht aus, sie bekommen theilweise schon ein schwarzes Aussehen. Auch Kraut wird heuer nicht viel werden.“²⁶

Auch Budweis wurde durch die Hochwässer, die die Moldau und die Maltzsch mitgebracht hatten, bedroht. Die Moldau rund um Budweis glich einem See. Einzelne Stadtteile,

22 Ebd.

23 Linzer Volksblatt Nr. 211, S. 3.

24 Ebd.

25 Ebd., S. 4.

26 Ebd.

wie die Fischgasse, der Quai, die Anlagen um das deutsche Vereinshaus, die Lokalitäten des Scharfschützencorps auf der Kapuzinerwiese und die Vororte Vierhöf, Leitnowitz und Dirnfellern standen an diesem 13. September vollständig unter Wasser.²⁷

Am Nachmittag des 14. September kam aus Enns endlich Entwarnung: „Enns, 14. d. M., 2.15 nachmittags (Drahtmeldung): Die Brücken stehen. Die höchste Gefahr ist vorüber. Das Wasser fällt. An der Bahnbrücke ist das zweite Joch schief gesenkt, an der Holzbrücke zwei Joch geschoben. In Ennsdorf kamen Mauer- und Plafondeinstürze vor. Die Donau hat das Dorf Kronau bei Lorch und die Vorstadt Enghagen überschwemmt.“²⁸

Das Hochwasser im Jahr 1897 hatte die Latte schon hoch gelegt, es war noch in der Erinnerung der Bevölkerung, aber was sich zwei Jahre später zutrug, hat alles bisherige übertroffen. Zwei Tage Regen und das gesamte Land – mit Ausnahme des Mühlviertels – war ein einziges Katastrophengebiet, das öffentliche Leben lahmgelegt, die Infrastruktur vernichtet. Veranstaltungen, wie das Rieder Volksfest, das für die Zeit von 17. bis 20. September angesetzt gewesen war, mussten für unbestimmte Zeit verschoben werden.²⁹ In Ottwang hatte man noch weitere Sorgen: „Eine Folge dieser langen Regenzeit wird auch eine fast gänzliche Zugrunderichtung der Zwetschken sein, die an den Bäumen zerspringen.“³⁰

Bei allen Berichten über das Hochwasser 1899 verglich man das Ausmaß und auch die Schäden immer wieder mit dem des Jahres 1897. Einige Berichte sprechen auch von Schutzbauten, die zur Verhinderung zukünftiger Schäden im Jahr 1897 angelegt worden waren: „Trotzdem daß das Flußbett seit zwei Jahren viel breiter geworden, läuft das Wasser bereits über die Schutzbauten hinweg und trennt es nur ein schmaler Weg vom Pfarrhofgebäude. Ob die Schutzbauten die Probe bestehen, werden die folgenden Tage zeigen. [...]“³¹ Oder: „Trotz des erweiterten Flußbettes ist das Hochwasser gleich dem im Jahr 1897.“³²

Am 15. September 1899 zog man in Oberösterreich Bilanz über das Hochwasser und die Schäden, die es im ganzen Land verursacht hatte. Erste Spenden für die Opfer trafen bei der Statthalterei ein. Kaiser Franz Josef hatte aus seinen Privatmitteln 12.000 Gulden gespendet, Bischof Dopplbauer 400 Gulden. Dazu kamen noch namhafte Beträge von wohlhabenden Bürgern.³³ Alles viel zu wenig, denn die Schäden, die das Hochwasser in diesem Jahr angerichtet hatte, waren enorm. Vom Turm der Linzer Stadtpfarrkirche hatte man einen guten Überblick über das Ausmaß:

„Linz in der Donau! So ist man versucht zu sagen, wenn man von der 46 Meter über dem Erdboden gelegenen Gallerte des Pfarrthurmes das grauenvolle Bild der Verwüstung betrachtet, welches die entfesselte Wuth des sonst so ruhigen Stromes hervorgerufen. Der ganze am Ufer sich ausdehnende weite Stadtheil, welcher in den letzten Jahren eine großartige Vergrößerung erfahren, bietet einen ganz fremdartigen Anblick. Die Häuser und Gärten in der Ludl stehen alle im Wasser, die ehemalige Straßerinsel ist wieder zu einer Insel geworden, von welcher nur mehr einige Bäume aus der seeartigen Wasserfläche emporragen. Der Damm zur Eisenbahnbrücke, bzw. zu den Fragmenten

27 Tages-Post Nr. 211, S. 4.

28 Ebd., S. 3.

29 Ebd., S. 4.

30 Linzer Volksblatt, Nr. 211, S. 4.

31 Ebd.

32 Ebd.

33 Tages-Post Nr. 212, S. 2.



Abb. 4: Linz, Blick donauabwärts.

derselben, ist verschwunden und nur der Schwell, der dort sichtbar ist, verräth noch das Vorhandensein eines Unterkörpers. Das stattliche Magazingebäude der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft ragt wie ein venezianischer Palast aus der Wasserfläche. Die noch brennenden Gasflammen in einzelnen Candelabern zeigen an, mit welcher Schnelligkeit sich am Morgen die Fluten über die Straßen ergossen. Einen ganz eigenen Anblick gewährt Urfahr. Die Gebäude am Quai sind größtentheils in einstöckige oder ebenerdige Gebäude verwandelt worden und der Umfang von Urfahr hat sich durch die Ueberflutung wesentlich verringert. Unheimlich ist das Getöse der Wogen, welche sich an den mächtigen Brückenpfeilern brechen. [...] Möge der Ausblick vom Pfarrthurme recht bald wieder das gewohnte friedliche Bild bieten.“³⁴

„Der im Bau begriffenen neuen Donaubrücke wurde besondere Aufmerksamkeit geschenkt, um das Gerüst zu erhalten, doch gelang dies nicht, denn heute vormittags zwischen ½11 Uhr und ¾11 Uhr erfolgte der Einsturz des bereits mit der Eisenconstruktion versehenen Gerüstes. Gestern abends um ½10 Uhr hat ein Theil der Aschacher fliegenden Brücke, eine sogenannte Standzille, welche sich senkrecht bei dem Gerüste am rechten Ufer aufstellte, zwei einfache Wasserjoche weggerissen. Die Arbeiterschaft unter der Leitung des Obermonteurs Herrn Josef Strubatschek war den ganzen Tag über und die Nacht hindurch bemüht, das Brückengerüst zu retten, doch heute vormittags musste diese Absicht aufgegeben werden, da das viele Holz, welches sich zwischen den Jochen einkelte, bereits das Brückengerüst gefährdete und die Joche sich zu neigen begannen. Infolge dessen ließ der genannte Obermonteur der Alpinen Montangesellschaft die Brücke von den Leuten räumen, um dieselben keiner Gefahr auszusetzen und eine Stunde später wurden die Joche zwischen dem fünften und sechsten Pfeiler zusammengerissen

³⁴ Ebd., S. 3.

und das ganze Brückengerüst sammt der Eisenconstruction stürzte unter großem Getöse in die Fluten; [...] Bei dem Gerüste auf dem linken Douauufer, welchen Brückentheil die Prager Maschinenbau-Gesellschaft ausführt, wurden 1 Joch und sämmtliche Eisbrecher weggerissen. Der vom Schlossermeister Piro in Wien hergestellte Brückentheil, der die Landjoche verbindet, ist unbeschädigt; es ist eben das Holzgerüst, welches die Eisenconstructions bereits trug, eingestürzt. Die steinernen Stropfweiler sind intakt. Es dürfte, wenn das Wasser fällt, das Gerüst bald wieder aufgestellt sein und wird versichert, dass durch dieses Ereignis der Brückenbau nicht verzögert werden wird. [...]“³⁵

In Urfahrt hatte das Hochwasser eine Höhe erreicht, wie es seit dem Hochwasser vom Jahr 1862 nicht mehr vorgekommen war. In der gesamten Maximilian-Straße von der Abzweigung der Rudolfstraße bis zur Nähe des „Gasthofs zum goldenen Kreuz“ wurde der Verkehr mit Kähnen durchgeführt. Mehrere Wohnungen mussten wegen der unmittelbaren Gefahr geräumt werden. Das Wasser reichte an einigen Stellen bis zum ersten Stockwerk. Die Holzplätze der Händler Rath und Vieböck standen gut zwei Meter unter Wasser.³⁶

Die Gegend der Ortschaften Heilham, Furth, Steeg, Dornach und Katzbach glichen einem großen See. „In Heilham wurde gestern die Wahrnehmung gemacht, daß das Hochwasser eine große Anzahl Ratten und Mäuse überraschte und dieselben wie um die Wette ruderten, um dem Wasser zu entkommen und trockenes Land zu gewinnen.“³⁷

Bei der Registrierung der Hochwasserschäden erkannte man auch, dass beinahe alle Reparaturarbeiten aus dem Jahr 1897 wieder zerstört worden waren. Nichts war damals verbessert, sondern nur notdürftig ausgebessert worden in der Hoffnung, dass so ein Hochwasser ohnehin nicht mehr so schnell kommen würde.

DIE FOLGEN UND KONSEQUENZEN

Von Seiten der Städte und Ortschaften, von den betroffenen Bewohnern kamen nun auch die ersten Forderungen an die Behörden.

„Rasche und ausgiebige Staatshilfe ist dringend notwendig. Sämmtliche ärarische Bauten von den Jahren 1897 und 1898 sind fast vollständig vernichtet. Brücken, Stege und Wehren sind entweder weggerissen oder schwer beschädigt; die Uferbrüche haben eine noch nie dagewesene Ausdehnung angenommen. Mehrere Häuser sind theilweise weggerissen und dem Einstürzen nahe. Alle Mühlen und Sägewerke tragen starke Beschädigungen. Rasche und ausgiebige Staatshilfe ist dringend nothwendig. Möge aber diese neuerliche Katastrophe ein deutlicher Wink sein, bei Wasserbauten gründlich und genau zu sein, und möge man nicht mehr das billigere Accordsystem zur Anwendung bringen, denn die ungeheueren Kosten der ersten Verbauung sind dadurch umsonst geopfert worden.“³⁸

Der Landesausschuss hielt am Montag, dem 18. September 1899 eine außerordentliche Sitzung ab: Thema Hochwasser. Wichtigster Beschluss war die Unterstützung der

35 Ebd., S. 2.

36 Ebd., S. 3.

37 Ebd.

38 Ebd., S. 4.



Abb. 5: Linz, Blick donauabwärts.

Opfer und zwar vorerst einmal mit 40.000 Gulden.³⁹ Ein Landeshilfscomité unter der Leitung von Landeshauptmann Ebenhoch und mit Unterstützung der Ausschussmitglieder Abt Theobald Grasböck, Dr. Ernst Jäger und Ignaz Huber sollte das Land bereisen und mit seinen Fachleuten die Schäden erheben, schätzen und bewerten. Unter anderem sollten mit „thunlichster Beschleunigung“ die Uferschutzbauten wieder instandgesetzt werden, um „die Fluren vor weiterer Ueberflutung zu schützen und die Aufnahme der Arbeiten in den verschiedenen betroffenen Industrien und damit den Broterwerb für viele Tausende wieder zu ermöglichen. [...] Die Gewässer-Regulierungs-Commission [ist] zu ersuchen, das für die Regulierung der nichtärarischen Gewässer festgesetzte Arbeitsprogramm

auf Grund der Erfahrungen der jüngsten Katastrophe einer Revision zu unterziehen.“ Es folgten noch einige andere Forderungen, zum Beispiel betreffend Steuernachlass und besondere Berücksichtigung der Opfer in steuerlicher Hinsicht.⁴⁰

Das Bürgermeisteramt Linz gab sofort nach dem Rückgang des Hochwassers praktische Ratschläge, um die überschwemmten Häuser möglichst rasch wieder bewohnbar zu machen:

„Seitens des Bürgermeisteramtes Linz wird Nachstehendes verlautbart:

Die von der Ueberschwemmung betroffenen Bewohner von Linz werden im Sinne einer bestehenden Verordnung aufmerksam gemacht, folgende Maßnahmen anzuwenden, um das Wiederbewohnen der überschwemmt gewesenen Wohnungen so viel als möglich ungefährlich zu machen:

1. Mauern und Fußböden, sowie die Hausgeräthe sind sogleich nach dem Zurückgehen des Wassers mit frischem, reinem Wasser zu waschen, um den Schlamm und die an den Wänden ec. anhängende klebrige Feuchtigkeit wegzuschaffen. Bei wiederholtem Auftreten dieser klebrigen Feuchtigkeit oder von Schimmel ist das Waschen entsprechend oft zu wiederholen.
2. Sobald die Mauern ihre erste Nässe verloren haben, sind sie mit Kalk zu tünchen, womöglich an einem trockenen Tage.
3. Die Wohnungen sind sogleich zu heizen, und zwar in der Weise, dass die Temperatur in denselben zwar steigt, dabei aber die warme, mit den Wasserdämpfen gesättigte Luft abziehen und frische, trockene Luft nachströmen kann. Es werden daher am besten Thüren und obere Fensterflügel nur so weit geöffnet, als es zur Erreichung des eben erwähnten Effectes notwendig ist.
4. Im übrigen ist der freien Luft so viel als möglich Zutritt und Durchzug zu gestatten. Was dem Sonnenlichte ausgesetzt werden kann, ist demselben auszusetzen.
5. Die Betten, sowie übrigen Hausgeräthe sind von den Mauern wegzurücken.
6. Die Nacht über sollen Matten von Stroh, Rohr oder Binsen oder wenigstens Bretter gegen die Mauer gelegt und am Tage an der Luft wieder getrocknet werden.
7. Lebensmittel sollen nicht in den feuchten Wohnungen aufbewahrt werden.

³⁹ Tages-Post, Nr. 217, S. 3.

⁴⁰ Tages-Post, Nr. 215, S. 3.

8. Um den Boden möglichst rasch zu trocknen, ist es das Beste, denselben aufzureißen, den feuchten Schutt zu entfernen und neue, trockene Füllmassen, aber keinen alten Bauschutt, sondern trockenen Schotter, Löss oder Sand einzufüllen. Wo dies nicht angeht, ist der Boden mit Stroh oder Kotzen u. dgl. zu belegen und diese sind häufig an der Sonne oder an der Luft zu trocknen.
9. Aus den Kellern ist das Wasser durch Auspumpen oder Ausschöpfen baldigst zu entfernen und sind diese, sowie auch die Höfe und Gärten vom Schlamm und allem Fäulnisfähigen zu säubern und ihre Trockenlegung in entsprechender Weise zu veranlassen.
10. Das Wasser im Ueberschwemmungsgebiete oder nahe davon gelegener Brunnen ist vor der ausgiebigen Reinigung und Ausschöpfung derselben nicht zu verwenden. Bezüglich der Möglichkeit der Beschaffung guten Wassers ist das Nöthige bereits veranlasst.“⁴¹

Am 21. September 1899 entwickelte sich auch im Linzer Stadtparlament eine Hochwasser-Debatte, über die zum Beispiel im Linzer Volksblatt berichtet wurde. Der Bürgermeister führte aus: „Ein Ereignis von noch nie dagewesener Tragweite hat das ganze Reich, so auch unser engeres Vaterland Oberösterreich und unsere Stadt Linz heimgesucht.“⁴² Er hatte eine Inspektionsreise in das Salzkammergut unternommen und war in Ischl vom Hochwasser überrascht worden. Erst nach einigen Tagen konnte er über Ebensee nach Linz zurückkehren. Er rief die Bewohner von Linz auf, den Betroffenen im ganzen Land zu helfen und bedankte sich bei der freiwilligen Feuerwehr, der städtischen Sicherheitswache und den Pionieren, die alle unter größtem Einsatz Hab und Gut und manchmal auch das Leben der betroffenen Oberösterreicher gerettet haben. Im Anschluss wurden mehrere Dringlichkeitsanträge gestellt, die alle angenommen wurden: zum Beispiel, dass aus dem Überschwemmungsfonds 3.000 Kronen dem Landes-Hilfscomité und 2.000 Kronen dem Bürgermeister zur Linderung der größten Not übergeben werden sollten. Es gab mehrere Anregungen, den von allen als unzureichend empfundenen Nachrichtenfluss während der Wasserkatastrophe zukünftig zu verbessern: Vom Aufstellen von Informationstafeln bis zu Sammelstellen für Helfer und Hilfesuchende ist die Rede. Vizebürgermeister Dr. Lampl beklagt, dass die Bevölkerung die Gefahr trotz aller Warnungen unterschätzt und nicht rechtzeitig reagiert habe. Dazu kam, dass die amtlichen Telegramme ebenfalls infolge der Behinderungen bis zu 12 Stunden unterwegs waren.⁴³

Am selben Tag, dem 22. September, erschien sowohl in der Tagespost als auch im Volksblatt ein Aufruf des oben erwähnten Landes-Hilfscomités:

„Bewohner Oberösterreichs! Ein unsäglich trauriger Anlass ist es, der uns heute die Pflicht auferlegt, Eueren so oft und so glänzend bewährten Wohlthätigkeitssinn neuerdings als Bittende für schwer heimgesuchte Mitbürger anzurufen. Noch leben die schrecklichen Elementar-Ereignisse des Jahres 1897 schaudererregend in unserer Erinnerung; noch hören wir den Nothschrei des ganzen Landes, welchen ihm ein, wie man glaubte und hoffte, nie wiederkehrendes Naturereignis erpresst hatte; noch sind die Wunden nicht vernarbt, und viel weniger geheilt, welche die Wasserkatastrophe von 1897

41 Ebd., S. 3.

42 Linzer Volksblatt Nr. 217, S. 3.

43 Ebd.

unzähligen Familien, vielen Gemeinden und damit dem ganzen Lande geschlagen hat. Und schon wieder ist eine schwere, in ihren Folgen noch kaum zu ermessende Heimsuchung über unser Land dahingezogen. [...] Und doch! Ist auch das Elend groß, größer noch ist Eure sprichwörtliche Wohlthätigkeit. Auf sie sind Augen und Herzen der Verunglückten um Erbarmen flehend gerichtet. In ihrem Namen wenden wir uns an Euch in dem durch reiche Erfahrung gestärkten Bewusstsein, daß jeder Oberösterreicher nach Maßgabe seines Könnens zur Linderung der dringendsten Noth das Seinige beitragen wird. [...]“⁴⁴

Um die Hochwasserschäden richtig und gerecht ermitteln zu können, wurden folgende Richtlinien von der Statthalterei veröffentlicht: Die Privatschäden werden durch einen Beamten der Bezirkshauptmannschaft oder einen Delegierten derselben an Ort und Stelle unter Zuziehung des Gemeindevorstehers und zweier vertrauenswürdiger Schätzleute in Beisein des Beschädigten erhoben. Die Schäden an Gemeinde-, Bezirks- und Landesstraßen werden von Beamten des Landesbauamtes begutachtet; die betroffenen Gemeinden müssen schleunigst einen Bericht an die Statthalterei absenden, damit ein „Reiseplan“ für die Schätz-Fachleute erstellt werden kann. Für die Schäden an Reichsstraßen und Flüssen waren Staatstechniker zuständig. Man hoffte, alle Schadensmeldungen innerhalb der nächsten sechs Wochen auf dem Tisch zu haben, um in einer Landtagssitzung darüber entscheiden zu können.⁴⁵ Hier erfolgte erstmals eine genaue und flächendeckende Aufnahme der Hochwasserschäden von kompetenten Institutionen.

Fast aus jedem oberösterreichischen Ort trafen nun, nach dem Rückgang des Wassers, die Schadensmeldungen bei den Zeitungen ein. Man fand überall die gleiche Situation vor: Verkehrsinfrastruktur zerstört, Schotterlawinen in den Orten, Fabrikseinrichtungen mit Maschinen, Roh- und Fertigprodukten verschlammt und durchnässt, Wohnungen entweder einsturzgefährdet oder wegen der Nässe und des Schlammes unbenutzbar, der öffentliche Verkehr vielfach zusammengebrochen oder doch stark behindert.⁴⁶

Als Folge dieser verheerenden Naturereignisse wurde im oberösterreichischen Landtag eine Lösung des Hochwasserproblems gesucht. Unter dem Titel „Regulierung nichtärrarischer Gewässer und Verbauung der Wildbäche“ begann Anfang Jänner 1900 die Diskussion über diese Problematik, das Volksblatt berichtete ausführlich darüber in seinen Ausgaben vom 17. bis 20. Jänner. Es war dies einerseits eine Reaktion auf den enormen öffentlichen Druck, gegen die Hochwassergefahr endlich etwas zu unternehmen, und andererseits in Zukunft größere Schäden, die durch die Hochwässer drohten, von vornherein zu verhindern. Für das Gesamtprojekt waren vorläufig sieben Millionen Gulden veranschlagt. Es gab für die Aufbringung verschiedene Finanzierungsmodelle, etwa langfristige Darlehen mit jährlicher Amortisation und dergleichen. Das Land selbst konnte wegen seiner nicht allzu rosigen Finanzsituation dazu keine großartigen Beiträge leisten, es wird an eine teilweise Finanzierung durch Erhöhung der Konsumsteuern angedacht. Auf der Konferenz der Leiter des Finanzministeriums und der Landeshauptleute aller Königreiche und Länder im November 1899, welche die Frage der Sanierung der Landesfinanzen zum Gegenstand hatte, legte die Regierung einen Landesgesetzentwurf vor. Dieser beabsichtigte die Einführung eines Zuschlags zur staatlichen Branntweinabgabe für die Belange der Länder. Dieser Zuschlag sollte 20 Heller pro Liter Rein-Alkohol betragen. Sämtliche Landeshauptleute stimmten dieser Aktion zu. Der Branntweinkon-

44 Tages-Post Nr. 217, S. 3; Linzer Volksblatt Nr. 217, S. 4.

45 Linzer Volksblatt Nr. 217, S. 5.

46 Linzer Volksblatt Nr. 217 und Tages-Post Nr. 217.

sum war nicht unbedeutend: In Oberösterreich betrug er im Jahresdurchschnitt der Jahre 1896 bis 1898 8.840 Hektoliter. Daraus ergab sich für Oberösterreich ein Anteil von 87.000 Gulden pro Jahr für den Hochwasserschutz. Aufgerechnet auf etwa 50 Jahre Laufzeit, würde eine fast hundertprozentige Deckung damit erreicht.⁴⁷

Folgende Bäche und Flüsse sollten in die Verbauungsaktion eingebunden werden: die Aist (202.000 Gulden), die Mattig (445.000 Gulden), die Dürre Ager (175.000 Gulden), die Alm (200.000 Gulden), die Steyr (60.000 Gulden), die Aurach (100.000 Gulden), die Ischl (Unterlauf, 125.000 Gulden) und der Langbathbach (461.000 Gulden). Voraussetzung dafür war allerdings die Durchsetzung des Branntweinabgabe-Zuschlags.⁴⁸

In der Folge wurden einige Gewässer in das Regulierungsprogramm reklamiert, so zum Beispiel die Mühlviertler Flüsse Naarn⁴⁹, Feldaist⁵⁰ und Gusen.⁵¹ Der Abgeordnete aus dem Bezirk Schärding bemerkte, dass, weil ja Inn und Donau ärarische, das heißt staatliche Gewässer seien, das beschlossene Verbauungsprogramm den Betroffenen seines Bezirkes gar nicht zugute käme und die Qualität der bereits vorhandenen Schutzbauten sehr schlecht sei, außerdem würde hauptsächlich vom grünen Tisch aus geplant und die Erfahrung der Bevölkerung gar nicht mit einbezogen, was zum Ergebnis führt, dass die neuen Schutzbauten wirkungslos bis schädlich seien. Außerdem sollte man sich die Frage stellen, ob das aufgewendete Geld wirklich richtig eingesetzt würde oder irgendwo versickerte.⁵²

Schließlich verlangen mehrere Abgeordnete, dass zu den nichtärarischen Flüssen auf der Gewässerliste auch die ärarischen in das Schutzbauprogramm aufgenommen würden.⁵³ Die Debatte hatte sich von den ursprünglich betroffenen "nichtärarischen" auf die "ärarischen" Flüsse ausgeweitet. Sollten alle Wünsche verwirklicht werden, so standen dem Land Oberösterreich gewaltige Ausgaben bevor. Aber die beinahe in jährlichem Abstand auftretenden Hochwässer hatten im Land noch weit größere Schäden verursacht.

In den kommenden Jahren wurden nun die Pläne teilweise umgesetzt. So erfolgte die Regulierung der Feldaist im Bereich der Stadt Freistadt im Jahr 1908 aus Anlass des 60-jährigen Regierungsjubiläums von Kaiser Franz Josef. Eine hundertprozentige Hochwassersicherheit konnte auch mit diesen Maßnahmen kaum erreicht werden, was die Hochwässer in den Jahren 1954 oder 2002 bewiesen haben.

Pläne, Gutachten, Beschlüsse auf politischer Ebene wurden für diesen Aufsatz nicht herangezogen, allein Zeitungsmeldungen dienten als Quelle. Das Element Wasser, und dazu braucht man keine aktuellen Quellen, hat man aber bis heute nicht so richtig im Griff.

47 Linzer Volksblatt Nr. 12, S. 1.

48 Ebd., S. 2.

49 Linzer Volksblatt Nr. 13, S. 1.

50 Linzer Volksblatt Nr. 15, S. 2.

51 Ebd.

52 Linzer Volksblatt Nr. 13, S. 2.

53 Linzer Volksblatt Nr. 15, S. 2.

QUELLEN UND LITERATUR:

- Linzer Volksblatt Nr. 197** = Linzer Volksblatt 31. Jg. Nr. 197, Dienstag, 29. August 1899.
Linzer Volksblatt Nr. 203 = Linzer Volksblatt 31. Jg. Nr. 203, Dienstag, 5. September 1899.
Linzer Volksblatt Nr. 204 = Linzer Volksblatt 31. Jg. Nr. 204, Mittwoch, 6. September 1899.
Linzer Volksblatt Nr. 209 = Linzer Volksblatt 31. Jg. Nr. 209, Mittwoch, 13. September 1899.
Linzer Volksblatt Nr. 210 = Linzer Volksblatt 31. Jg. Nr. 210, Donnerstag, 14. September 1899.
Linzer Volksblatt Nr. 211 = Linzer Volksblatt 31. Jg. Nr. 211, Freitag, 15. September 1899.
Linzer Volksblatt Nr. 217 = Linzer Volksblatt 31. Jg. Nr. 217, Freitag, 22. September 1899.
Linzer Volksblatt, Nr. 12 = Linzer Volksblatt 32. Jg. Nr. 12, Mittwoch, 17. Jänner 1900.
Linzer Volksblatt Nr. 13 = Linzer Volksblatt 32. Jg. Nr. 13, Donnerstag, 18. Jänner 1900.
Linzer Volksblatt Nr. 15 = Linzer Volksblatt 32. Jg. Nr. 15, Samstag, 20. Jänner 1900.
Tages-Post Nr. 211 = Tages-Post, Linz, 35. Jg. Nr. 211, Freitag, 15. September 1899.
Tages-Post Nr. 212 = Tages-Post, Linz, 35. Jg. Nr. 212, Samstag, 16. September 1899.
Tages-Post Nr. 215 = Tages-Post, Linz, 35. Jg. Nr. 215, Mittwoch, 20. September 1899.
Tages-Post Nr. 217 = Tages-Post, Linz, 35. Jg. Nr. 217, Freitag, 22. September 1899.

BILDNACHWEISE:

Abb. 1: OÖLA, Fotosammlung, Bild Nr. 03532.

Abb. 2, 3: Hochwasser der Feldaist in Pregarten, 3. September 1888. Foto: Johann Prammer, aus dem Archiv von Leopold Höllwirth, Pregarten.

Abb. 4, 5: OÖLA, Fotosammlung, Bild Nr.04207 und 04779.

ARCHÄOLOGIE UND HOCHWASSER AM TROSSELSDORFER BACH

Otto Ruhsam

VORBEMERKUNG IN EIGENER SACHE

Ein Scherbenfund Mitte der 1980er-Jahre unweit der Strobelmühle in Neumarkt im Mühlkreis, im Bereich der Mündung des Trosselsdorferbaches in die Kleine Gusen, gab den Anstoß zu einem historisch-archäologischen Projekt; über Jahrzehnte ist dieser Landschaftsraum zum Forschungsgebiet des Heimatforschers Otto Ruhsam geworden. Im Juli 1994 hätte dieses Projekt beinahe sein abruptes Ende gefunden. Wie es dazu kam und wie es weiterging, das erzählt der Autor auf sehr persönliche Weise in diesem etwas anderen Zugang zum Thema Umweltgeschichte:

Der Dienstag, 19. Juli 1994, war vorerst ein wenig außergewöhnlicher intensiver Regentag. Am Nachmittag von der Arbeit in Linz nach Hause gekommen, war ich trotz eiligen Schrittes von der Garage zur Haustür und trotz Regenschirms ziemlich nass geworden. Ein Blick aus dem Fenster – die Kleine Gusen wird sicher wieder Hochwasser haben – was wird mit dem Trosselsdorferbach sein?

Während ich eine ruhige Nacht verbrachte, waren ein paar Kilometer entfernt, in Trosselsdorf und Umgebung, Menschen am Rande der Verzweiflung.

Erst am nächsten Tag erfuhr ich: In Trosselsdorf hat das Wasser katastrophal gewütet und das heißt auch, mein Bächlein, mein Archäologiebach, hat sich über Nacht in verwüstetes Gebiet verwandelt.

Erschreckend, was ich tags darauf zu sehen bekam. So ein kleines Bacherl, bis Trosselsdorf eher ein Rinnsal, war zu einem reißenden Fluss geworden. Was sich ihm in den Weg stellte, wurde mitgerissen, staute sich teilweise auf und zerstörte. Der asphaltierte Platz vor dem Dorfwirt eine Berg- und Talbahn: Das Wasser war unter den Asphalt geraten und hatte ihn wellenförmig gehoben. Wer helfen konnte, packte mit an. Leo Mayrwöger, einer von ihnen, schilderte mir, wie plötzlich das Unwetter aufgezogen war. In letzter Minute hatte man noch die parkenden Autos wegschaffen können, dann drang das Wasser schon in Ställe und Häuser ein. Die Böschungen des „Bacherls“ stürzten in sich zusammen, und das Poltern und Rumpeln der ganz großen Steine war weithin zu hören; noch 500 Meter flussabwärts hat man sie später gesichtet.

Der Bach, wenn man ihn damals noch so bezeichnen konnte, war bis zur Mündung in die Kleine Gusen verwüstet. Für mich war damit auch mein langjähriges archäologisches Forschungsgebiet zerstört – was nun?



Abb. 1: Diese Steinmauer musste der Gewalt des Wassers weichen.



Abb. 2: Der Bach – vor Grub noch ein Rinnsal.

EIN BACH MIT VIELEN NAMEN

Die Aist (Wald und Feld), die Gusen (Groß und Klein), jeder kennt sie, unsere Flüsse oder Bäche im Unteren Mühlviertel. Sie werden gut gespeist von vielen Nebenbächen und Rinnsalen. Doch wer kennt schon den Grubenbach? Er entspringt bei Hadersdorf, Gemeinde Alberndorf. Einen eigentlichen Quellursprung gibt es nicht mehr, der wurde schon unter die Erde verlegt; vor dem Weiler Grub atmet er wieder Frischluft, geht weiter bis Trosselsdorf; ab dem Dorf kann man ihn offensichtlich als Bach bezeichnen, und dieser mündet dann in die Kleine Gusen. Insgesamt erstreckt sich sein Weg über ungefähr vier Kilometer.

Bis Grub wird das Fließgewässer „Harbach“ genannt, bis Trosselsdorf „Grubenbach“ und dann „Trosselsdorferbach“. In den neueren Orts- und Freizeitkarten bleibt es einfach anonym. Wenn jedes Dorf etwas anderes sagt, so lässt man es eben. Es soll ja kein Streit aufkommen. In alten Karten und Dokumenten taucht der Bach als Grubenbach, Grubbach oder auch als Grabenbach auf. Bei den meisten Neumarktern ist es der Trosselsdorferbach.

WAS SO ALLES DEN BACH HINUNTERGEHT

Das Hochwasser 1994 in Trosselsdorf setzte meinen archäologischen Forschungen entlang des Trosselsdorferbaches ein Ende. Bis zu diesem Zeitpunkt gab der Bach auf den circa zwei Kilometern vom Dorf bis zur Mündung in die Kleine Gusen jede Menge Kulturgut vom Mittelalter bis in die jüngste Zeit frei. Was über Jahrhunderte in Trosselsdorf „in Scherben gegangen war“, landete oft im Bach; es ging auf die Reise; zumeist langsam oder auch schnell, wenn die Wassermassen sich zum „Wildbach“ entwickelt hatten. Der Bach war jetzt wüst und fundleer, seine idyllische Einbettung in Wald und Fels zerstört. Das scherbengespickte Geschiebe war in der Kleinen Gusen gelandet und somit für mich verloren. Regulierende Eingriffe taten dann ein Übriges. Gelegentliche vergebliche Suchgänge gab es zwar noch, aber dieses Kapitel war zu Ende.



Von Trosselsdorf den Bach aufwärts sollte ein neues beginnen. In den Jahrzehnten nach dem großen Hochwasser war das Umfeld des Grubenbaches, so wird das Bacherl vor Trosselsdorf genannt, mein neues Forschungsgebiet. Nicht nur das Bächlein, sondern auch die Oberflächen der angrenzenden Äcker und Fluren gaben bei bedächtigem Abschreiten Vergangenes frei. Nicht nur der Boden öffnete sich, sondern auch die Menschen; zu erfahren gab es viel.



Abb. 3, 4: Das „Gold“ des Baches.

DER WEG DES WASSERS VON HADERSDORF ÜBER GRUB BIS TROSSELSDORF

Am 15. September 2014 habe ich Frau Margit Hahn in Hadersdorf besucht. Der Hausname heißt „beim Harbach-Seppn“, ein typisch mühlviertlerisches Häuschen, in die Landschaft hineinkomponiert. Stein und Holz bilden eine Einheit. In diesem Gebiet entspringt das Bächlein, um das es hier geht. Gleich neben dem Haus darf der Harbach den Himmel erblicken; davor und etwa 60 Meter danach wird dieses Rinnsal von der Oberfläche verbannt.

Frau Hahn erzählt mir, das Anwesen gehört schon zu Alberndorf. Einige Meter in Richtung Neumarkt verläuft die Gemeindegrenze. Ihr altes Haus renoviert sie gerade; der Holzboden in der Stube lag direkt auf dem gewachsenen Felsen; der Niveauunterschied von Ost nach West betrug ungefähr 20 Zentimeter(!) – er musste ausgeglichen werden. Die Balkendecke in der Stube trägt die Jahreszahl 1829, sicherlich das Baudatum, denn im Franziszeischen Kataster von 1827 ist das Haus noch nicht eingezeichnet, aber auch der Harbach und der Grubenbach sind noch nicht vermerkt. Die Senke bis zum Weiler Grub ist als Feuchtwiese eingezeichnet. Im Frühjahr, so Frau Hahn, sind die Wiesen trotz Drainagen sehr nass, besonders auf ihrer westlichen Seite.

Ein Großteil der Wiesenfläche beiderseits des an dieser Stelle unterirdischen Grubenbaches gehört zum Bauernhof Klambauer, der Hausname ist Köttinger. Mit

Hannes, dem Besitzer, bin ich einige Male sein bewirtschaftetes Wald- und Wiesengebiet abgegangen. Die Höhenlage seines Hofes lässt weit ins Niederösterreichische blicken; an schönen Tagen sind der Ötscher und sogar der Schneeberg zum Greifen nahe.

Im Wiesengebiet, wo sich jetzt im Untergrund der Grubenbach verzweigt, waren anfangs der 1950er-Jahre teilweise noch Wald und „saure Wiesen“. Für seine Viehwirtschaft brauchte der Köttinger aber vermehrt trockene Wiesen und Weideflächen. Um das zu erreichen, war eine Drainage notwendig. Hannes' Vater, Ökonomierat Klambauer, war damals bei dem Entwässerungs- und Entfeuchtungsprojekt maßgeblich dabei.

Zweifellos war eine Entwässerung erforderlich, um die Produktion zu steigern. Das bedeutete aber auch einen Eingriff in das Landschaftsgefüge, der im Besonderen den Wasserhaushalt im Positiven, aber auch im Negativen – wie sich in den letzten Jahrzehnten herausstellte – veränderte.

Einige Gespräche konnte ich auch mit der Mutter von Hannes, der Klambäuerin, die bereits vor ein paar Jahren verstorben ist, führen.

1953 hat sie hierher auf den Hof geheiratet. Es war der Beginn einer erfolgreichen Landwirtschaft beim Köttinger. Ihr Mann war in der Region als tatkräftiger Bauer bekannt; und so kam er zur Auszeichnung „Ökonomierat“. Er hat aus diesem Berg- und Talgebiet etwas gemacht, könnte man sagen. Doch aus jetziger Sicht häufen sich in den letzten zwei Jahrzehnten Hochwasserprobleme, die dem Grubenbach und weiter dem Trosselsdorferbach und seinem Umfeld in solchen Zeiten ein hässliches Gesicht geben.

In diesem Zusammenhang erzählte mir die alte Frau Klambauer noch eine andere Hochwassergeschichte. Vom Hochwasser 1994 war der Köttingerhof – abgesehen von den Wiesen – nicht besonders arg betroffen; aber 1996 gab es schon wieder Hochwasser in Trosselsdorf. Zu diesem Zeitpunkt, am späten Nachmittag, wurde beim Wirt im Dorf der Geburtstag einer Bäuerin gefeiert. Draußen hat's geschüttet, erinnert sie sich, drinnen aber ging's feuchtfrohlich zu. Auf einmal hieß es, es gibt schon wieder Hochwasser. Man (frau) war neugierig und auch leider unbedacht. Die Haustüre wurde aufgemacht, und Sekunden später stand das ganze Wirtshaus unter Wasser; so etwas vergisst man nie.

MELIORATION

Dieser Begriff kommt aus dem Lateinischen und heißt Bodenverbesserung, in erster Linie durch Be- oder Entwässerung. Dadurch ergibt sich die Möglichkeit, landwirtschaftliche Flächen ertragreicher zu nutzen. Das Ganze läuft unter dem Begriff Agrarstrukturverbesserung. Teilweise schon im 18. und 19. Jahrhundert angewendet, kommt es in unserem Raum verstärkt in den 50er- und 60er-Jahren des 20. Jahrhunderts zu dieser Art von Trockenlegung feuchter Wiesen; und derer gab es wahrlich viele. Staatliche Förderungen halfen mit, diese „sauren Wiesen“ zu edlen Wiesenflächen für die Land- und Viehwirtschaft umzuwandeln. Eine sinnvolle Sache für die Bauern und die Konsumenten – aber im Laufe der Zeit hat sich diese landschaftliche Veränderung nicht immer als Vorteil entpuppt.

Mit der Melioration, der Verrohrung (Drainage) unter der Humusschicht, ging auch eine Begradigung der Flächen einher. Stein- und Staudenbühel wurden beseitigt, und mit der wunderbaren neuen Errungenschaft, dem Traktor (15er, 18er), konnte man



sich viel mühsames Arbeiten mit der Hand und dem Zugpferd ersparen. Eine schön zu bearbeitende Wiese, mit Dünger gestärkt, hilft, besseren Ertrag zu erwirtschaften.

Für die Kleintierwelt aber brachen harte Zeiten an; lebensnotwendige Gräser, Blumen und Sträucher wurden rar, dafür blühte der Hof auf. Bäuerliches Leben war nicht mehr nur ein Abrackern, sondern diese Ökonomie war für viele Bauern zukunftssträchtig.

Leider aber hat sich im Laufe der Jahrzehnte gezeigt, dass solche Eingriffe in die Natur ungeahnte Auswirkungen haben können. Vielfalt verschwindet, Monokultur breitet sich aus. Naturereignisse, wie Hochwässer, sind Folgeerscheinungen; die gestörte Landschaft reagiert auf diese Eingriffe oft erbarmungslos.

Abb. 5: Die Entwässerung funktioniert.

DER GALGENBÜHEL

Zwischen Neumarkt und Freistadt liegt links neben der Bundesstraße die Ortschaft Galgenau. Dass es etwa einen Kilometer oberhalb von Trosselsdorf auf einem Plateau den Flurnamen Galgenbühel gibt, war mir bis vor einiger Zeit völlig unbekannt. Von der Altbäuerin Frau Aichinger in Traidendorf nächst Trosselsdorf habe ich davon erfahren.

Den älteren Leuten in der Gegend war dieser außergewöhnliche Flurname noch bekannt. Meine Neugierde, diese Stelle zu besichtigen und mehr darüber zu erfahren, war geweckt. Der kleine runde strauchbewachsene Hügel liegt inmitten von Wiesen und Feldern. Der Blick in Richtung Trosselsdorf und weiter auf das am Berghang gegenüber gelegene Neumarkt ist wunderbar. Die ständige Ortserweiterung kommt aus dieser Perspektive jedoch leider eher unvorteilhaft zur Geltung.

In den Katastralmappen sowie im Franziszeischen Kataster ist der sogenannte „Galgenbühel“ mit einer eigenen Konskriptionsnummer eingezeichnet und gehört zum Aichingerhof in Traidendorf. In Richtung Osten ging vom Hügel weg ein ungefähr zehn Meter langer Mauerzug, der, obwohl mit Gras bewachsen, noch gut erkennbar ist. Niemand kann sich aus dieser Steinlinie einen Reim machen. Eine schriftliche Erwähnung habe ich bei meinen Nachforschungen nirgendwo gefunden. Weder das Neumarkter Heimatbuch noch Akten im Landesarchiv in Linz geben etwas preis.

Gedanklich kann man sich hier einen Galgen schwer vorstellen; schon eher, dass hier vor langer Zeit einmal eine Hinrichtung stattgefunden hat – eine Spekulation.

Die auf der Oberfläche der umliegenden Äcker gefundenen Scherben sind für mich Kunst- und Kulturgut, über den Galgenbühel sagen sie aber nichts aus. Ein Rätsel, dieser Ort, wahrscheinlich für immer.

2019

Wieder einmal durchstreife ich das Umfeld des Grubbaches. Nicht allein, mit mir geht Margarete Bieberauer. Sie ist Jahrgang 1949 und Zeit ihres Lebens die Bäuerin beim „Moar“ in Traidendorf unweit des Grubbaches. Sie hat schon viel erlebt und gesehen und kennt das Gebiet um den Weiler Grub und Traidendorf wie ihre Westentasche; so weiß sie auch um die häufigen starken Niederschläge, wie eben auch im Jahr 1994. Die alten Flurnamen kennt sie noch wie das Amen im Gebet, und so heißt „unser Bächlein“ nicht Grubbach sondern Harbach, zumindest bis Trosselsdorf. Das heißt, vom Ursprung in Harbach bis nach Trosselsdorf ist es für sie „der Harbach“ und dieser ist nie anders genannt worden. Ein Großteil des Baches bis beinahe Grub ist schon vor Jahrzehnten unter die Erde verlegt worden, er ist unterirdisch verzweigt in unendlich vielen Rohren (Drainage).

In ihrer Kindheit war diese Bachsenke bis Trosselsdorf ein Nassgebiet; man nannte das saure Wiesen, die es trocken zu legen galt. Grünfutter war wichtiger und Ökologie, was war das? Die Hanglagen waren zu dieser Zeit durch Büsche und Raine stark untergliedert. Denen hat man den Garaus gemacht, moderne Landwirtschaft hatte Vorrang. Nichts sollte den Lauf des Traktors stören. Nur entlang des Baches gibt es jetzt noch teilweise Uferbewuchs. Jegliche natürliche „Anomalien“ wurden ausradiert.

Trotzdem, bei ruhiger Betrachtung ein sehr schön sanft welliges Gebiet. Doch von Zeit zu Zeit wird dieses Gebiet durch starke Wolkenbrüche überschwemmt. Aus dem Bächlein wird ein tosender Fluss; dort, wo das Wasser auf Kulturbauten trifft, beginnt dann ein Zerstörungswerk.

Wir gehen weiter zum Mittelteil des Baches zwischen Grub und Trosselsdorf. „Als Kinder haben wir hier heimlich gefischt“, erzählt mir Margarete. Bachforellen waren hier. „Die Stelle war durch Bewuchs schwer einsehbar. Man hat uns nicht sehen können. Aufregend war das immer.“ Weiter, den Hang hinauf Richtung Traidendorf, kommen wir zum sogenannten Langweg, einem Altweg. Ehemalige Besitzer eines Hauses an diesem Weg waren die Namensgeber. Am Gegenhang, wo jetzt ein riesiges Kukuruzfeld steht, heißt es die Langwent. „Gehört dem Köttinger, ganz oben am Berg“, so Margarete. „Wir Älteren bezeichnen dieses Feld noch immer so.“ Wir bleiben wieder stehen und spüren der Landschaft nach. Eigentlich ringsherum ein wunderschönes Gebiet.

Jetzt hab ich auch etwas zu erzählen. Nach Grub in Richtung Neumarkt sieht man ein großes Maisfeld. Ein Lieblingsfeld von mir. Nach dem Ackern im Frühjahr gehe ich es schon seit vielen Jahren ab. Jahrhunderte alte Scherben und anderes Kulturgut auf der Erdoberfläche locken mich dort hin. Beim Suchen begleiten mich die Kiebitze mit ihren Rufen; eine Lerche steigt auf und in der Ferne schreit ein Hahn. Zu diesen Zeiten ist mein Wohlgefühl unbeschreiblich!

Jetzt mit Margarete geht es mir ähnlich, wenn ich stehenbleibe und mit ihr stauend die Landschaft betrachte. Herrlich eingebettet, gesäumt von Wiesen, Feldern und kleinen Wäldern fließt das Grubenbächlein zwischen Grub und Trosselsdorf. Richtung Süden auf der Hangterrasse liegt die sogenannte Überländ, ein ehemaliges Wirtshaus mit einer Landwirtschaft. Der Blick nach Norden und Osten (Neumarkt) ist großartig. Die Altreters wohnen hier, an diesem so bevorzugten Aussichtsplatz. Die Besitzer des Hauses kenne ich schon lange; man redet gerne miteinander, nicht nur über die Hochwässer; es besteht ein Vertrauensverhältnis, und so ergibt es sich, dass mir Johann Altreiter von einem Münzschatz erzählt, den sein Vater in den 50er-Jahren, nach einem Umbau, in einer Innenmauer versteckt, fand. Mein Interesse an diesem Schatz ist geweckt! Er ist bereit, ihn mir zu zeigen. Nach dem Öffnen der Schatulle – auf den ersten Blick Erstaunen: Etwa 30 Silbermünzen, groß und klein, liegen auf dem Tisch. Neben ein paar Münzen aus dem 20. Jahrhundert wird rasch klar, dass da auch ganz „Altes“ mit dabei ist. Die erste Begutachtung mit einer Lupe lässt Jahreszahlen aus dem 17. Jahrhundert erkennen; Prägejahre zwischen 1618 und 1648. Es drängt sich natürlich sofort der Dreißigjährige Krieg auf. Auf einer großen Silbermünze finden wir die Prägung 1599. Herrschernamen und Wappen sind in bester Ausführung zu erkennen. Wir staunen nicht schlecht. Diskussionen flammen auf. Zweifellos ein kleiner, feiner Schatz. Die Münzen aus der Zwischenkriegszeit, so vermuteten wir, sind sicher erst nach der Entdeckung dazugekommen.

Wir einigen uns, diesen Münzschatz dem Numismatiker des Oberösterreichischen Landesmuseums, Dr. Bernhard Prokisch, zur Begutachtung vorzulegen. Einige Wochen später kommt das Gutachten.

Ich zitiere Dr. Bernhard Prokisch: „Geht man davon aus, dass alle vorliegenden Münzen einem Schatzfund entstammen, liegt eine zeitliche Tiefe des Teilbestandes von ca. 70 bis 80 Jahren vor. Das älteste Stück lässt sich chronologisch leider nicht genauer eingrenzen, wohingegen mit Kat. Nr. 20 eine eindeutige Schlussmünze mit der – leider nicht mehr zur Gänze lesbaren – Jahreszahl 1656 oder 1657 vorliegt. Auch die übrigen, 1599, 1612, 1621 und 1625 entstandenen Großsilberstücke gehören zum älteren Teil des Fundes, wobei drei von ihnen noch in die Zeit vor der großen Inflationskatastrophe der Kipperzeit entstanden, der Hamburger Taler ein Produkt eben dieser Kipperzeit darstellt und der St. Pöltner Taler von 1625 der 1623 einsetzenden Phase der Wiederherstellung regulärer monetärer Verhältnisse angehört.“¹

Wir lagen gar nicht so falsch.

1 Mail vom 18. August 2019.

SCHLUSSBEMERKUNG IN EIGENER SACHE

Nach dem Hochwasser ist vor dem Hochwasser, nach dem Ackern ist vor dem Ackern ... Ich begehe seit Jahrzehnten meine Welt, deren erdige Oberfläche immer wieder und immer wieder neu an diesen und an jenen Stellen einen kleinen Einblick in die Vergangenheit von uns Menschen gewährt, und die ein paar Artefakte freigibt – seien sie in den Augen anderer noch so lächerlich unbedeutend. Ich habe meine große Freude daran. Und zum Glück habe ich keinerlei Konkurrenz von anderen, die auf diese Art und Weise Heimatforschung betreiben – keine Gleichgesinnten auf weiter Flur.

BILDNACHWEISE:

Abb. 1: © Leo Mayböck

Abb. 2, 3, 4 und 5: © Otto Ruhsam

DER „KORNREGEN“ ÜBER DEM INN- UND HAUSRUCKVIERTEL IM JAHR 1570 Güte Gottes oder Vorbote des Weltuntergangs?

Peter Fußl

„Naturerscheinungen und Katastrophen deuteten die Menschen bis weit in unsere Zeit entweder als Strafe Gottes oder als Vor-Zeichen [sic!] zukünftiger, noch furchtbarer Ereignisse. Ihnen fehlten die naturwissenschaftlichen Kenntnisse [...]“,¹ stellte Richard Loibl in seinem Beitrag „Katastrophen – Boten des Weltuntergangs?“ fest. Vor dem Siegeszug der Naturwissenschaften und der Aufklärung waren die Menschen wesentlich stärker der Religion verhaftet als in unserer heutigen Gesellschaft. Für die damalige Bevölkerung unerklärliche Naturereignisse wie Erdbeben, Nordlichter, Kometen, Sonnen- und Mondfinsternisse sowie Missgeburten bei Mensch und Tier wurden meist als Strafe beziehungsweise Zorn Gottes oder als Vorzeichen des in der Bibel angekündigten Weltuntergangs (des Jüngsten Gerichtes) gesehen. In besonderem Maße galt diese Auffassung für Ereignisse, die in der Offenbarung des Johannes oder den Evangelien nach Lukas und Matthäus angekündigt sind, wie zum Beispiel eine Heuschreckenplage, Kometenerscheinungen und Blut- oder Feuerregen. Aber auch andere Katastrophen als die eben erwähnten Naturereignisse machten den Menschen im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit sehr zu schaffen. Kriege, Hungersnöte, Brände und Epidemien kosteten viele Todesopfer und hatten für die Bevölkerung meist unerklärliche Gründe. „Je größer die Machtlosigkeit, je höher die Sterblichkeit war, desto eher setzten die Menschen ihr Vertrauen auf Fürbitten der Heiligen, auf die Gnade Gottes, den sie für den Urheber der Plagen hielten.“²

Doch waren es nicht nur negative Ereignisse, die Zeugnis von der Allmacht Gottes ablegen konnten. In teils kolorierten „Flugblättern“ (Einblattgedrucken), die schon im 15. und 16. Jahrhundert meist unter dem Titel „Newe Zeytung“ (Neue Zeitung) massenhaft unter das Volk gebracht wurden, erfahren wir von Riesenkrautköpfen, Getreidehalmen mit 15 Ähren und auch von einem „Kornregen“ über dem Inn- und Hausruckviertel im Jahr 1570. Besonders in protestantischen Gebieten erlebten die Wunderzeichenberichte gegen Ende des 16. Jahrhunderts ihren Höhepunkt. Dies liegt unter anderem in der Tatsache begründet, dass die noch relativ junge Drucktechnik von diesen Kreisen als Nachrichtenmedium zur Glaubensverbreitung stark genutzt wurde. Es war eine Zeit der politischen und religiösen Umwälzungen. Sehr intensiv beschäftigte sich die Reformationsbewegung mit den Zeichen göttlichen Zorns und dem Endzeitszenario. Die Autoren dieser Einblattgedrucke versahen die bildlichen Darstellungen meist noch mit erklärenden

¹ Loibl 2000, S. 69.

² Ebd., S. 73.



Abb. 1: Kolorierter Druck von Michael Manger, Augsburg, 1570.

Texten, manchmal sogar in Gedicht- oder Liedform. Darin schürten sie bewusst die Angst vor dem Jüngsten Gericht, riefen zur Umkehr und Reue auf, um den Weltuntergang aufzuhalten. Die Leser sollten ihren Lebenswandel nach der christlichen (reformatorischen) Glaubenslehre gestalten, um am Jüngsten Tag in freudiger Erwartung den Lohn für ihr gutes Leben zu erhalten.³ Inhaltlich gesehen ging es den Autoren aber in erster Linie nicht so sehr – trotz Beteuerung – um eine exakt wahrheitsgemäße Darstellung der Ereignisse, sondern eher um aktuelle, sensationelle Meldungen und vermutlich auch um hohe Verkaufszahlen ihrer Produkte. Nicht umsonst vergleicht Richard Loibl diese Massendrucke mit unserer heutigen Regenbogenpresse.⁴ „Dank seiner Fähigkeit, ein ins Auge springendes Bildmotiv zusammen mit einem aufsehenerregenden Text in prägnanter Form zu präsentieren, wurde das Flugblatt zu einem bevorzugten Verbreitungsmedium für Wunderzeichenberichte. Seine materielle Beschaffenheit als ungebundenes und daher ungeschütztes Einzelblatt machte es jedoch besonders anfällig für Beschädigung und Zerstörung, unter Umständen sogar schon direkt nach der Veröffentlichung. Die Forschung geht daher von einer hohen Verlustrate aus.“⁵ Dass wir so genaue Kenntnisse über diese historischen Flugblätter, vor allem aus dem 15. und 16. Jahrhundert haben, verdanken wir zum Großteil Johann Jakob Wick (1522–1588), einem zum Protestantismus übergetretenen Geistlichen und Chorherren aus Zürich. Er sammelte Zeit seines Lebens derartige Nachrichten, welche sich heute in der Zentralbibliothek von Zürich⁶ befinden.

DARSTELLUNG VON MICHAEL MANGER⁷

Der kolorierte, nicht datierte Holzschnitt des Augsburger Druckers Michael Manger (tätig von 1569 bis 1604) zeigt im Hintergrund ein fiktives Dorf, über dem sich am 14. Juni 1570, dem St.-Veitstag, „nechst bey Zwispalen⁸ im Land ob der Ens gelegen gegen dem Abend zwischen 4. und 5. Uhrn ein dicke oder trüb Gewülken erzeugt gleichsam ein Regen oder ungewitter anfallen wolt zuhand hat es angefangen Koren zu Regnen wie die obgemalet Figur anzeygt und sollichs beynach auff ein Stund getriben.“ Zur selben Zeit „hat es bey Ried im Bayrland auch eben also Koren geregnet auch nit allein inn den Flecken [Siedlungen] sonder auch auff die Wiesen unnd Felder so dick das man etliche Schüssel vol auffgeklaut hat“, wie wir in der Darstellung von zahlreichen bäuerlich gekleideten weiblichen und männlichen Personen ersehen können. „Auch hat man sollichs Koren gemalen und gebachen und hat ein sehr gut süß und lieblich Brot geben.“ Weiters erfahren wir im Text, dass es auch in der „Graffschafft Ortenburg bey Mattikhofen“ am selbigen Tag Korn und zuvor in allen drei genannten Ortschaften „auff etliche Heuser Blut geregnet“ hat. Bei der Darstellung dieses „Wunders“, auf das im Bild noch drei weitere Personen mit ihren Blicken und Gesten hinweisen, hat sich Michael Manger eher seine bekannte

3 Vgl. ebd., S. 72.

4 Ebd., S. 71.

5 Borchert / Waterman 2014, S. 15.

6 Dieser Fundus trägt seinem Sammler zu Ehren den Namen „Wickiana“.

7 Das Blatt zeigt in der oberen Hälfte die farbige Darstellung des Ereignisses, darunter die gedruckte Beschreibung. Ein Exemplar ist in der Sammlung Wickiana in der Zentralbibliothek Zürich vorhanden.

8 Hierbei (Zwispallen) handelt es sich um den alten Namen der Ortschaft Frankenburg am Hausruck. Vgl. Kaiser, S. 22.

Heimat (Region Augsburg) als das für ihn vermutlich unbekannte Inn- und Hausrückviertel zum Vorbild genommen, wie unschwer an der Kleidung beziehungsweise den Gebäuden erkennbar ist. In der Folge vergleicht der Bildtext zunächst das Ereignis mit dem „Mannawunder“ oder „Himmelsbrot“, das Gott den Israeliten (im Alten Testament) zuteilwerden ließ, und deutet es dann als Zeichen seiner „Allmechtigkeit und Gütigkeit.“ Trotz der positiven Auswirkung des Kornregens soll er aber allen „mehr ein straff unsers Sündlichen lebens bedeuten als eine gutthat, dieweil wir mit unseren Sünden und undanckbaren leben täglich wider Gott handeln und auch sein Allmechtigkeit antasten unnd uns selbst alle hilff unnd besserung absprechen“. Dennoch ist der Verfasser des Blattes überzeugt, dass Gott „die seinigen nit verlassen wöl“, und er ruft schließlich zum gemeinsamen Bittgebet um die Barmherzigkeit des Schöpfers auf.

DARSTELLUNG VON PETER HUG⁹

Diese in Straßburg gedruckte, nicht datierte und nicht kolorierte Darstellung des Kornregens stammt aus der Werkstätte von Peter Hug, die mit der Angabe „S. Barbel Gasse“ sogar genau lokalisiert wird. Auffallend ist, dass Hug schon über dem Bild, in einer Art Schlagzeile, wichtige Informationen wie Datum und Ortschaften nennt, sich aber über das genaue Ereignis mit den Worten „ein wahrhaftige doch wundersame geschicht“ vorerst noch in Schweigen hüllt. Er weckt dadurch in dem beim Verkäufer vorbeigehenden Betrachter des Blattes den Wunsch, mehr zu erfahren und es deshalb zu kaufen. Vergleicht man die Abbildung mit dem Blatt von Michael Manger, so fällt einem sofort eine gewisse Ähnlichkeit in der bildlichen Gestaltung auf. Bei näherer Betrachtung kann man feststellen, dass es sich um eine Spiegelung mit nur geringen Abänderungen handelt. Auch der Text deckt sich beinahe wörtlich mit jenem bei Manger. Wer nun von wem inspiriert wurde, ist unklar. Datum und Uhrzeit der wundersamen Erscheinung stimmen mit den Angaben bei Manger und Schwyzer überein. Auch die Ortschaften „Zwispalen in dem Ländlein ob der Ens“ und „Mattickhofen in der Graffschafft Ortenburg“ sind ident. Mit Erstaunen lesen wir aber bei der dritten Ortsangabe „Ried im Bayerland vier meil wegs von Augspurg gelegen“. Obwohl es tatsächlich circa 20 Kilometer südöstlich von Augsburg heute eine Ortschaft dieses Namens gibt, dürfte es sich um einen Irrtum des Verfassers (Hug) handeln, wenn man das mögliche Verbreitungsgebiet des Kornregens auf einer geographischen Karte betrachtet.

DARSTELLUNG VON CHRISTOFFEL SCHWYZER, FORMSCHNEYDER¹⁰

Das unter dem – wie bei Hug über das Bild gesetzt – Titel „Ein wahrhaftige doch wunderselzame geschicht“ im Jahr 1570 in Zürich veröffentlichte Blatt ist in zarten Pastellfarben gehalten und fällt sofort durch die wuchtige Darstellung einer Gewitterwolke mit dem Jahwe-Tetragramm auf. Aus dieser Wolke – quasi direkt von Gott – entspringt der Kornregen, der, wie bei Manger und Hug, auf den 14. Juni 1570 zwischen vier und fünf Uhr datiert wird. Ein mit einem Kreuz markiertes Korn über dem Kopf der

⁹ Auch von diesem Flugblatt ist ein Exemplar in der Zentralbibliothek Zürich vorhanden.

¹⁰ Zentralbibliothek Zürich, Sammlung Wickiana, Sign. PAS II 10/20.

Ein warhafftige doch wunderselgame geschicht Sogefehen

ist worden/von edelichen namhafftigen Personen zu Zwispalen/in dem Ländlein ob der Ens/dem Hans Österreich zugehörig/Deogleich auch zu Ried im Bayrland/vnd in der Graffschafft Ortenburg/bey Mattikhofen/dises 10. 8. LXX. Jars / am xiiii. tag Junij.



Als man nach der Geburt Christi/vnsers Seligmachers gezelt hat 10. 8. LXX.

Jar am xiiii. tag Junij/welcher ist 8. Werts abend, da hat sich nachst bey Zwispalen/im Land ob der Ens gelegen dem Abende /zwischen liij. vnd v. Uhr in die v. oder crüb Gewölken erzeigte gleich sam ein Regen oder vngewitter anfallen wolte/zůband hat es angefangen Korn zu regnen/wie die obgemalte Figur anzeiget /vnd solliches bey nach auff ein gütes Stund geriden. Gleiches fals oder gestalt an gemeldtem Tag / hat es bey Ried im Bayrland /vntz weit weg von Augspurg gelegen/ auch eben also Korn geregnet/ auch nit allein in den Flecken/sonder auch auff die Wiesen vnd Felder / so die/ das man es mit Schüsseln voll auff gefaude hat. Auch hat man solliches Korn gemalen vnd gebachen /vnd hat ein sehr güte süßvnd lieblich Brot geben. Auch hat es in dem gemeldtem Flecken/zů nächst auff gemeldtem Kornregen/auff etliche Dörfer Blut geregnet. Deogleich in der Graffschafft Ortenburg/bey Mattikhofen/ hat es auch Korn geregnet.

Auff welcher geschicht ein jeder Christ wol betrachten mag/die Allmechtigkeit vnd güte Gottes/der vns durch vil Wunderwerck sein Verlichter leben laße/wie er dam auch vor alcer zeit/im Alten Testament/den Kindern Israd das Himmelbrod geschicht hat/damit angezeiget/das er die v. vns nit verlassen wöll/wiewol solche obgemelte Geschicht/vns mehr ein straff vnserer Sündelichen Lebens bedeynen möcht/weder ein güter hat/dieweil wir mit vnseren Sünden vnd vndanckbaren leben/täglich wider Gott handeln/vnd auch sein Allmechtigkeit ansaffen/vnd vns selbst alle hilf vnd besserung absprecken. Derhalben laße vns den Ewigen Allmechtigen Gott bitten/das er sein milde Hand vnd bitt/vns vnsere Sünd willen von vns abgibt/sonder vnser Herzen dahin wenden wöll/das wir nach seinem Gütlichen willen leben/damit vns das Ewige Himmelbrod zů theil werde/das er vns auch allhie zeitlich/vnd dort Ewig speisen/Amen.

Geruckt zů Straßburg bey Peter Hug in S. Barbel Gassen.

rechten Person soll dessen wahre „größe und gestalt“ veranschaulichen und somit dem Bericht mehr Authentizität verleihen. Auch die Orte dieser Erscheinung decken sich mit den Angaben bei Manger: „Zwispalen im Land ob der Ens, Ried im fürstenthumb Beyeren und Mattikhofen in der Graffschafft Ortenburg“. Im rechten Bildabschnitt sehen wir zwei Frauen, die kniend die vom Himmel gefallenen Körner in ihre Schürzen einsammeln, während in der linken Bildhälfte drei Männer eine Gruppe bilden, die das Geschehen zu kommentieren scheinen. Ihre Kleidung lässt vermuten, dass sie dem Adelsstand angehören. Schwyzer unterstreicht aber nicht nur mit der bildlichen Darstellung sozial höher gestellter Personen den Wahrheitsgehalt seines Nachrichtenblattes. Von einem Blutregen ist bei Schwyzer nicht die Rede, dafür führt er im Text an, dass der Graf von

Abb. 2: Schwarz-Weiß-Druck von Peter Hug, Straßburg.



Abb. 3: Druck von Christoffel Schwyzer, Zürich 1570.

Ortenburg“ der „keyserlichen Mayestet, auch seinen Fürsten in Bayern, des gleichen andern Herren“ eine Probe dieses Niederschlags zukommen ließ. Auch hier wird darauf verwiesen, dass aus dem Korn ein „seher gut süs und wolgeschmackt Brott“ gebacken werden konnte. Zusätzlich informiert uns der Verfasser darüber, dass es schon früher derartige Erscheinungen gegeben hat und zwar: „722 in Campania, 828 in Gasconien in Frankrych, 990 abermalen in Frankrych“ und – für uns interessanter – am 23. März des Jahres 1550 „dry mil wegs von Villach in Kernten. [...] Waß aber der Almächtig Gott durch diseß wunderwerch anzeigen welle, wirt die zyt zu erkennen geben“. Ergänzend

11 Dabei handelt es sich um Joachim von Ortenburg (1530–1600), der dem reformatorischen Glauben anhing. Vgl. Sonntag 1984, S. 52.

kann noch festgestellt werden, dass es von dem Blatt von Schwyzer auch nicht kolorierte Exemplare gibt.¹²

GLAUBE UND NATURWISSENSCHAFT – SCHLIESSEN SIE EINANDER AUS?

Doch was steckt tatsächlich hinter diesem ominösen Kornregen des Jahres 1570? Ist es möglich, dass es Getreide regnet? War es wirklich Korn, und gibt es eine rationale Erklärung dafür? Alles Fragen, die uns wir heutigen vernunft- und wissenschaftsbestimmten Menschen stellen, wenn wir derartige Meldungen hören. Dennoch müssen wir zugeben, dass es auch heute noch Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, die die Wissenschaft nicht erläutern kann, nennt man sie nun Wunder oder Naturphänomene. Dass es sich bei dem Kornregen von 1570 tatsächlich um Getreidekörner handelte, die buchstäblich vom Himmel fielen, ist eher unwahrscheinlich. Eine mögliche Erklärung für diese Erscheinung im Inn- und Hausruckviertel liefert uns Richard Loibl in seinem Beitrag „Katastrophen – Vorboten des Weltuntergangs“, indem er feststellt: „Dabei handelte es sich um eine wohlschmeckende, von Zentralasien bis Westafrika beheimatete Wanderflechte, die von heftigen Wüstenstürmen ins damals niederbayerische Innviertel getragen wurde.“¹³ In Frage kommt die tatsächlich essbare Mannaflechte (*Aspicilia esculenta*), die nachweislich von Wüstenstämmen beim Brotbacken unter das Mehl gemischt und in Zeiten von Hungersnöten vermehrt gegessen und auch an Schafe und Ziegen verfüttert wurde. Diese Flechte formt harte, rundliche Vegetationskörper (Thalli), die Kieselsteinen ähneln, und etwa einen Zentimeter Durchmesser aufweisen. Auch ist die Verfrachtung dieser „Körner“ über so weite Strecken wegen deren geringen Gewichts durchaus plausibel. Belegt sind jedenfalls „Flechtenregen“ in der Zentraltürkei, in Armenien und Nordpersien für die Jahre 1824–1829 und 1890, wo sie derartig intensiv waren, dass die „Körner“ bis zu 30 Zentimeter hoch auf dem Boden lagen.¹⁴

Abschließend kann festgestellt werden, dass die „Menschen der Frühen Neuzeit und auch noch später großes Interesse an wunderbaren Geschichten hatten, und zwar auch dann noch, als die Aufklärer auf deren rationalen Hintergrund hinwiesen“ und „[...] die übernatürlichen Erklärungen von den Aufklärern als Aberglaube abgetan“ wurden.¹⁵ Und – seien wir doch ehrlich – auch heute noch finden wir unerklärliche Phänomene hochinteressant, bilden sie doch eine Art Refugium für unseren Glauben und/oder unsere Phantasie in der so ausgeprägt rationalen Welt.

12 Ebenfalls in der Sammlung „Wickiana“. Freundlicher Hinweis von Frau Dr.ⁱⁿ Diederich von der Zentralbibliothek Zürich.

13 Loibl 2000, S. 72.

14 Zur Mannaflechte vgl. http://scratchpad.wikia.com/wiki/Aspicilia_esculenta; <https://www.spektrum.de/lexikon/biologie/mannaflechte/41044>; Crum 1993 (Internetversion), alles zuletzt eingesehen am 18.01.2022. Mein Dank gilt Herrn Dr. Franz Berger aus Kopfing, der mir wichtige Hinweise zur Mannaflechte gab.

15 Hammerl, Michaela: Strange and Wonderful News. Ein Vergleich von englischen und deutschen Wunderzeichenberichten, in: www.wunderzeichen.de/essays/vergleich/vergleich/.phtml zuletzt eingesehen am 15. 8. 2018 (am 18.01.2022 nicht mehr aufrufbar).

QUELLEN UND LITERATUR:

Borchert / Waterman 2014 = Borchert, Till-Holger / Waterman, Joshua P.: Das Wunderzeichenbuch, Faksimile des Augsburger Manuskripts aus der Collection of Mickey Cartin, o. O., 2014.

Kaiser = Kaiser, Martin: Frankenburg am Hausruck und Redleiten. Von der Rindenhütte zum Bürgerhaus. Ried im Innkreis, o. J.

Loibl 2000 = Loibl, Richard: Katastrophen – Boten des Weltuntergangs? In: Wurster, Herbert / Loibl, Richard (Hg.): Apokalypse. Zwischen Himmel und Hölle. Begleitband zur Ausstellung von Stadt und Diözese Passau im Oberhausmuseum Passau, 2000.

Sonntag 1984 = Sonntag, Franz: Heimatbuch der Marktgemeinde Mattighofen. Ried im Innkreis, 1984.

Crum 1993 = Crum, Howard: A Lichenologist's View of Lichen Manna, Michigan 1993; PDF-Internetversion, https://archive.org/details/cbarchive_121499_alichenologistsviewoflichenman1993
http://scratchpad.wikia.com/wiki/Aspicilia_esculenta
<https://www.spektrum.de/lexikon/biologie/mannaflechte/41044>
Alles zuletzt eingesehen am 23.07.2023.

BILDNACHWEISE:

Abb. 1: © Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung und Fotoarchiv, Sign. PAS II 8/4.

Abb. 2: © Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung und Fotoarchiv, Sign. PAS II 8/3.

Abb. 3: © Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung und Fotoarchiv, Sign. PAS II 10/20.

NOTSTÄNDE IN DER LANDWIRTSCHAFT DES BEZIRKES STEYR-LAND ZU BEGINN DES 20. JAHRHUNDERTS

Klaus-Dieter Richter

Die Jahre 1903 bis 1905 waren für die Landwirtschaft des Bezirks Steyr-Land sehr schwierig. Nach der Maikäferplage 1903 gab es im Mai 1904 Wolkenbruch und Hagel-schlag, doch wesentlich schlimmer wirkte sich die Dürre dieses Jahres aus. Dazu kam noch die Kartoffelfäule, die große Teile der geernteten Erdäpfel im Lager vernichtete, und zu guter Letzt sorgte der katastrophale Schneedruck im Oktober 1905 für die nächsten großen Schäden. Doch beginnen wir mit der Käferplage von 1903:

1903 – MAIKÄFERINVASION!

Noch vor gut 100 Jahren, am Anfang des 20. Jahrhunderts, stellten Maikäfer eine ernst zu nehmende Bedrohung für die Obst-, Gemüse- und Getreideproduktion dar. Im Mittelalter fanden so genannte Maikäferprozessionen statt, in denen dem Käfer befohlen wurde, die Felder sofort zu verlassen. Mehr Erfolg war vermutlich den Abklaub-Aktionen der Schulkinder im 19. Jahrhundert beschieden, doch erst die Bekämpfung der Käfer durch Agrochemikalien bewirkte, dass der Käfer beinahe verschwand. Erst in den letzten Jahren erholten sich die Populationen zumindest lokal wieder einigermaßen.



Abb. 1: Maikäferlarve, Engerling.

Abb. 2: Maikäfer.

Maikäfer gehören zur Familie der Blatthornkäfer. Ihre auffälligste Eigenheit ist wohl ihr jahresweise massenhaftes Auftreten, wodurch es zu völligem Kahlfraß an Gehölzen und entsprechenden Schäden kommen kann. Doch nicht nur die erwachsenen Käfer verursachen große Schäden: Das Weibchen legt die Eier in der Erde ab, wo nach etwa vier Wochen die bekannten Engerlinge schlüpfen, die sich durch enorme Freßlust auszeichnen. Sie ernähren sich von Wurzeln und schwächen die Pflanze oder bringen sie überhaupt zum Absterben.

Der Entwicklungszyklus beträgt, je nach vorherrschenden Bodentemperaturen, drei bis vier Jahre. Danach verpuppen sich die Engerlinge und warten auf warme Frühlingstage – der Zyklus beginnt von Neuem.¹

Maikäfer-Bekämpfung war auch Obrigkeitssache: Im Frühling des Jahres 1903 gab die Bezirkshauptmannschaft Steyr einen Erlass² heraus. Er ging an alle „Gemeinde-Vorstellungen“ des Bezirks und befasste sich mit der Maikäferplage und wie dieser Einhalt zu gebieten sei. Erst einmal wird gegen falsche Annahmen in Bezug auf die Maikäfer Stellung genommen, „die geradezu die Vermehrung und Verbreitung des Maikäfers, dieses schädlichen Insektes, fördern, statt dieselbe mit allen Kräften zu hindern“ zum Beispiel, dass nur jedes vierte Jahr ein Maikäferjahr sei. Nein, es gebe in jedem Jahr Käfer.

„Es folgt hieraus, daß man keineswegs durch drei Jahre hindurch die Hände in den Schoß legen und auf das vierte oder „Maikäferjahr“ warten soll, sondern jedes Jahr mit allen Kräften und Mitteln der Vermehrung dieses Schädlings entgegenarbeiten möge. [...] Einen weiteren Irrtum birgt das tröstende Sprichwort: „Maikäferjahr, ein gutes Jahr!“, denn wenn auch zutreffend ist, daß ein der Maikäfer-Entwicklung zusagendes Jahr auch für die Vegetation im allgemeinen ein günstiges und fruchtbares Jahr sein wird, so dürfte andererseits eine durch günstige Einflüsse bedingte größere Zahl von Maikäferlarven (Engerlingen) wohl den meisten Vorteil daran haben, indem sie noch vor der Reife und Ernte der Pflanzen das Beste verzehren, ganz abgesehen davon, daß die Verheerungen und Verwüstungen in den folgenden Jahren unter der Erde im verstärkten Maßstabe sich fühlbar machen werden. [...] Die Verwüstungen und Verheerungen, welche der Maikäfer während seiner nur kurzen Lebenszeit durch das Zernagen und Abfressen des Laubes der Bäume, Sträucher, seltener Reben u. s. w. anrichtet sind wohl zur Genüge jedermann bekannt und wird die Größe des zugefügten Schadens für die verletzten Gewächse am klarsten, wenn man die Funktionen des Laubes in Betracht zieht, indem, wie bekannt, die Blätter gewissermaßen das Geschäft des Atmens bei den Pflanzen besorgen, mithin die Lebenstätigkeit bedingen.“³ Die Obsternte eines ganzen Jahres könne so vernichtet werden, dazu kämen die Schäden an den Waldbäumen. „Zu allen diesen an und für sich schon ungeheuren Verheerungen und Verwüstungen kommt nun noch hinzu, daß dieses Tier auf einer anderen Entwicklungsstufe, als Engerling, durch fast vier Jahre mit noch größerer Gefräßigkeit unter der Erde weit verderbenbringender haust, indem oft durch

1 Dazu vgl. die Informationen auf der Homepage der AGES, der Österreichischen Agentur für Gesundheit und Ernährungssicherheit GmbH, <https://www.ages.at/themen/schadereger/maikaefer-engerlinge/>.

2 OÖLA, BH Steyr-Land, Sch. 42, 1906–1920, Abt. Fa Agrar, 1907, Zl. 3153, Amtsblatt der k.k. Bezirkshauptmannschaft Steyr Nr.14, v. 2. April 1903, S. 3–6.

3 Ebd., S. 3.

einen Biß in die Wurzel das Absterben der ganzen Pflanze herbeigeführt werden kann.“⁴ Sommergetreide, Kartoffeln und Kraut und auch Wiesen seien betroffen.

Was aber kann man tun? Die Behörde hat verschiedene Vorschläge. Erst einmal sollten alle natürlichen Feinde der Maikäfer gefördert werden – ein sehr modern anmutender Gedanke: Nistkästen errichten, unbefugten Vogelfang streng ahnden und, vor allem, gegen Aberglauben, Unwissen und Vorurteile vorgehen. Als Beispiel werden Fledermaus und Maulwurf genannt.

„Die Fledermäuse sollen alle möglichen schädlichen Eigenschaften besitzen und werden in manchen Gegenden als die Verbündeten von Hexen und Zauberern betrachtet, während dem Maulwurfe allerlei von dem Engerlinge verübter Schaden zugeschrieben und beschuldigt wird, die Pflanzenwurzeln anzugreifen, während er in Wirklichkeit einzig und allein von tierischer Nahrung lebt und durch seine bedeutende Gefräßigkeit zur erheblichen Verminderung der Engerlinge als Feind derselben beiträgt; z. B. frißt der Maulwurf täglich zirka 40 Engerlinge, somit den Sommer über die nicht unbedeutende Zahl von 7000 derselben, welche unvermehrt nach 3 bis 4 Jahren wenigstens die Hälfte, also 3500 eierlegende Maikäferweibchen geben, deren jedes wieder 40 Eier legt, und mit-hin die ganz respektable Anzahl 140.000 Engerlinge zur Entwicklung gelangen würden.“⁵

Die tierischen Helfer allein sind allerdings nicht genug. Der „Vertilgungskrieg“ gegen Maikäfer und Engerlinge muss energisch und mit Ausdauer geführt werden, und zwar gemeinschaftlich, während der ganzen Schwarmzeit und überall. Die Ausführung beziehungsweise Überwachung soll, in Analogie zu den bereits in manchen Kronländern bestehenden Landesgesetzen, durch die Gemeindevorstellungen organisiert werden. Sobald Käferschwärme gesichtet werden, wird von der Lokalbehörde die „Jagd angeordnet“, die Bevölkerung zum Sammeln aufgeboten und „zur Aufmunterung in der Arbeit [...] ein entsprechender Geldbetrag für einen gestrichenen Hektoliter der an die Gemeinden eingelieferten Maikäfer und für einen gestrichenen Hektoliter Engerlinge als Prämie ausgesetzt.“⁶ Die Tiere müssen allerdings unter Aufsicht der Gemeinde getötet werden – wie, ist weiter unten beschrieben –, und dann bekommen die Sammler ihre Jagdbeute „zur freien Verfügung“ zurück.

Der Ablauf der Jagd geschieht folgendermaßen: Mit Säcken versehen, werden die Mannschaften in der Gegend verteilt; die beste Zeit ist von Sonnenaufgang bis gegen drei Uhr Nachmittag. Alle Bäume und Straucher müssen sorgfältig geschüttelt und abgesucht werden. Die heruntergefallenen Tiere steckt man dann in die mitgebrachten Säcke. Zur Vertilgung der Käfer ist Zerstampfen möglich, aber nicht optimal; besser brüht man sie in siedendem Wasser. Dann sind sicher alle samt der eventuell vorhandenen Eier vernichtet. Diese Vertilgung muss, wie schon angemerkt, unter Aufsicht erfolgen: „Zu diesem Zwecke lassen sich leicht und ohne große Umstände eine genügend verteilte Anzahl Waschkesseln (auf Mauern, Feldsteinen) aufstellen. Hat der Sammler seinen Sack mit Maikäfern gefüllt, so bringt er ihn zu dem nächsten Kessel, in welchen derselbe nur einige Minuten untergetaucht erhalten wird, um die Käfer zu töten. Der Sack wird durch Umkehren ausgeleert und dem Sammler hiefür eine Marke eingehändigt, gegen welche er später die festgesetzte Prämie beheben kann.“⁷

4 Ebd.

5 Ebd., S. 4.

6 Ebd.

7 Ebd.

Die Engerlinge müssen ebenfalls rigoros bekämpft werden, und zwar durch Einsammeln hinter dem Pflug, der Egge oder dem Grabscheit. Tritt die Plage massenhaft in Wiesen auf, so soll man rasch und anhaltend wässern, alternativ „das Aufführen von stark riechenden und ätzenden Materialien als: Jauche, Salzsole, Flüssigkeiten aus Seifensiedereien, Torfasche, Dungsalz und Guano u. a. mehr anwenden, wobei jedoch zu beachten ist, daß einzelne Stellen freigelassen werden, wohin sich dann, durch die aufgefahrenen Stoffe verdrängt, die Engerlinge flüchtend zurückziehen und leicht aufgegriffen werden können“⁸ – ein Ratschlag, der aus heutiger Sicht doch als eher zweifelhaft bezeichnet werden muss.

Einzelne Bäume kann man in der Schwarmzeit durch Räuchern vor den Käfern schützen, und zwar sollte man, aber nur bei Windstille, vom Abend bis nach Mitternacht trockenen Mist, Lederabfälle, Hornspäne, Schwefel und so weiter unter den Bäumen entzünden.⁹

Inwieweit diese Anweisungen Erfolg hatten, ist nicht bekannt; jedenfalls erschien im April 1904 wieder ein Erlass zur Maikäferbekämpfung. Die Reaktionen und Berichte der Gemeinden über die getroffenen Maßnahmen sind zum Teil erhalten:¹⁰

Die Gemeinde Garsten etwa ließ einen Maikäfer-Sammelbefehl per Kundmachung, die – bei angedrohter Strafe von zehn Kronen¹¹ – ohne Verzögerungen von Haus zu Haus zu bringen war. Pro Hektoliter „Jagdbeute“ gab es eine Krone Prämie. Auch Sträflinge aus der Garstner Strafanstalt wurden zur Maikäferjagd eingesetzt.

Welche Unterschiede auch kleinräumig in der Käferfrequenz auftreten können, wird bei den Gemeinden Ried bei Kremsmünster und Thanstätten deutlich: In Ried gab es 1904 wie schon in den circa 20 Jahren davor keine Maikäfer, in Thanstätten traten sie in großen Mengen auf. Allerdings sorgte die kühle Witterung für einen starken Rückgang der Plage, genau wie in St. Ulrich.

In Losenstein wurde zwar für einen Liter Maikäfer eine Prämie von einem Heller ausgelobt, doch wurden – offenbar wegen Maikäfer-Mangels – nur zwei Liter abgegeben, obwohl die Gemeinde mit den Schulleitungen vereinbart hatte, die Schüler zum Sammeln zu schicken.

Die Gemeinde Markt Kremsmünster berichtete, dass die Plage heuer etwas stärker auftrat, aber jene Marktbewohner, die Bäume besaßen, bekämpften die Käfer so erfolgreich, dass die Kulturen kaum geschädigt wurden.

In Neustift zog man ebenfalls die Schuljugend zur Maikäferjagd heran, weitere Maßnahmen waren aber nicht notwendig, weil die Plage sehr gemäßig auftrat. Ähnlich standen die Dinge in Gleink, wo man zwar zwei Kronen für einen Hektoliter Käfer bot, aber kein einziger Maikäfer abgeliefert wurde.

Das Jahr 1904 ist also offenbar zumindest in der Gegend um Steyr kein ausgesprochenes Käferjahr gewesen. Trotzdem stellt sich die Frage, wie man die großen Mengen toter Käfer und Engerlinge verwerten kann. Das Amtsblatt Nummer 14¹² aus dem Jahr 1903 weiß Rat:

8 Ebd.

9 Ebd., S. 4f.

10 Erlass und Berichte in: OÖLA, BH Steyr-Land, Sch. 41, 1880–1905, Abt. Fa Agrar, 1904, Zl. 8465, Bekämpfung der Maikäferplage, Berichte und handschriftliches Amtsblatt Nr. 16.

11 1 Krone im Jahr 1904 entspricht im Jahr 2020 kaufkraftmäßig etwa 7,04 Euro. Quelle: Währungsrechner.

12 Vgl. Anm. 2.

Erst einmal geben sie ein ausgezeichnetes Futter für Schweine, Enten und Hühner ab, sollten aber nicht in zu großer Menge und nicht ausschließlich gegeben werden.

Zweitens enthalten sowohl Käfer als auch Engerlinge ziemlich viel Fett – 11,5 Prozent in völlig ausgetrockneten Käfern –, das man zur Herstellung von Seife, Wagenschmiere und anderen Dingen nutzen kann. Gewonnen wird dieses Öl durch Auspressen oder Auskochen, oder mittels einer ganz speziellen Methode: „Die Käfer und Engerlinge werden in einen Topf gebracht, welchen man mit Stroh verstopft und hierauf umgekehrt über einen anderen, in die Erde vergrabenen Topf stellt, sodann über dem ersteren ein gelindes Feuer anmacht, wodurch das Fett flüssig wird und durch das Stroh hindurch in den unteren Topf abfließt. Es lassen sich auf diese Weise aus 10 Liter Maikäfer zirka 3 Liter Oel gewinnen.“¹³

Am besten werden die Käfer und Engerlinge aber zur Kompostherstellung verwendet. Hier die Anleitung:

„Chemischen Analysen zufolge enthalten dieselben 9,5 % Stickstoff und sind im Dungwert zu $\frac{1}{3}$ von dem des Guano anzunehmen. Um derartigen Kompost herzustellen, bringt man die getöteten Käfer und Engerlinge abwechselnd mit etwa 20 cm starken Erdschichten in Haufen und läßt diese unter zeitweisen Begießen mit Jauche einige Monate liegen. Nun werden die Haufen umgeschaufelt, nochmals mit Jauche begossen, welcher auf je 1 Hektoliter Käfer etwa 1 Kilogramm Schwefelsäure zugesetzt wurde, um die hornartigen Flügeldecken zu zerstören, und der Kompost ist nach kurzer Zeit zur Verwendung geeignet. Der Wert eines Hektoliters Käfer und Engerlinge kann mit 50 Heller¹⁴ angenommen werden. Durch ein planmäßiges und einheitliches Einsammeln wird demnach ein zweifacher Vorteil erzielt, nämlich einerseits die Kulturen von Verheerung und Verwüstung bewahrt und andererseits für den Boden ein wertvolles Düngematerial gewonnen.“¹⁵

1904 – DER REGEN FEHLT

Der Sommer des Jahres 1904 war extrem trocken. Im Juni fiel zum Beispiel in Kremsmünster um neun Prozent, im Juli um 62 Prozent und im August um 37 Prozent weniger Regen als normalerweise. Auch in der gesamten Region Oberösterreich, Niederösterreich und Wien war es um circa 40 Prozent zu trocken.¹⁶

Bereits Ende Juli ging ein Schreiben der k.k. Statthalterei Oberösterreich an sämtliche Bezirkshauptmannschaften mit der Aufforderung, die wegen der anhaltenden Dürre zu erwartenden Schäden zu erheben und *zu berichten, in welchen Gegenden und in welchem Maße anlässlich der diesjährigen ganz abnormen Trockenheit eine Schädigung der Landwirte, insbesondere wegen Futtermangels und der infolge dessen nötigen Reduzierung der Viehbestände, zu besorgen ist, sowie ob nicht etwa geradezu ein teilweiser Notstand in landwirtschaftlichen Kreisen zu befürchten steht.*¹⁷

Die Bezirkshauptmannschaften werden aufgefordert, bei den Erhebungen zu klären,

13 Ebd., S. 5

14 Wie Anm. 11; 1 Krone = 100 Heller.

15 Wie Anm. 13.

16 Diese Hinweise verdanke ich Herrn Alexander Orlik, Fachabteilung Klima/Bereich Kundenservice der Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik in Wien.

17 OÖLA, BH Steyr-Land, Sch. 41, 1880–1905, Abt. Fa Agrar, 1904, Zl. 15212, Schreiben der Statthalterei.

ob es sich lediglich um einen momentanen Futtermangel handelt, oder ob der Eintritt eines tatsächlichen Notstandes zu befürchten ist, wenn die Viehzucht treibende Bevölkerung infolge des geringen Ertrages des ganzen Wirtschaftsbetriebes nicht in der Lage ist, sich das notwendige Futter zu beschaffen.

Die Bezirkshauptmannschaft Steyr leitete diesen Auftrag an alle Gemeindevorstellungen weiter, hier einige Antworten:¹⁸

Kremsmünster Markt schreibt: *Daß eine Reduzierung der Viehbestände zu besorgen steht, ist wohl außer Zweifel, denn der Viehstand in der hiesigen Gegend ist noch seit der letzten Dürre, welche vor ungefähr 4 – 5 Jahren herrschte um das Drittel weniger, als er tatsächlich sein soll, also kann man ruhig sagen, dass sich die umliegenden Besitzer von der letzten Dürre noch nicht erholt haben, daher wird sich der Notstand an Vieh umsomehr stark fühlbar merken lassen.*

In Losensteinleiten kann die Höhe des Schadens noch nicht angegeben werden, weil die Heuernte noch nicht eingebracht ist. Der Pfarrkirchner Gemeindevorsteher meldet, dass schon der Hagel im Mai die erste Heu- und Klee-Ernte um etwa ein Drittel verringert hat. Vom Grummet, der zweiten Heu-Ernte, fehlt gut die Hälfte des normalen Ertrages. Der Großteil der Landwirte wird daher seine Viehbestände drastisch reduzieren müssen.

Aschach an der Steyr berichtet ein Drittel weniger Grummet, die Zahl der Rinder muss in jedem Hof um ein bis drei Stück verringert werden; in Bad Hall scheint es nicht so schlimm zu sein, Gleink jedoch meldet den Beinahe-Totalausfall des Grummet und voraussichtlich deutliche Vieh-Reduzierungen.

Aus Ried bei Kremsmünster kommen sehr genaue Angaben: Die Kornernte ist um 15 bis 20 Prozent geringer, der Weizen jedoch in Ordnung. Beim Hafer gibt es Qualitätseinbußen, die mit etwa 25 Prozent Schaden zu Buche schlagen. Die Grummet-Ernte beträgt circa die Hälfte der Norm. Weil aber die erste Heu- und Klee-Ernte so reich ausgefallen ist, kann von einem Notstand in der Gemeinde nicht gesprochen werden. Das ist im Wesentlichen dem feucht-lehmigen Boden zu verdanken.

Sierning, Wartberg, Thanstetten, Rohr, Großraming, Gaflenz und Weyer an der Enns melden kaum Schäden, dafür schreibt Reichraming: Die Landwirte werden im Herbst gezwungen sein, den Viehbestand drastisch zu verringern. Das ist gerade für diese Alpengegend gravierend, weil der Haupterlös aus der Viehwirtschaft kommt. Durch diese Schädigung werden die Landwirte die Steuern und sonstigen Abgaben, Schuldzinsen et cetera kaum bezahlen können. Die Gemeindevorstellung stellt die ergebendste Bitte, die k.k. Bezirkshauptmannschaft möge für sie einen 30-prozentigen Steuernachlass erwirken. Auch in Lausa sucht man um Hilfen an: *Es kann nicht als genügend angesehen werden, wenn nur Steuerabschreibungen bewilligt würden, sondern es sollen auch event. Unterstützungen oder unverzinsliche Darlehen, den hiesigen Bauern gewährt werden.*¹⁹ Der Notstand wird nämlich sicher erst im kommenden Jahr fühlbar werden, weil die Bauern heuer wegen des Futtermangels Vieh verkaufen mussten, das Geld, das sie dafür bekommen haben, aber längst schon wieder ausgegeben ist, wenn es wieder Futter gibt und sie neues Vieh brauchen; Garsten befürchtet teilweisen Notstand bei den Viehbauern, und in Sipbachzell bittet die Gemeindevorstellung wegen der zu erwartenden Reduzierung der Viehbestände um den gesetzlichen Nachlass an Grundsteuer für 1904.

Ähnlich dramatisch erscheint die Lage in Losenstein: *Obwohl die Heuernte in hiesi-*

¹⁸ Wie Anm. 17, Berichte der Gemeinden.

¹⁹ Ebd.

ger Gegend als sehr gut bezeichnet werden muß sieht der hiesige Landmann mit Bangen der Zukunft entgegen, da infolge der anhaltenden Dürre [seit 25. Juni kein Regen :] die Krumeternte ganz entfällt die Weideplätze entweder ganz ohne Gras oder anderseits ohne Trinkwasser für das Weidevieh sind und daher zum weitaus größten Teile auch schon das Vieh abgetrieben ist und somit bereits vom Winterfuttermittel gefüttert werden muß, wie überhaupt die Grünfütterung heuer um 3 Monate früher als sonst aufgehoben werden muß was einen bedeutenden Ausfall an Winterfutter zur Folge hat. Vielseitig hört man schon Klagen: „Ich bin heuer überstallt ich kann mein Jungvieh nicht behalten ich muß verkaufen, aber in Gottesnamens was thu ich wenn ich kein Viehzeugl mehr habe, keinen Most bekomme ich so nicht, das Getreide ist übertrieben hat keinen rechten Kern, ist hartschalig und wenig mehreich. So die allgemeine Lage des hiesigen Landwirtes. Der Viehstand dürfte wenn nicht ausgiebige Hilfe wird sich mindestens um ein Drittel vermindern, dabei werden jedoch noch die Preise des Jungviehs gedrückt, sodaß der ohnedies schwer bedrängte Landwirt doppelt geschädigt erscheint, und in Folge dessen ein allgemeiner Notstand unausbleiblich sein wird. Die gefertigte Gemeinde erlaubt sich daher die dringende Bitte zu stellen. Die k. k. Bezirkshauptmannschaft Steyr geruhe eine Einleitung einer allgemeinen Notstandsaktion zur Beschaffung von Futtermitteln zum Zwecke der Erhaltung des Jungviehes gütigst ins Auge fassen zu wollen.“²⁰

Aus St. Ulrich, Kremsmünster/Land, Neustift und Gaflenz erfährt man, dass es zwar erhebliche Einbußen gibt, ein Notstand jedoch nicht zu befürchten ist. In Eberstallzell sind die Hälfte bis zwei Drittel der Ernte vernichtet, und der Viehbestand von jetzt 1.500 Stück dürfte um ein Drittel auf etwa 1.000 Stück verringert werden. Die Ternberger können sich noch kein genaues Bild von der Lage machen, es wird jedoch infolge des Futtermangels zu einer deutlichen Reduzierung des Viehbestands um durchschnittlich ein Fünftel kommen.

Im Oktober fordert die Bezirkshauptmannschaft Steyr nochmals von allen Gemeinden einen Bericht mit den vermutlich zu erwartenden Schäden und welcher Geldbetrag unbedingt benötigt wird, um die Notlage zu mindern.²¹

Am 10. Februar 1905 richtet die Bezirkshauptmannschaft dann folgenden Erlass²² an alle Gemeinden: *Aus den Resultaten der [...] eingeleiteten Erhebungen ist hervorgegangen, 1.) dass durch die im Sommer 1904 gewesene abnorme Trockenheit zwar eine bedeutende Verminderung der Ernte an Futtermitteln, jedoch nicht in dem Grade entstanden ist, dass hierdurch landwirtschaftliche Existenzen in ihrem Bestande derart bedroht wurden, dass sie aus diesem Grunde ohne Beihilfe des Staates dem Ruine preisgegeben wären; 2.) dass die Kartoffelernte im Bezirke durchschnittlich eine sehr reichliche war, dass die Kartoffel aber nach Einbringung derart faulen, dass dieselben zum täglichen Bedarfe und zur Aussaat nicht ausreichen dürften.*²³

20 Ebd.

21 Ebd.

22 Wie Anm. 17, Erlass vom 10. Februar 1905.

23 Ebd.



Abb. 3: Von Krautfäule befallene Kartoffelknolle.



Abb. 4: Von Krautfäule befallenes Kartoffelfeld.

Hier erfahren wir zum ersten Mal, dass eine weitere Katastrophe eingetreten ist, nämlich die Vernichtung der Kartoffelernte durch die Kartoffelfäule.

1905 – EIN KATASTROPHALER SCHADPILZ: DIE KARTOFFELFÄULE

Im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert hatte die Kartoffel als Grundnahrungsmittel eine völlig andere Bedeutung als heute. Beispielsweise betrug in den 30er-Jahren des letzten Jahrhunderts die Kartoffelanbaufläche noch über 30.000 Hektar; heute sind es etwa 1.500 Hektar. Bei einer so hohen Anbaudichte und fehlenden Bekämpfungsmöglichkeiten konnte eine Pflanzenkrankheit wie die Kartoffelfäule natürlich zum Totalausfall führen.²⁴ *Phytophthora infestans* (Kraut- und Knollenfäule, auch Falscher Kartoffel-Mehltau) befällt hauptsächlich Nachtschattengewächse wie eben Kartoffeln oder Tomaten. Zu trauriger Berühmtheit gelangte dieser Schadpilz erstmals kurz nach seiner Einschleppung aus Nordamerika in Irland, wo er in den Jahren 1845 und 1846 eine katastrophale Hungersnot auslöste. Geschätzt eine Million Menschen starben an Hunger, Typhus, Cholera oder einer anderen Seuche, die die Not begleiteten. Weitere eineinhalb Millionen verließen die Insel, und in ganz Europa gab es so gut wie keine Kartoffeln zu kaufen.²⁵

²⁴ Diese Informationen verdanke ich Rosina Graser (Oberösterreichische Landwirtschaftskammer).

²⁵ Vgl. Hobhouse 1992, S. 281.

Die Krankheit breitet sich rasend schnell aus. Zuerst wird das Kraut der Pflanze befallen, die Blätter werden braun, und an der Unterseite wuchern die Pilzfäden mit den Sporenbehältern, es entsteht ein Schimmelrasen. Die Pflanze stirbt ab, die Sporen gelangen in den Boden, wo sie die Knollen infizieren. Diese scheinen vorerst gesund, doch genügt eine einzige infizierte Kartoffel, um den ganzen Lagerbestand anzustecken und verfaulen zu lassen.²⁶

Doch zurück zu den Notständen in Steyr und den zur Abhilfe ergriffenen Maßnahmen. In oben erwähntem Erlass verlangt die Behörde genaue Angaben über die Situation der einzelnen Geschädigten, und zwar auf genau definierte Weise: Jene Bauern, die sich tatsächlich im Notstand befinden, weil sie sich die nötigen Kartoffel zum Hausbedarf und zur Aussaat nicht beschaffen können, *sondern auf die geschenkweise Zuwendung von Kartoffel angewiesen sind, sind nach gewissenhafter Erhebung in ein Verzeichnis einzutragen, welches folgende Rubriken zu enthalten hat [...]: 1.) Name, Wohnort, Hausnummer des in seiner Existenz bedrohten Besitzers, 2.) Menge der in normalen Jahren gegenwärtig noch vorhanden gewesenen gesunden Kartoffel, 3.) Menge der tatsächlich noch vorhandenen gesunden Kartoffel, 4.) Menge der zum Hausbedarfe und zur Aussaat bis zur nächsten Ernte unbedingt noch erforderlichen Kartoffel, 5.) Familien und Vermögensverhältnisse des in seiner Existenz bedrohten in möglichst klarer Weise, 6.) Höhe des eventuell wegen Elementar-Ereignissen im Jahre 1904 erwirkten Steuernachlasses.*

Hier ein Beispiel für eine solche Liste²⁷ (Ortschaft Arzberg, Reichraming):

1	2	3	4	5	6
Mathias Franzmeir Arzberg ²⁸	5000	850	4000	die Realität ist bedeutend mit Schulden belastet	nein
Johann Ritt Arzberg 34	2800	800	1900	Großer Familienstand baufälliges Haus	nein
Markus Ahrer Arzberg 40	1700	700	1000	Junger Besitzer mit Schulden belastet	nein
Josef Stiegler Arzberg 4	3200	480	2500	Großer Familienstand Reale sehr mit Schulden behaftet	nein
Josef Resch Arzberg 10	2000	320	1500	Realität mit Schulden sehr belastet	nein
Alois Grohsauer Arzberg 14	2900	900	1800	Große Familie, 9 unmündige Kinder, bedeutender Schuldenstand	nein
Franz Aschauer Arzberg 46	1200	600	500	beschwerlicher Besitz	nein
Johann Marxrieser Arzberg 38	700	300	350	hat für Kinder zu sorgen ist Kleinhäusler	nein
Michael Schmiedthaler Arzberg 8	2400	800	1200	hat für 13 Kinder zu sorgen Besitz mit Schulden behaftet	nein
Ferdinand Grossauer Reichraming 87	1000	300	700	Der Besitz ist sehr mit Schulden belastet außerdem ein baufälliges Haus	nein
Mathias Wöhrnschmel Arzberg 6	900	200	600	Kleinbauer sehr mit Schulden belastet	nein

26 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Phytophthora_infestans; <https://www.spektrum.de/lexikon/biologie/kraut-und-knollenfaeule/37294>; Schöber 2001.

27 Wie Anm. 17, Bericht der Gemeinde Reichraming.

28 Hausnummer fehlt im Original.

Johann Stockenreitner Arzberg 26	2000	600	1200	Kleinbauer,5 Kinder	nein
Jakob Schweiger Reichraming 138	600	200	300	Kleinhäusler mit Schulden sehr belastet	nein
Simon Sträussl Arzberg 30	1200	400	700	Bauerngutsbesitzer,Reale stark mit Schulden belastet	nein
Josef Rohrweck Arzberg 37	1600	400	1000	Kleinbauer Besitz stark verschuldet	nein
Ignaz Haberfellner Arzberg 42	1500	300	900	Kleinbauer Besitz, mit Schulden sehr belastet	nein

Tab. 1: Aufzeichnung der Gemeinde Reichraming (Teil). Spalte 1: Name, Spalte 2: normalerweise im Spätwinter noch vorhandene Erdäpfelmenge in Kilogramm, Spalte 3: tatsächlich vorhandene Menge, Spalte 4: unbedingt erforderliche Ersatzmenge, Spalte 5: Situation, Spalte 6: gewährter Steuernachlass.

Auf Grund der Anträge der Gemeinden teilte der Landeskulturrat im Erzherzogtume Österreich ob der Enns der Bezirkshauptmannschaft Steyr-Land Folgendes mit:

Die k. k. Statthaltereie hat den Landeskulturrat mit Note vom 10. März 1905 Z. 5193 beauftragt, für die durch das Auftreten der Kartoffelfäule zufolge der ungünstigen Witterung im vorigen Jahre vom Bezirkshilfskomitee als geschädigt bezeichneten Grundbesitzer im politischen Bezirke Steyr 34.825 kg Saatkartoffeln zu beschaffen und rechtzeitig zuzusenden.[...] Weil man mit Abgängen bei der Verteilung rechnete, werde man anstatt der vorgeschriebenen Menge von 34.825 kg den im beiliegenden Verzeichnisse angeführten Gemeindevorstellungen um ca. 10 % mehr, d. i. zusammen 38.100 Kilogramm Saatkartoffeln geliefert werden, um bei der Verteilung das Auslangen finden zu können.²⁹

Ewas komplizierter gestaltete sich ein zweites Erhebungs-Verfahren, nämlich jenes, dass die Auflistung jener Grundbesitzer vorsieht, die zwar nichts geschenkt brauchen, weil sie nicht existentiell bedroht sind, aber trotzdem Erleichterungen in Form von Ermäßigungen und so weiter benötigen. Sie sind *gleichfalls nach gewissenhafter Erhebung in ein Verzeichnis einzutragen, welches folgende Rubriken zu enthalten hat: 1.) Name, Wohnort, Hausnummer des geschädigten Besitzers, 2.) Menge der in normalen Jahren gegenwärtig noch vorhanden gewesenen Futtermittel, bzw. Saatgut, nach Gattungen, Futtermittel und Saatgut getrennt, 3.) Menge der tatsächlich noch vorhandenen Futtermittel und Saatgut nach Gattungen, Futtermittel und Saatgut getrennt, 4.) Menge der zum Hausbedarfe und zur Aussaat unbedingt erforderlichen Futtermittel und Saatgut, nach Gattungen, Futtermittel und Saatgut getrennt, 5.) Vorschlag hinsichtlich der Beschaffungs- und Bezugs erleichterung, 6.) Familien- und Vermögensverhältnisse des geschädigten Besitzers in möglichst klarer Weise, 7.) Höhe des event. wegen Elementarereignissen im Jahre 1904 erwirkten Steuernachlasses.*

Um Missbrauch möglichst zu verhindern, wird Folgendes bestimmt:

Die Erhebungen für die Verzeichnisse [...] sind von dem Herrn Gemeindevorsteher oder in dessen dringenden Verhinderung von einem Gemeinderathe unter Zuziehung zweier unparteiischer Sachverständiger, welche selbst keine Unterstützung oder Bezugs erleichterung beanspruchen in gewissenhafter Weise durchzuführen, wobei insbesondere bei Schilderung der finanziellen Verhältnisse mit voller Wahrheit vorzugehen ist, sodaß

²⁹ Wie Anm. 17, Mitteilung des Landeskulturrates an die BH Steyr.

ohne irgendwelche Nebenrücksichten nur diejenigen in eines der beiden Verzeichnisse Aufnahme finden, welche wirklich ihren Verhältnissen nach aufzunehmen sind. Die Verzeichnisse sind vom Gemeindevorsteher bzw. dessen Stellvertreter und den beiden Sachverständigen zu datieren und zu unterfertigen.³⁰

Die Gemeinden schickten ihre Verzeichnisse teilweise mit Bitten um weitere Vergünstigungen und Beihilfen, wie zum Beispiel die Gemeinde Reichraming:

Nachdem sich durch die Reduzierung des Viehstandes die Schädigung der Grundbesitzer auf mehrere Jahre erstrecken wird, erlaubt sich die gefertigte Gemeindevorsteherung den Antrag zu stellen, die k. k. Bezirkshauptmannschaft wolle gütigst veranlassen, daß anstatt der in Aussicht gestellten Naturalien ein 40 % iger Steuernachlass erwirkt werde, eventuell als Entschädigung ein Geldbetrag von 5000 – 6000 Kr³¹ nach der Steuerleistung für die in hiesiger Gemeinde ansässigen Bauerngutsbesitzer zur Vertheilung gelangen möge.³²

Schon am 20. Februar 1905 trat das Bezirkshilfskomitee zusammen, um die Anträge der Gemeinden zu begutachten und festzustellen, wer welche und wieviel Hilfe genau bekommen sollte.³³ Bei Beginn der Sitzung wurde vom Vorsitzenden der Zweck derselben erörtert und wurde von demselben die Mitteilung gemacht, daß seitens der Gemeinden Rohr, Gleink, Ternberg, Lausa, Losenstein u. Reichraming Verzeichnisse derjenigen Grundbesitzer vorgelegt wurden, welche im Sinne des Punktes I und III des Statthaltereierlasses vom 8. II. 1905, Z 2788/I, mit Kartoffeln und sonstigem Saatgut geschenkweise zu betheiligen wären. Losenstein und Ternberg legten Listen mit Grundbesitzern vor, die zwar nichts geschenkt wollten, aber Begünstigungen beim Saatgut anstrebten. Jede einzelne Liste wurde durchgegangen und die Beträge summiert; am Ende belief sich die Gesamtsumme an geschenkweiser Überlassung von Saatgut für den Bezirk Steyr auf insgesamt 373,1 Metercentner³⁴, also 37,31 Tonnen, die sich wie folgt aufteilen: Korn 23,77 Tonnen, Weizen 13,34 Tonnen, Gerste 0,2 Tonnen.

Die gewünschten Vergünstigungen für Losenstein und Ternberg bestanden in der Gewährung verbilligter Bahntarife, für bestehende landwirtschaftliche Kooperationen beim gemeinschaftlichen Ankauf von Saatgut erwog man die gänzliche *Nachsicht der Bahnfracht*.

...ZU GUTER LETZT: SCHNEEDRUCK

Als ob es noch nicht genug Katastrophen gegeben hätte, begann es in diesem Jahr 1905 bereits im Oktober heftig zu schneien. Die Schäden durch Schneedruck an Obst- und Waldbäumen waren enorm. Wiederum begann ein ähnliches Procedere zur Schadenserhebung wie im Februar der Dürre und Kartoffelfäule wegen. Den Anfang machte ein Dringlichkeitsantrag einiger Abgeordneter im Parlament in Wien: *Der Schneefall in der ersten Hälfte des Oktober hat in mehreren Gemeinden der Bezirkshauptmannschaften Steyr und Kirchdorf in Oberösterreich besonders an den Obstbäumen schweren Schaden*

30 Wie Anm. 22, Erlass vom 10. Februar 1905.

31 5.000 Kronen im Februar 1905 entsprechen kaufkraftmäßig etwa 35.313 € im März 2021. Quelle: wie Anm. 11.

32 Wie Anm. 17, Ansuchen der Gemeinde Reichraming vom 17. Februar 2005.

33 Dazu existiert ein Protokoll, aufgenommen von der Bezirkshauptmannschaft Steyr. Wie Anm. 22.

34 1 Metercentner sind 100 kg: Riepl³2009, S. 272.

angerichtet so daß dadurch bei vielen Bauerngütern die Obsternte für Jahrzehnte hinaus teilweise gänzlich vernichtet, teilweise sehr schwer beeinträchtigt erscheint.

Sie stellten daher folgenden Antrag: Die hohe k.k. Regierung wird dringend aufgefordert, zur wenigstens teilweisen Schadloshaltung der betroffenen Besitzer, zumeist arme Gebirgsbauern, einen Notstandskredit im verfassungsmäßigen Wege in Anspruch zu nehmen.³⁵

Daraufhin erging am 15. Dezember 1905 ein Schreiben der oberösterreichischen Statthalterei an die Bezirkshauptmannschaft Steyr,³⁶ die Schäden aufnehmen zu lassen, was die Behörde auch drei Tage später tat; diesmal sollten die Gendarmerieposten-Kommandos, die Bezirksgenossenschaften der Landwirte und die landwirtschaftlichen Bezirksvereine die durch den Schneefall geschädigten Grundbesitzer und deren Schäden bekanntgeben.³⁷

In den nächsten Tagen gingen die Schadensmeldungen nach und nach ein und wurden bearbeitet. Im Bericht des Bezirkshauptmanns an die Statthalterei³⁸ findet sich unter anderem Folgendes:

[...] Soweit auf Grund der eingelangten Berichte beurteilt werden kann dürfte ein Notstand im Sinne des Erlasses vom 12./8. 1905 Z 16645/Pa vorliegen³⁹ bei Josef und Antonia Hintersteinerin in Trattenbach Gde Ternberg, der im Monate Oktober durch Schneebruch bei seinen Obstbäumen einen Schaden von ca. 2.000 K⁴⁰ und bei den Waldbäumen einen Schaden von ca. 4.000 K hat. Das Anwesen dieser Eheleute hat einen Wert von 14 – 16.000 K und lastet auf diesem Gute eine Schuld von 1.000 K. Die Haupterträge des Gutes bildet die Obstfechtung [Obsternte] und Holzschlängerung.

Ein weiterer in seiner Existenz bedrohter Grundbesitzer ist der Häusler Leopold Felbauer vulgo Pötzllunger in Pesendorf Nr. 19 Gemeinde Garsten, welchem 350 Obstbäume stark beschädigt wurden, daher die Aussicht auf eine Obsternte für mindestens 6 Jahre sehr schwer beeinträchtigt ist. Der erlittene Schaden konnte bisher nicht bemessen werden. Felbauer soll auch einen bedeutenden Schuldenstand haben.

Bezüglich der in den übrigen erwähnten Gemeinden wohnhaften Grundbesitzer, von denen einige sehr bedeutende Schäden erlitten haben, konnte mit Rücksicht auf die Kürze der für die Berichterstattung gestellten Frist eine weitere Erhebung in der Richtung, ob diese in ihrer wirtschaftlichen Existenz ohne Gewährung einer Staatsaushilfe gefährdet sind, nicht eingeleitet werden.

Als Reaktion auf diesen Bericht schrieb der Präsident des Landeskulturrates im Jänner 1905, er habe sich an das k.k. Ackerbau-Ministerium gewendet, zum Zwecke der unentgeltlichen oder preisermäßigten Abgabe von Obstbäumen. Es sollen Notstandskredite gewährt werden, um diese Maßnahmen durchführen zu können. Das gefertigte Präsidium beehrt sich daher an die k.k. Bezirkshauptmannschaft das höfliche Ersuchen zu stellen, dem Landeskulturrate die Anzahl der Obstbäume bekanntzugeben, welche im Bezirke Steyr-Land behufs Wiederbepflanzung von Obstgärten, d.h. als Ersatz für vernichtete

35 OÖLA, BH Steyr-Land, Sch. 41, Zl. 26402. Dringlichkeitsantrag vom 28. November 1905.

36 Wie Anm. 34, Schreiben N^o 28174/Pa vom 15. Dezember 1905.

37 Wie Anm. 34, Schreiben vom 18. Dezember 1905.

38 Wie Anm. 34, Bericht Z 26673, undatiert.

39 Notstand bedeutet, dass die Grundbesitzer ohne Hilfe des Staates in ihrer Existenz bedroht sind.

40 2.000 Kronen im Februar 1905 entsprechen kaufkraftmäßig etwa 13.400 € im März 2021. Quelle: wie Anm. 11.

Bäume durch Schneedruck, zur teilweisen Schadloshaltung von hart betroffenen Landwirten benötigt werden.⁴¹

41 Wie Anm. 34, Schreiben des Landeskulturrates an die Bezirkshauptmannschaft in Steyr Z. 690 vom 17. Jänner 1906.

QUELLEN UND LITERATUR:

Hobhouse 1992 = Hobhouse, Henry: Fünf Pflanzen verändern die Welt. Chinarinde, Zucker, Tee, Baumwolle, Kartoffel. München 1992.

Riepl 2009 = Riepl, Reinhard: Wörterbuch zur Familien- und Heimatforschung in Bayern und Österreich. Waldkraiburg 2009.

Schöber 2001 = Schöber, Bärbel: Die Kraut- und Braunfäule der Kartoffel und ihr Erreger *Phytophthora infestans* (Mont.) de Bary. Berlin 2001, https://www.openagrار.de/receive/openagrار_mods_00072742.

Bestände des Oberösterreichischen Landesarchivs.

<https://www.ages.at/themen/schaderreger/maikaefer-engerlinge/>

<https://www.eurologisch.at/docroot/waehrungsrechner/#/>

https://de.wikipedia.org/wiki/Phytophthora_infestans

<https://www.spektrum.de/lexikon/biologie/kraut-und-knollenfaeule/37294>

https://www.openagrار.de/receive/openagrار_mods_00072742

Alle Links zuletzt eingesehen am 05.03.2023.

BILDNACHWEISE:

Abb. 1: Cindy kuiphuis, Engerling in de bodem, CC BY-SA 4.0

Abb. 2: Schmidkerstin, Maikäfer 1, CC BY-SA 4.0

Abb. 3: *Phytophthora infestans*-effects, als gemeinfrei gekennzeichnet

Abb. 4: Björn Andersson (SLU), Potato field heavily infected by *P. infestans*, CC BY-SA 4.0

BISAMRATTE, KORMORAN, MAIKÄFER

Drei tierische Schädlinge in Zeitungsberichten aus dem Jahr 1918

Fritz Fellner

Im Jahr 1918, nach fast vier Jahren Krieg, herrschten furchtbarer Mangel und große Not. Da konnten keine Geschöpfe geduldet werden, die in irgendeiner Weise die Erreichung des Zieles – den Krieg zu gewinnen – gefährdeten. Und wer den Menschen die Nahrung vor der Nase wegfrisst, der ist eindeutig ein Feind, den man mit allen Mitteln bekämpfen muss.

Naheliegender, dass sich die Tageszeitungen des Jahres 1918 intensiv mit drei tierischen Schädlingen befassen: mit dem Säugetier Bisamratte, dem Kormoran aus der Vogelwelt und dem Insekt Maikäfer.

DIE BISAMRATTE (*ONDATRA ZIBETHICUS*)¹

Das Prager Tagblatt behauptet am 5. Jänner 1918 unter der Überschrift „Die Bisamratte, der § 14 und der Krieg. Wie die Bisamratten ausgerottet wurden.“², dass der Kampf gegen die Nager schon gewonnen wäre. Die ursprünglich von Graf Colloredo wegen ihres begehrten Pelzes in Tschechien ausgesetzten Tiere hätten sich als Enttäuschung erwiesen – sie seien „entartet“³ und hätten ein borstiges, hässlich-braunes Fell gehabt. Gefährlich seien sie deshalb, weil sie durch ihre Grabetätigkeit die Dämme der Fischteiche ruinieren. Bereits 1914 sei eine „§ 14-Verordnung“ mit Prämien für die Vernichtung der Ratten erlassen worden; aber erst durch die Not des Krieges habe man es geschafft, die Ratten stark zu dezimieren – die Felle, früher kaum geschätzt, wurden begehrt und mit bis zu 30 Kronen gehandelt.⁴

Mit der Vernichtungsmeldung irrte das Prager Tagblatt – die Bisamratten waren weiterhin eine Plage. So veröffentlichte die Österreichische Forst- und Jagdzeitung ein Flugblatt des Landeskulturrates für Böhmen mit Informationen über die Ratten und vor allem mit erprobten Methoden zu ihrer Bekämpfung. Demnach unterwühlten die Tiere Dämme und brächten Fischteiche dadurch zum Auslaufen, Reparaturversuche fruchteten nichts, weil die Nager gleich wieder weiterwühlten. Flusskrebse und Flussperlmuschel

1 Vgl. z. B. <https://www.neobiota.steiermark.at/cms/beitrag/12775746/157808951/> oder <https://de.wikipedia.org/wiki/Bisamratte>.

2 Prager Tagblatt Nr. 5, S. 3.

3 Ebd.

4 Ebd.

seien von der Ausrottung bedroht, weil sie ganz oben auf dem Speisezettel der Ratten stünden:

„Im Winter geht sie kleinere, nicht selten aber auch größere Fische an. Wo sie Ueberwinterungsteiche befährt, muß man sich auf bedeutende Verluste gefaßt machen. Sie verzehrt auch Gras mit Karpfenrogen, verhindert das Laichen der Fische und beunruhigt die Fische bei der Nahrungsaufnahme. [...] Falls die erreichbaren Wasserpflanzen zu ihrer Sättigung nicht hinreichen, greift die Bismaratte die landwirtschaftlichen Kulturen an. Feldfrüchte und Gartenprodukte leiden in gleichem Maße. Sie dringt in geschlossene Gehöfte und menschliche Behausungen ein, nimmt in der Not mit den Eiern des Federviehs vorlieb, so daß sie auch den Bestand der Wildenten und Rebhühner und solcher kleiner nützlicher Vogelarten bedroht, die in der Nähe der Gewässer nisten. [...] Der für das Fell der in Böhmen erlegten Bismarratten bezahlte Preis ist in den meisten Fällen geringfügig und steht in keinem Verhältnisse zu den Schäden, welche dieses Tier der Fischzucht und der Landeskultur bereits zugefügt hat. Es liegt daher im allgemeinen Interesse, an eine energische Bekämpfung dieses Nagetieres zu schreiten. Der Landes-kulturrat hat in dieser Richtung eine ganze Reihe von Versuchen angestellt und kann auf Grund des Ergebnisses dieser Versuche nachstehende Mittel, bezw. Methoden zur Vertilgung der Bismaratte an empfehlen.“⁵

Diese Methoden sind ziemlich martialisch: Abschuss, Ausräumen der Nester und „Vertilgung“ der Jungen, Falleisen, Fangreusen und Vergiften. Der Abschuss sollte am besten während der Dämmerung in den Abend- oder Morgenstunden erfolgen; eine Köderung mit Orangenschalen empfiehlt sich dabei. Bismarratten sonnen sich auch gerne auf ihren „Bürgen“, daher bieten sich sonnige Wintertage zur Jagd an. Im Frühling ist die beste Zeit, die Nester der Bismarratten auszuräumen. Falleisen mit Spannweite 16 Zentimeter, wie man sie auch für Hamster und Ratten verwendet, und Tellereisen für Iltisse mit 18 Zentimetern haben sich bewährt. Natürlich gibt es auch extra Bismarrattenfallen aus Amerika, erhältlich bei der Wiesbadener Firma Mulerth. In der Folge wird die Anwendung genau beschrieben:

„Das Falleisen muß entweder an einem starken Drahte oder mittels einer Kette befestigt werden und wird dasselbe in jenen Gängen gelegt, in welchen das Wasser in einer Höhe von 8 – 12 cm steht. Wenn der Gang von der Wasserseite nicht zugänglich ist, wird er von außen (vom Ufer) geöffnet: das Eisen wird durch die Oeffnung in den Gang hereingebracht, worauf die Oeffnung mit dem ausgehobenen Erdmaterial wieder zugedeckt wird. Der Boden des Ganges muß geebnet werden, damit das Eisen allenthalben aufliegt. Das gelegte Eisen wird entweder mit feinem Schlamm oder mit Sand von oben überschüttet, wobei jedoch darauf zu achten ist, daß die Fängigkeit des Eisens hiedurch nicht Schaden leidet. Das Eisen zu beködern ist nicht vonnöten. Der Draht oder die Kette, an welchen das Falleisen befestigt ist, müssen in den Uferboden eingedrückt und an einem starken Pfahle befestigt werden. [...] Bei dem Aufstellen von Falleisen oder sonstigen Fallen sowie bei dem Auslegen des im weiteren empfohlenen Meerzwiebelköders ist darauf zu achten, daß die Ausdünstungen des menschlichen Körpers tunlichst verwischt werden, da sonst die Bismaratte Witterung bekommt und der Nachstellung ausweicht. Dies kann dadurch vermieden werden, daß die Hände vor dem Aufstellen des Falleisens oder anderer Fangvorrichtungen, bezw. vor dem Auslegen des Köders mit Weizenkleie, welche

5 Österreichische Forstzeitung Nr. 1831/Nr. 6, S. 33.



mit dem synthetischen Moschus oder mit foenum graecum parfümiert ist, abgerieben werden. Die nach dieser Anleitung zubereitete Kleie kann bei dem Drogisten A. Schulz, Prag-Bubentsch, Belvedereplatz 176, bezogen werden.“⁶

Für den Jagderfolg beim Reusenfang gibt die Forstzeitung genaue Instruktionen, wie so ein Reusen-Konstrukt zu bauen sei, um den schlaun Ratten keine Fluchtmöglichkeiten zu bieten.⁷ Um die ungeliebten Nager zu vergiften, griff man zu Präparaten aus Meerzwiebeln⁸. Dazu stellt die Zeitung ein Rezept zur Verfügung:

„Die Meerzwiebeln werden am besten in Pillenform ausgelegt. Diese Pillen bestehen aus drei Hauptsubstanzen, u. zw.: aus $\frac{1}{3}$ fein zerhackten süßen Grases (es können dies Gemüsereste, Dotterblumen u. dgl. sein), aus $\frac{1}{3}$ gestoßenen Kalmus und $\frac{1}{3}$ geriebener Meerzwiebel. Diese drei Substanzen werden durch Zusatz von Eiweiß und Mehl gebunden. [...]“⁹

Die Ratten verendeten nach dem Aufnehmen von ein bis zwei dieser Pillen innerhalb von drei Stunden. Die Behauptung der Forstzeitung, die Meerzwiebel schade „weder dem Wilde noch dem Hausgeflügel und anderen Nutztieren“¹⁰ darf jedoch stark angezweifelt werden.

Das Fachblatt hat noch andere wichtige Hinweise zur Bekämpfung der Bisamratte:

„Bei der Reparatur der durch die Bisamratte beschädigten Ufer und Teichdämme empfiehlt es sich, den hiezu zu verwendenden Letten mit Teer und Hochofenschlacke zusammenzukneten [...]. Hiedurch wird erzielt, daß die Bisamratte, welche den Teergeuch nicht verträgt, die auf diese Weise reparierten Teichdämme meidet.“¹¹

Abb. 1: Bisamratte. Zeichnung von Gustav Mützel. In: Brehms Thierleben. Erste Abtheilung – Säugethiere. Zweiter Band. Leipzig 1887, S. 377.

6 Ebd.

7 Ebd.

8 *Drimia maritima*, eine auch arzneilich gebrauchte Giftpflanze: Vgl. <http://www.arzneipflanzenlexikon.info/meerzwiebel.php>.

9 Österreichische Forstzeitung Nr. 1831/Nr. 6, S. 33.

10 Ebd.

11 Ebd.

Wie wichtig den Menschen des Jahres 1918 die Jagd nach den Bisamratten war, beweisen die zahlreichen Zeitungsartikel, die sich mit diesem an sich banalen Thema beschäftigen. Hier eine kleine Auswahl:

Im März 1918 wurde in Ternberg eine Bisamratte erlegt, was auch seinen Niederschlag in der lokalen Presse fand: „Ein Besitzer aus dem Bäckengraben, Gem. Ternberg, brachte dieser Tage in die hiesige Bürgerschule ein von ihm erlegtes rattenartiges Tier von 29 Zentimeter Länge und ebenso langem, kahlen Schwanz zur näheren Bestimmung. Das Tier wurde als eine ausgewachsene, wohlgenährte Bisamratte (*Fiber zibethicus*) erkannt. Im vorigen Jahr wurden in der Umgebung Steyrs mehrere Bisamratten, bekanntlich sehr schädliche Nager, erlegt.“¹²

Auch im Mostviertel hielt sich schon eine größere Kolonie dieser Nager auf. Aus der Gegend von Strengberg wurden immer wieder Begegnungen mit der Bisamratte gemeldet.

„Man schreibt uns: Die in der Gegend von Strengberg in die Donau mündenden Bäche scheinen den Bisamratten besonders gut zu gefallen. Vor einigen Tagen wurden vom Wirt in der Au im sogenannten Aubache zwei Stück und vom Jäger Alois Rohrmüller im sogenannten Rohrmüllerbach wieder ein Tier erlegt. Aus Steyr wird uns berichtet: Sonntag nachmittags erschlug ein Soldat an der sogenannten Lauberleite am Ennsufer mit einem Stock eine Bisamratte. Der Soldat überließ das Tier dem zufällig des Weges gekommenen Apotheker Herrn Dunkl, welcher es ausstopfen läßt, um es der öffentlichen Besichtigung zugänglich zu machen.“¹³

Auffällig war, dass die Bisamratten nur in den Nebengewässern der Donau gesichtet wurden, im eigentlichen Stromwasser aber nicht.

„Aus Mitterkirchen, 11. d., wird uns berichtet: Immer häufiger wird das Auftreten der gefährlichen Bisamratte in den Seitengewässern der Donau im Machlande. Im Vorjahre brachte ein Jagdhund die erste Bisamratte ein, welche er zufällig erwischt hatte. Ende März dieses Jahres berichtete das ‚Linzer Volksblatt‘, daß in der Gemeinde Rupprechtshofen im Fischwasser des Herrn Forstmeisters Greinöcker eine Bisamratte geschossen wurde. Nun hat man entdeckt, daß sich bei der Ortschaft Staffling, Gemeinde Rupprechtshofen, im Angerbache, einem Seitenarm der Aist, der parallel zur Donau läuft und bei Mitterkirchen in der Grünau in die Donau mündet, eine große Anzahl Bisamratten aufhalte. Innerhalb drei Wochen wurden dort neun Stück erlegt, davon acht Männchen und ein Weibchen, durchwegs schöne Exemplare in der Länge von 30 bis 40 cm ohne Schwanz. [...] Diese Raub- und Nagetiere halten sich mit Vorliebe an sonnigen Plätzen auf, lassen sich den ganzen Tag über nicht sehen, erst am Spätnachmittag und Abend gegen 4 Uhr kommen sie im Wasser zum Vorschein, wo sie nur schwer, da sie ausgezeichnete Schwimmer sind, erlegt werden können. Dabei hat man schon die Beobachtung gemacht, daß nur großes Schrot das Tier zu töten imstande ist, feines Schrot geht nicht durch, sondern verletzt das Tier nur leicht. Nicht unbedeutenden Schaden haben die Bisamratten schon gestiftet durch Unterwühlen der Dämme und durch Jagd auf Fische. Wie Herr Fischmeister Hackner bemerken konnte, spielt sich manchmal die Bisamratte mit den Fischen, wie die Katze mit der Maus, sie packt den Fisch, schleudert ihn in die Höhe, fängt ihn wieder auf und verschwindet dann mit der Beute. Nur in den Nebenge-

¹² Linzer Volksblatt Nr. 59, S. 5.

¹³ Tages-Post Nr. 81, S. 4.

wässern der Donau wurde bisher die Bisamratte gesehen, im eigentlichen Stromwasser noch nicht.“¹⁴

Auch aus Freistadt gelangten zu den Tageszeitungen Meldungen über das Auftreten und das Erlegen von Bisamratten ein. „Am 14. April 1918 wurde im Revier des Herrn Ludwig Hirsch im Aistfluß vom Revierjäger Leopold Bodingbauer eine weibliche Bisamratte erlegt. So wäre denn der böse Gast schon in die Aist vorgedrungen.“¹⁵ Das war nun ein Beweis, dass die Bisamratten bereits in die Oberläufe der Mühlviertler Flüsse eingewandert waren.

In Prag waren die Bisamratten anscheinend auf den Straße anzutreffen. „In der Nacht auf gestern hat der Wachmann Dojacek in der Elisabethstraße eine dort herumlaufende Bisamratte erschossen.“¹⁶

Trotz der intensiven Nachstellungen und auch der Ausschreibung von Belohnungen schien sich die Bisamratte weiter eifrigst zu vermehren und neue Landstriche zu erobern.

„Die Bisamratte hat nun auch den Weg nach Mähren gefunden. Seit August des Jahres 1917 wurden laut behördlicher Aufzeichnungen 6 Bisamratten erlegt. Von der Einwanderung sind betroffen die böhmisch-mährischen Grenzbezirke Iglau und Neustadt. Seitens der k.k. mährischen Statthalterei sind großzügige Abwehrmaßnahmen getroffen worden [...]“¹⁷

Besonders gefährdet war durch die Bisamratten die böhmische Fischwirtschaft. Die künstlich angelegten Teiche mit den Dämmen beherbergten bereits 1918 eine dichte Population von Bisamratten:

„Aus Südböhmen wird uns geschrieben: Die Bisamratten treten in Böhmen in derartigen Mengen auf, daß sie schon die Fischzucht schädigen und die Fischteiche gefährden. Die Bisamratte frißt den Fischen oft nur die Eingeweide und die Augen heraus; so wurden z. B. in einem Teiche mit 24.000 Karpfen letzten Winter 15.000 durch Bisamratten vernichtet. Die Ratte untergräbt und zerwühlt die Uferböschungen und die Teichdämme, so daß Dammbüche und Ueberschwemmungen eintreten.“¹⁸

Hier wird wohl eine Schauergeschichte erzählt: Die Bisamratte gilt grundsätzlich als Vegetarier, die nur in der vegetationsarmen Zeit auch Frösche, Muscheln, Larven oder kleinere Fische verzehrt. Ein Massaker wie hier geschildert ist ziemlich unwahrscheinlich.¹⁹ Enorme Schäden werden jedoch an den Dammbauten, wie im letzten Satz erwähnt, angerichtet.

Das erste gefangene Exemplar aus dem Innviertel stammte aus Raab: Am 8. Mai 1918 wurde eine 1,3 Kilogramm schwere Bisamratte mit einem Netz in der Schleifen bei Raab gefangen²⁰ und im selben Monat setzte der oberösterreichische Landesfischereiverein ein Bisamratten-Kopfgeld von drei Kronen aus.²¹

14 Linzer Volksblatt, Nr. 85, S. 4.

15 Tages-Post Nr. 88, S. 3.

16 Prager Tagblatt, Nr. 83 S. 4.

17 Österreichische Forstzeitung, Nr. 1840/Nr. 15, S. 3.

18 Reichspost Nr. 178, S. 6.

19 Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Bisamratte>.

20 Tages-Post Nr. 105, S. 5.

21 Mühlviertler Nachrichten Nr. 23.

DER KORMORAN (*PHALACROCORAX CARBO*)²²

Der Kormoran ist ein etwa gänsegroßer Vogel, der sich von Fischen ernährt. In Österreich existierte noch im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts eine relativ große Kolonie (bis 300 Brutpaare) in der Lobau bei Wien, die ab 1915 durch Abschüsse zunehmend dezimiert und nach 1926 völlig aufgegeben wurde. Einige kleinere Brutkolonien blieben jedoch noch mehrere Jahrzehnte erhalten.²³

Schon immer galt der Kormoran als Nahrungskonkurrent des Menschen, ganz besonders natürlich zu Hungerzeiten. Die Arbeiterzeitung schrieb am 30. April 1918:

„Wir haben vor einigen Monaten auf eine große Verwüstung hingewiesen, der der große Fischreichtum in den Donaugewässern dadurch ausgesetzt ist, daß die in der Lobau untergebrachte Kormorankolonie noch immer mit Sorgfalt geschont und gepflegt wird. Der Kormoran ist nämlich eine verhältnismäßig große Raubvogelart, die zur Zeit des Kronprinzen Rudolf in den kaiserlichen Jagdgründen der Lobau eingeführt wurde und die sich seither in einem ganz beträchtlichen Umfang vermehrt hat. Der Kormoran kann Fische bis zu einem Gewicht von zwei Kilogramm erbeuten und zu seinen Nestern tragen. Der Schaden, den er an der Fischzucht anrichtet, wird um so größer, da er sich vorwiegend Edelfische zu seiner Nahrung aussucht. Nun haben endlich auch der Fischereiausschuß in Wien und die k.k. österreichische Fischereigesellschaft in dieser Angelegenheit einen Schritt unternommen. In einer Denkschrift, die der Regierung überreicht wurde, wird auf den unermeßlichen Schaden hingewiesen, der in der Zeit der allgemeinen Lebensmittelnot unserem Fischreichtum zugefügt wird, und die Forderung gestellt, daß die Vertilgung oder doch mindestens eine umfangreiche Reduzierung der Kormorankolonie in Angriff genommen werde. Nimmt man nach Brehm den Nahrungsbedarf dieses Vogels nur mit zwei Kilogramm im Tage an, so ist der Schaden beträchtlich, weil wir noch immer 300 bis 350 Horste in der Lobau zählen. Bei 350 Horsten hat man daher mit 700 Elternvögeln zu rechnen [...]“²⁴

Der Verfasser des Artikels kommt auf eine Schadensmenge von 340.000 Kilogramm Fisch pro Jahr, der finanzielle Schaden wird auf zwei bis drei Millionen Kronen geschätzt. Die Reichspost widmete sich – interessanterweise fast wortgleich – ebenfalls diesem Thema,²⁵ die Arbeiterzeitung druckte jedoch einige Tage später quasi eine Gegendarstellung ab, einen Beitrag des Österreichischen Heimatschutzverbandes: Der Kormoran sei immer schon in den Donauauen heimisch gewesen und ein sehr wichtiges Naturdenkmal. Er würde ohnehin auch bejagt, um ein Überhandnehmen zu verhindern.

„Gänzlich unrichtig ist die Behauptung, dass der Kormoran Fische bis zu zwei Kilogramm zu fangen imstande ist. Die sehr selten bisher unter den Horstbäumen gefundenen größten Reste ließen auf höchstens Halbkilogrammische schließen. [...] Die Hauptmasse bilden vollkommen wertlose Weißfische (Kilogrammpreis gegenwärtig 3 bis 5 Kronen, Anm. d. Red.).“²⁶

22 Vgl. z. B. <https://www.nabu.de/tiere-und-pflanzen/voegel/portraits/kormoran>, oder https://www.zobodat.at/pdf/Natur-Objekt-Monat_2010_01_0001.pdf.

23 Ebd.

24 Arbeiter Zeitung Nr. 115, S. 7.

25 Reichspost Nr. 196, S. 5.

26 Arbeiter Zeitung Nr. 121, S. 3.



Abb. 2: Kormoran.

Der Kormoran sei ein Zugvogel, daher höchstens sechs Monate im Land, deswegen sei die Schadenssumme zu halbieren. Untersuchungen hätten auch ergeben, dass die Gewässer rund um die Horste keineswegs ausgefischt seien, ganz im Gegenteil:

„Alle diese Wässer in unmittelbarer Nähe der Kolonie wimmeln von Fischen jeder Größe bis zu Stücken von fünfzig Zentimeter Länge und darüber. Die Zahl der jungen Fische verschiedenster Altersstadien ist geradezu außerordentlich groß.“²⁷

Diese Darstellung der Dinge kommt den Tatsachen jedenfalls wesentlich näher als die Behauptungen einige Tage früher: Der Tagesbedarf an Fisch liegt zwischen 150 und 400 Gramm, und der Anteil an Edelfisch ist sehr klein.²⁸

Das Neue Wiener Journal bringt einen weiteren Aspekt zum Thema Kormoran ins Spiel, nämlich einen wissenschaftlichen Aufsatz, verfasst von einem gewissen Dr. Artur Sokolosky:

„Die Kormorane ernähren sich ausschließlich von Fischen [...] so daß sie sich in Europa als Fischräuber verhaßt gemacht haben [...]. Da sie aber intelligente Tiere sind, so nutzt man in China ihre Gefräßigkeit für die Fischerei aus. Die Kormorane sind darauf abgerichtet, Fische zu fangen, und damit sie sie nicht sogleich herunterschlingen, wird ihnen ein Metallring oder ein Lederstreifen als Halsband umgelegt, die sie am Schlingen hindern.“²⁹

Laut Dr. Sokolosky waren die Kormorane in China richtige Haustiere, ihre Eier wurden Hühnern zum Brüten untergelegt und die Küken dann aufgezogen und abgerichtet. Auch in Europa gab es, wiederum nach Dr. Sokolosky, Ansätze, Kormorane zum Fischfang zu

27 Ebd.

28 Vgl. [https://de.wikipedia.org/wiki/Kormoran_\(Art\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Kormoran_(Art))

29 Neues Wiener Journal Nr. 8922, S. 7.

benutzen, allerdings als ausgefallener Sport und nicht zu wirtschaftlichen Zwecken: Karl I. von England zum Beispiel beschäftigte einen *Master of the cormorans* namens Isod, der die Kormorane wie Falken zähmte.³⁰

Der Kormoran spielt mittlerweile schon sehr lange keine große Rolle als Schädling mehr.

DER MAIKÄFER (*MELOLONTHA MELOLONTHA*)³¹

Die Versorgung der Bevölkerung mit dem Lebensnotwendigen wurde im Lauf der Kriegsjahre radikal umgestellt. „Ersatzstoffe“ ersetzen die nicht mehr vorhandenen Lebensmittel. So kam auch Anfang des Jahres 1918 der Maikäfer in die Spalten der Zeitungen.

„Wir sind bescheiden geworden! Anstatt mit dem guten alten Loden bekleiden wir uns mit einem fragwürdigen Produkt aus der Faser der Brennessel, anstatt Tabak rauchen wir Buchen- und Nussblätter und anstatt Kaffee stellt man uns den Absud eines Ersatzmittels vor, dessen Hauptbestandteil die zerriebenen Leiber gedörrter Maikäfer sind.“³²

Zwar wurde der Maikäfer gelegentlich, wie in Czernowitz, als Frühlingsbote begrüßt („Herrn Fibich (Landesregierung) gebührt das Verdienst, in diesem Jahre den ersten Maikäfer unserer Redaktion übermittelt zu haben. Besten Dank!“³³), normalerweise sah man ihn als Schädling. In verschiedenen Tageszeitungen druckte man Aufrufe zur Maikäfer- und Engerlingsammlung ab, samt „Jagdbelohnung“: „Die Vergütung fürs Einsammeln von Maikäfern und Engerlingen wurde von der mähr. Statthalterei mit 2 K für einen gestrichenen Hektoliter Maikäfer und mit 10 K für einen gestrichenen Hektoliter Engerlinge festgesetzt.“³⁴

Der „Vorarlberger“ befürchtete für 1918 ein „Maikäfer-Jahr“. Für einen Liter Maikäfer wurde eine Prämie von 8 Heller bezahlt.³⁵

Auch in Mödling bei Wien sichtete man bereits in der dritten Aprilwoche massenhaft Maikäfer:

„In unseren schönen Gartenanlagen tritt heuer schon jetzt, im April, der Maikäfer massenhaft auf. Besonders abends, zur Zeit der einbrechenden Dämmerung, sind jetzt die in voller Blüte stehenden Kirschen-, Zwetschken-, Birnen- und Aepfelbäume ganz bedeckt von schwärmenden Maikäfern. Das Auswerfen von Gemeindeprämien für den Fang dieser gefräßigen Käfer wäre umso mehr angezeigt, als heuer für unsere Gegenden wieder ein gutes Obstjahr in Aussicht steht.“³⁶

Am 7. Juni 1918 tauchte die Diskussion über die Verwertung der Maikäfer abermals auf. Das Linzer Volksblatt brachte einen Bericht der Neuen Zürcher Zeitung, in dem sehr anschaulich geschildert wird, wie im Schweizer Limmattal Maikäfer in großem Stil getrocknet und geröstet werden, um als nahrhaftes und haltbares Hühnerfutter zu dienen.³⁷

30 Ebd.

31 Vgl. z. B. <https://www.ages.at/themen/schaderreger/maikaefer-engerlinge/>.

32 Der Tiroler Nr. 41, S. 3.

33 Czernowitzer Allgemeine Zeitung Nr. 199, S. 3.

34 Neuigkeits Welt-Blatt Nr. 64, S. 6; siehe auch Nordmährische Rundschau Nr. 12, S. 4.

35 Landbote von Vorarlberg Nr. 16, S. 7.

36 Fremden-Blatt Nr. 108, 23. 04. 1918, S. 3.

37 Linzer Volksblatt Nr. 128, S. 5.



Das Linzer Volksblatt kommentierte am 11. Juni 1918 das neue Viehfutter mit einem längeren Beitrag mit dem Titel „Der fette Maikäfer“.

„Wer hätte das gedacht, daß der Maikäfer einmal als Konkurrent der schmalzstrotzenden Schweine auftritt! Aber an der Schwelle des fünften Kriegsjahres ist eben alles möglich. Bis jetzt wußten wir vom Maikäfer nicht viel mehr, als daß er ganze vier Jahre benötigt, um ein wirklicher Käfer zu werden, daß er, wenn er sein Flugjahr hat, die Bäume kahlfrißt und daß man ihn im besten Falle als Zugtier vor eine Zündhölzelschachtel spannen kann. Vor etlichen Monaten aber erfuhren wir mit einiger Ueberraschung, daß gekochte Maikäfer ein ausgezeichnetes Schweine- und Hühnerfutter abgeben und daß für ein Kilogramm getrockneter Maikäfer eine Krone bezahlt wird. Und nun verfallen wir in noch größeres Erstaunen, denn es wird uns kund, daß der Maikäfer ein nicht zu unterschätzender Fettproduzent ist. Man höre nur: Nach übereinstimmenden Analysen weist der getrocknete Maikäfer an Stickstoffsubstanzen nicht ganz 60 Prozent, an verdaulichem Eiweiß etwa 30 Prozent und an Fett etwas mehr als 10 Prozent auf. Die Verseifungszahl des Maikäferfettes ist jener des Butterfettes ganz gleich, womit allerdings nicht gesagt ist, daß man ein Butterbrot hat, wenn man Maikäferfett auf unser Kriegsbrot aufstreicht. Aber für industrielle und Beleuchtungszwecke soll das Maikäferfett, das sich beim Sieden der Maikäfer als eine braune, ölige Flüssigkeit darstellt, sehr gut verwendbar sein, und es wird erzählt, daß mit derartigem Fett eine Lampe einen ganzen Winter lang gespeist wurde. Mit welcher Lichtstärke und welcher Geruchsentwicklung, das wird allerdings nicht gesagt. Genug, jeder heiß abgesottene Maikäfer liefert uns nicht bloß zehn Prozent Fett, sondern gibt außerdem noch ein gutes Futter für Hühner und Schweine ab. Wer weiß, was wir noch alles erleben werden! Bisher bekamen die Kinder Prämien dafür, daß sie die schädlichen Maikäfer sammelten und der Vernichtung überlieferten, in Hinkunft

Abb. 3: Maikäfer kurz vor dem Abheben.

werden vielleicht Prämien gezahlt werden für die Züchtung der größten und fettesten Maikäfer. Der vorausahnende Geist sieht schon eine Maikäfer-Mastviehausstellung.“³⁸

Bisamratte, Kormoran und Maikäfer gibt es hierzulande – man möchte fast sagen Gott sei Dank – noch immer, und als einzige dieser drei Tierarten gilt der Kormoran als gefährdet und steht in Österreich unter Schutz. Er ist ein Wintergast, der zwischen 1944 und 1954 auch in den oberösterreichischen Donauauen gebrütet hat.³⁹ Erst ab 2001 etablierten sich wieder dauerhafte Brutkolonien in Österreich.⁴⁰

Zur Bisamratte gibt es einen Bericht in der Online-Ausgabe der deutschen Illustrierten Stern vom 4. März 2017, mit dem Titel: „In diesem Restaurant schmoren Bisamratten und andere leckere Schädlinge“. Der Zeitungsbericht liefert auch gleich das Rezept für ein Bisamragout.⁴¹

38 Linzer Volksblatt Nr. 131, S. 5.

39 Vgl. Geschützte Tiere in Oberösterreich, S. 30.

40 Vgl. [https://de.wikipedia.org/wiki/Kormoran_\(Art\)#Bestand](https://de.wikipedia.org/wiki/Kormoran_(Art)#Bestand).

41 <https://www.stern.de/genuss/essen/bisamratte-und-co---in-diesem-restaurant-schmoren-leckere-schaedlinge-7349720.html>.

QUELLEN UND LITERATUR:

Arbeiter Zeitung Nr. 115 = Arbeiter Zeitung, Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratie in Oesterreich, Wien, 30. Jg. Nr. 115, Dienstag, 30. April 1918.

Arbeiter Zeitung Nr. 121 = Arbeiter Zeitung, Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratie in Oesterreich, Wien, 30. Jg. Nr. 121, Montag, 6. Mai 1918.

Czernowitzer Allgemeine Zeitung Nr. 199 = Gemeinsame Kriegs=Ausgabe. Chernowitzer Allgemeine Zeitung / Tagblatt. Chernowitz, ohne Jahrgangsangabe, Freitag, 12. April 1918.

Fremden-Blatt Nr. 108 = Fremden-Blatt, Wien, 72. Jg. Nr. 108, Dienstag, 23. April 1918.

Geschützte Tiere in Oberösterreich. Hrsg. vom Amt der Oberösterreichischen Landesregierung. Linz 2017.

Landbote von Vorarlberg Nr. 16 = Landbote von Vorarlberg, Bregenz, 38. Jg. Nr. 16, 20. April 1918.

Linzer Volksblatt Nr. 85 = Linzer Volksblatt, 50. Jg. Nr. 85, Samstag, 14. April 1918.

Linzer Volksblatt Nr. 59 = Linzer Volksblatt, 50. Jg. Nr. 59, Dienstag, 12. März 1918.

Linzer Volksblatt Nr. 128 = Linzer Volksblatt, 50. Jg. Nr. 128, Freitag, 7. Juni 1918.

Linzer Volksblatt Nr. 131 = Linzer Volksblatt, 50. Jg. Nr. 131, Dienstag, 11. Juni 1918.

Mühlviertler Nachrichten Nr. 23 = Mühlviertler Nachrichten, Katholisches Wochenblatt für das Mühlviertel, Rohrbach, 30. Jg. Nr. 23, 8. Juni 1918.

Neues Wiener Journal Nr. 8922 = Neues Wiener Journal, Unparteiisches Tagblatt, 26. Jg. Nr. 8922, Donnerstag, 5. September 1918.

Neuigkeits Welt-Blatt Nr. 64 = Neuigkeits Welt-Blatt, Wien, 45. Jg. Nr. 64, Dienstag, 19. März 1918.

Nordmährische Rundschau Nr. 12 = Nordmährische Rundschau, Deutschpolitische Zeitschrift für Stadt und Land, Mähr.-Neustadt, 21. Jg. Nr. 12, 24. März 1918.

Österreichische Forstzeitung Nr. 1831/Nr. 6 = Österreichische Forst- und Jagdzeitung. Illustriertes Wochenblatt für Forstwirtschaft und Holzhandel, Holzindustrie, Jagd und Fischerei, Wien, 36. Jg. Nr. 1831/Nr. 6, Freitag, 8. Februar 1918.

Österreichische Forstzeitung Nr. 1840/Nr. 15 = Österreichische Forst- und Jagdzeitung. Illustriertes Wochenblatt für Forstwirtschaft und Holzhandel, Holzindustrie, Jagd und Fischerei, Wien, 36. Jg. Nr. 1840/Nr. 15, 12. April 1918.

Prager Tagblatt Nr. 5 = Prager Tagblatt, Morgen-Ausgabe, 43. Jg. Nr. 5, Samstag, 5. Jänner 1918.

Prager Tagblatt Nr. 83 = Prager Tagblatt, Morgen-Ausgabe, 43. Jg. Nr. 83, Donnerstag, 14. April 1918.

Reichspost Nr. 178 = Reichspost, Unabhängiges Tagblatt für das christliche Volk Oesterreich-Ungarns, Wien, 25. Jg. Nr. 178, Freitag, 19. April 1918.

Reichspost Nr. 196 = Reichspost, Unabhängiges Tagblatt für das christliche Volk Oesterreich-Ungarns, Wien 25. Jg. Nr. 196, Dienstag, 30. April 1918.

Tages-Post Nr. 81 = Tages-Post, Linz, 54. Jg. Nr. 81, Dienstag, 9. April 1918.

Tages-Post Nr. 88 = Tages-Post, Linz, 54. Jg. Nr. 88, Mittwoch, 17. April 1918.

Tages-Post Nr. 105 = Tages-Post, Linz, 54. Jg. Nr. 105, Mittwoch, 8. Mai 1918.

Der Tiroler Nr. 41 = Der Tiroler, Bozen, 37. Jg. Nr. 41, Dienstag, 19. Februar 1918.

<https://www.neobiota.steiermark.at/cms/beitrag/12775746/157808951/>.

<https://de.wikipedia.org/wiki/Bisamratte>.

<http://www.arzneipflanzenlexikon.info/meerzwiebel.php>.

<https://www.ages.at/themen/schadereger/maikaefer-engerlinge/>.

<https://www.nabu.de/tiere-und-pflanzen/voegel/portraets/kormoran/>.

https://www.zobodat.at/pdf/Natur-Objekt-Monat_2010_01_0001.pdf.

<https://www.stern.de/genuss/essen/bisamratte-und-co---in-diesem-restaurant-schmoren-leckere-schaedlinge-7349720.html>.

[https://de.wikipedia.org/wiki/Kormoran_\(Art\)#Bestand](https://de.wikipedia.org/wiki/Kormoran_(Art)#Bestand).

Alles zuletzt eingesehen am 01.03.2023.

BILDNACHWEISE:

Abb. 1: anonym, Bisamratte-drawing, als gemeinfrei gekennzeichnet, Details auf Wikimedia Commons

Abb. 2: © Eva Maria Ginal

Abb. 3: Enrico Mevius, Maikäfer 3, CC BY 3.0

GESCHICHTE UND ZUKUNFT OBERÖSTERREICHISCHER STÄDTE

Von der mittelalterlichen Stadt zur Smart City

Reingard Peyrl

Die Geschichte der meisten mitteleuropäischen Städte beginnt im Zuge der römischen Eroberungsfeldzüge, als Garnisons- und Verwaltungsstädte planmäßig angelegt wurden. Der Hochadel reagierte im 13./14. Jahrhundert mit der Sicherung der territorialen Ansprüche durch neue Siedlungen und Befestigungen an strategisch wichtigen Standorten, wie etwa Flussüberquerungen oder an den Außengrenzen. Der niedere Adel folgte im darauffolgenden Jahrhundert. Viele dieser Orte waren die Vorläufer späterer Städte, die bis in die Gegenwart Bestand haben. Die Verleihung der Stadtrechte an oberösterreichische Siedlungen zeugt von dieser Hochblüte der Stadtgründungen.

Stadtname	Stadtrecht
Enns	1212
Eferding	1222
Wels	1222
Linz	1236
Steyr	1252
Freistadt	1277
Braunau (damals noch bayrisch)	1309
Schärding (damals noch bayrisch)	1316
Gmunden	1334
Vöcklabruck	1353

Tab. 1: Beispiele Verleihungsjahre der Stadtrechte an oberösterreichische Städte

Das Städtewachstum stellte bereits die damaligen Stadtherren vor große Herausforderungen. Die Infrastrukturen für Wasser, Lebensmittel und Rohstoffe mussten erweitert beziehungsweise neu errichtet werden und das Verwaltungssystem wurde immer umfassender. Zur Sicherung der Städte und ihrer Bewohner wurden im Hochmittelalter auch zahlreiche Stadtbefestigungen aufgebaut. Ein Sonderfall in der

oberösterreichischen Stadtgründung ist Freistadt. Die Stadt wurde von den Babenbergern größtenteils planmäßig erbaut mit der Kirche auf dem höchsten Punkt und später mit zahlreichen Privilegien ausgestattet, um die Existenz zu sichern.¹

Eine einheitliche Definition für die Stadt gibt es nicht, es werden jedoch in der Literatur² mehrere Kriterien genannt, die dem städtischen Typus zugrunde liegen:

— **Bevölkerungszahl**

Die Anzahl der Einwohnerinnen und Einwohner ist zwar ein Kriterium für eine Stadt, jedoch ist diese Zahl global sehr unterschiedlich. So sind Siedlungen mit 200 Personen in Island bereits eine Stadt, in Japan jedoch erst ab 50.000 Personen. In Oberösterreich werden 4.500 Einwohner als Größenkriterium für die Ernennung zur Stadt vorausgesetzt.

— **Rechtsstatus und Stadtgestalt**

In historischen Zeiten war die Verleihung des Stadtrechtes besonderes Zeichen einer Stadt. Heute können auch Orte, die formal nicht in den Rang einer Stadt erhoben wurden, die Strukturen und Funktionen einer Stadt haben, weshalb dieses Kriterium eher in den Hintergrund tritt. Auch die Stadtbefestigung, die früher die Stadt vom Land trennte, hatte bald als Kriterium ausgedient.

— **Zentralität**

Das wichtigste Kriterium für eine Stadt ist ihre Zentrumsfunktion. Dabei wird gegenwärtig nicht nur ihre wirtschaftliche Bedeutung bei der Distribution von Gütern und Wissen oder der Sitz von Verwaltungseinrichtungen angesprochen, sondern vielmehr auch die Stadt-Umland-Beziehungen (Angebot an Arbeitsplätzen, Wohnraum, Dienstleistungen, Freizeitmöglichkeiten, Betreuungseinrichtungen, et cetera).

— **Urbanität**

Das jüngste Kriterium einer Stadt umfasst städtische Baukultur, sozioökonomische Strukturen, städtische Lebensstile und Stadtgesellschaften.

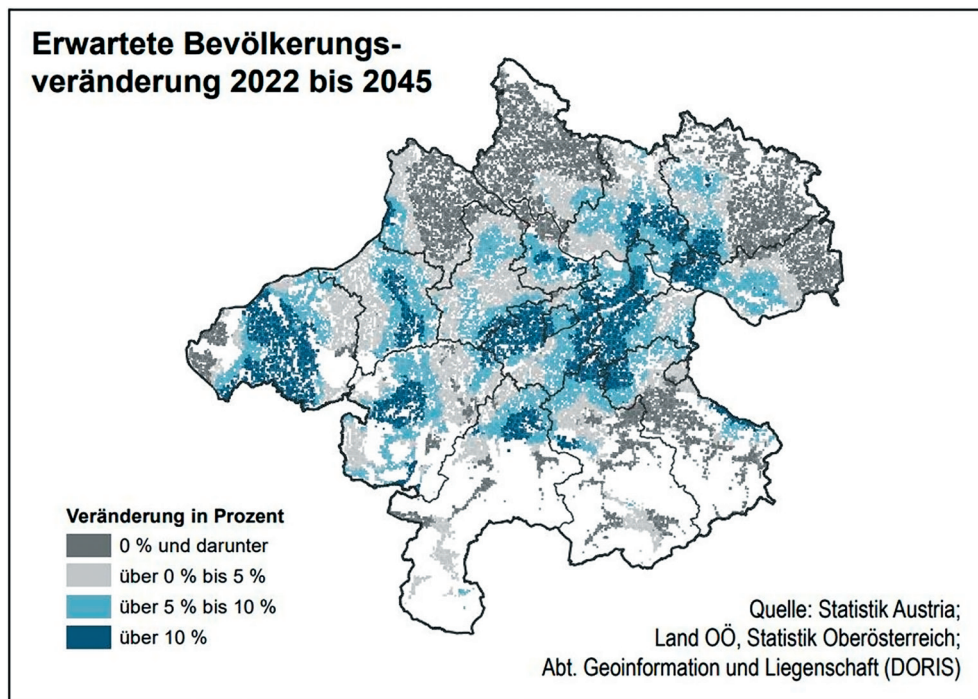
MEGATREND URBANISIERUNG

Der in den letzten Jahrzehnten weltweit zu beobachtende „Megatrend Urbanisierung“, der den Zustrom von Menschen zu urbanen Zentren beschreibt, ist nicht nur als räumliche Entwicklung, sondern auch als Lebensstilphänomen zu verstehen. Die für Oberösterreich relevanten Dimensionen der Urbanisierung erscheinen zwar im globalen Vergleich klein, die Entwicklung hat jedoch auch für unser Land Relevanz.

In Österreich leben mittlerweile etwa zwei Drittel der Bevölkerung in städtischen Regionen, wobei auch in Oberösterreich der Verstädterungsprozess sehr schnell verläuft. Eine besondere Anziehungskraft weist der Linzer Zentralraum auf, aber auch manche regionale Zentren wie Bezirkshauptstädte oder Teile des Innviertels. Auffällig ist der

1 Vgl. Mattle 2009.

2 Vgl. Städtegeschichte 2017.



parallel zum städtischen Bevölkerungswachstum auch einhergehende Bevölkerungszunahme im Pendlerinzugsgebiet dieser Städte.

Die zu erwartenden demographischen Veränderungen in Oberösterreich bis 2040 sind von der ehemaligen Abteilung Statistik des Amtes der Oberösterreichischen Landesregierung veröffentlicht worden:³

- Einwohnerzahl: Zunahme bis 2040
- Generationenverhältnis: Ältere nehmen zu, Junge ab
- Geburten: stagnieren mittelfristig
- Gestorbene: starke Zunahme, negative Geburtenbilanz ab 2031
- Lebenserwartung: nimmt stark zu
- Kleinkinder: zunächst Zunahme, dann langfristige Abnahme
- Menschen im erwerbsfähigen Alter: zunächst leichte Zunahme, dann permanenter Rückgang
- Menschen im späten Erwerbs- beziehungsweise frühen Ruhestandsalter: enorme Zuwächse bis 2024, dann starker Rückgang
- Hochbetagte Menschen (> 85 Jahre): kräftige Zuwächse bis 2040

Diese demographischen Entwicklungen verändern die Bedürfnisse der Bevölkerung. Städte und Regionen sind mit neuen Herausforderungen konfrontiert, deren Ausprägung durch das Wanderungsgefälle Richtung Stadt verstärkt wird. So ziehen etwa Ausbildungsmöglichkeiten und Jobangebote junge Menschen zusätzlich aus den peripheren Gebieten

Abb. 1: Erwartete Bevölkerungsveränderung 2022 bis 2045 in Oberösterreich.

3 Vgl. Bevölkerungsprognose 2019, S. 5f.

Berufseinpendler:innen 2019

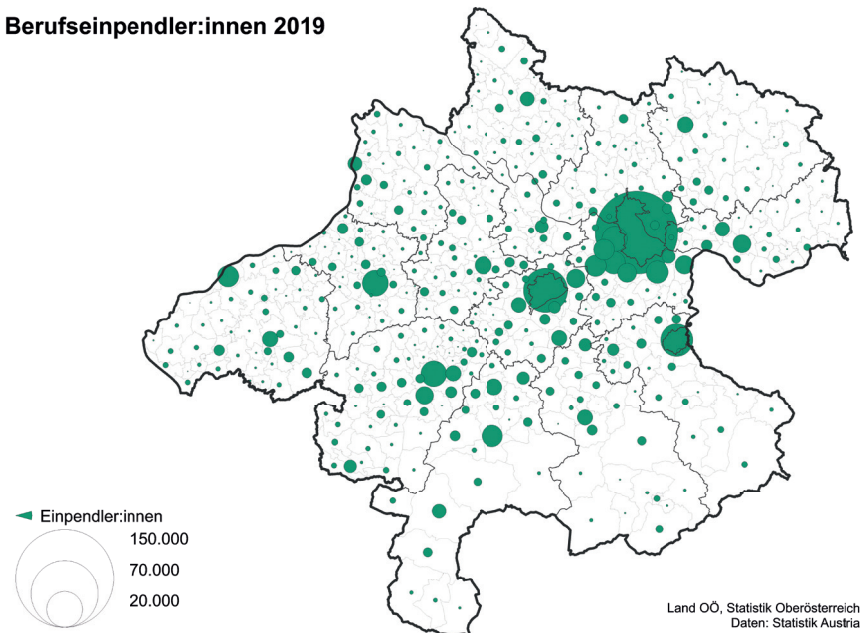


Abb. 2: Berufseinpendler 2019.

in die städtischen Zonen. Auch (internationale) Zuwandernde siedeln sich primär im Zentralraum Oberösterreichs an, was den Konzentrationsprozess weiter verstärkt.

Auszehrungsprozesse in manchen peripheren ländlichen Regionen, rasanter Siedlungsflächenverbrauch oder sehr unterschiedliche Preise für Bauland sind nur einige der direkten Folgen der Urbanisierung. Städte werden zunehmend auch über das Mobilitätsverhalten der Bevölkerung wahrgenommen – so werden Amsterdam oder Kopenhagen mit Radverkehr in Verbindung gebracht, Linz oder Wien verfolgen hingegen werktägliche Staumeldungen im motorisierten Individualverkehr. Abbildung 2 zeigt die oberösterreichischen Berufseinpendler einerseits zu den dezentralen Zentren, andererseits aber auch das starke Ungleichgewicht bei den Pendlerströmen in den Linzer Zentralraum.

Zugleich sind städtische Regionen trotz der größeren Anzahl von Arbeitsplätzen mit vergleichsweise hohen Arbeitslosenquoten konfrontiert. Die armutsgefährdeten Risikogruppen der Arbeitslosen, Alleinerziehenden und Ausländer sind häufiger in Städten anzutreffen, da sie dort die größeren Möglichkeiten sehen, ein qualitatives Leben zu führen beziehungsweise den aktuellen Status zu verbessern. Abbildung 3 zeigt diese Tatsache auch für Oberösterreich. Linz und Urfahr-Umgebung, Wels und Wels-Land, Steyr und Steyr-Land weisen die höchsten Arbeitslosenquoten auf.

Wie aus Abbildung 4 hervorgeht, steigt die Lebenserwartung für Frauen und Männer in Österreich kontinuierlich an. Frauen, die im Jahr 2060 ihren 65. Geburtstag feiern, können mit einer durchschnittlichen Lebenserwartung von 91,1 Jahren rechnen, Männer von 88,6 Jahren. Mit höheren Pflegenotwendigkeiten und Unterstützungsleistungen ist zu rechnen. Im Bereich Bauen und Wohnen werden auf Grund der demographischen Entwicklung altersgerechtes Wohnen und „Ambient Assisted Living“, das heißt selbstbestimmtes Leben im Alter durch technologische Hilfssysteme, einen Schwerpunkt darstellen.

Arbeitslosenquoten 2021 nach Arbeitsmarktbezirken

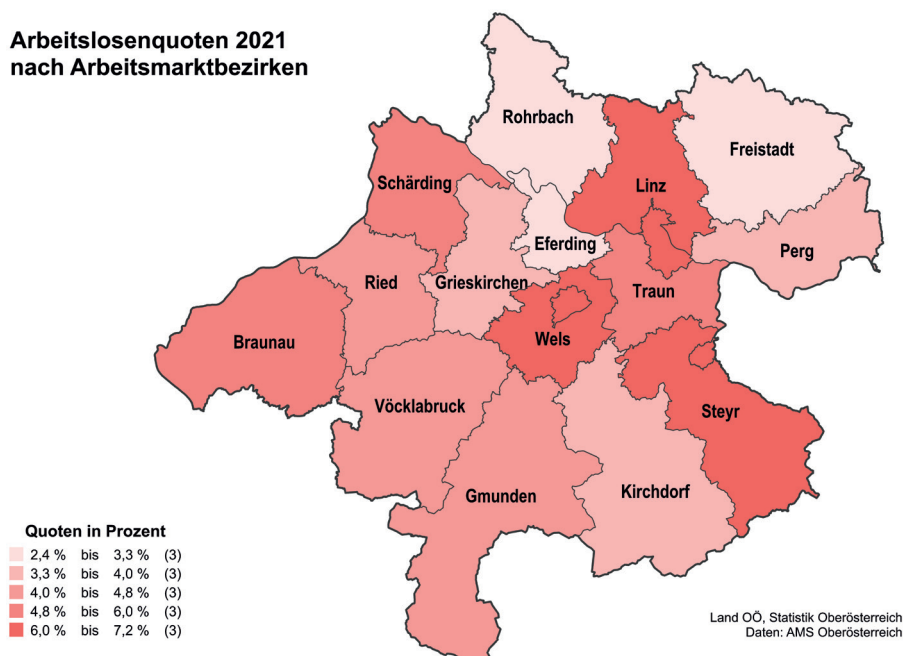


Abb. 3: Arbeitslosenquoten 2021 nach Arbeitsmarktbezirken.

Lebenserwartung

(Prognose-) Jahre	bei der Geburt ¹⁾		mit 65 Jahren ¹⁾	
	Frauen	Männer	Frauen	Männer
2020	84,1	79,3	86,4	82,9
2021	84,9	80,3	87,1	83,9
2022	85,1	80,5	87,2	84,0
2023	85,2	80,7	87,3	84,2
2024	85,4	80,9	87,4	84,3
2025	85,5	81,1	87,5	84,4
2030	86,3	82,1	88,1	85,1
2035	87,0	83,0	88,6	85,7
2040	87,7	83,8	89,1	86,3
2045	88,4	84,7	89,6	86,9
2050	89,0	85,5	90,1	87,5
2055	89,6	86,2	90,6	88,0
2060	90,2	86,9	91,1	88,6

¹⁾ das zu diesem Zeitpunkt zu erwartende Lebensalter
Quelle: Statistik Austria; Vorausberechnete Natürliche Bevölkerungsbewegung 2020-2100 (Hauptvariante)

Abb. 4: Lebenserwartung der österreichischen Bevölkerung 2020-2100.

Andere Entwicklungen betreffen das digital unterstützte „Smart Home“, das mit verschiedensten Sensoren und Aktoren beispielsweise die Raumtemperatur oder die Lichtverhältnisse auf die Bedürfnisse der Bewohner abstimmt und zur Energieeffizienz in Städten beiträgt. Die Energieversorgung ist ein wesentlicher Teil künftiger urbaner Räume. Zum Beispiel sind Städte durch den Klimawandel verstärkt mit belastender Hitze und Schwüle konfrontiert, wodurch Kühlen im Sommer eine Herausforderung der urbanen Zukunft darstellt. Eine nachhaltige und dezentrale Energieversorgung, die erneuerbare Energien und entsprechende Speichermöglichkeiten umfasst, um Tag/Nacht- sowie saisonale Schwankungen des Strom- und Wärmebedarfs auszugleichen, ist notwendig. In einer intelligent vernetzten urbanen Infrastruktur könnte der gegenwärtige Mobilitätstrend, der auf eine stärkere Verbreitung von Elektroantrieben in der Mobilität von morgen hindeutet, genutzt werden, um Stromschwankungen durch die speicherbare Energie in Elektroautos auszugleichen. Bei städtischen Baumaßnahmen ist auf die oftmals lange Nutzungsdauer von bis zu 100 Jahren zu achten, sodass besonders vorausschauend und flexibel geplant werden sollte.

Mit zunehmendem Wachstum der Städte steigen auch die Ansprüche und Herausforderungen an die sozialen Infrastrukturen wie Schulen, Gesundheitseinrichtungen, Sportanlagen, Kinder- und Altenbetreuungsplätze. Damit städtische Regionen attraktiv bleiben, wird die persönliche Sicherheit, aber auch die Widerstandsfähigkeit der Infrastrukturen gegenüber Störungen weiter an Bedeutung gewinnen. Neue technologische Entwicklungen zur Überwachung des öffentlichen Raums oder stark besuchter Orte werden neuer Abwägungen im Spannungsfeld zwischen Sicherheitsbedürfnis und übermäßiger Kontrolle bedürfen.

SMART CITY – STADT DER ZUKUNFT⁴

Wie sieht eine Stadt der Zukunft aus, die alle diese Funktionen vereint und hohe Lebensqualität bietet? Unter dem Begriff der „Smart City“ werden unterschiedliche Bereiche der Stadt von morgen zusammengefasst:

- Smart People: Qualifikation, Affinität für lebensbegleitendes Lernen, Teilnahme am öffentlichen Leben, Kreativität, Aufgeschlossenheit
- Smart Governance: Teilnahme an politischen Entscheidungen, öffentliche und soziale Dienstleistungen, transparente Behörden, politische Strategien und Perspektiven
- Smart Economy: Produktivität, internationale Vernetzung, innovatives Bewusstsein, Flexibilität des Arbeitsmarktes, Wandlungsfähigkeit, wirtschaftlich bezogenes Image und Kennzahlen
- Smart Living: Kulturangebote, Gesundheitsversorgung, individuelle Sicherheit, Wohnbedingungen, Ausbildungsmöglichkeiten, touristische Attraktivität, sozialer Zusammenhalt, gesellschaftliche Diversität
- Smart Buildings: intelligente Beleuchtung, effizientes Wassermanagement, Energieversorgung, betreutes Wohnen, Nutzerinformationssysteme, Nutzerbefähigung, Echtzeit-Feedback-Systeme, energieeffiziente Transportmittel

⁴ Dazu vgl. auch Smart Cities 2007.

- Smart Mobility: umweltschonende, innovative und sichere Transportsysteme, Mobilitätsmanagement
- Smart Environment: Nachhaltige Ressourcennutzung, Umweltvorsorge

Im vergangenen Jahrzehnt beschäftigten sich Stadtverantwortliche, Planer und vor allem auch Technologie-Unternehmen mit den Möglichkeiten einer „Smart City“. Getrieben von der digitalen Vernetzung und neuen Technologien standen Energieeffizienz, der Ausbau von IT-Infrastrukturen und die Mobilität im Vordergrund. Neu zu bauende Stadtviertel wurden zu Pilotprojekten und Testregionen smarterer Technologien, wie etwa die Seestadt Aspern in Wien. Schwieriger ist die Integration der Smart-City-Möglichkeiten in den Altbestand, weshalb gegenwärtig zusehends der Mensch in den Mittelpunkt rückt und soziale Innovationen mit technologischen Entwicklungen verknüpft werden. Vor allem in einem kleinräumig strukturierten Land wie Österreich werden Smart-City-Maßnahmen vom urbanen Raum auch auf ländlichere Regionen umgelegt („Smart Regions“ oder „Smart Rural Areas“).

In Oberösterreich gibt es derzeit zehn Smart-City-Projekte, die über die Smart-City-Initiative des Klima- und Energiefonds gefördert wurden beziehungsweise aktuell noch laufen. Die Informationen entstammen der Website der Smart-City-Initiative, die unter www.smartcities.at abrufbar sind, zeitlich gereiht nach Förderausschreibung:

— **Smart Marchtrenk**

Unter der Projektleitung des Energieinstitutes an der Johannes-Kepler-Universität konzipierte die Stadt Marchtrenk die Entwicklung des bestehenden Areals der Sternmühle zu einem smarten neuen Stadtteil. Zentraler Faktor war ein systemübergreifendes, intelligentes und effizientes Energiekonzept für Strom, Verkehr und Wärme, das auf andere Regionen übertragbar war und die Schnittstellen Mensch zu Wohnplatz, Arbeitsplatz und Energiebereitstellung berücksichtigte.

— **Linz 2050**

Das Austrian Institute of Technology erarbeitete mit Hilfe relevanter Stakeholder der Stadt eine ganzheitliche Vision des Energiesystems im Jahr 2050, aufbauend auf innovativen Projekten aus den Bereichen Energieverbrauchserfassung („Smart Metering“), E-Mobilität, Energieeffizienz in Gebäuden, Informations- und Kommunikationstechnologien. Gemeinsam mit Experten wurden daraus eine Roadmap für 2020 sowie ein konkreter Aktionsplan für die Jahre 2012 bis 2015 entworfen.

— **Kooperatives Entwicklungskonzept Region Gmunden BEMORE**

Für neun Gemeinden der Stadtregion Gmunden wurde unter Leitung des Technologiezentrums Salzkammergut ein übergreifendes Smart-City-Konzept entwickelt, das auf den Hauptbereichen Mobilität (RegioTram), Betriebe (regionale Leitbetriebe – Energieeffizienz) und Raumentwicklung (energiesparende Siedlungs- und Infrastrukturen) fußt.

— **Smart Regau**

Im Umsetzungsprojekt der Riedenhof-Gesellschaft geht es um die flexible Energieversorgung und -dienstleistung in einer neuen Wohnsiedlung in Regau. In einem „Living Lab“ mit rund 170 Bewohnern werden innovative Energieversorgungssysteme sowie Home-Automation-Dienstleistungen im Realbetrieb getestet und umfassend technologisch, energetisch und soziotechnisch evaluiert sowie adaptiert.

- **Energietransformationen im Wärmesystem – FutureDHSYSTEM Linz**
Ziel dieses Smart-City-Projektes des Energieinstitutes an der Johannes-Kepler-Universität ist die Sondierung der technischen Potenziale zur Integration industrieller Abwärme in Fernwärmesysteme und die Bewertung der damit verknüpften Einbindung von Großwärmespeichern, Großwärmepumpen und Back-up-Systemen sowie die Identifizierung von innovativen Finanzierungsmöglichkeiten zur Realisierung der damit verbundenen Investitionen.
- **SINN Cities – Soziale Innovationen in Smart Cities**
Unter Federführung des Österreichischen Instituts für nachhaltige Entwicklung zeigt dieses Smart-City-Projekt umsetzungsorientierte Wege auf, welche sozialen Innovationen so mit der technologischen Entwicklung gekoppelt werden können, dass auch bisher nicht ausgeschöpfte Ressourcen-Einsparpotenziale aktiviert werden.
- **Local Energy Community in der Stadtgemeinde Steyr**
In der Stadt Steyr wird unter der Leitung der 4ward Energy Research GmbH ein Konzept für den erstmaligen Demonstrationsbetrieb einer Local Energy Community entwickelt. Dabei sollen lokal erzeugte Energieüberschüsse direkt an Mitglieder der Community über das öffentliche Netz verkauft werden.
- **SCHALTwerk Kremsmünster 2030**
Im A1Gebäude in Kremsmünster sollen zukunftsfähige Arbeitsplätze geschaffen werden. Zeitgleich werden zwei regionale Kreislaufwirtschaft-Communities getestet und ein Energy Sharing Modell erprobt (Strom, Wärme). Die Projektleitung hat das Austrian Institute of Technology.
- **Klimastrategie 2040 von und mit der Stadtgemeinde Vöcklabruck**
Vöcklabruck entwickelt eine kommunale Klimastrategie mit klaren Bildern und Handlungsoptionen, um der Klimaneutralität einen Schritt näher zu kommen.
- **Klimaneutralitätsfahrplan Steyr 2040**
Aufbauend auf eine zu erstellende Energie- und Klimabilanz wird ein Klimaneutralitätsfahrplan für die Stadt Steyr erarbeitet. Unter Einbeziehung verschiedenster Akteure entsteht die Zielvision für 2040.

Darüber hinaus gibt es eine Vielzahl von Aktivitäten in den oberösterreichischen Städten und Gemeinden, die zur smarten Transformation der Region beitragen – vom Austausch von Energiefressern bis zu nachhaltigen Gemeinschaftsprojekten, die auf die Region und die Bedürfnisse der ansässigen Bevölkerungsgruppen abgestimmt sind. Ein Patentrezept für die Stadt von morgen gibt es nicht. Die derzeitigen technologischen Entwicklungen wie etwa im Bereich Energieeffizienz oder vernetzter Mobilität zeigen jedoch, dass der Weg zur Smart City nicht ohne den Faktor Mensch gegangen werden kann. Der urbane Rebound-Effekt, jene durch menschliches Verhalten verursachte Diskrepanz zwischen Einsparpotenzialen und tatsächlicher Einsparung, kann nur durch soziale Innovationen ausgeglichen werden. Die Einbeziehung der Bevölkerung ist daher unerlässlich, denn es trägt jeder einzelne Mensch zur Zukunftsfähigkeit seines Lebensumfeldes bei!

QUELLEN UND LITERATUR:

Bevölkerungsprognose 2019 = Abt. Statistik, Land Oberösterreich, 2019: Bevölkerungsprognose 2019 – Landes-, Bezirks- und Gemeindeergebnisse

https://www.land-oberoesterreich.gv.at/Mediendateien/Formulare/Dokumente/PraesD_Abt_Stat/InfoStat_Bevölkerungsprognose_2019.pdf, am 12.09.2023 nicht mehr aufrufbar

BITKOM 2011 = BITKOM (Hrsg.): „Smart Cities“ – Grüne ITK zur Zukunftssicherung moderner Städte.- Diskussionspapier zur 5. Jahreskonferenz BMU [Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und nukleare Sicherheit] / UBA [Umweltbundesamt] /BITKOM [Bundesverband Informationswirtschaft, Telekommunikation und Neue Medien e.V.]. Berlin 2011. <http://docplayer.org/3294512-Smart-cities-gruene-itk-zur-zukunftssicherung-moderner-staedte.html>.

Mattle 2009 = Mattle, Elmar: Städtegründungen und -erweiterungen des Hochmittelalters in Oberösterreich. o.O. 2009.

<http://www.ooegeschichte.at/epochen/mittelalter/das-werden-des-landes/staedtegruendungen/hochmittelalter.html>

Smart Cities 2007 = Department für Raumplanung, TU Wien u.a. (Hrsg.): Smart Cities - Ranking of European medium-sized cities. Final report. 2007.

http://www.smart-cities.eu/download/smart_cities_final_report.pdf

Städtegeschichte 2014 = Lampen, Angelika / Schmidt, Christine D.: Stadtbegriff. Institut für vergleichende Städtegeschichte, Universität Münster, 2014.

<http://www.uni-muenster.de/Staedtegeschichte/portal/einfuehrung/Definitionen.html>

Smart Cities – intelligente Städte Europas. Serviceseite des Klima- und Energiefonds.

<http://www.smartcities.at/>

Alle Internetverweise wurden zuletzt am 06.03.2023 eingesehen.

BILDNACHWEISE:

Oberösterreich – Zahlen & Fakten. Jahresausgabe 2022. Linz 2022. https://www.land-oberoesterreich.gv.at/files/publikationen/STAT_JA2022_OOE_Zahlen_und_Fakten_WEB.pdf; Abb. 1: S. 22, Abb. 2: S. 38, Abb. 3: S. 51, Abb. 4: S. 27

ÜBER DIE RETTUNG VON HOCHMOOREN

Zwei erfolgreiche Beispiele

Helmut Atteneder

Ist es eigentlich sinnvoll, Hochmoore mit erheblichem Aufwand zu retten?

„90% der ursprünglichen Moorflächen Österreichs sind bereits verloren, $\frac{2}{3}$ der bestehenden Mooregebiete sind gestört. [...] 85% der Moore werden in der Mitte des 21. Jahrhunderts bei einem erwarteten Anstieg der Jahresmitteltemperatur um etwa 2,3° C einem hohen klimatischen Risiko ausgesetzt sein.“¹

Die Motive für die Erhaltung von Mooren lassen sich in drei Aspekten zusammenfassen:

Artenschutz

„Moore sind Lebensraum und letzte Zufluchtsstätte für zahlreiche, bereits hochgradig gefährdete Tier-, Pflanzen- und Pilzarten.“² Vereinzelt enthalten sie noch Eiszeitrelikte und demonstrieren die Anpassungen der Pflanzen an Extremstandorte.

Biotopschutz

„Moore sind durch land- und forstwirtschaftliche Nutzung sowie durch industriellen Abbau von Torf für Heizzwecke [vergleichbar Braunkohle] und für die Pflanzenzucht flächenmäßig bereits stark vermindert. Ein Ende dieser Entwicklung ist vielerorts noch nicht erkennbar.“³

Umweltschutz

„Moore sind Wasserspeicher und Kohlenstoffsinken. Sie befreien das Wasser von Schadstoffen, schützen vor Hochwässern und wirken klimastabilisierend. Zudem geben Pollenanalysen Aufschluss über die Klima- und Vegetationsgeschichte der umgebenden Landschaft.“⁴

Ein wichtiger Faktor ist die Speicherung von Kohlenstoff (C): „Ein durchschnittliches Moor in Österreich speichert in den oberen 0 – 50 cm Boden rund 4 LKW-Ladungen (150 Tonnen) Kohlenstoff pro Hektar.“⁵ Ursache: Solange sie leben, entnehmen Pflanzen der Luft Kohlenstoff. Durch Dauernässe und Sauerstoffmangel wird abgestorbenes Pflanz-

1 Niedermaier / Plattner / Egger u. a. 2011, S. 2.

2 Pöstinger 2005, S. 486.

3 Ebd., S. 486.

4 Ebd.

5 Wie Anm. 1, S. 6.



Abb. 1: Rote Auen, Kernzone.

zenmaterial nicht abgebaut und damit Kohlenstoff freigesetzt, sondern konserviert. Und somit wurden in den letzten 10.000 Jahren gigantische Mengen an Kohlenstoff aus der Atmosphäre über die Pflanzen weltweit in Mooren gespeichert. Sinkt der Wasserstand durch Trockenheit, Entwässerungsgräben oder Abbau, dringt Sauerstoff (O₂) in den Torf ein, die C-Speicherung dreht sich um und wird zur CO₂-Emission (auf trocken gelegten Moorstandorten neun Tonnen pro Hektar und Jahr).

DIE „ROTEN AUEN“

Die „Roten Auen“ befinden sich im Nordwesten der Gemeinde Weitersfelden an der Gemeindegrenze zu Liebenau, umfassen circa sechs Hektar und sind seit 1996 Naturschutzgebiet. Der Name soll vom Rundblättrigen Sonnentau (*Drosera rotundifolia*), der stellenweise gehäuft vorkommt, stammen. Es dürften aber auch rötlich gefärbte Torfmoose (*Shagnum magellanicum*, *S. russowii*, *S. capillifolium*) zur Namensgebung beigetragen haben.

Blicken wir zunächst in die weitgehend intakte Kernzone: Große Teile wurden in den 1960er-Jahren entwässert und mit Fichten aufgeforstet, wodurch drei Hektar völlig zerstört wurden. Doch auch in den anschließenden Moorbereichen zeigten die tiefen Gräben ihre Wirkung. Zwei 100 Jahre alte Torfstiche finden sich ebenfalls in diesem Bereich; 1996 wurden die Grundstücke in den Besitz des Oberösterreichischen Naturschutzbundes übertragen, der mit der Renaturierung des Gebietes betraut wurde. „Ziel war es, die bereits zerstörten Moorstandorte durch Wiedervernässung zu revitalisieren und den



Abb. 2: Einbau der Sperranlagen.



Abb. 3: Wasserstau durch die Sperranlagen.

Wasserhaushalt des gesamten Gebietes, insbesondere der noch weitgehend intakten Moorbereiche zu stabilisieren.“⁶ Dazu sollten in die bestehenden Entwässerungsgräben Wassersperren eingebaut werden. Die Fichtenforste sollten in natürliche Waldgesellschaften rückgeführt werden.

Um den Verlauf der Wasserschwankungen festzuhalten, wurde im Frühjahr 2003 ein hydrologisches Messnetz aus 60 Pegeln installiert. Das Gelände, besonders die Gräben, wurde vermessen, mit Bohrgestängen nahm man Torfsondierungen vor. Sie geben Aus-

6 Wie Anm. 2, S. 486.



Abb. 4: Tannermoor, Laggzone.

kunft über die Mächtigkeit der Torfschichten (bis drei Meter) und über die Zusammensetzung und Qualität des mineralischen Untergrunds.

In weiterer Folge wurden die nötigen Grabensperren errechnet und der daraus resultierende Materialbedarf ermittelt. Für die Kanthölzer (zehn mal zehn Zentimeter) und Pfosten (vier Zentimeter stark) in Nut-Feder-Ausführung verwendete man Lärchenholz. „Der Materialbedarf für die rund 100 Grabensperren war enorm: Die Gesamtlänge der Sperren beträgt ca. 530 lfm. Dazu wurden 45 m³ Lärchenpfosten und etwa 14,5 m³ 10/10er Lärchenkantholz [...] verarbeitet. Die Verschraubungen erfolgten mit 381 Stück Gewindestangen (33 bzw. 50 cm).“⁷

Das Lärchenholz wurde aus Tamsweg (Lungau, Salzburg) bezogen. Im Moorbereich musste das Material oft hunderte Meter getragen werden (Gesamtgewicht: 40 Tonnen!). Durch exakte Planung konnten Oberflächenschäden durch die notwendigen Baggerarbeiten gering gehalten werden. 2004 wurden 81 Sperren errichtet, etwa neun pro Tag; 2005 im östlichen Moorbereich 18 bis 20.

Vorläufige Ergebnisse (2005)

Nach Abschluss der Arbeiten stieg der Wasserspiegel innerhalb weniger Tage bis knapp unter die Mooroberfläche. Der Wasserpegel konnte stabilisiert werden und lässt auch eine positive Entwicklung auf weiter entfernte Moorbereiche erwarten. Die Auswirkungen auf die Flora auf vom Staubereich weiter entfernte Flächen (Wiederbesiedelung mit moortypischer Vegetation) wurde/wird ebenfalls beobachtet.

⁷ Ebd., S. 489.

DIE RETTUNG DES TANNERMOORES

Der Name *Tannermoor* dürfte aus der keltischen Sprache stammen. Im Dialekt heißt die Fläche *Daunerau*. Es dürfte vom keltischen „dunun/dunum“ abstammen, was auf eine befestigte Kleinsiedlung oder auf einen mit einem Graben, Wall oder Zaun umgebenen Einzelhof schließen lässt. Aus „dunum“ entwickelte sich „town“ (englisch) und „zun“ (althochdeutsch) zu Zaun. Die Lokalisation der Siedlung (wohl eher eines Kultplatzes) dürfte gelungen sein: eine Insel am nördlichen Moorrand namens „Antnbichl“. Der Name hat nichts mit Wildenten zu tun, sondern stammt von „anam/an“ (keltisch): Sumpf, Moor, „teine/teinen“ (keltisch): Feuerplatz; also: „Feuerplatz im Moor“⁸ Vermutlich im Antnbichl, auf den benachbarten Schneidermauern im Südosten und nachgewiesen auf den Lehrmüllermauern im Osten des Moores befanden sich im Hochmittelalter Holzburgen (Freibauernsitze).⁹ 2010 wurde bei Waldarbeiten ein Schwert aus dem 14. Jahrhundert entdeckt. Es befindet sich jetzt im Burgmuseum Reichenstein.

Das Hochmoor steht im Eigentum der Sachsen-Coburg-Gotha'schen Familienstiftung und weist einige Besonderheiten auf: Es ist das größte kontinentale Latschenhochmoor Österreichs mit 119 Hektar Fläche. Man findet hier neben den typischen Moorpflanzen (Heidel-, Preisel-, Moos- und Rauschbeere, Wollgras, Rosmarinheide,...) zum Beispiel das Baltische Torfmoos, den Hochmoor-Laufkäfer, dessen südlichstes Auftreten – außerhalb des Tannermoores – das ehemalige Ostpreußen ist, und die Schmetterlingsarten Moorgelbling und Moorbläuling, um nur einige zu nennen; der Sumpfporst wächst im Mühlviertel nur in zwei weiteren Mooren (Hirschauer Daunerau, Gem. Liebenau; Königsau in Sandl).¹⁰

Im Folgenden skizziere ich den Gang der Ereignisse von der drohenden Zerstörung des Moores bis zur Unterschutzstellung:

Es begann **1975**: Anlässlich eines „Wir-Wandertages“ des Österreichischen Rundfunks wurden entlang des dafür gestalteten Moorwanderweges manche rare Pflanzen durch einen emeritierten Universitätsprofessor aus dem Moor an den Weg umgesiedelt und ausgeschildert. Die Folgen waren, dass in den darauf folgenden Monaten Schilder vertauscht und Moorpflanzen ausgegraben wurden. **1980** wurde gerüchteweise bekannt, dass das Moor an die damalige Chemie Linz AG verkauft werden sollte. Diese wollte auf 50 Hektar Torf abbauen. Nach ersten Dementi erhielt ich die Bestätigung für den Abbau von einem Holzfäller der Herrschaft, der dadurch seinen Arbeitsplatz riskierte. Bald wurde seitens des Grundbesitzers mit der Schaffung von Arbeitsplätzen für den Abbau geworben. Dieses Argument stieß bei einigen Gemeindepolitikern nicht gerade auf taube Ohren. Die einzige Möglichkeit zur Verhinderung des Abbaus schien mir, die Öffentlich-



Abb. 5: Verlandender Entwässerungsgraben.

8 Resch-Rauter 1992, S. 110–111.

9 Höllhuber 2000, S. 1–8.

10 Schröck 2019, Referat.

keit möglichst breit zu informieren und zu sensibilisieren. Daher setzte ich mich mit der Pflanzensoziologie der Universität Wien (Univ. Prof. Dr. Wendlberger), der Universität Salzburg (Univ. Prof. Dr. Adam), Univ. Doz. Dr. Krisai, mit Gemeinde- und Landespolitikern und der Presse (Oberösterreichische Nachrichten, Frau Helga Lehner) in Verbindung.

1981 entwickelte sich ein reger Briefverkehr zwischen mir, Landeshauptmann Ratzenböck, Landesrat Grüner, Dr. Duzendorfer, den Universitäten und der Presse. Eine Intervention bei Generaldirektor DI Petzold (Coburg) und Prinz Friedrich von Sachsen-Coburg-Gotha brachte wie erwartet keinen Erfolg, doch die Politik, die Naturschutzabteilung des Landes, der Naturschutzbund und etliche weitere Organisationen setzten sich nun massiv gegen die Moorzerstörung ein. Unbeirrt ließ Forstdirektor Renner Entwässerungsgräben bis an den Moorrand ziehen. Ich informierte darüber die oben erwähnten Stellen. Studenten aus Wien pflanzten darauf sogar eine Moorbepflanzung. Die Landesregierung verhandelte mit dem Grundbesitzer über den Ankauf der Moorfläche. Eine horrend hohe Preisforderung verhinderte das Vorhaben.

1982 fand zur Begutachtung der Entwässerungsgräben ein Lokalaugenschein – unter Polizeischutz! – statt. Dabei wurde das Einziehen von Dämmen verordnet – diese Anordnung versickerte offenbar im Schlamm... Zur Diskussion stand außerdem, ob der Bergkiefernbestand der Moorfläche als Wald einzustufen sei, da dann für eine Schlägerung eine Rodungsbewilligung nötig gewesen wäre. Es folgten erste Naturschutzverhandlungen, bis dann am 8. August **1983** das Tannermoor zum Naturschutzgebiet erklärt und damit vor der Zerstörung gerettet wurde.

2019: In den letzten Jahren ist eine weitere Gefährdung aufgetreten: Das Moor und den Randwald durchziehen alte und neuere Entwässerungsgräben (59 mit circa 12 Kilometern Länge). Diese haben den Wasserspiegel soweit abgesenkt, dass die Torfmoose kaum mehr mit Wasser versorgt werden. Das würde über kurz oder lang den Zusammenbruch der Moorvegetation bedeuten. Die Naturschutzabteilung des Landes führte daher von 2019 bis 2022 ein gewaltiges Sanierungsprogramm durch: In die Gräben werden 525 Holzspundwände und 30 Grabenverschlüsse eingebaut. Dadurch soll der Wasserspiegel wieder bis auf circa 15 Zentimeter unter der Oberfläche angehoben werden.¹¹

QUELLEN UND LITERATUR:

Höllhuber 2000 = Höllhuber, Alfred: Eine sagenhafte Holzburg auf den Lehmüller-Mauern beim Tannermoor. Reichenstein 2000.

Niedermaier / Plattner / Egger u. a. 2011 = Niedermaier, Markus / Plattner, Gerald / Egger, Gerhard u. a.: Moore im Klimawandel. Studie des WWF Österreich, der Österreichischen Bundesforste und des Umweltbundesamtes. (WWF Studie 2011). Wien 2011.

Pöstinger 2005 = Pöstinger, Mario: Sanierung des Moorökosystems „Rote Auen“. In: Moore von Sibirien bis Feuerland. Hrsg. vom Biologiezentrum der Oberösterreichischen Landesmuseen. Linz 2005.

Resch-Rauter 1992 = Resch-Rauter, Inge: Unser keltisches Erbe. Flurnamen, Sagen, Märchen und Brauchtum als Brücken in die Vergangenheit. Wien 1992.

Schröck 2019 = Schröck, Christian: Moorökologische Betrachtungen. Referat gehalten in Liebenau am 08. 07. 2019.

BILDNACHWEISE:

Abb. 1, 4 und 5: © Helmut Atteneder.

Abb. 2 und 3: © Mario Pöstinger.

WIND – RÄDER – WINDRÄDER

Erika Enzlberger-Heis

Im Laufe des Ausbildungslehrgangs „Heimatsforschung 2012/2013“ des Volksbildungswerkes Oberösterreich wurde mir bewusst, wie sehr sich die Landschaft durch neue technische Anlagen verändert hat und dass der Bezug zwischen dem Alten und dem Neuen zu wenig hergestellt wird. Für mich gehört auch zur Heimatsforschung, was ich um mich herum in der Landschaft sehe und benütze (zum Beispiel Eisenbahn, Straße, Stromleitungen, Wasserkraft...). Heimatsforschung kann bedeuten, einen modernen aktuellen Bezug zur Heimat (Oberösterreich, Österreich, Europa) herzustellen.

Veränderungen bringen möglicherweise Vorteile, gehen aber unweigerlich mit Ängsten einher – und trotzdem will der Mensch nicht auf die neuen Annehmlichkeiten verzichten.

WIND – MYTHOS UND ANTRIEBSKRAFT

Meteorologie versteht unter Wind eine gerichtete Luftbewegung in der Atmosphäre; der Mensch verspürt diese Luftbewegung sehr unterschiedlich: sie kann „lind, lau, leicht, sanft, mild, warm sein, oder aber kühl, rau, heftig, frisch, stark oder gar schneidend, frostig, eisig, stürmisch. Je nachdem handelt es sich um einen Windhauch, einen Luftzug, einen Luftstrom, um ein Lüftchen, eine Brise, eine Bö, einen Windstoß, einen Sturmwind, einen Wirbelwind, einen Orkan. Alte Vorstellungen von personifizierten Windgeistern lassen den Wind gehen, sich erheben, sich legen, sich drehen. Der Wind kann säuseln, flüstern, pfeifen, beißen, rauschen, brausen, heulen, toben, rütteln;“¹ Fahnen flattern, Segel knattern, Haare fliegen, Blätter tanzen, Drachen steigen im Wind.

Winde gelten einerseits als lebenseinhauchendes und fruchtbringendes Element, als Atem der Erde, andererseits gehören verheerende Stürme und katastrophale Orkane zu den elementaren Gewalten, die dem Menschen zeigen, wie ohnmächtig er trotz



Abb. 1: Hans Heis, Tuschzeichnung, 2013.

¹ Schindler 2006, S. 7.



Abb. 2: Hans Heis, Windkraft, Zeichnung 2019.

seines technischen Fortschritts diesen Urkräften der Natur gegenüber ist. „Die Natur kennt keine Katastrophen, Katastrophen kennt allein der Mensch. Sofern er sie überlebt.“ Dieses Zitat von Max Frisch² trifft die Sache genau, denn der Mensch kann sich nur durch Wachsamkeit, genaue Beobachtung und mitunter durch präzise Messungen schützen, bleibt aber im übrigen „auf Beschwörung und Gebet angewiesen.“³ Die Auslegung des Naturphänomens verbindet die „Interpretationen heutiger Luftströme mit den Erzählungen und Mythen verschiedener Kulturen über deren Winde.“⁴ Schon in der Antike besaß der Wind die Aura eines lebendigen Wesens, das man besänftigen oder einfangen musste. „Die Windgötter der griechischen Mythologie waren daher eng mit der Vorstellung von Fruchtbarkeit verbunden und schwängerten Frauen und Gottheiten. Auf einem der vielleicht nicht nur vollkommensten, sondern zeitweise auch

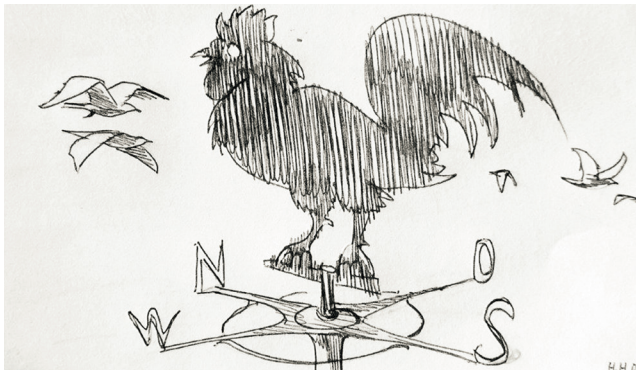


Abb. 3: Hans Heis, Wetterhahn, Zeichnung 2019.

meistgesuchten Meisterwerke der Goldschmiedekunst der Renaissance, der „Saliera“, lässt Benvenuto Cellini seine allegorische Vermählung von Erde und Meer über den „tragenden“ Gestalten der vier Hauptwinde Notos, Boreas, Zephyros und Euros ruhen.“⁵ Nördlich der Alpen erschienen die Winde bei weitem nicht so freundlich. Sturmdämonen, Windsbräute, Sturmhexen bedrohten die Menschen, und man versuchte sich vor ihnen durch Bannsprüche zu schützen oder bekämpfte sie mit Messern und Sichel.⁶

Windfahnen, Windräder und Wetterhähne waren nicht nur Windmessinstrumente, sondern hatten durchaus individuelle Bedeutung: als Schutzsymbole wie etwa Kreuze, Heilige, Sterne, oder als „Anzeiger“ der gesellschaftlichen Stellung der Bewohner. „Das Beispiel der

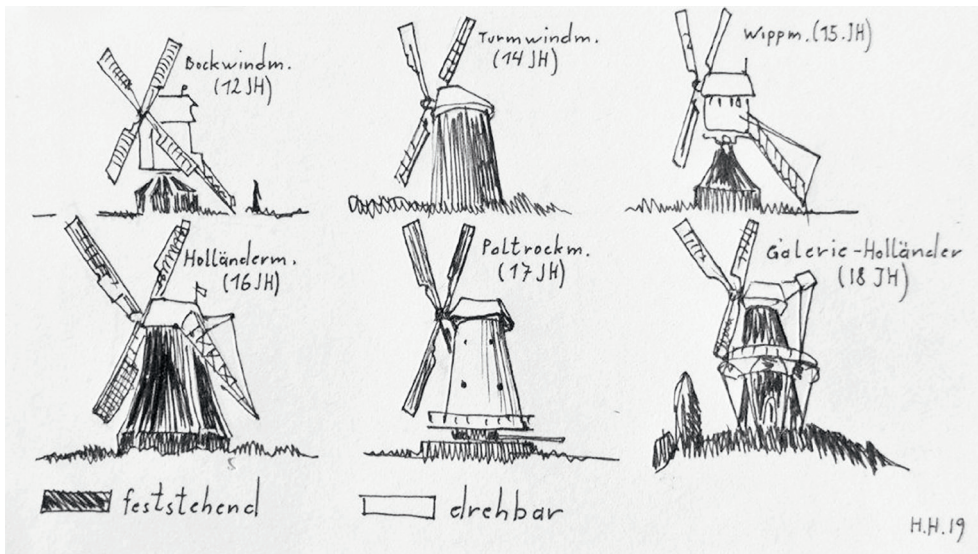
2 Frisch 1981, S. 103.

3 Weese 2006, S. 14.

4 Ebd.

5 Ebd., S. 15.

6 Vgl. ebd.



indfahne vom Turm der Burg Schlaining erinnert daran, wie ein solches Symbol auch seiner schützenden Wirkung „enthoben“ werden konnte: Nach 1945 setzten russische Besatzungssoldaten mit ihren Schießübungen auf diesen weithin sichtbaren Turmaufsatz eine wichtige symbolische Handlung. Die herunter geschossene, auf einer Himmelskugel sitzende Fahne mit der Jahreszahl 1611 – dem Jahr der Erbauung des neuen Turms – beendete auch die Vormacht-Stellung des herrschaftlichen Baus mitsamt seines Schutzzeichens, das über drei Jahrhunderte lang anzeigen durfte, woher der Wind weht.“⁷

Sehr beliebt ist auch der Wetterhahn als Symbol der Wachsam- und Regelmäßigkeit: Jeden Morgen zeigte er zuverlässig den Beginn des Tagwerkes an. Während sein Schrei im europäischen Volksglauben als dämonenabwehrend galt, ist er aus der Bibel durch die berühmte Stelle bekannt, in der Jesus seinem Jünger Petrus prophezeit, dieser werde ihn verraten, „ehe der Hahn dreimal kräht“; der erste Hahnenschrei zwischen zwei und drei Uhr morgens markierte in römischer Zeit den Beginn der vierten Nachtwache.⁸

Abb. 4: Hans Heis, Übersicht über Bauformen der historischen Windmühlen mit horizontaler Achse, Zeichnung 2019.

WINDMÜHLEN – INDUSTRIEBAUTEN ZWISCHEN TRADITION UND INNOVATION

„Als ‚Mühle‘ wird jedes Gerät oder jede Maschine bezeichnet, in der feste Stoffe verrieben bzw. gemahlen werden, von der (Hand-)Kaffeemühle bis hin zur Pulvermühle. [...] Windmühlen sind [...] Maschinen, die die Windenergie mit Hilfe von Windflügeln ausnutzen, um mechanische Arbeit zu leisten.“⁹

Bereits im Altertum waren Windmühlen, diese älteste Form der Energienutzung aus Umweltressourcen, bekannt. Erste schriftliche Belege dafür gibt es zum Beispiel aus Persien um etwa 640 nach Christus. In Europa tauchen erste Windmühlen im 12. Jahrhundert in der Normandie auf, von dort aus gelangten sie nach England, Deutschland

7 Ebd., S. 16f.

8 Vgl. ebd., S. 17f.

9 Plöckinger 2006, S. 23.



Abb. 5: Hans Heis, Windmühle Gols um 1900, Zeichnung 2019.

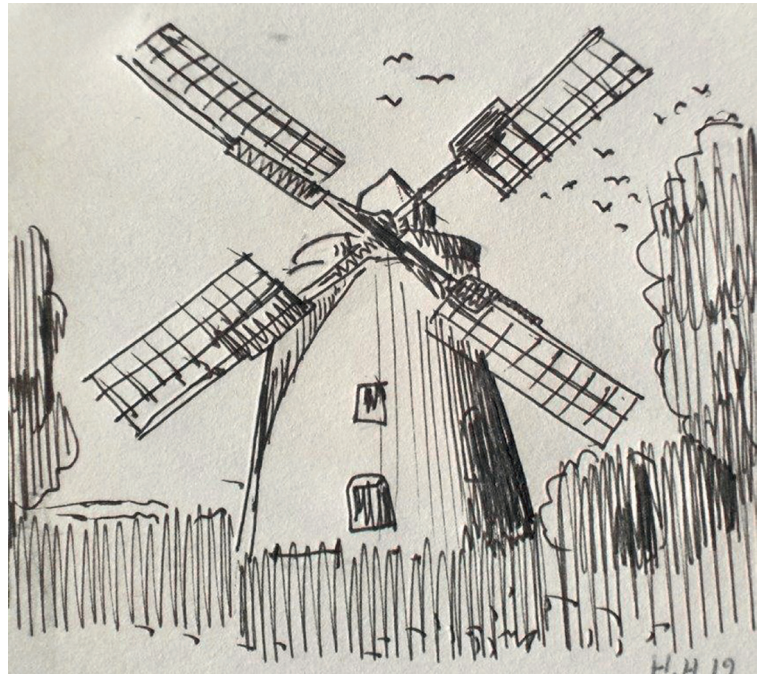


Abb. 6: Hans Heis, Windmühle Podersdorf am See 2003, Zeichnung 2019.

und Holland. Im ungarischen Gebiet bedienten sich die Müller dieser Technologie ab dem 18. Jahrhundert, und [...] im 19. Jahrhundert waren in Europa etwa 200 000 Windmühlen in Betrieb – im Kronland Mähren wurden beispielsweise 682 Windmühlen, in Ungarn 854 Windmühlen gezählt.“¹⁰

Sehr lange dauerte diese Hoch-Zeit der Windmühlen nicht. Bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verdrängten die leistungsstärkeren und verlässlicheren Technologien Dampfkraft und Elektrizität die Nutzung der Windkraft immer mehr. Walzenstühle ersetzen die unhandlichen Mühlsteine, Großanlagen und Mehlfabriken wurden gebaut. Nach 1920 drehten sich in Europa kaum mehr Flügel im Wind – die Zeit der Windmühlen war endgültig vorbei.“

WINDMÜHLEN IM BURGENLAND

In der weiten pannonischen Ebene, wasserarm und windreich, lag es nahe, die Windenergie zu nutzen. In Andau, Gols, Halbturm, Illmitz, Neusiedl am See, Pamhagen, Podersdorf am See und anderen Orten versahen die Windmühlen 200 Jahre lang ihren Dienst.¹²

¹⁰ Ebd.

¹¹ Vgl. ebd., S. 23f.

¹² Ebd., S. 28.

QUELLEN UND LITERATUR:

Frisch 1981 = Frisch, Max: Der Mensch erscheint im Holozän. Frankfurt am Main 1981.

Plöckinger 2006 = Plöckinger, Veronika: Windmühlen – Industriebauten zwischen Tradition und Innovation. In: Wind – Mythos und Antriebskraft. Begleitpublikation zur Jahresausstellung „Wind – Mythos und Antriebskraft“ von 9. April bis 1. November 2006. (= Kataloge des Ethnographischen Museums Kittsee, Band 23). Wien, Kittsee 2006, S. 23–48.

Schindler 2006 = Schindler, Margot: Vorwort. In: Wind – Mythos und Antriebskraft. Begleitpublikation zur Jahresausstellung „Wind – Mythos und Antriebskraft“ von 9. April bis 1. November 2006. (= Kataloge des Ethnographischen Museums Kittsee, Band 23). Wien, Kittsee 2006, S. 7–10

Weese 2006 = Weese, Michael: Lebensgeister und Katastrophen. Über Mythen und symbolische Bedeutungen eines stürmischen Elements. In: Wind – Mythos und Antriebskraft. Begleitpublikation zur Jahresausstellung „Wind – Mythos und Antriebskraft“ von 9. April bis 1. November 2006. (= Kataloge des Ethnographischen Museums Kittsee, Band 23). Wien, Kittsee 2006, S. 13–22.

BILDNACHWEISE:

Die Rechte der abgebildeten Graphiken liegen ausnahmslos bei Hans Heis.

RESSOURCE HOLZ

Reingard Peyrl

HOLZ – EIN BESONDERER STOFF

Holz ist das feste Gewebe von Bäumen und Sträuchern, das durch die Einlagerung von Lignin (lat. *lignum*: Holz) in der Zellwand gekennzeichnet ist (Stamm und Äste). Erst durch diese organischen Verbindungen war es den Pflanzen möglich, auch Festland zu besiedeln, ohne den Auftrieb des Wassers für die Eigenstabilität zu benötigen. Holz ist ein sehr komplexer nachwachsender Rohstoff, der erst durch das Zusammenspiel von Lignin, Cellulose und Hemicellulose seine einzigartigen Eigenschaften erhält. Der Gehalt an Lignin ist entscheidend für die Druckfestigkeit, der Celluloseanteil für die Zugfestigkeit. Dieses Prinzip der Verknüpfung von starren Elementen mit flexiblen, aber reißfesten Materialien verwendet der Mensch nach Vorbild der Natur auch bei Stahlbeton oder holzfaserverstärkten Kunststoffen.

Holzeigenschaften variieren durch die Holzart und -herkunft, wobei der organische Ursprung die grundlegenden Merkmale bedingt:

- Feuchte: In einem frisch geschlagenen Gehölz beträgt der Wassergehalt bis zu 60 Prozent, der durch lange Lagerung auf 15 bis zehn Prozent gesenkt werden kann. Durch zusätzliche Trocknung lassen sich sechs bis sieben Prozent Wasseranteil erreichen (darrtrockenes Holz). Die Fähigkeit Wasser aufzunehmen verliert das Holz jedoch nicht, weshalb es im allgemeinen Sprachgebrauch heißt, dass Holz „arbeitet“: Es verändert seine Ausmaße je nach Wasseraufnahme, bei hohem Wassergehalt quillt es auf, um sich bei Trocknung wieder zusammenzuziehen.
- Dichte und Härte: Dichte- und Härtemessungen, durchgeführt bei einem Wassergehalt von zwölf Prozent, werden häufig zur Ermittlung der Holzgüte eingesetzt. Viele weitere Merkmale wie akustische, thermische oder biologische Eigenschaften hängen von der Holzdichte ab (Fichte: 470 kg/m³; Buche 690 kg/m³).¹

Gehölze zählen zu den ältesten genutzten Pflanzen: Bestätigte Nutzungen reichen bis in die Altsteinzeit zurück. Holz diente sowohl zur Energieerzeugung (Feuer) als auch zur Herstellung von Waffen, Werkzeugen und einfachen Bauten. Lange Zeit war Holz

¹ Dazu vgl. zum Beispiel das Internetprojekt „Holz – ein vielseitiger Rohstoff“.



Abb. 1: Steinzeitlicher Holzspeer (Schöningen, Deutschland).

der hauptsächlich eingesetzte Bau- und Werkstoff und wurde in zunehmendem Maße auch bedeutendes Handelsgut. In Oberösterreich trug auch die salzverarbeitende Industrie zu einem überdurchschnittlichen Holzbedarf bei (Bau von Soleleitungen, Beheizen der Anlagen,...). Überdies fielen besonders im Hochmittelalter große Waldflächen dem immensen Siedlungsdruck zum Opfer, was zu einer Holzknappheit führte und die Einführung des Nachhaltigkeitsprinzips in der Forstwirtschaft schon im Jahr 1713 zur Folge hatte.

Im fossilen Zeitalter (ab circa 1800) kam zunehmend Kohle als Heizstoff auf, womit der Raubbau an Holz zurückging. Durch den Einsatz von zunächst Dampfmaschinen und später elektrisch betriebenen Geräten wurde die Bearbeitung von Metallen und anderen Stoffen praktikabel und Holz verlor nicht nur seinen hohen Stellenwert als Energieträger, sondern auch als Bau- und Werkstoff.

ÖKODESIGN – HOLZ ALS WERKSTOFF FÜR DIE ZUKUNFT²

Seit dem Beginn der Industrialisierung veränderte sich die Holznutzung zunehmend und erhielt besonders in den letzten Jahrzehnten eine neue Dynamik. Mit steigendem Umweltbewusstsein, der Erkenntnis der negativen Auswirkungen menschlichen Handelns

auf das Klimasystem und drohender Ressourcenknappheit veränderten sich politische Vorgaben und wirtschaftliches Tun. In einem ersten Schritt, der als Reaktion auf das Vorliegen einer Gefahr als „reaktive Phase“ bezeichnet wird, setzten sich nachsorgende Technologien durch (sogenannte End-of-Pipe-Technologien), die etwa Schadstoffe vor dem Austritt in die Atmosphäre aus dem Rauchgas der Fabriken filtern. Die Minimierung negativer Umweltauswirkungen stand im Vordergrund. Die darauffolgende „perzeptive Phase“ ist prozessorientiert und auf die Optimierung von Energie- und Materialeinsatz ausgelegt. Damit verbunden sind nicht nur geringere Kosten für den Betrieb, sondern auch eine Schonung der Umwelt durch geringeren Ressourcenverbrauch. Ende des 20. Jahrhunderts trat die Produktseite in den Mittelpunkt umweltgerechten Wirtschaftens. „Ökodesign“ und „vorsorgende Produktgestaltung“ sind die Schlagworte der „konstruktiven Phase“. Die herausragenden Eigenschaften wie die leichte Bearbeitbarkeit, die positive ökologische Bilanz und der geringe Energiebedarf bei der Gewinnung und Verarbeitung führten zu einer Wiederentdeckung des Bau- und Werkstoffes Holz für Gebäude, Möbel und vor allem auch im Verbund mit anderen Materialien (zum Beispiel „wood plastics“: holzfaserverstärkte Kunststoffe).

Mit Ökodesign konnte auch der Übergang zu einer systemischen Sichtweise in der „proaktiven Phase“ vollzogen werden, die gesellschaftlichen Wandel einbezieht. Die gesamthafte Betrachtung des Produktlebens beginnt bei der Rohstoffgewinnung, geht über die Herstellungsprozesse, den Vertrieb und die Verwendung bis zur Entsorgung. Jeder Teilbereich der Wertschöpfungskette verursacht Umweltauswirkungen, die bereits vor Kreieren eines neuen Produktes einkalkuliert werden.

² Zu diesem Thema vgl. z. B. Hesamedin / Jerlich 2007; Hesamedin / Wimmer 2009; Forschungsbericht Ökodesign BOKU Wien 2005; Ecodesign TU Wien.

Ökodesign meint einen optimierten Ressourceneinsatz unter einem möglichst großen Nutzen bei minimalen Umweltbelastungen und sozial fairen Bedingungen. Das bedeutet flexible, langlebige und wiederverwendbare Produkte, deren Erfolg naturgemäß von der Akzeptanz durch den Konsumenten oder die Konsumentin abhängt.

Zukünftig wird Holz als Bau- und Werkstoff noch weiter an Bedeutung gewinnen.

Auch Verpackungen auf Basis des Werkstoffes Holz finden zunehmende Akzeptanz und Verbreitung – ursprünglich überwiegend als Holzkisten und -paletten, in immer größer werdendem Ausmaß aber als Papier- und Kartonverpackungen mit besonders stoß- und reißfesten Eigenschaften. Im Test konnte Wellpappe einem Kleintransporter mit einem Gewicht von circa drei Tonnen standhalten! Eine weitere revolutionäre Verpackungsbesonderheit entsteht ebenfalls aus dem Grundstoff Holz: Getränkekartons (bekannt als Tetra Pak). Kunststoffbeschichtetes Papier ermöglicht eine versiegelte und dunkle Lagerung von Flüssigkeiten.

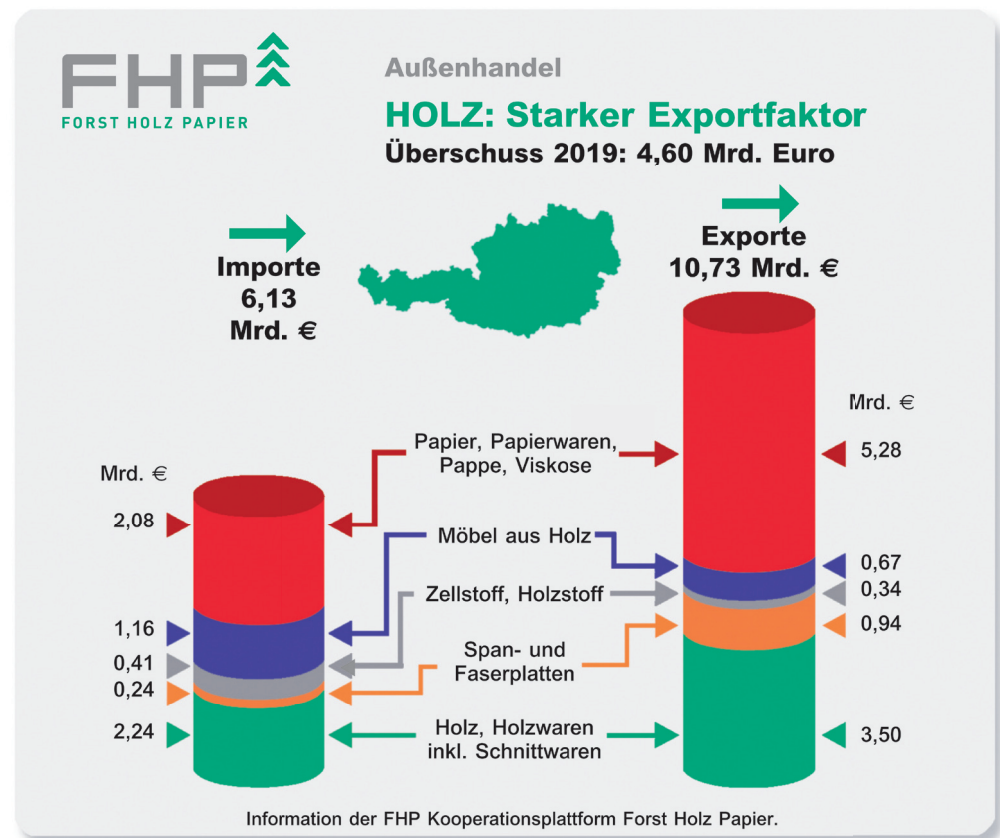
Veredeltes Holz mit teilweise gänzlich anderen Eigenschaften als der Naturstoff finden wir auch als Dämmmaterial – von Holzfasern und -wolle bis zur Zellulose-Einblasdämmung. Beim Einblasen werden Zwischenräume mit Zelluloseflocken ausgefüllt, was eine ökologische und fugenfreie Dämmung darstellt. Die Dämmflocken bestehen grundsätzlich aus Recyclingmaterial (Altpapier) und können durch Absaugung auch wieder rückgewonnen werden.

Wir können Holz auch ganz nah am Körper tragen. Die oberösterreichische Lenzing AG extrahiert Zellulose aus Holz und stellt über mehrere Arbeitsschritte Lyocell her, das als Tencel vermarktet wird. Das Besondere ist die Fibrillstruktur dieser Faser, die beste Eigenschaften für Feuchtigkeitsaufnahme und Hygiene besitzt. Tencel gibt es in verschiedenen Ausführungen; es wird für Jeans-Stoffe über Sport- und Arbeitsbekleidung bis hin zu Bett- und Unterwäsche verwendet.

In der ökologischen Gesamtbetrachtung ist die erneuerbare Ressource „Holz“ besonders wertvoll. Doch auch Holz ist nicht gleich Holz! War es in früheren Zeiten der enorme Raubbau im eigenen Land, so ist es heute die Globalisierung, die negative Seiten der Holzkonsumation hervorbringt. Tropische Regenwälder müssen einerseits Viehweiden und Anbauflächen weichen, andererseits ist Tropenholz auf Grund seiner einheitlichen Maserung (Fehlen von jahreszeitlich bedingten Ringen) und seiner hohen Dauerhaftigkeit ein begehrtes Edelholz in den wohlhabenden Ländern. Tropische Regenwälder fungieren als „Lunge unserer Erde“. Sie regulieren den globalen Wasserhaushalt und binden das treibhauswirksame Kohlendioxid (CO₂). Durch Brandrodungen werden jährlich rund fünf Milliarden Tonnen CO₂ freigesetzt, was etwa 17 Prozent der globalen CO₂-Emissionen entspricht und die Klimaerwärmung zusätzlich vorantreibt.



Abb. 2: Wood plastics – Bodenbeläge.



OBERÖSTERREICHS HOLZWIRTSCHAFT HEUTE

Abb. 3: Außenhandelsbilanz Forst-Holz-Papier 2019.

Österreichweit ist der Bereich Forst-Holz-Papier ein starker Exportfaktor. Im Jahr 2019 standen Importen im Wert von 6,13 Milliarden Euro Exporte im Wert von 10,73 Milliarden Euro gegenüber. Damit erzielt die Holz-Wertschöpfungskette einen ähnlich hohen Überschuss wie die in Österreich wichtige Tourismusbranche.

Holz beziehungsweise Holzveredelungsprodukte werden größtenteils in die Europäische Union exportiert – hauptsächlich in die Nachbarländer Italien und Deutschland.

Von der Gesamtfläche Oberösterreichs sind 0,51 Millionen Hektar (ha) oder 42,6 Prozent bewaldet. Der Holzvorrat beläuft sich insgesamt auf 166 Millionen Vorratsfestmeter (Vfm) – 371 Vfm pro Hektar.³

Die oberösterreichische Holz- und Forstwirtschaft mit beinahe 70.000 Arbeitsplätzen umfasst ein weites Branchenspektrum entlang der Wertschöpfungskette – von der Forstwirtschaft über die Holz be- und verarbeitenden Betriebe bis hin zur Papierindustrie. In Oberösterreich gibt es 1903 Tischler, 299 Holzbaumeister, etwa 30 Papierfabriken und -verarbeitungsunternehmen und rund 300 Sägewerke.⁴

³ Vgl. Zwischenauswertung ÖWI.

⁴ Fachgruppenverzeichnis WKO 2020.

QUELLEN UND LITERATUR:

Forschungsbericht Ökodesign BOKU / KERP 2005 = Universität für Bodenkultur Wien / Kompetenzzentrum Elektro(nik)altgeräte-Recycling & nachhaltige Produktentwicklung (KERP): Forschungsbericht: Was bringt Ökodesign? Umweltauswirkungen ökologischer Produkte am Beispiel der Ökomaus. Präsentation am 14. November 2005.

Zwischenauswertung ÖWI = Bundesforschungszentrum für Wald (BFW): Zwischenauswertung der Österreichischen Waldinventur 2016/2018 – Oberösterreich.

https://bfw.ac.at/cms_stamm/500/images/OEWI/Oberoesterreich_OEWI_16_18.pdf.

Holz – ein vielseitiger Rohstoff = Heinrich Heine Universität Düsseldorf: <http://www.uni-duesseldorf.de/MathNat/Biologie/Didaktik/Holz/dateien/eigen.html>, Webseiten rund ums Holz der Universität Düsseldorf. Zuletzt eingesehen am 09.12.2021, am 06.03.2023 nicht mehr abrufbar.

Hesamedin / Jerlich 2007 = Hesamedin, Ostad-Ahmad-Ghorabi / Jerlich, Jutta: Ecodesign – mehr als nur Technik. (Soziale Technik 4/07. Zeitschrift für sozial- und umweltverträgliche Produktgestaltung). Graz 2007. S. 6–9.

Hesamedin / Wimmer 2009 = Hesamedin, Ostad-Ahmad-Ghorabi / Wimmer, Wolfgang: Best Practice Beispiele für Ecodesign in Österreich. (energy 1/09, Zeitschrift der österreichischen Energieagentur). Wien 2009. S.13–15.

Ecodesign TU Wien = Technische Universität Wien, Institut für Konstruktionswissenschaften, Forschungsbereich Ecodesign: <http://www.ecodesign.at>.

Fachgruppenverzeichnis WKO 2020 = Fachgruppen- und Berufszweigverzeichnis der Wirtschaftskammer Österreich: <http://wko.at/statistik/Extranet/Mitglied/BZ-%C3%96-insg-2020.pdf>, am 12.09.2023 nicht mehr aufrufbar.

Bundesforschungszentrum für Wald (BFW): Österreichs Wald. Wien 2012.

Bundesforschungszentrum für Wald (BFW): Waldinventur 2007/2009. (BFW Praxis-Information Nr. 24). Wien 2011.

Bundesforschungszentrum für Wald: <http://bfw.ac.at/rz/wi.home>.

Fachverband der Holzindustrie Österreichs: Die österreichische Holzindustrie. Branchenbericht 2011/12. WKO, Wien 2012.

ProHolz OÖ: ProHolz-Folder. Linz 2011.

Alle Weblinks zuletzt eingesehen am 06.03.2023.

BILDNACHWEISE:

Abb. 1: P. Pfarr NLD, Schöningen Speer VII im Sediment 1997 © P. Pfarr NLD, CC BY-SA 3.0 DE

Abb. 2: VarunRajendran at English Wikipedia, Wood plastic composite 2, CC BY-SA 3.0

Abb. 3: © FHP-Kooperationsplattform Forst Holz Papier

HOLZ ALS ENERGIETRÄGER

Simone Hüttmeir

In der vor- und frühindustriellen Zeit war Holz als Energieträger und wichtigster Brennstofflieferant eine Schlüsselressource. Holzkohle wurde bei der Eisenverhüttung und in der Schmiede benötigt; erst mit Beginn der Industrialisierung verlor Holzenergie an Bedeutung: Das Zeitalter der intensiven Nutzung fossiler Energieträger begann.

Unter „Holzenergie“ versteht man die in Holz gespeicherte Energie in Form von Biomasse, die der Baum während seiner Wachstumsphase durch die Photosynthese aufgebaut hat. Das heißt: Sonnenenergie wird in chemische Energie umgewandelt und im Holz gespeichert.¹ Nutzbar gemacht wird sie durch das Verbrennen des Holzes. Dabei wird die gespeicherte Energie der Biomasse in Wärmeenergie umgewandelt. Die erzeugte Wärme kann entweder direkt für Heizzwecke oder zur Stromerzeugung genutzt werden.

Erst mit dem Problem der verstärkten Klimaerwärmung durch den vom Menschen verursachten zusätzlichen Treibhauseffekt – das heißt durch die Temperaturerhöhung der Atmosphäre vor allem durch die Emissionen aus Verbrennungsprozessen und aus der Landwirtschaft – und der Tatsache, dass fossile Energieträger zur Neige gehen, steht Holzenergie als erneuerbare Energie seit Ende des 20. Jahrhunderts wieder mehr im Fokus.



Abb. 1: Brennholzstapel.

IST HOLZ ALS ENERGIETRÄGER CO₂-NEUTRAL?

Der Mensch muss Verfahren zur Energiebereitstellung entwickeln und nutzen, die kein zusätzliches Kohlendioxid in die Atmosphäre abgeben. Neben der umstrittenen Kernenergie bietet sich erneuerbare Energie an. Die Verwendung von nachwachsenden Energieträgern wie Holz nimmt dabei neben der Nutzung von Wasserkraft, Sonnen- und Windenergie oder auch geothermischer Energie einen hohen Stellenwert ein. In Österreich trägt Holz etwa 44 Prozent des Gesamtaufkommens an erneuerbarer Energie, gefolgt

¹ Vgl. Zimmer 2002.



Abb. 2: Hackschnitzel. von Wasserkraft mit 33 Prozent (im Jahr 2018).² Alle Elemente, die Holz beinhaltet, hat der Baum beim Aufbau der Holzsubstanz der Umwelt entzogen. Kohlenstoff, Sauerstoff und Wasserstoff machen zusammen 99 Prozent der Holzmasse aus.³

Verbrennt man nun Holz, so wird so viel Kohlendioxid (CO₂) freigesetzt, wie der Baum bei nachhaltiger Forstwirtschaft während seines Wachstums aus der Atmosphäre entnommen und im Holz gebunden hat.

Holz wird in zerkleinerter Form als Holzsplit und in weiterverarbeiteter Form als Hackschnitzel, Holzpellet oder Holzblock zur Energiegewinnung verwendet. Jene Energie, die für Transport und Verarbeitung des Holzes aufgewendet wird und in der Energiebilanz negativ aufscheint, fällt laut zahlreicher Studien im Vergleich zu fossilen Energieträgern in der Gesamtbilanz geringer ins Gewicht.

Vor allem Umweltverbände weisen hingegen darauf hin, dass die Einstufung der Holzverbrennung als erneuerbare klimaneutrale Energie nicht korrekt ist. Das im Holz gebundene CO₂ wird beim Verbrennen freigesetzt. Bäume, die wieder CO₂ binden, müssen nachgepflanzt werden und brauchen lange, um die entsprechenden Mengen neuerlich binden zu können. Zudem sollte man zum Beispiel laut WWF Bäume beziehungsweise Wald grundsätzlich nicht in diese Bilanz einrechnen, da sie als so genannte Kohlenstoffsenke für nicht vermeidbare Emissionen benötigt werden.⁴

2 Vgl. Biomasse-Verband.

3 Vgl. Nemestóthy 2012.

4 Vgl. WWF 2022.

GEHT UNS DAS HOLZ AUS?

Mit der „Wiederentdeckung“ von Holz als stofflichem und energetischem Rohstoff stellt sich die Frage, wie sich die Nachfrage entwickeln und ob vor allem langfristig genug Holzvorrat vorhanden sein wird. Nach Berichten der Universität für Bodenkultur blieben in Österreich im ersten Jahrzehnt der 2000er-Jahre etwa 30 Prozent der nachhaltig nutzbaren Holzmenge ungeerntet. Dies hat mehrere Gründe. Zum einen hat die Holzwirtschaft aus wirtschaftlichen Gründen vielfach Kapazitäten aufgebaut, die mit den eigenen Holzressourcen nicht mehr allein abgedeckt werden können. Zum anderen gibt es viele Klein- und Kleinstwaldbesitzer, die nicht zur Bedarfsdeckung der Holzwirtschaft beitragen. Und letztlich können die durch Unternutzung älteren und stärkeren Bäume in vielen auf schwächere Stämme umgerüsteten Sägewerken nicht mehr verarbeitet werden.

Österreich exportiert vor allem Nadelschnittholz, Leimholz, Holzwerkstoffe (Platten) und Ski. Die Exportquote lag im Jahr 2021 bei circa 70 Prozent, zugleich werden seit Jahrzehnten jährlich rund 7 Millionen Festmeter Rundholz importiert.⁵

Die Universität für Bodenkultur hat zudem für Angebot und Nachfrage von Holzprodukten in Österreich bis 2020 festgestellt: „Die prognostizierten Wachstumsraten des abgeschätzten Rohholzbedarfs und des geschätzten zukünftigen Holzangebots liegen sowohl in Österreich als auch in den anderen europäischen Regionen deutlich unter den Wachstumsraten der Produktion und des Verbrauchs von industriellen Holzprodukten.“⁶ Dies liegt nicht zuletzt am vorrangig durch Borkenkäferbefall verursachten Schadholzanteil.

AUSBLICK

Der deutliche Trend zur Nutzung erneuerbarer Energien stellt Oberösterreich als Teil Österreichs und der europäischen Wirtschaft vor enorme Herausforderungen: steigende Nachfrage, knapper werdende Rohstoffe, Klimawandel, neue Technologien, Billigkonkurrenz aus Osteuropa. Eine natur- und klimaverträgliche Energiewende geht mit einem verantwortungsvollen Umgang unserer Ressource Holz einher und ist Thema vieler vorausschauender Studien und Planungen in Österreich und Europa.

5 Vgl. Fachverband 2023.

6 Vgl. Schwarzbauer 2005.

QUELLEN UND LITERATUR:

Biomasse-Verband = Österreichischer Biomasse-Verband: Holz im Energiesystem. Fact-sheet. Wien.

https://www.waermeausholz.at/fileadmin/content/downloads/FS_2.pdf, am 12.09.2023 nicht mehr aufrufbar.

Fachverband 2023 = Fachverband der Holzindustrie Österreich (Hg.): Branchenbericht Industry Report 2021/22. Wien 2023. https://www.holzindustrie.at/media/2531/branchenbericht_fv_21_22_screen.pdf.

Nemestóthy 2012 = Nemestóthy, Kasimir: Holz – Fundament der Energiewende. (ökoenergie Nr.88). Wien 2012.

Schwarzbauer 2005 = Schwarzbauer, Peter: Langfristige Vorausschau für das Angebot von und die Nachfrage nach Holzprodukten in Österreich bis 2020. Ein Beitrag zur UN-ECE/FAO „European Forest Sector Outlook Study“. (Lignovisionen Band 10). Wien 2005.

WWF = WWF Deutschland: Wie Holzverbrennung den Klimawandel befeuert. Berlin 2022. <https://www.wwf.de/themen-projekte/waelder/wald-und-klima/wie-holzverbrennung-den-klimawandel-befeuert>.

Zimmer 2002 = Zimmer, Bernhard: Ökobilanzierung – Bewertungssysteme für Werkstoffe und Produkte der Zukunft. (Lignovisionen Band 2). Wien 2002.

https://boku.ac.at/fileadmin/data/H03000/H89000/H89100/dokumente/LIGNOVISIONEN/Band_02/LIG_2_Zimmer_pdf.pdf.

Amt der Oberösterreichischen Landesregierung (Hg.): Grüner Bericht 2020. 35. Bericht über die wirtschaftliche und soziale Lage der oberösterreichischen Land- und Forstwirtschaft in den Jahren 2017-2019. Linz 2020.

<https://gruenerbericht.at/cm4/jdownload/send/11-gr-bericht-oberrreich/2397-oberoesterreich-gb-2020>.

Schwarzbauer, Peter: Die Ressource Holz in Europa – Verfügbarkeit – Handelsströme – Wertschöpfung. (Lignovisionen Band 2). Wien 2002. https://boku.ac.at/fileadmin/data/H03000/H89000/H89100/dokumente/LIGNOVISIONEN/Band_02/LIG_2_Schwarzbauer_pdf.pdf.

Alle Weblinks zuletzt eingesehen am 09.03.2023.

BILDNACHWEISE:

Abb. 1: © Elisabeth Schiller

Abb. 2: High Contrast, Hackschnitzel (1), CC BY 3.0 DE

PAPIER UND FABRIKEN

Klaus Bernhard

Die Erfindung der Schrift gilt als eine der wichtigsten Errungenschaften der Zivilisation, da sie die Überlieferung von Wissen und kulturellen Traditionen zuverlässig über Generationen hinweg erlaubt. Als Schriftträger benutzte man vielerlei; die meiste Ähnlichkeit mit unserem heutigen Papier hat dabei der ägyptische Papyrus, der seit etwa dem vierten vorchristlichen Jahrhundert aus der schilfartigen Papyrusstaude hergestellt wurde und dem Papier auch seinen Namen gab. Im Fernen Osten liegt der Beginn der Papiererzeugung, und aus China und durch die arabische Kultur gelangte das immer mehr verfeinerte Wissen über die Papierherstellung nach Europa. Bereits im Jahre 1520 entstand die erste Papiermühle in Oberösterreich (Braunau am Inn). Speziell im 19. und dann im 20. Jahrhundert erfolgte eine immer raschere Entwicklung der Papierherstellung im industriellen Maßstab durch neue technische Entwicklungen im Bereich der Chemie und der Verfahrenstechnik. So wurde etwa ab 1850 der Holzschleifer eingesetzt, mit dem die Verwendung des preiswerten Rohstoffes Holz im industriellen Maßstab möglich wurde. Die so erhaltenen Holzschnitzel müssen in einem Kochprozess chemisch behandelt werden, um die Cellulose von unerwünschten Holzbestandteilen und Begleitstoffen abzutrennen. Zum Aufschluss des Holzes werden aggressive Chemikalien wie Natronlauge, Natriumsulfid und Natriumsulfat benötigt (Sulfat- und Sulfitverfahren). Danach muss der erhaltene Zellstoff gebleicht werden, um weiße Papiere zu erhalten. In früheren Zeiten wurde dafür die sogenannte Chlorbleiche verwendet, die sich als besonders umweltschädlich entpuppte.¹

Die Papierherstellung führte im vergangenen Jahrhundert zu massiven Belastungen von Flüssen (etwa der Traun oder der Ager) durch die in den Ablaugen enthaltenen Chemikalien und auch der Luft durch unangenehme Geruchsstoffe. In den letzten Jahrzehnten erzielte die Papierindustrie vorbildliche Erfolge bei Umweltschutzmaßnahmen, die nicht nur die Reinhaltung von Wasser und Luft, sondern auch die Energieeffizienz und den Bereich des Altpapiereinsatzes (De-Inking-Verfahren) zur Ressourcenschonung umfassen. Umweltschädliche Produktionsschritte wie die Chlorbleiche wurden durch die weniger schädliche Ozonbleiche ersetzt. Neben den Fortschritten in der Chemie entwickelte man immer effizientere Maschinen: Mit weniger Energie kann mehr Papier erzeugt werden. Eine moderne Papiermaschine liefert bis zu 500.000 Tonnen im Jahr.

Oberösterreich ist durch seinen Waldreichtum prädestiniert zur Papierherstellung, die sich im Laufe der Zeit zu einem wesentlichen Wirtschaftsbereich entwickelt hat.

¹ Zur Geschichte des Papiers allgemein vgl. Freyer, Dieter.



Abb. 1: Papierfabrik Smurfit Kappa Nettingsdorfer.

Ganze Regionen wurden beziehungsweise werden durch bekannte Firmen geprägt, wie zum Beispiel Smurfit Kappa Nettingsdorfer, Laakirchen Papier AG, UPM Steyermühl, Tannpapier (Traun), Lenzing Papier GmbH. Insgesamt bietet Oberösterreichs Papierindustrie Arbeitsplätze für etwa 2.000 Personen.

Die Herausforderungen für die Zukunft der oberösterreichischen Papierindustrie sind bedeutend:

- Steigende Umweltauflagen und Energiepreise erhöhen die Kosten der Papierproduktion.
- Durch die zunehmende Verwendung von Holz als erneuerbarem Energieträger und für Bauzwecke (Holzbau) tritt eine steigende Konkurrenzsituation zur Papiergewinnung auf.
- Wird angesichts der modernen Informationstechnologie (Stichworte: Onlinemedien und „papierloses Büro“) im Jahr 2050 überhaupt noch Papier in der heutigen Form gebraucht?
- Mögliche Anreicherung von in früheren Zeiten verwendeten Chemikalien etwa der fluorhaltigen „Ewigkeitschemikalien“ (PFAS) im Altpapierkreislauf²

Ergebnisse von Untersuchungen etwa über den Papierverbrauch in den erwähnten „papierlosen Büros“ oder Befragungen der jungen „Internetgeneration“ zeigen, dass Papier auch in Zukunft noch eine wichtige Rolle spielen wird. Viele Menschen geben an, dass das

² Dazu z. B. American Chemical Society (ACS) – Toilettenpapier ist eine unerwartete Quelle für PFAS in Abwässern.

Lesen auf Papier ansprechender und bequemer ist als das Lesen von einem Bildschirm.³ Andererseits kündigen jüngste Entwicklungen, etwa die zunehmende Verbreitung von E-Books oder Tablets, eine wahrscheinlich stärkere Konkurrenz durch elektronische Medien an.

Papier wird in den nächsten Jahrzehnten in einem noch höheren Ausmaß zum Hightech-Produkt werden. So liefern aufgedruckte Leiterbahnen Informationen über die Frische und den Transportweg von Lebensmittelverpackungen, eine Technik, die künftig auch für Arzneimittel, Blutkonserven und Impfstoffe verwendet werden könnte. Ein anderes Beispiel ist die Entwicklung von fälschungssicherem Papier, das sich beim Entwerten (etwa von Eintrittskarten) verfärbt.

Die größte technologische Herausforderung wird allerdings sein, den nachwachsenden, aber dennoch begrenzten Rohstoff Holz noch effizienter zu nutzen, um den Übergang in eine postfossile, auf erneuerbaren Rohstoffen basierende Wirtschaft zu ermöglichen.

QUELLEN UND LITERATUR:

Freyer, Dieter = Freyer, Dieter: Kleine Papiergeschichte. Vom Papyrus zum Papier des 20. Jahrhunderts. <http://papiergeschichte.freyerweb.at>.

Austropapier – Vereinigung der österreichischen Papierindustrie gemeinsam mit dem Fachverband der Papierindustrie. <http://www.austropapier.at/>

American Chemical Society (ACS) – <https://www.chemie.de/news/1179731/toilettenpapier-ist-eine-unerwartete-quelle-fuer-pfas-in-abwaessern.html>.

Alle Links zuletzt eingesehen am 10.3.2023.

BILDNACHWEISE:

Abb. 1: Bwag, Ansfelden - Nettingsdorfer Papierfabrik, CC BY-SA 4.0

3 Vgl. Austropapier.

UMWELT – LANDSCHAFT – LEBENSRAUM: Objekte des erweiterten ethischen Verantwortungsbereiches. Ein europäischer Paradigmenwechsel

Hans Peter Jeschke

Ziel dieses Beitrages ist es einerseits, die Bedeutung des Völkerrechts und Europarechts im Bereich des Schutzes der Natur, der Grundelemente des Naturhaushaltes und der Raumordnung/Raumplanung beziehungsweise ideengeschichtlich den Weg zum „Umweltmenschenrecht jedes Menschen in einer gesunden Umwelt zu leben“ aufzuzeigen. Die verschiedenen Erklärungen, Dokumente, Charten und Konventionen werden hier nicht als „Fachinstrumente“ vorgestellt, sondern die dahinter stehenden normierten Grundsätze und Ziele; die gemeinsamen Verfassungsüberlieferungen der Mitgliedstaaten und deren Ethos werden als Skizze in den Blick genommen.

Nach den beiden Weltkriegen hat die Generalversammlung der Vereinten Nationen mit einer Resolution zu den Menschenrechten, der „Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“ (10. Dezember 1948 im Palais de Chaillot in Paris), ein neues grundlegendes und weitreichendes ethisches Fundament für die Menschheit gelegt. Für Europa kodifizierte die Charta der Grundrechte der Europäischen Union¹ die Grund- und Menschenrechte im Rahmen der Union. Mit ihrer Sichtbarmachung in der Charta sollen die Grundrechte für den Einzelnen transparenter werden. Zugleich sollen Identität und Legitimität der Europäischen Union als Wertegemeinschaft gestärkt werden. In sechs Themenblöcken (Würde des Menschen, Freiheit, Gleichheit, Solidarität, Bürgerrechte und justizielle Rechte) fasst die Charta die allgemeinen Menschen- und Bürgerrechte in einem Dokument zusammen. Die Aarhus-Konvention², die als Meilenstein in der Entwicklung des Umweltrechts gilt, legt in ihrer Präambel fest, dass jeder Mensch das Recht hat, in einer gesunden Umwelt zu leben. Zusätzlich trifft die Einzelperson und auch die

- 1 Sie orientiert sich an der Europäischen Menschenrechtskonvention und der Europäischen Sozialcharta, den mitgliedstaatlichen Verfassungen und internationalen Menschenrechtsdokumenten, aber auch an der Rechtsprechung der europäischen Gerichtshöfe. Die Charta (2000/C 364/01) enthält die auf Ebene der Union geltenden bzw. unionalen Grundrechte, die vorher nur durch einen allgemeinen Verweis auf die Europäische Menschenrechtskonvention und auf die gemeinsamen Verfassungsüberlieferungen der Mitgliedstaaten der Europäischen Union im Vertrag genannt wurden (Artikel 6 Abs. 3 des EU-Vertrags).
- 2 Die Aarhus-Konvention wurde von der Europäischen Union 1998 selbst (Rechtswirksamkeitsdatum: 18.05.2005) und allen ihren Mitgliedsstaaten abgeschlossen. Österreich ratifizierte das Übereinkommen am 17.01.2005 und machte es mit dem BGBl. III 88/2005 kund.

Gemeinschaft die Pflicht, diese Umwelt zu schützen. Die Europäische Landschaftskonvention des Europarats hat einen neuen Ansatz für eine umfassende Landschaftspolitik in Europa vorgegeben und sie erstmals zum Gegenstand einer Konvention gemacht. Viele Grundsätze der Landschaftskonvention führen zu ethischen Anknüpfungspunkten beziehungsweise Grundprinzipien der europäischen Staatslehre – die Landschaft, die Umwelt als Lebensraum wird Objekt des erweiterten ethischen Verantwortungsbereiches.

EUROPÄISCHE ERKLÄRUNGEN, DOKUMENTE, CHARTEN UND KONVENTIONEN MIT BEZUG AUF RAUMENTWICKLUNG UND „ÖKOLOGISCHE KOHÄRENZ“

Der Blick auf die „Landschaft“ und den „Lebensraum“ macht auch den Verweis auf die europäische Kohäsionspolitik³ notwendig. Das **Europäische Raumordnungskonzept 1999** gilt als erster politischer Orientierungsrahmen für die Mitgliedstaaten, deren Regionen, Gemeinden und die Europäische Kommission im jeweiligen Zuständigkeitsbereich. Erstmals wurde durch die Raumordnungsminister der EU das kulturelle Erbe neben die ökonomische, nachhaltige beziehungsweise ökologische Orientierung in den Gesamtzusammenhang der gesellschaftlichen Entwicklung gestellt. Mit der **Territorialen Agenda (2007)** hatte sich die EU gemeinsame Ziele, Leitbilder und Handlungsoptionen für eine ausgewogene und nachhaltige Entwicklung des europäischen Territoriums gegeben. Mit dem Lissabon-Vertrag ist der territoriale Zusammenhalt erstmals als allgemeines Ziel der Europäischen Union in den europäischen Verträgen verankert worden. Neben der Regional- und Kohäsionspolitik haben insbesondere die Umwelt- und die Verkehrspolitik eine sehr hohe Raumrelevanz. Die **Welttourismusorganisation (WTO/OMT)**, eine Spezialagentur der Vereinten Nationen mit Sitz in Madrid, zählt die Förderung einer sozialen, ökologischen und ökonomisch nachhaltigen Entwicklung im Tourismus zu ihren zentralen Aufgaben auf internationaler Ebene. Sie legte mit dem Globalen Ethikkodex für Tourismus („Global Code of Ethics for Tourism“)⁴ einen allgemein gültigen Rahmen als Basis für eine verantwortungsvolle und nachhaltige Entwicklung. **Ökologische Kohärenz**⁵: Schutzgebiete sollen keine isolierten ökologischen Inseln, sondern immer in einen Landschaftsverbund eingebettet und mit anderen ökologischen Vorranggebieten in einem Netz über Korridore verknüpft sein. Zum Schutz aller für den Fortbestand der Arten und Lebensräume relevanten Standorte vor Bedrohungen und zur Sicherung des

3 Kohäsionspolitik zielt darauf ab, den Rückstand der am stärksten benachteiligten Gebiete der EU zu verringern.

4 Vgl. dazu: <https://www.unwto.org/global-code-of-ethics-for-tourism>.

5 Von den internationalen Vereinbarungen und Rechtsvorschriften im Zusammenhang seien erwähnt: die Ramsar-Konvention zur Erhaltung der Feuchtgebiete von internationaler Bedeutung, insbesondere als Lebensraum für Wasser- und Watvögel (Ziel: Schutz und nachhaltige Nutzung von Feuchtgebieten und deren Ressourcen durch nationale Maßnahmen und internationale Zusammenarbeit); die Bonner Konvention zur Erhaltung der wandernden wildlebenden Tierarten (Ziel: die wandernden Tierarten an Land, in der Luft und im Wasser sowie deren Lebensräume in ihrer Gesamtheit zu schützen); die Berner Konvention von 1979, zum Schutz der europäischen wildlebenden Arten und ihrer Lebensräume (wird in den EU-Ländern durch die Fauna-Flora-Habitat-Richtlinie umgesetzt); das Washingtoner Artenschutzübereinkommen (CITES) über den internationalen Handel mit gefährdeten Arten freilebender Tiere und Pflanzen sowie die entsprechenden EU-Rechtsakte zur Umsetzung dieser Übereinkommen, beispielsweise: EG-Vogelschutzrichtlinie, Fauna-Flora-Habitat-Richtlinie (FFH-Richtlinie), EG-Artenschutzverordnung und Abkommen zur Erhaltung der Fledermäuse.

gesamten Variationsspektrums innerhalb des natürlichen Verbreitungsgebietes braucht es einen ökologischen Verbund der Gebiete und Arten. Die ökologische Kohärenz – also der Bereich der funktionalen Lebensraumvernetzung – ist eng mit dem Bereich der Biodiversität und diversen internationalen Konventionen und Zielen, aber auch europäischen Richtlinien und Strategien sowie nationalen Gesetzen auf National- und Länder-ebenen / Regionsebenen in den verschiedenen Staaten Europas verbunden, die ebenfalls Festlegungen zur Kohärenz treffen.

Hervorgehoben sei auch das **Schutzgebietsnetzwerk Natura 2000** der Europäischen Union für den Biotop- und Artenschutz, mit dem das Ziel verfolgt wird, die natürlichen Lebensräume Europas dauerhaft zu sichern. Die EU-Biodiversitäts- Strategie für 2030 ist als umfassender, langfristiger Plan zum Schutz der Natur und zur Umkehrung der Schädigung der Ökosysteme konzipiert⁶ – wie auch in den Zielvorgaben der Biodiversitätsstrategie 2030 für Österreich beschrieben.⁷ Im Rahmen ihrer Biodiversitätspolitik nach 2010 hat die Europäische Kommission eine Strategie für eine EU-weite „**Grüne Infrastruktur**“ (**GI**) entwickelt. Im Mai 2013 veröffentlichte die Kommission eine „Mitteilung zur Grünen Infrastruktur“, in der sie die European Green Belt Initiative als GI-Projekt auf EU-Ebene definierte. Ziel von GI ist es, ein Netzwerk von hochwertigen natürlichen und naturnahen Gebieten zu sein – eine multifunktionale Ressource, die eine Vielzahl von Umwelt- und Lebensqualitätsvorteilen (Ökosystemleistungen) für Mensch und Natur erbringen kann. Die **Aarhus-Konvention** ist ein völkerrechtliches Übereinkommen der Wirtschaftskommission für Europa, das das in Artikel eins festgelegte Ziel verfolgt, jeder Person und künftigen Generationen das „Recht auf ein Leben in einer der Gesundheit und dem Wohlbefinden zuträglichen Umwelt“⁸ zu gewährleisten. Der Europarat hat mit der **Europäischen Landschaftskonvention (ELK)** einen neuen Ansatz für eine umfassende Landschaftspolitik in Europa vorgegeben und sie erstmals zum Gegenstand einer Konvention gemacht. Das Thema „Landschaft“ soll als ein zentrales europäisches Politikfeld identifiziert werden und nach Artikel fünf sollen sich alle Vertragsparteien verpflichten, „Landschaften als wesentlichen Bestandteil des Lebensraums der Menschen, als Ausdruck der Vielfalt ihres gemeinsamen Kultur- und Naturerbes und als Grundstein ihrer Identität rechtlich anzuerkennen.“⁹

6 https://ec.europa.eu/environment/strategy/biodiversity-strategy-2030_de.

7 <https://www.biodiversitätsdialog2030.at/>, zuletzt eingesehen am 22.11.2021, am 15.03.2023 nicht mehr abrufbar.

8 Beschluss des Rates 2005/370/EG, ABl 2005 L 124/1 iVm Art 20 Abs 3 AK. Vgl. Ratifizierung des Übereinkommens (BGBl. III 88/2005 - ausgegeben am 10. Juni 2005 - Nr. 88.) 3. Absatz der Einführung.

9 Präambel, Absatz 4. Präambel, Absatz 5 spricht die Verantwortung für die gesamte Landschaft in ihrer Vielfalt an. Es gilt Landschaft in ihrer Gesamtheit und unabhängig von ihrem Wert zu schützen, ähnlich wie der Schutz von Wasser oder Boden als grundlegende Umwelt- bzw. Lebensressource. Grundgedanke ist, dass alle Landschaften, egal welcher Güte, die Qualität der Lebensbedingungen der Menschen bestimmen und gestalten. Somit betrifft die Konvention nicht nur außergewöhnliche oder unberührte Landstriche sowie ländlich geprägte Landschaften, sondern auch alltägliche, städtische und beeinträchtigte Landschaften.

ORGANISATIONS - UND ORDNUNGSPRINZIPIEN FÜR EIN KONZEPT DER POLITISCHEN ETHIK UND DIE IMPLEMENTIERUNG DER EUROPÄISCHEN LANDSCHAFTSKONVENTION

Die Staatslehre / Staatstheorie in Europa hat ein umfangreiches Schrifttum zu den in der weiteren Folge genannten Ordnungsprinzipien entwickelt. Wie dargelegt, haben der Vertrag von Maastricht beziehungsweise Lissabon und damit der Vertrag über die Europäische Union hierbei eine bedeutende Weichenstellung in Richtung einer Föderalisierung der Europäischen Union mit der Festschreibung des Kernprinzips föderaler Strukturen – das Subsidiaritätsprinzip gilt „als allgemeingültiges Prinzip“ – vorgenommen. Die Charta der Grundrechte der Europäischen Union (2000/C 364/01) enthält ebenfalls Begriffe, die mit den folgenden Prinzipien kongruent sind. Für Europa kodifizierte die Charta der Grundrechte der Europäischen Union die Grund- und Menschenrechte¹⁰ im Rahmen der Union.

Die Europäische Landschaftskonvention steht dabei im Kontext des ethischen Grundsatzes einer „nachhaltigen Entwicklung“ (Präambel). Sie greift weiterhin insbesondere mit den Absätzen drei und vier (Herausbildung lokaler Kulturen, Wohlergehen des Menschen, Landschaft als wichtiger Teil der menschlichen Lebensqualität) und dem Artikel fünf (allgemeine Maßnahmen lit. a) die Verpflichtung zur Anerkennung von Landschaften als wesentlichem Bestandteil des Lebensraumes des Menschen, als Ausdruck der Identität et cetera auf und verweist damit auf das ethische Problemfeld „Mensch – Lebensraum – Verhältnis“ und das Personalitätsprinzip.

Die besondere Positionierung der Kommunen und auch der Bevölkerung als Verantwortungsträger in der Umsetzung der Landschaftspolitik entspricht dem Subsidiaritätsprinzip. Die bereits angesprochene und spezifische Beteiligung der Bevölkerung an Zielfindungs- und Gestaltungsprozessen hat im Gerechtigkeitsprinzip beziehungsweise der Beteiligungsgerechtigkeit seine Begründung. Darüber hinaus sind wesentliche Grundzüge aller Prinzipien in den Verfassungen aller europäischen Länder, in der nationalen und regionalen Gesetzgebung, aber auch in der Rechtsprechung der europäischen Gerichtshöfe verankert.

Es wird daher unter Bezug auf die Europäische Menschenrechtskonvention, auf die gemeinsamen Verfassungsüberlieferungen der Mitgliedstaaten der Europäischen Union, auf Grundprinzipien der Staatslehre, auf eine Politik der gesellschaftlichen Organisation hin, die für die Lebensraum- und Kulturlandschaftsgestaltung von großer Bedeutung sind, ein „Konzept einer politischen Ethik“ skizzenhaft herausgearbeitet, welches die genannten Komponenten zu einem Ganzen formt: **Personalitätsprinzip**, **Gemeinwohlprinzip**, **Subsidiaritätsprinzip** (Zuständigkeits- und Funktionsprinzip), **Solidaritätsprinzip** (Prinzip der gegenseitigen Verantwortung), **Gerechtigkeitsprinzip** sowie **Prinzip der Nachhaltigkeit**. Die oben vorgestellten Grundsätze, Dokumente und Konventionen wei-

¹⁰ Diesen internationalen und europäischen Paradigmenwechsel aufgreifend, haben M. Pallemerts und M. Déjeant-Pons, beide langjährig beim Europarat tätig, in ihrem Buch „Human Rights and the Environment“ zum ersten Mal internationale Texte integral aus genanntem Blickwinkel zusammengefasst, die alle die neue Sicht und Bedeutung des „Menschenrechts auf Umwelt“ betonen. Sie veranschaulichen damit das Entstehen der neuen Sichtweise eines „materiellen Menschenrechts“ auf eine qualitativ hochwertige Umwelt und zeigen in umfassender Weise auf, wie wichtig es ist, einen hohen Standard des Umweltschutzes als ein grundlegendes Menschenrecht zu sehen. Vgl. Pallemerts / Déjeant-Pons 2002

sen direkt und immer wieder auf den Menschen als Träger, Schöpfer und Ziel aller gesellschaftlichen Einrichtungen hin. Man wird beinahe zwangsläufig an das von Viktor E. Frankl formulierte „Prinzip des Verantwortlichseins des Menschen in seiner existentiellen Situation“ erinnert. Das Personalitätsprinzip ist daher auch als zentraler Ausgangspunkt an erster Stelle der genannten Staatslehreprinzipien gereiht.“

Personalitätsprinzip

Individualität und soziale Gebundenheit sind die maßgeblichen Komponenten der Personalität. Die grundlegenden Leitlinien des Subsidiaritätsprinzips sind ohne den Blick auf den Menschen als Träger, Schöpfer und Ziel aller gesellschaftlichen Einrichtungen nicht denkbar. Der Mensch ist Ziel jeder Politik. Er ist daher auch der zentrale Ausgangspunkt einer nachhaltigen Landschafts- und Umweltpolitik. Bei der Sicherung, Pflege und Entwicklung einer lebenswerten Umwelt und Landschaft, die auf den Menschen bezogen ist beziehungsweise die Grundlage seiner Existenz bildet, geht es auch um das Verhältnis zwischen Mensch und Natur. Die genannten Politikbereiche bilden somit eine Voraussetzung für die Existenzsicherung unserer Gesellschaft in Gegenwart und Zukunft. Die Europäische Landschaftskonvention fokussiert dieses Verantwortungsprinzip für die Landschaft als Lebensraum besonders in den Bestimmungen der Präambel und der Artikel eins, fünf und sechs. Im Ordnungsgrundsatz der Subsidiarität kommt die hohe Einschätzung der Bedeutung der kleineren Gesellschaften zum Ausdruck. Die Stabilität des politischen Systems ist für eine geordnete und gedeihliche soziale, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung maßgebend. Immer wieder geht es um die Weckung der politischen Initiativen des eigenverantwortlichen Menschen.

Subsidiaritätsprinzip (Zuständigkeits- und Funktionsprinzip sowie Prinzip des hilfreichen Beistandes)

In seinem umfassenden Sinne verknüpft das Subsidiaritätsprinzip die Zuordnung von Personen und Gemeinschaft. In den verschiedenen kleineren und größeren Gemeinschaften wird der Mensch zum Gesellschaftswesen. Dabei wird die Zuständigkeit zwischen beiden abgegrenzt und es wird geklärt, welche Funktionen dem einzelnen und welche der Gemeinschaft zukommen. Damit sind auch die Selbstverantwortlichkeit, die Freiheit der Person und die personale Eigenständigkeit angesprochen. Die Gemeinschaft muss daher (nur) „subsidiär“ eingreifen, das heißt, sie muss Hilfe zur Selbsthilfe leisten, welche die Initiative und Eigenkräfte des Einzelnen weckt und fördert. Das Subsidiaritätsprinzip gilt aber nicht nur generell im Verhältnis von Person und Gemeinschaft, sondern auch im Verhältnis der jeweils kleineren zur größeren, der Gliedgemeinschaft zur umfassenden Gemeinschaft. Es legt auch das „Recht der kleineren Lebenskreise“ fest: Die kleinere Gemeinschaft hat das Recht und die Pflicht, alle Angelegenheiten, die sie aus der natürlichen Nähe zu den Dingen und genauerer Kenntnis der Sachverhalte besser zu beurteilen vermag, selbst zu verwalten. Das Subsidiaritätsprinzip beziehungs-

11 Viktor E. Frankl (1905-1997), österreichischer Neurologe und Psychiater, Begründer der Dritten Wiener Schule der Psychotherapie, der Logotherapie und Existenzanalyse. Ein wesentlicher Aspekt der Arbeit von Frankl war die Beschäftigung mit der Frage nach dem Sinn im Leben. Die „Freiheit des Willens“, der „Wille zum Sinn“, der „Sinn des Lebens“ und das „Gewissen als Sinn-Organ“ sind zentrale Elemente im Konzept der Logotherapie und Existenzanalyse. Vgl. Frankl 2001.

weise die Bedeutung der kommunalen Selbstverwaltung wird an mehreren Stellen der Europäischen Landschaftskonvention betont. Sie verknüpft damit dieses Prinzip und die vorhandenen völkerrechtlichen Übereinkünfte im Bereich der kommunalen Selbstverwaltung mit den Entscheidungsebenen der Planung (Artikel eins, fünf und sechs).

Solidaritätsprinzip (Prinzip der gegenseitigen Verantwortung)

Dieses Prinzip der Verantwortung lässt sich mit dem Schlagwort „Wir sitzen alle in einem Boot“ verdeutlichen. Das heißt, jeder Einzelne trägt außer der Verpflichtung zur Entfaltung der eigenen Person auch die Verpflichtung zur Verwirklichung von Werten in sich, was ihm nur in Gemeinschaft mit anderen möglich ist. Jede gesellschaftliche Gruppe trägt für die Gemeinschaft Mitverantwortung, wie auch das Gesellschafts Ganze die Interessen und Ansprüche der Gesellschaftsglieder zu respektieren hat. Diese Verantwortung für die Gesellschaft ist im Wesen der menschlichen Person verankert.

Gemeinwohlprinzip

Das Gemeinwohl umfasst einerseits die Gesamtheit der sozialen Möglichkeitsbedingungen personaler Entfaltung sowie andererseits die Summe jener Güter und Einrichtungen, welche die in der Gemeinschaft vereinten Menschen zur Erfüllung ihrer wesentlichen Aufgaben benötigen. Damit sind im Sinne des ethischen Problems – Aufgaben- und Verantwortungsbereiches Mensch – der Lebensraum, die gesamten räumlichen Umwelt- und landschaftlichen Möglichkeitsbedingungen angesprochen. Jede menschliche Gemeinschaft ist nur funktionsfähig, wenn sie von einer gewissen Solidarität der in ihr wirkenden Menschen getragen wird, dabei aber auch der freien Entfaltung der Einzelnen im Sinne des Prinzips der Personalität Raum bietet. Der Einzelne soll aber auch persönliche Verantwortung für die Gemeinschaftsaufgaben entwickeln. Das Prinzip des Gemeinwohls inkludiert das so genannte öffentliche Interesse („*bonum commune*“), das einerseits bei der Konzeption der Fachbereichsethik (Ethik der Raumordnung, Umwelt- und Landschaftsplanung et cetera) von zentraler Bedeutung ist. Andererseits ist es der Ausgangspunkt für alle Leitbilder, Qualitätsziele und Zielvorstellungen der räumlichen Planung, die letztlich formell oder informell ein für die jeweilige räumliche Einheit das landschaftlich und umweltmäßig konkretisierte Gemeinwohl bilden.

Gerechtigkeitsprinzip (Gemeinwohl und Gerechtigkeit als einander entsprechende Wechselbegriffe)

Die Verpflichtungen der Glieder gegenüber der Gemeinschaft, der sie angehören, leiten sich – wie schon erwähnt – vom Gemeinwohl her. Zu unterlassen, was dem Gemeinwohl abträglich wäre, und zu tun, was für das Gemeinwohl als unentbehrlich erscheint, ist aus der „sozialen Gerechtigkeit“ sich ableitende Rechtspflicht, die unabhängig davon gilt, ob der Gesetzgeber diese Notwendigkeit erkennt und sie in eine gesetzliche Vorschrift kleidet oder nicht. Somit sind Gemeinwohl und „soziale Gerechtigkeit“ einander genau entsprechende Wechselbegriffe: Gerechtigkeit ist das grundlegende Kriterium für staatliche Normen, Institutionen und Systeme. Sie weist verschiedene Dimensionen auf, die systematisch zusammengebracht werden müssen. An dem einen Ende stehen die Tausch- und Leistungsgerechtigkeit und am anderen Ende Verteilungsgerechtigkeit und soziale Gerechtigkeit (gerechte Distribution, Solidarität). Die dritte Dimension in einem zusammenführenden Konzept der Gerechtigkeit ist die Beteiligungsgerechtigkeit

(Teilhabe, Gegenseitigkeit), die ihrerseits wiederum im Zusammenhang mit der Chancengerechtigkeit zu sehen ist. Als gerecht werden rational wie global gesellschaftliche Zustände empfunden, die allen Menschen Chancen auf Beteiligung geben (durch Recht, Bildung, soziale Absicherung, wirtschaftliche und umweltmäßige Stabilität, Frieden ...). Das Gerechtigkeitsprinzip ist das übergreifende „Generalprinzip“ aller Sozialprinzipien. Es ist das klärende Regulativ, wenn einzelne der Prinzipien miteinander in Konkurrenz treten. (Wo ist die Grenze der Subsidiarität? Wo die Grenze der Solidarität? et cetera.)

Nachhaltigkeitsprinzip

Die Europäische Landschaftskonvention ist dem ethischen Grundsatz einer „nachhaltigen Entwicklung“ (Präambel) verpflichtet. Man kann die Nachhaltigkeit als eine Synthese der sozialetischen Zeitdiagnose und auf dieser Basis zugleich als Gradmesser für die Zukunftsgestaltung in nahezu allen Politikbereichen definieren. Nachhaltigkeit verknüpft und aktualisiert daher die bisher genannten Kernprinzipien der Sozialetik im Problemhorizont der ökologischen und soziokulturellen Frage. So gewinnt sie wichtigen Inhalt ihrer Begründung, ethische Motivationskraft und organisatorische Gestalt aus dem engen Verweiszusammenhang zu den genannten Sozialprinzipien:

Nachhaltigkeit benötigt die ethisch-personale Rückbindung im Personalitätsprinzip, also der unbedingten Würde des Menschen und seiner ethisch-systematisch zentralen Stellung als Handlungs- und Verantwortungssubjekt.

Ohne das Solidaritätsprinzip bliebe das Nachhaltigkeitsprinzip ohne stringente Grundlage seiner sozialpolitischen Komponente.

Ohne den Zusammenhang mit dem Subsidiaritätsprinzip würde dem Konzept der nachhaltigen Entwicklung das organisatorische Herzstück fehlen. Imperative könnten dann dazu missbraucht werden, mehr Staat, mehr Reglementierung und mehr Zentralisierung zu fordern, statt Strukturen der Freiheit und der Anpassung an die jeweiligen soziokulturellen und natürlichen Lebensräume zu fördern. Nachhaltigkeit deckt aber auch Gerechtigkeitslücken auf. Sie bündelt die zentralen Zukunftsfragen als Querschnittsthema, zeigt oft überraschende Zusammenhänge und „Musterähnlichkeiten“ von Problemstellungen in unterschiedlichen Kontexten auf. Nachhaltigkeit verdeutlicht den Zeitfaktor sowie den Naturfaktor in allen gesellschaftspolitischen Fragen. Sie erschließt neue Analysen auf Lösungsstrategien für das komplexe Zusammenspiel zwischen lokalen und globalen Phänomenen.

Das „Konzept der politischen Ethik“ als vernetztes System

Die genannten Prinzipien bedingen, ergänzen und fördern einander wechselseitig, weshalb ein bloßes Hervorheben und ein alleiniges Konzentrieren zum Beispiel auf Subsidiarität nicht zielführend erscheint. Wird etwa die Subsidiarität auf ein Kompetenzregelungsprinzip reduziert, so schlägt sie, weil das Verantwortungsprinzip der Solidarität nicht beachtet wird, ins Gegenteil um. Das genannte Prinzip inkludiert aber auch die Hilfestellung zur Wahrnehmung von Kompetenzen der nachgeordneten Ebenen, also den „hilfreichen Beistand“ von übergeordneten Instanzen zur Bewältigung der Aufgaben eines nachgeordneten Lebenskreises. Damit hat ein Schlüsselprinzip der Staatslehre in europäische – und damit nationale – Regionalpolitik Eingang gefunden, das mit den anderen Prinzipien (Gemeinwohl-, Personalitäts- und Solidaritätsprinzip) zu den Kernprinzipien einer demokratischen und sozialen Gesellschaftsordnung gehört, deren

Menschenbild dem Spannungsverhältnis von Individualität und Sozialität gerecht werden will. Im Zusammenhang mit dem Gemeinwohl wird überdies deutlich, dass einerseits der Raum- beziehungsweise Landschaftsbezug eher eine vage beziehungsweise situative Verortung des Gemeinwohls erfahren hat. Andererseits stellt sich der Rekurs auf das Gemeinwohl als zentrale Kategorie der Planung, Gestaltung und regionalen Förderpolitik dar und ist damit von höchster raum-, umwelt- und landschaftspolitischer Relevanz.

QUELLEN UND LITERATUR:

Frankl 2001 = Frankl, Viktor Emil: Der Mensch vor der Frage nach dem Sinn. München/Zürich 2001.

Pallemaerts / Déjeant-Pons 2002 = Pallemaerts, Marc / Déjeant-Pons, Maguelonne: Human rights and the environment. Europäischer Rat. Belgien. Ministère des Affaires Sociales, de la santé publique et de l'environnement. Straßburg. Europarat Pub. 2002.

Aarhus-Konvention (Text): <https://unece.org/DAM/env/pp/documents/cep43g.pdf>.

Europarat: Empfehlung Nr. R (95)9 zur integrierten Erhaltung von Kulturlandschaften; Straßburg 1995.

Europarat: Europäisches Erbe – 1999/ Europa, ein gemeinsames Erbe. Straßburg 1999.

Europarat: Guidelines for the implementation of the Convention vom 06.02.2008.

Europarat: Europäische Landschaftskonvention (ELK) 2000. <https://www.coe.int/en/web/conventions/full-list?module=treaty-detail&treatyenum=176>.

http://www.coe.int/t/dg4/cultureheritage/Conventions/Landscape/default_en.asp#TopOf.

https://ec.europa.eu/environment/strategy/biodiversity-strategy-2030_de.

Lendi, Martin / Hübler, K.-H. (Hrsg.): Ethik in der Raumplanung – Zugänge und Reflexionen.

ARL – Akademie für Raumentwicklung in der Leibniz-Gemeinschaft. Bd. 221. Hannover 2004.

Moss, Timothy u.a.: Zum Verhältnis von Gemeinschaftsgütern und Gemeinwohl-Überlegungen aus raumwissenschaftlicher Perspektive. Leibniz Institut für Regionentwicklung und Strukturplanung. Erkner 2007.

<https://www.unwto.org/global-code-of-ethics-for-tourism>.

Vogt, Markus: Aufgaben, Methoden und Maßstäbe der Ethik. München 2009. In: Vogt, Markus (Hrsg.): Prinzip Nachhaltigkeit, S. 14–30.

Winter, Madleine: Aarhus-Konvention: Status-quo der Umsetzung in Österreich und der EU. Diplomarbeit an der Johannes-Kepler-Universität, Institut für Europarecht. Linz 2020.

Alle hier angeführten Links zuletzt eingesehen am 15.03.2023.

VON DER UMWELTGESCHICHTE ZUR ZUKUNFTSARBEIT

Reingard Peyrl

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind nicht getrennt voneinander zu betrachten. Die Weichen für die Zukunft werden nicht erst morgen gestellt, sie hängen ab vom Vergangenen genauso wie vom Hier und Jetzt. Besonders deutlich wird das im Umweltkontext – einem sehr trägen System, das viele Ausgleichsmechanismen und Rückkoppelungen kennt. Die Prognosen und Debatten um den Klimaschutz zeigen, dass der Mensch verleitet ist, im Kleinen zu denken, in einem begrenzten Umfeld, in einem überschaubaren Zeithorizont. Der Mensch, die Umwelt und die Region sind daher wichtige Bestandteile für eine nachhaltige Zukunftsarbeit.



Abb. 1: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

DER MENSCH IM MITTELPUNKT

Zukunftsstreben sollte auf die Bedürfnisse des Menschen und seine Umwelt abgestimmt sein. Viele Entwicklungen, wie die umfassende Digitalisierung, die zunehmende Urbanisierung (Verstädterung), das steigende Verkehrsaufkommen, der Klimawandel oder die Migration konfrontieren uns mit gesellschaftlichen Ängsten wie etwa Job- oder Identitätsverlust, Armut oder auch mit negativen gesundheitlichen Auswirkungen bis hin zum Artensterben. Veränderungen sind stete Begleiter unseres Lebens. Alle Generationen, auch die vielen Generationen vor uns, mussten und müssen mit teilweise abrupten Änderungen ihres gewohnten Umfeldes umgehen und einen neuen Zukunftsweg finden. Ob weltumspannende Naturkatastrophen wie Vulkanausbrüche oder lokale Überschwemmungen, ob bahnbrechende Erfindungen, ein weitreichender Wertewandel oder Bürgerkriege – die einzige Konstante ist die Veränderung.

In einer Zeit, in der der weltweite Wandel durch die Globalisierung und Vernetzung in einem nie dagewesenen Ausmaß in die Köpfe vieler Menschen gelangt, sind Zukunftsdenken und die Lebensraumgestaltung für die nächsten Generationen aktueller denn je. Nicht mit Ängsten, sondern mit neuen Ideen und nachhaltigen Taten kann jeder einzelne Mensch seinen Beitrag für eine lebenswerte Zukunft leisten.



Abb. 2: Vielfältige Gesellschaft.



Abb. 3: Küstenregion nach einem Tsunami.

DIE UMWELT ALS LEBENSUMFELD

Wir werden in eine Umgebung hineingeboren, die uns und unsere zukünftigen Handlungen prägt – umgekehrt beeinflussen wir sie in vielfältiger Weise, oft ohne über langfristige Auswirkungen Bescheid zu wissen und ohne (weltweite) Zusammenhänge zu kennen. Die Umwelt ist ein grundsätzlich positiv besetzter Begriff, der Freiheit, Natur und Erholung impliziert. Seit den 80er-Jahren des vorigen Jahrhunderts ist in vielen europäischen Ländern der Umweltschutz in den Fokus gerückt. Abfall, Luftemissionen, Wasserverschmutzung, Ressourcenausbeutung und in zunehmendem Maße der vom Menschen geprägte Klimawandel werden national und international diskutiert. Im aktuellen IPCC-Bericht (Intergovernmental Panel on Climate Change) werden ein weiterer Rückgang der Gletscher und Meereisflächen, damit verbundener Anstieg der Meeresspiegel (Gefahren für oft stark besiedelte Küstenregionen) und vermehrte Extremwetterereignisse (zum Beispiel Überschwemmungen und Dürrekatastrophen) prognostiziert. Besonders betroffen von den Auswirkungen der steigenden globalen Durchschnittstemperatur sind jene Länder, die für den anthropogenen Treibhauseffekt am wenigsten verantwortlich sind. Das macht das Formulieren von Verbesserungszielen und Maßnahmen enorm schwierig und jede Verpflichtung der Industrieländer zur Verringerung von CO₂-Emissionen umso bedeutender.

Die Umwelt stellt die Rohstoffe bereit, die wir für unser Leben brauchen. Da es auf einer endlichen Erde abgesehen von erneuerbaren Rohstoffen nur endliche Ressourcen geben kann, haben wir gegenwärtig bereits mit Ressourcenverknappungen zu tun. Diese werden sich in den kommenden 20 Jahren durch das allgemeine Wirtschaftswachstum insbesondere von bevölkerungsreichen Schwellenländern wie China und Indien noch verschärfen. Die ungleiche Ressourcenverteilung führt auch zu Konflikten zwischen den Staaten und zu Versorgungsunsicherheiten in rohstoffarmen Ländern (zum Bei-

spiel Österreich), die besonders für Zukunftstechnologien (wie Photovoltaikzellen, Glasfaserkabel oder Smartphones) von Rohstoffimporten abhängig sind.

Ein sorgsamer Umgang mit der Umwelt ist für Oberösterreich regional, aber auch national und international von größter Bedeutung, um folgenden Generationen noch ein zukunftsfitte Lebensumfeld bieten zu können.

REGIONEN MIT ZUKUNFT

Die Regionalität ist im Zusammenspiel von Mensch und Umwelt ein entscheidender identitätsstiftender Faktor. Wie sehen Regionen der Zukunft aus? Oberösterreich ist gekennzeichnet von starken regionalen Gegensätzen: der Zentralraum rund um Linz, Wels und Steyr auf der einen und periphere ländliche Bereiche auf der anderen Seite.

Zukünftig ist die Vernetzung dieser beiden Pole entscheidend: Arbeitsplätze, Freizeit- und Kulturmöglichkeiten mit Frei- und Grünräumen, guter Luft und leistbarem Wohnen. Mobilität und Digitalisierung sind dabei gegenwärtig die zentralen Elemente, um bestmögliche Lösungen für die Zukunft zu finden.

Ein nicht zu vernachlässigender Faktor für eine zukunftsfähige Region ist der achtsame Umgang mit Boden. Der Flächenverbrauch durch Gebäude und Infrastruktur nimmt stetig zu. Besonders im oberösterreichischen Zentralraum werden hochqualitative Böden in Bauland umgewidmet. Auch der Trend zum „Einfamilienhaus im Grünen“ (Lebensstil) erhöht den Bodendruck durch aufwändige infrastrukturelle Anbindungen.

Bis 2030 kann in der Region Linz-Wels mit einem Bevölkerungszuwachs von zehn Prozent gerechnet werden. Dieser Trend hat einerseits auf Grund geringerer Zersiedlung positive Auswirkungen auf den Flächenverbrauch, andererseits sind Städte in höchstem Maße versorgungsabhängig. In den nächsten 50 Jahren müssen wir mehr Nahrungsmittel produzieren als je zuvor – dies aber mit geringeren jährlichen Ertragssteigerungen und zur Verfügung stehenden Flächen. Die Konkurrenz um Land wächst und die Nahrungsmittelpreise steigen.

Auch wenn unsere Region heute deutlich anders aussieht als noch vor 100 oder 200 Jahren, bleiben viele Herausforderungen, wie eine wachsende Bevölkerung, eine nachhaltige und effiziente Nutzung von Boden, Nahrungsmitteln und anderen Ressourcen oder unvorhersehbare krisenhafte Ereignisse, bestehen. Aus dem Wissen, wie unsere Vorfahren mit aufgetretenen Widrigkeiten, aber auch mit Chancen umgegangen sind und Lösungen gefunden haben, lassen sich auch für die Zukunft wertvolle Hinweise und Möglichkeiten ableiten. Neben einem rein wissenschaftlichen Interesse ist dies auch ein Grund, warum die Umweltgeschichte Oberösterreichs für künftige Generationen bewahrt werden und nicht in Vergessenheit geraten sollte.



Abb. 4: Verschiedene Regionen Oberösterreichs.

BILDNACHWEISE:

Abb. 1: www.pixabay.com / geralt

Abb. 2: www.pixabay.com / geralt

Abb. 3: www.pixabay.com / Wikilimages

Abb. 4: www.pixabay.com

ABKÜRZUNGEN:

- Abl. = Amtsblatt der Europäischen Union
- Abs. = Absatz
- AGES = Österreichische Agentur für Gesundheit und Ernährungssicherheit
- AHS = Allgemeinbildende höhere Schule
- AK = Aarhus-Konvention
- Art. = Artikel
- ASL = Archiv der Stadt Linz
- AT-OeStA/AVA = Österreichischen Staatsarchiv – Allgemeines Verwaltungsarchiv
- AWLV = Archiv der Wildbach- und Lawinenverbauung
- BayHStA = Bayerisches Hauptstaatsarchiv
- BBMF = Bibliothek des Bundesministeriums für Finanzen
- Bd. = Band/Bände
- BEV = Bundesamt für Eich- und Vermessungswesen
- Bez. = Bezirk
- BGBL = Bundesgesetzblatt
- BH = Bezirkshauptmannschaft
- BFW = Bundesforschungszentrum für Wald
- bzw. = beziehungsweise
- ca. = circa
- CC BY-SA 3.0 = Creative Commons Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 3.0 Unported (<https://creativecommons.org/licenses/by/3.0/deed.de>)
- CC BY-SA 4.0 = Creative Commons Namensnennung-Share Alike 4.0 International Public License (<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>)
- d = Denar, Pfennig
- DI = Diplom-Ingenieur
- DOGA = Digitaler Oberösterreichischer Geschichtsatlas
- DORIS = Digitales Oberösterreichisches Raum-Informations-System
- ebd. = ebenda
- EG = Europäische Gemeinschaft
- EU = Europäische Union
- Fasz. = Faszikel

- fl = Gulden
- fol. = folio, Blatt (gegebenenfalls: a = recto, Vorderseite, b = verso, Rückseite)
- HA = Herrschaftsarchiv
- ha = Hektar
- HAW = Herrschaftsarchiv Weinberg
- HKFA = Hofkammer- und Finanzarchiv
- Hrsg. = herausgegeben, Herausgeber
- HR = Hofrat
- Hs = HS = Handschrift
- iVm = in Verbindung mit
- Jg. = Jahrgang
- Jhdt. = Jahrhundert
- K. = Krone
- k.k. = kaiserlich-königlich
- k. und k. = kaiserlich und königlich
- KA = Kommunalarchiv
- kg = Kilogramm
- kr = Kreuzer
- LA = Landschaftsakten
- lb = Librum, Pfund
- lfm = Laufmeter
- LGBL. = Landesgesetzblatt
- LZ = Linzer Zeitung
- LZ/AB = Amtsblatt der Linzer Zeitung
- LZ/IB = Intelligenzblatt der Linzer Zeitung
- m = Meter
- m² = Quadratmeter
- MA = Marktarchiv
- Masch. = maschinengeschrieben
- MGH SS = Monumenta Germaniae Historica Scriptorum
- MSc = Master of Science
- Nr. = Nummer
- NSDAP = Nationalsozialistische deutsche Arbeiterpartei
- ÖBB = Österreichische Bundesbahnen
- ÖIAV = Österreichischer Ingenieur- und Architekten-Verein
- OÖ = Oö = Oberösterreich, oberösterreichisch
- OÖLA = Oberösterreichisches Landesarchiv
- OÖLA ASt = Oberösterreichisches Landesarchiv, Archiv Starhemberg
- OÖLB = Oberösterreichische Landesbibliothek
- OÖLM = Oberösterreichisches Landesmuseum
- ÖROK = Österreichische Raumordnungskonferenz
- ÖStA = Österreichisches Staatsarchiv
- ÖW = Österreichische Weistümer
- ÖWI = Österreichisches Waldinventar
- pag. = Pagina, Seite

- PS = Pferdestärken
- Pub. = Publikation
- qmm = mm² = Quadratmillimeter
- Reg. = Regest
 - s = Schilling
 - S. = Seite
- SA = Salzoberamt
- Sch. = Schachtel
- SOA = Salzoberamtsarchiv
- SR = Schulrat
- StAR = Stadtarchiv Ried im Innkreis
- StiA = Stiftsarchiv
- TKV = Tierkörperverwertung
- TMW = Technisches Museum Wien
- TU = Technische Universität
- UNESCO = United Nations Educational, Scientific and Cultural Organisation
- USIA = Verwaltung des sowjetischen Eigentums in Österreich
- vgl. = vergleiche
- VHS = Volkshochschule
- VÖEST = Vereinigte Österreichische Eisen- und Stahlwerke
- WGS = World Geodetic System
- WIFI = Wirtschaftsförderungsinstitut
- WKO = Wirtschaftskammer Österreich
- WWF = World Wide Fund For Nature
- Z. = Zl. = ZL = Zahl
- ZAMG = Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik
- z. B. = zum Beispiel

AUTOREN

Helmut Atteneder, Konsulent, (geboren 1952) war Lehrer an der Hauptschule Liebenau (Deutsch, Biologie, Geschichte, Musik) und publizierte mit Max Reindl bisher neun Bände über Liebenau sowie weitere regional bezogene Schriften. 1993 veranlasste er die Grabung einer Glashütte durch das Oberösterreichische Landesmuseum. Er war auch maßgeblich beteiligt an der Rettung des bekannten Tannermoors. Weiters engagiert er sich im Arbeitskreis für Flur- und Kleindenkmalforschung. Nach 44 aktiven Jahren in der Musikkapelle Liebenau betätigt er sich nunmehr als deren Moderator.

Maria Atteneder, geboren 1958 in Weitersfelden, lebt in Liebenau, Oberösterreich. Pensionierte Leiterin der Volksschule Schönau im Mühlkreis (seit 2020); langjährige Mitarbeit bei Frau Mag.^a Ute Streitt („Schande, Folter, Hinrichtung“ und „Mensch – Umwelt – Region“); Mitarbeit im Arbeitskreis für Klein- und Flurdenkmalforschung; Publikationen: „Lustiges und Besinnliches aus Schülermund“ (1988), „165 Jahre Unterricht in Neustift“ (2000), „Stelzhamer häd sei Freid ghat“ (2002), „Mit Schülern durch das Tannermoor“ (2004), „400 Jahre Unterricht in Schönau i. M.“ (2004), „Schönauer Marterlweg“ (2016).

DI Dr. Klaus Bernhard, (Jahrgang 1967) wurde in Linz geboren und studierte dort an der Johannes-Kepler-Universität Wirtschaftsingenieurwesen / Technische Chemie. Seit dem Jahr 1992 ist er für das Amt der Oberösterreichischen Landesregierung tätig, wobei er über ein Jahrzehnt Sachverständiger für Umwelt- und Klimaschutz war. Derzeit ist Klaus Bernhard bei der Oö. Zukunftsakademie im Bereich der Zukunftstechnologien und sozialen Innovationen beschäftigt.

Mag.^a Erika Enzlberger-Heis, Juristin, lebt in Wien und Natternbach, Absolventin des Ausbildungslehrgangs „Heimatsforschung 2012/2013“ des Oö. Volksbildungswerkes.

Fritz Fellner, geboren in Kefermarkt, Schul- und Allgemeinbildung in Freistadt, danach Mitarbeiter in einer Freistädter Bank, Schriftsetzer in einer Druckerei, Geschäftsführer bei einem Dorfentwicklungsprojekt mit Schwerpunkt Kleinmuseumsgründungen und Archivtätigkeit, Lektor und Schriftsetzer für verschiedene Verlage. Daneben Autor von Radwanderführern durch das Mühlviertel, Verfasser von zeitgeschichtlichen und heimatkundlichen Aufsätzen und Büchern, seit mehr als 30 Jahren in der Erwachsenenbildung

tätig. 2000 bis 2020 Kustos im Mühlviertler Schlossmuseum Freistadt mit den Arbeitsschwerpunkten „Zeitgeschichte des Mühlviertels und Südböhmens“ und „Sammlungs- und Wissensdigitalisierung“. Begeisterter Freistädter.

Peter Fußl, Jahrgang 1952, pensionierter AHS-Lehrer. Redaktionsmitglied der Schriftenreihe „Der Bundschuh“ vom Museum Innviertler Volkskundehaus Ried im Innkreis. Zahlreiche Veröffentlichungen in dieser Reihe und in anderen einschlägigen Geschichtswerken über das Inn- und Hausruckviertel. Monographien: Heimatbuch der Gemeinde Ort im Innkreis; Häuserchronik der Pfarre Ort im Innkreis; Religiöse Kleindenkmäler der Pfarre Ort im Innkreis; Innviertler Plumpsklos – Relikte früherer Alltagskultur; Jagdliche Hoch- und Zustände im Inn- und Hausruckviertel.

Helga Heist, aufgewachsen in Aschach an der Donau, wohnhaft in Linz. Nach der Bürolehre bei einem Rechtsanwalt in Eferding in der Privatwirtschaft tätig. Interessensgebiete: Geschichte, Kunstgeschichte, Archäologie. Nach der Pensionierung intensive Studien über Regionalgeschichte. 2006 Mitarbeit am Projekt „Schande, Folter, Hinrichtung“. Anschließend Mitarbeit am Projekt „Mensch – Umwelt – Region“, Spezialgebiet Seuchen in Oberösterreich.

Mag.^a Simone Hüttmeir studierte an der Paris-Lodron-Universität Salzburg Biologie mit Studienzweig Botanik. Seit dem Jahr 1994 arbeitet sie beim Amt der Oberösterreichischen Landesregierung, wo sie lange Jahre als Sachverständige für Natur- und Landschaftsschutz tätig war. Seit deren Gründung im Jahr 2011 ist Simone Hüttmeir bei der Oö. Zukunftsakademie beschäftigt, derzeit vor allem mit den Themenfeldern Zukunftsradar, Zukunftstechnologien und soziale Innovationen.

Friedrich Idam, Geburtsjahrgang 1962, Ausbildung zum Holzbildhauer in Hallstatt. Ab 1980 Totengräber in Hallstatt. 1987 Studienberechtigungsprüfung, Architekturstudium mit dem Schwerpunkt Denkmalpflege an der TU Wien. Im Anschluss Doktoratsstudium im Bereich der Industriearchäologie, Promotion 2003. Seit 2013 ständiges Mitglied des Denkmalbeirates beim Bundesdenkmalamt. Seit 2015 allgemein beeideter und gerichtlich zertifizierter Sachverständiger für Denkmalpflege und Bauphysik für historische Baukonstruktionen. Seit 2016 Mitglied der ICOMOS Österreich Monitoring Group, Zuständigkeitsbereich für die UNESCO Welterbestätte „Altstadt von Salzburg“.

Univ.-Lektor HR DI Dr. Hans Peter Jeschke ist Dozent im Studiengang „Schutz europäischer Kulturgüter“ der Europa-Universität Viadrina Frankfurt/Oder – Professur für Denkmalkunde (Frankfurt/Oder und Collegium Polonicum/ Słubice). Er war Leiter des Oö. Raumordnungskatasters, des Oö. Kulturgüterinformationssystems, der „Naturraumpotentialkartierung Oberösterreich“ und der Rohstoffkoordinierungsstelle Oberösterreich. Der Autor war UNESCO-Coordinator für „Hallstatt/Dachstein – Salzkammergut“ und „Limes Austria“ (2002 – 2005) bzw. Official Austrian Expert for the Council of Europe Campaigns: „Countryside“ and „Europe, our common heritage“.

Dr.ⁱⁿ Regine Jungwirth, geboren 1957. Studium der Volkskunde und Musikwissenschaft an der Universität Wien sowie des Lehrfachs Querflöte am Brucknerkonservatorium in Linz. Kuratorin diverser Ausstellungen und Autorin wissenschaftlicher Artikel. Lebt in Eferding.

SR Maria Kammerer †, Konsulentin (geb. 1924), vermittelte als rührige Lehrerin an der VS Weitersfelden den Kindern neben dem Lehrplan auch die regionalen Kulturgüter, wie Mundart und Volkstanz. Sie war nicht nur in ihrem Heimatort sehr engagiert (z. B. botanische Lehrwiese, Kulturabende, Adventkalenderfenster), sondern arbeitete an vielen überregionalen Projekten mit: Sie war Mitglied der ersten Stunde beim „Arbeitskreis für Flur- und Kleinodienforschung“, war beteiligt beim Projekt „Schande, Folter, Hinrichtung“, war als Mitglied des Stelzhamerbundes schriftstellerisch tätig und verfasste literarische und geschichtliche Publikationen. Für ihr umfassendes Lebenswerk wurde sie 2017 mit der „Professor-Hans-Samhaber-Plakette“ geehrt. Die Ehrenbürgerin der Marktgemeinde Weitersfelden verstarb am 29. Juli 2022.

Gernot Kocher, geboren 1942 in Graz, Matura an der Bundeshandelsakademie Graz, Studium der Rechtswissenschaften an der Universität Graz, Promotion 1967, Assistent am Institut für Deutsche Rechtsgeschichte bei Univ.Prof. Dr. Herbert Fischer, Habilitation 1975 für Deutsche und Österreichische Rechtsgeschichte unter Einschluss der Geschichte des Privatrechtes, 1978 ao. Universitätsprofessor, 1988 ordentlicher Universitätsprofessor (Nachfolge Hermann Baltl) und Vorstand des Institutes für Österreichische Rechtsgeschichte und Europäische Rechtsentwicklungen an der Universität Graz, emeritiert 2010.

Erich Lang, Konsulent für Volksbildung und Heimatpflege, Fahrdienstleiter bei den Österreichischen Bundesbahnen in Linz, Familienforscher seit 1991 mit Schwerpunkt Oberösterreich und Kärnten, Leiter von Ahnenforscherkursen in der VHS und im WIFI, erstellte das Ortsfamilienbuch der Pfarren St. Aegidi und Rannariedl.

Mag.^a Dr.ⁱⁿ Reingard Peyrl, MSc hat Umweltsystemwissenschaften mit Fachschwerpunkt Geographie in Graz studiert und ihre Dissertation über die bioklimatischen Auswirkungen der Wetterlagen auf die Verkehrsunfallstatistik in Oberösterreich verfasst. Nach der Ausbildung zur zertifizierten Natur- und Landschaftsführerin absolvierte Frau Peyrl einen außeruniversitären Masterlehrgang für Management und Umwelt. Sie ist derzeit Themenmanagerin für Visionäre Technologien bei der Oö. Zukunftsakademie.

Mag.^a Petra Pierecker studierte an der Johannes-Kepler-Universität Linz Wirtschaftswissenschaften mit Spezialisierungsfach Betriebliche und Regionale Umweltwirtschaft. 2009 begann sie ihre Arbeit beim Amt der Oö. Landesregierung in der Akademie für Umwelt und Natur (Veranstaltungsmanagement). Mit der Gründung der Oö. Zukunftsakademie 2011 beschäftigte sich Petra Pierecker mit den Themenfeldern „Ganzheitliche Kompetenzen“ und „Visionäre Technologien“. Von 2013 bis 2018 war sie in Karenz und ist seit 2019 im landwirtschaftlichen Schulreferat tätig.

Klaus Dieter Richter, geboren in Istanbul. Bauingenieur, nach der Pensionierung im Jahr 2000 intensive Beschäftigung mit Familien- und Heimatforschung, Besuch diverser Fortbildungsveranstaltungen. 2002 erfolgreiche Absolvierung des Ausbildungslehrgangs zum Heimatforscher; Dokumentation der Hofgeschichte des Edthofs zu Lichtenberg. Bereits seit Beginn des Projekts Mitarbeiter bei „Mensch – Umwelt – Region“.

Otto Ruhsam ist Archäologiekünstler. Bis 1990 war er Linzer Stadtbibliograph. Er lebt in Neumarkt im Mühlkreis und bezeichnet sich selbst als einen „seit Jahrzehnten konsequent Suchenden“ und als solcher stößt er immer wieder auf Spuren der Alltagskultur unterschiedlichster Epochen. Finden und Gestalten – das ist Otto Ruhsams Antrieb und Aufgabe. „Schrittmengen“ – so nennt er Fundgut, das er beim Gehen sammelt. Die von Erde, Feuer, Wasser und Luft „bearbeiteten“ Materialien verarbeitet er später in seinen Installationen. Scherben und Rostiges erfahren so durch subtile Zusammenstellung eine neue Interpretation. Im Besonderen weckt der historische Entwicklungsprozess der Mittelalterstadt Freistadt sein Forschungsinteresse.

Georg Stöger ist assoziierter Professor für Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte an der Universität Salzburg. Er ist Autor eines Buches zur Umweltgeschichte von Linz im 18. und 19. Jahrhundert (2021) und arbeitet derzeit an einer Wohlstandsgeschichte Salzburgs – www.uni-salzburg.at/geschichte/stoeger.

DI Gerhard Tolar, geboren 1944 in Lambach, aufgewachsen in Wimsbach und Linz Neue Heimat. Matura am Humanistischen Gymnasium Linz Spittelwiese. 1962 Studium Bauingenieurwesen an der Technischen Hochschule Wien, 1970 Eintritt in die VÖEST als Berechnungsingenieur Brückenbau, 1978 Übertritt in den VA Industrieanlagenbau, 2006 Pension, ehrenamtlicher Mitarbeiter im Stadtmuseum Leonding für Recherche und Gestaltung verschiedener Ausstellungen; 2022 Goldene Kulturmedaille des Landes Oberösterreich.

Josef Weichenberger, geboren 1957 in Linz, begeisterter Höhlen- und Heimatforscher, entwickelte sich vom gelernten Maschinenbautechniker zum Archivar im Oö. Landesarchiv, Fachmann für Familienforschung, Spezialist für unterirdische Gänge (so genannte „Erdställe“), verfasste für den Nationalpark Kalkalpen mehrere Forschungsarbeiten zu naturkundlichen und kulturhistorischen Themen, Nationalpark Ranger, Initiator und Mitautor des Buches „Räuber, Mörder, Teufelsbrüder“, beschäftigt sich deshalb auch mit den Hexenprozessen Oberösterreichs.